


7.302
3ja
17
52845

REYNOLDS HISTORICAL
GENEALOGY COLLECTION



3 1833 01072 9892



Digitized by the Internet Archive
in 2013

<http://archive.org/details/jahrbuchderdeuts00sing>

Jahrbuch der Deutschen in Chicago
und im Staate Illinois
für das Jahr 1917

Mit einer übersichtlichen Geschichte des europäischen
Krieges und mit einer Beleuchtung der
politischen Lage in Amerika.

Dritter Jahrgang.

Herausgegeben und redigiert von
Dr. Michael Singer

Chicago 1917

Preis: Ein Dollar

1752845

Dritter Jahrgang

Third Year

Jahrbuch der Deutschen in Chicago und im Staate Illinois für das Jahr 1917

Mit einer übersichtlichen Geschichte des europäischen
Krieges und mit einer Beleuchtung der
politischen Lage in Amerika.



Herausgegeben und redigiert von

Dr. Michael Singer

DR. MICHAEL SINGER

Care of *Chicago* 1917 *Zeitung*

24-28 SOUTH FIFTH AVE., CHICAGO, ILL.

Preis: Ein Dollar

An die Leser und Freunde des Jahrbuchs.

Es ist unverzeihlich, daß noch immer keine Anstalten getroffen wurden zu einer systematischen und durchgreifenden

Geschichte der Deutschen in Amerika,

trotzdem amerikanische Historiker, dem Maschinerie nach mit Absicht, der kulturellen, wirtschaftlichen und industriellen Arbeit der Deutschen in Amerika gar keine oder nur geringe Beachtung schenken. Wohl haben einige deutsche Forscher und die deutschen historischen Gesellschaften mit lobenswerthem Eifer Material gesammelt, das Material blieb aber trotz des Fleißes spärlich und unzusammenhängend.

Aus den bescheidenen Anfängen des Jahrbuchs der Deutschen in Chicago soll ein

Jahrbuch der Deutschen in Amerika

schon im nächsten Jahre hervorgehen, das in jedem Staate, in jeder Stadt, in jeder Niederlassung die Spuren deutschen Wirkens in der Vergangenheit verfolgt, in der Gegenwart und in der Zukunft festhält, um dann in Jahren ein übersichtliches Bild deutschen Schaffens und Wirkens zu geben. Das Buch soll jährlich 800—1000 Seiten umfassen und wird, um es zum Gemeingut der Deutschen zu machen, dennoch bloß einen Dollar kosten.

Die Arbeit ist mühevoll und erheischt große Opfer an Zeit und Geld. Die Arbeit wird aber vollbracht werden. Sie muß vollbracht werden. Ich richte an die historischen Gesellschaften die Bitte, mir ihre Jahrbücher einzuschicken. Ich richte an die Fachgelehrten die Bitte, sich zur Mitarbeiterschaft zu melden. Auch an Kollegen von der Tagespresse ergeht die Bitte, die Ausarbeitung der Jahresereignisse zu übernehmen. Jede Arbeit wird honoriert.

Tüchtige Agenten zur Verbreitung des Buches werden in jedem Staate, in jeder Stadt gesucht. Briefe sind zu richten an:

DR. MICHAEL SINGER

Care of Illinois Staats-Zeitung

24-28 SOUTH FIFTH AVE., CHICAGO, ILL.

Jahrbuch der Deutschen in Chicago und im Staate Illinois für das Jahr 1917

Mit einer übersichtlichen Geschichte des europäischen
Krieges und mit einer Beleuchtung der
politischen Lage in Amerika.

Dritter Jahrgang.

Herausgegeben und redigiert von

Dr. Michael Singer

Chicago 1917

Preis: Ein Dollar

Vorwort.

In dem Vorwort zum zweiten, vorjährigen Jahrgang des „Jahrbuchs“ konnte ich die Klage nicht unterdrücken darüber, daß das Deutschthum meiner Arbeit die Sympathien, zu welchen ich mich berechtigt glaubte, vorenthalten hat.

Mit umso größerer Genugthuung kam ich aber diesmal feststellen, daß der Empfang des zweiten Jahrgangs meine Erwartungen übertroffen hat. Die Bestellungen auf das Jahrbuch liefen aus allen Ecken und Enden der Republik, ja sogar aus Deutschland ein und Presse und Private zollten meinem bescheidenen Beginnen eine Anerkennung, die mich dazu ermutigt, das „Jahrbuch“ zu einer ständigen Jahreserscheinung zu machen, und dasselbe von Jahr zu Jahr auszudehnen, bis es einen allgemeineren Charakter annehmen wird und ich es mit gutem Recht „Das Jahrbuch der Deutschen in Amerika“ werde nennen können.

Es wäre ungerecht meinem Unternehmen gegenüber und undankbar meinen Freunden gegenüber, wollte ich aus schlecht angebrachter Bescheidenheit davon absehen, einige der ermutigenden Zeilen, die ich erhalten habe, hier zu veröffentlichen.

Vor allem will ich der „Illinois Staats-Zeitung“, die ja bekanntlich meine journalistische Heimat ist, für die ebenso liebevolle, wie ausführliche Würdigung meines Jahrbuchs danken. Ich bin überzeugt, daß die Würdigung nicht ausschließlich der kollegialen Rücksichtnahme entstammte. Die „Staats-Zeitung“ schrieb:

„Als Anfang und Verheißung trat im vorigen Jahre der erste Jahrgang dieses Buches vor den Leser; als Erfüllung und Vollendung präsentiert sich ihm mit dem vorliegenden stattlichen Bande der zweite. Schon vor dem Kriege drängte der Gedanke, das wichtigste Erleben eines so starken deutschen Bevölkerungskomplexes, wie er sich in Chicago verkörpert, in einem Jahrbuche festzuhalten, auf die Umsehung in die That; daß er nicht ausgeführt wurde, dünkt uns lediglich ein neuer Beweis für die in seliger Vereinsmeierei herumplätschernde deutsche Selbstgenügsamkeit, die sich keine Ziele steckte und darum auch nicht zu kämpfen brauchte. In dieser Kriegszeit selbst aber wurde das Bedürfnis, über das flüchtige Wort der Tageszeitung hinaus unser eigenes Miterleben und Mitwirken an den großen Geschehnissen zu registrieren, zu einer gebieterischen Notwendigkeit. Für das amerikanische Deutschthum kam der Krieg als der große Reiniger und Läuterer, vor dem es alle Schlawfricht abschütteln mußte, um sich gegen bodenlose Verheerung und Verdächtigung zum Kampf zu stellen. Und in dem Maße, in dem die Chicagoer Deutschen ihre frühere Statistenrolle abwarfen und zu handeln begannen, als Angehörige des deutschen Stammes sowohl wie als Bürger der amerikanischen Pande, mußte sich bei ihnen ein um so stärkeres Interesse dafür regen, in einem Jahresüberblick einen Spiegel und eine Bilanz ihres Ringens zu finden.“

Wenn Dr. Singer das Verdienst gebührt, mit seinem Jahrbuch eine empfindliche Lücke im Geistesleben des Chicagoer Deutschthums ausgefüllt zu haben, so war auf der anderen Seite niemand berechtigter als er, unter die Chronologie gerade dieses Chicagoer Kriegsjahres den Schlussstrich zu ziehen. Seinem unablässigen Mahn- und Warnruf war es ja überhaupt erst zu dan-

vertieft haben. Wieder zur Gegenwart hinüber führen die Ausführungen Dr. Singer's über „Deutsches Bühnenleben und das deutsche Theater in Chicago“, die, abgesehen von ihrem kulturhistorischen Wert, durch ihr liebevolles Eingehen auf die lokale Färbung der deutschen Muse in Chicago außerordentlich fesseln.

Wenn wir aber mit dem Jahrbuch bei dem Chicagoer deutschen Theater von heute angelangt sind — ein nicht gerade erfreuliches Thema, dem es aber nur zum Besten gereichen kann, wenn die kritische Sonde sich um die Entfernung schädlicher Auswüchse bemüht —, stehen wir auch wieder mitten drin im Ringen und Schaffen unseres Volkstums, in seiner Betätigung auf wirtschaftlichem Gebiete. Trotz des Krieges und des durch ihn bedingten Stoffandranges ist im Jahrbuch von 1916 keines dieser bedeutamen Gebiete vernachlässigt worden. Die überaus anschaulich und unterrichtend geschriebenen Beiträge über Deutsche im Chicagoer Wirtschaftsleben, über eine Reihe evangelischer und lutherischer Kirchengemeinden, über den Deutsch-Amerikanischen Nationalbund, die deutsche Vertretung in der demokratischen und der republikanischen Partei, über den Kolumbia-Damenklub, über die Vereinigten Gesellschaften, über die Deutsch-amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois und die Germanistic Society von Chicago zeugen für die Vielseitigkeit dieses vortrefflichen Bandes, der mit seinen 464 Seiten ein stolzes deutsch-amerikanisches Kulturdokument für sich darstellt. Wir sind mit guter, auf unserem eigenen amerikanischen Boden gewachsener Literatur wahrlich nicht verwöhnt; wenn sich daher dieses Gute bietet und wenn es noch dazu so aus unserem unmittelbaren Erleben großer Geschehnisse heraus entstanden ist, sollten wir um so gieriger die Hand danach ausstrecken. In dieser Periode der Sammlung und Kräftigung des Deutschtums auf amerikanischem Boden darf das Jahrbuch der Chicagoer Deutschen für 1916 in keinem deutschen Hause fehlen.“

Weniger ausführlich natürlich aber nicht minder innig und nicht minder ermutigend lauten die liebenswürdigen Zuschriften führender Persönlichkeiten des Deutschtums in Stadt und Staat. So schreibt beispielsweise einer der begeistertsten Streiter für das Deutschtum in Amerika, Prof. Dr. Julius Goebel von der Staatsuniversität von Illinois:

„Empfangen Sie, bitte, meinen verbindlichsten Dank für die Uebersendung des Jahrbuchs. Das Buch macht einen vorzüglichen Eindruck und Sie dürfen auf diese Leistung mit Recht stolz sein. Es gibt nicht nur ein treffliches und fesselndes Bild des geistigen Lebens, das unser Deutschtum in Chicago während des vergangenen Jahres entfaltet hat, sondern man spürt darin auch den Hauch der großen Zeit, die uns heute alle erhebt. Gerade in dieser Hinsicht wird das Buch dem zukünftigen Geschichtsschreiber eine unschätzbare Quelle sein. Zugleich aber bringt es den Brüdern in der alten Heimat die Kunde, daß wir heute mehr als je mit ihnen eines Herzens und eines Sinnes sind. Möge eine recht weite Verbreitung die Mühe lohnen, die Sie auf das Unternehmen verwandt haben.“

Herr Francis F. Dewes, Präsident der Standard Brauerei, der besonders in früheren Jahren an allen deutschen Bewegungen in hervorragender Weise teilgenommen hatte, erfreute mich mit folgenden Zeilen:

„Gerglichen Dank für das schöne Jahrbuch. Ein gewaltiger Fortschritt seit dem ersten „Versuch“, der jedenfalls allseitig anerkannt und gewürdigt werden wird. Das Buch bietet so viel des Interessanten, daß ich noch nicht dazu gekommen bin, es in seiner Gesamtheit durchzunehmen. So viel scheint

mir jetzt schon erwiesen, daß der Charakter eines „Zahrbuchs“ bestens gewahrt ist, daß Vergangenes in Verbindung mit der Gegenwart bestens zur Anschauung kommt und daß das Buch eine Fundgrube für den späteren Geschichtsschreiber sein wird.“

Herr Dr. Otto L. Schmidt, der opferfreudige Präsident der Historischen Gesellschaft, drückt seine wohlthuende Anerkennung in folgenden Worten aus:

„Ich bin überzeugt, daß Ihr Buch bedeutenden Wert für die deutsche Propaganda haben wird. Solche Bücher entwickeln ja ihre volle Wirkung erst mit der Zeit, wie ja die meisten unserer historischen Schriften. Und deshalb bin ich überzeugt, daß Ihre Arbeit für das Deutschtum in der Zukunft von großer Bedeutung sein wird.“

Herr Pastor R. M. Johnson von der St. Pauls-Kirche, der nicht nur die Seele seiner Gemeinde, sondern auch die Seele des Chicagoer Deutschtums genannt werden darf, richtete folgendes Schreiben an mich:

„Für die Uebersendung Ihres prächtigen Zahrbuchs bin ich Ihnen von Herzen dankbar. Umfang und Inhalt lassen erkennen, daß Sie auf diese Arbeit viel Zeit und viele sorgfältige, ernste Mühe verwandt haben. Ich hoffe, Ihr Buch wird in jeder Weise erfolgreich sein, besonders auch im geschäftlichen Sinne, daß der Arbeiter seinen wohlverdienten Lohn erhalten möge. Ist das auch nicht die Hauptsache — in der ist Ihnen der schöne Erfolg ja sicher, — so hängt doch viel davon ab, daß Sie auf Ihre Rechnung kommen, da das Bestehen des verdienstvollen und besonders heute dem hiesigen Deutschtum so nötigen Unternehmens davon abhängen wird.“

Anwalt Ernst B. Kuzwurm, der erste Sprecher der Chicago Turngemeinde, wurde durch das „Zahrbuch“ zur folgenden Zuschrift begeistert:

„Das „Zahrbuch“ übertrifft alle meine Erwartungen. Ich habe ungefähr 150 Seiten gelesen und mit Randbemerkungen versehen. Besonders die Seiten 5 bis 95 werden Ihr Buch für immer zu einem Hochgenieß für künftige deutsche Generationen und zum Nachschlagenwerk für Geschichtsforscher machen. Ich möchte nicht den abgedroschenen Ausdruck gebrauchen: Das Buch sollte in keinem deutschen Heim fehlen. Das aber muß ich sagen, daß es künftigen Generationen Genieß und Ermutigung bieten wird in reichem Maße.“

Den vielen, vielen Hunderten, die mich für meine Arbeit mit ähnlichen Zuschriften, welche in meinem „Vorwort“ natürlich nicht zum Abdruck kommen können, belohnten, sage ich innigen Dank. Die Anerkennung gebührt aber nicht nur mir, sondern hauptsächlich meinen Mitarbeitern, die mir auch in dem vorliegenden „Zahrbuch“ wacker zur Seite stehen und ohne deren Mitarbeiterschaft ich kaum Wertvolles leisten könnte.

Ich bin überzeugt, daß ich von Jahr zu Jahr dem mir gesteckten Ziele näher kommen und schließlich in dem „Zahrbuch“ ein deutsch-amerikanisches Geschichtsbuch schaffen werde, dessen Mosaiksteine beim Aufbau einer wirklichen, umfassenden deutsch-amerikanischen Geschichte von Wert sein werden.

Diese Hoffnung erleichtert die Arbeit. Und so schicke ich den dritten Jahrgang des Zahrbuchs auf die Reise. Möge das Buch willkommen geheißen werden, wo immer es anpocht.

Chicago, im Juli 1916.

Dr. Michael Singer.

Deutschamerika im Kriegsjahre 1915— 1916.

Von Michael Singer.

Ich habe die Chronik des vorigen Jahres mit der im vorigen Jahre hier in Chicago abgehaltenen Friedensversammlung abgeschlossen. Damals ahnte ich nicht, daß dieser Friedensversammlung eine offizielle Kriegserklärung an Deutschamerika folgen wird. Wohl lebte Deutschamerika seit Ausbruch des Krieges ebenfalls im Kriege. Wohl hatten wir die vergifteten Pfeile gemeiner Verdächtigungen abzuwehren, weil wir es nicht ruhig mitansehen wollten, wie in den Spalten der englischamerikanischen Zeitungen der Polyp der Lüge, mit welchem man den deutschen Nationalcharakter zu erdrücken suchte, immer mächtiger anwuchs. Er mästete sich mit Deutschenhaß und es mußte ihm Blut abgezapft werden, damit er ungefährlich werde.

Das offizielle Amerika begnügte sich aber damit, die alliierten Feinde Deutschlands im Mantel der Neutralität und im Priestergewande der Menschlichkeit zu unterstützen. Aus Deutschamerikaner ließ man ungeschoren. Nur nachdem die Herren Briten herübergekommen waren, um außer amerikanischen Waffen auch noch amerikanisches Geld zur Kriegsführung gegen Deutschland zu erlangen und nur nachdem Herrn Woodrow Wilson aus diesem Anlaß vor Augen geführt wurde, daß dieses Kriegsdarlehen ihn zum Lügner an sich selbst mache, wurde Deutschamerika auch mit dem offiziellen Haß der amerikanischen Regierung beehrt. Weil Politiker, die durch eine engere Anlehnung an die Munitionsfabrianten und Finanzgruppen ihre politische Zukunft sichern zu können glaubten, den Deutschenhaß zum leitenden Prinzip machten, mußten die Deutschamerikaner, die das Ansehen, den sittlichen Wert der Republik nicht verschadern ließen und ihre Stimmen demzufolge gegen die

Waffenausfuhr, gegen die Kriegsdarlehen, gegen die einseitige Haltung der Regierung erhoben, die alle amerikanischen Rechte durch die Alliierten und besonders durch England beinahe widerstandslos vergewaltigen ließ, indeß sie gegen Deutschland fortwährend das blutige Schwert zückte, erhoben, verdächtigt werden, daß sie Deutschland höher stellten als die Republik, deren Bürger sie sind und bald brüllte man ihnen aus allen Ecken und Enden den Rosenkranz Hochverräter zu.

Glücklicherweise duckten die Deutschamerikaner sich nicht. Und besonders die Deutschen Chicagos wiesen die gemeinen Verdächtigungen stolzerhobenen Hauptes zurück. Es wurde mit starker Stimme zurückgedonnert, daß der Verrat an amerikanischen Interessen aus dem Weissen Hause ausgehe und daß das Justizdepartement sich zum Geheimagenten Großbritanniens entwürdigt habe und zu diesem Behufe die Gelder des amerikanischen Volkes vergende.

Es war vornehmlich das mannhafte entschlossene und dennoch würdevolle Eintreten der „Illinois Staats-Zeitung“ und des Herausgebers derselben, des Herrn Horace V. Brand, das die Mut der offiziellen und nicht offiziellen Britenfreunde noch mehr gegen Deutschamerika entfachte, sie aber gleichzeitig belehrte, daß sie in allem und jedem mit Deutschamerika zu rechnen haben, daß Deutschamerika sich weder mundtot machen noch seiner verfassungsmäßigen Rechte berauben läßt.

Und es gibt kein Gesetz der Bescheidenheit, das den Schreiber dieser Zeilen veranlassen könnte, nicht darauf hinzuweisen, daß seine in der „Illinois Staatszeitung“ veröffentlichten, in ebenso ernstem, wie entschiedenem Tone gehaltenen

Zeitaufgabe der Regierung wie auch Männern, welche hohe Aemter anstrebten, manche sorgenvolle Stunde verursachten, bis endlich die Führer der demokratischen Partei, die Herrn Wilson für das Weiße Haus einen Mietzkontrakt auf weitere vier Jahre sichern wollten, sich zum Zugeständnis bequemen mußten, daß die Hauptschlacht in der Präsidentschaftskampagne in Chicago geschlagen werden wird.

Allerdings gab es in Chicago Deutsch-amerikaner, die dem Deutschenhaß unnötigerweise neue Nahrung zuführten. Leute, die sich nun mit einem Male sehr wichtig vorkamen, Organisationen gründeten, sich pompöse Titel beilegten, die dann mit Resolutionen und Erklärungen fortwährend vor die amerikanische Öffentlichkeit liefen und den Glauben zu erwecken suchten, daß sie ganz Deutsch-amerika vertreten und daß dieses Deutschamerika die Regierung, die Munitionsfabrikanten und alles, was sich da gestattete, mit Deutschland nicht zu sympathisieren, mit Mißgabeln totzuschlagen gedenkt.

Diese selbsternannten Vertreter des Deutschthums in Amerika haben uns manchen Schaden zugefügt, manche neue Feinde zugeführt, anstatt den Haß abzuschwächen.

Allerdings bedurften weder die Wilsonsche Regierung, noch die im britischen Solde stehende Presse dieser Ermutigung. Für sie wurde der Deutschenhaß ein Dogma, an welchem festzuhalten sie sich verpflichtet fühlten.

Allerdings hat die Sache der Wahrheit, welche die Deutschamerikaner vertreten, auch Freunde. Es gibt Zeitungen und Männer im öffentlichen Leben Amerikas, welche sich weder von den Wilsonschen Menschlichkeitstheorien, noch von der Scheinprosperität der amerikanischen Waffenindustrie den Kopf verdrehen lassen und es der Regierung auf den Kopf zusagten, daß sie weder im Geiste der Neutralität, noch im Geiste der Menschlichkeit handle und den Deutschamerikanern ein bitteres Unrecht zufüge.

Mit Bezug auf die Waffenausfuhr sagte Kongreßabgeordneter Sumpfhren vom Staate Washington in offener Sitzung unter anderem folgendes: „Jede Industrie in den Ver. Staaten, die sich auch nur einer normalen Prosperität erfreut, verdankt dieselbe der entsetzlichen Tragödie, welche jetzt die Welt verwühet. Man brauche nur die Front in Europa zu besuchen, um die Wichtigkeit dieser Behauptung bestätigt zu finden. In einem amerikanischen Automobil fährt man zu den Schützengraben, die mit amerikanischen Werkzeugen gegraben sind, mit amerikanischem Holz eingefaßt, durch amerikanischen Stacheldraht beschützt, mit amerikanischen Kanonen besüßt, mit amerikanischer Munition gefüllt, verteidigt von Soldaten, die mit amerikanischen Produkten ausgerüstet, bekleidet und ernährt werden. Amerikanische Aeroplane fliegen oben, die Kavallerie saust auf amerikanischen Pferden vorbei, die leichte Artillerie wird von amerikanischen Maulteßeln heran gebracht. Man möge sich die Hölle ansehen, wo die jetzige amerikanische Prosperität gemünzt wird, und dann an den Handelsminister denken, der bei jeder neuen Kanone, die nach Europa geschickt wird und bei jeder neuen Granate ein vergnügtes offizielles Bulletin vom Stapel läßt, worin er konstatiert, daß die Prosperität endlich in den Ver. Staaten angekommen ist. Jeder Rechtsdenkende muß den Mann verurteilen, der sich einer Prosperität rühmt, die aus menschlichen Elend gewonnen wird.“

Eine solche Sprache, welche die Sprache eines ehrlichen Amerikaners und daher auch die Sprache der Deutschamerikaner ist, kann aber diese Regierung nicht vertragen, deren neutraler Herzenswunsch es ist, Deutschland, den einzigen traditionellen Freund der Republik, im Staube, und England, den Erbfeind der Republik, als Beherrscher der Welt zu sehen.

Es wird ihr aber nicht nur von uns Deutschamerikanern ein Spiegel vorgehalten. Als Herr Gardner, der famose Abgeordnete von Massachusetts, sich seine schmutzigen Stiefelabsätze an uns abtrod-

nen zu können glaubte, hielt der Abgeordnete Shackleford von Missouri im Abgeordnetenhaus eine Rede, welche in den Wunsch ausklang: „Gott segne die Deutschamerikaner!“

Herr Shackleford trat in seiner Rede für ein Embargo auf die Waffenausfuhr ein und seine Ausführungen waren überaus interessant. Er machte sich ferner weidlich lustig über die „Bostoner Tories“, wie er die dortigen Anglomanen nannte, die auf der einen Seite einen glänzenden Sieg der Alliierten prophezeien, während sie auf der anderen Seite ihren Mitbürgern weiß zu machen versuchen, daß das geschlagene und vernichtete Deutschland nach dem Friedensschluß sofort über Amerika herfallen werde. Schließlich sprach der wackere Missourier in der sympathischsten Weise über die Verdienste der Deutschamerikaner. Er erinnerte zum Beispiel daran, daß es allein ihnen zu verdanken war, daß sein Staat Missouri sich im Bürgerkriege nicht den Rebellen angeschlossen, sondern der Union treu blieb. Dann widmete er, häufig von Beifall unterbrochen, seinen Mitbürgern deutscher Abkunft die folgenden schönen Worte, die uns reichlich entschädigen für die bözartigen Schimpereien von Leuten wie Gardner, Lodge, Roosevelt und Konsorten:

„O diese Bindestrich-Amerikaner! Wie die Zeit dahingeht, werden wir stolzer und immer stolzer darauf werden, daß wir den Deutschamerikaner in diesem Lande haben. In meinem Staate verheiraten wir unsere Töchter mit deutschamerikanischen Söhnen und geben unseren Söhnen deutschamerikanische Töchter zu Frauen. Wir verknüpfen unser Schicksal mit dem ihrigen und vermischen mit Stolz und Liebe unser Blut mit dem ihrigen. Warum müssen gerade sie jetzt als Zielscheibe solcher Verleumdungen herhalten? Will jemand mir auch nur einen Deutschamerikaner zeigen, der Sympathie für Deutschland und gegen die Vereinigten Staaten ausgedrückt hätte? Welcher Deutsche kann zurückblicken auf eine Geschichte wie die

Deutschlands und sich dabei nicht der herrlichen Errungenschaften dieses herrlichen Landes erinnern und nicht Stolz und herzliche Sympathie fühlen für sein Vaterland? Ich bin ein Angloamerikaner. Jeder Tropfen Blut, der in meinen Adern fließt, stammt aus England. Aber, Herr Sprecher, ich sage, daß die Welt nie mit einer edleren Zivilisation gesegnet war als der deutschen. Gott segne die Deutschamerikaner!“

Präsident Wilson legt los.

Wieslang hatte der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Woodrow Wilson, seine hohe Würde zumindest insofern gewahrt, daß er blos seinem brittenfreundlichen Herzen folgte, nicht aber auch noch seinen Mund öffnete, um die Zahl der Verleumder des ehrlichen deutschen Charakters zu vermehren. Endlich dachte er aber, daß auch diese Reserve unnötig sei, daß auch er, weil die Bürger deutscher Abkunft sich mit seinem politischen Kurs nicht befreundeten konnten, gegen die Deutschamerikaner Stellung nehmen muß. Er tat dies aus dem Anlaß, als er den Munitionsfabrikanten neue Bestellungen und neue Gewinne mit dem Hinweis sichern wollte, daß Amerika sich rüsten müsse, weil Deutschland die Vereinigten Staaten heute oder morgen, aber spätestens übermorgen angreifen werde.

Es war im New Yorker Manhattan Club, wo der höchste Würdenträger der Republik, zum ersten Male nicht nur für seine Verteidigungspläne eintrat, sondern in allgemein gehaltenen Verdächtigungen den Haß gegen uns Deutschamerikaner schürte und Bürger gegen Bürger hetzte. Damals beantwortete ich die ungerechtfertigten und daher empörenden Verdächtigungen in der Illinois Staatszeitung wie folgt:

„Der Präsident hat in seiner Rede ausdrücklich betont, daß jene Bürger, welche den dieser Republik geleisteten Treueid verletzt haben, an Zahl allerdings gering, dafür aber um so lauter gewesen sind. Wenn daher die nach An-

sicht des Präsidenten pflichtvergeffenen amerikanischen Bürger ihre amerika-feindlichen Untriebe nicht in der Stille und im Dunkel der Nacht, sondern laut und bei hellem Tage betrieben haben, dann ist er in der Lage, jene Bürger beim Namen zu nennen und sie als Verräter an den heiligsten Interessen der Republik zur Verantwortung zu ziehen. Zut er es nicht, dann macht sich eben der Präsident einer groben Pflichtverletzung schuldig, oder aber er erweckt den Verdacht, daß der erste Bürger der Republik absichtlich und bewußt falsche Anklagen gegen andere Bürger der Republik schmiedet, und zwar aus den allerverwerflichsten Gründen, aus persönlichen Gründen, deshalb, weil jene Bürger den Bürger Wilson nicht für unschulbar halten können und seiner Politik, die sie für schädlich halten, feindlich gegenüberstehen.

Die in seiner New Yorker Rede enthaltene Anklage lautet wörtlich: „Die einzige Sache, die uns innerhalb unserer eigenen Grenzen in den letzten Monaten ernste Sorge bereitet hat, ist die, daß Stimmen hörbar wurden, angeblich Stimmen von Amerikanern, welche aber in Wirklichkeit und in Wahrheit keine amerikanischen Stimmen sind, sondern fremdländische Sympathien ausdrückten, Stimmen, die von Männern herrührten, die andere Länder mehr lieben, als sie Amerika lieben, von Männern, die die Parteigänger der Sache anderer Länder sind und vergessen haben, daß die höchste und einzige Hingebung dem großen Gemeinwesen gelten sollte, in welchem sie leben. Diese Stimmen waren nicht zahlreich, sie waren aber laut und stürmisch. Die Stimmen gingen von wenigen aus, die erbittert und peinigend irreführend waren. Amerika hat seine Tore nicht vergeblich Männern und Frauen von anderen Nationen erschlossen. Die überwiegende Mehrheit jener, die hierher gekommen sind, um sich der Gastfreundschaft zu erfreuen, hat ihren Geist mit dem Geiste Amerikas ebenso verheiratet, wie ihr Schicksal. Jene Männer, welche

fremdländische Sympathien vertreten, sind nicht die Dolmetscher der Mehrheit. Sie vertreten eine kleine Gruppe, und es ist die höchste Zeit, daß sie von der Nation zur Verantwortung gezogen werden.“

Also sprach der Präsident der Vereinigten Staaten. Die Nation, vor deren Richterstuhl Herr Wilson eine „kleine Gruppe“ geschleppt zu sehen wünscht, ist mit dem Präsidenten in dieser Hinsicht eines Gefühls und eines Gedankens. Männer, die ein anderes Land dem Lande vorziehen, das sie zu ihrer Heimat gemacht haben, dessen Schutz sie genießen, dessen Vorteile ihnen zuteil werden und in welchem sie es sogar zu den höchsten Ehrenstellen bringen können, haben keinen Platz in dieser Republik.

Der Präsident hat aber in seiner Anklage sich leichtfertigerweise nur auf Allgemeinheiten bezogen und keinen einzigen konkreten Fall angegeben, aus welchem unanfechtbar nachgewiesen werden könnte, daß die Männer und Gruppen, auf welche er sich in seiner Anklage bezieht, andere Länder tatsächlich dieser Republik vorziehen und in der Republik die Sache fremder Völker vertreten. Wenn es solche Männer und Gruppen gibt, ist keine Strafe zu hart für dieselben. Der Präsident hat die Männer und Gruppen nicht genannt. Wir wollen ihm zu Hilfe kommen. Es sind jene Männer und jene Gruppen, welche aus Eigenmut die heiligsten Traditionen der Republik schänden; es sind jene Männer und Gruppen, die der Dollars und Cent wegen das von dem Präsidenten Wilson aufgestellte Friedens- und Neutralitätsprogramm über den Haufen stoßen; es sind jene Männer und Gruppen, die bereit sind, ihres Vorteils wegen das Land in Gefahren zu stürzen; es sind jene Staatsmänner, die auf der einen Seite zum Schutze amerikanischer Interessen den Mund voll nehmen, um auf der anderen Seite die täglich sich erneuernde Vergewaltigung amerikanischer Interessen mit verchränkten Armen mitzuschauen, und es sind hauptsächlich je-

Staatsmänner, die allgemein gehaltene Anklagen erheben, um mit denselben den inneren Frieden der Republik zu trüben.

Das sind die Männer und die Gruppen, die vor den Richterstuhl der Nation gehören und vor denselben kommen werden mit der Sicherheit, mit welcher der Tag der Nacht folgt. Der Präsident hat aber nicht jene Männer und nicht jene Gruppen, sondern jene anderen gemeint, die, wo immer sie geboren sein mögen und wie niedrig auch ihr Lebensberuf sein mag, ihre Stimme „laut und stürmisch“ dafür erheben, daß die wahren Interessen der Republik und eines jeden einzelnen Bürgers den weitgehendsten Schutz finden sollen, die immer lauter und immer stürmischer fordern, daß das Geschick des Volkes nicht von einem einzelnen Manne, sondern von dem Gesamtvolk entschieden werde, daß der Geist, welcher die Republik gegründet, erhalten und gestärkt hat, fortlebe, und daß das Andenken achtungsgebietender, glorreicher Vorfäter von zwerghaften Epigonen nicht entwürdigt werde.

Diese Männer und diese Gruppen sind nicht nach dem Geschmack des Präsidenten. In seinen Augen ist Amerikanismus gleichbedeutend mit Wilsonismus, und wer die Lehren Wilsons nicht als göttliche Offenbarungen anerkennt, wer für die Unfehlbarkeit Wilsons leise und mitunter „laute und stürmische“ Zweifel hat, der gehört nach der Ansicht des Präsidenten auf die Anklagebank, der ist kein Amerikaner.

Wie sehr Präsident Wilson die amerikanischen Interessen vertritt, werden die amerikanischen Großindustriellen, die keine Kriegsmittel fabrizieren, die amerikanischen Handelsfürsten, die amerikanischen Arbeiter, die Chicagoer Großschlächter, die in Mexiko ansässigen amerikanischen Bürger dem amerikanischen Volke erzählen.

Und auch der amerikanische Besitzer des amerikanischen Dampfers „Soding“ erzählt dem amerikanischen Volke eine ebenso interessante, wie erschütternde Geschichte über die Art und Weise, in wel-

cher Präsident Wilson amerikanische Interessen England gegenüber zu beschützen versieht.

Satwohl, Präsident Wilson, der Tag der Abrechnung wird kommen. Der Präsident wird am nächsten November vor dem Richterstuhl der Nation erscheinen. Und das Urteil der Nation wird feststellen, welche Männer und Gruppen die Interessen der Republik den Interessen anderer Länder geopfert haben.

Der Präsident vor dem Kongress.

Präsident Woodrow Wilson, der Mann, den seine Anhänger später ohne zu Erröten den Moses des amerikanischen Volkes und den Lehrmeister der Welt nannten, hatte am 7. Dezember den Mut, mit seinen Bereitschaftsplänen auch die Anklage vor beide Häuser des Kongresses zu schleppen, daß „eine Gruppe von Bürgern das Land einer ausländischen Macht wegen zu verraten bereit ist.“

Es ist natürlich, daß so lange die europäischen Völker sich im Kriege befinden, die Abkömmlinge jener Völker, aus welchen das amerikanische Volk zusammengesetzt ist, ihre eigenen Sympathien und Abneigungen haben; aber kein amerikanischer Bürger hätte es notwendig gehabt, in irgendeiner Weise Stellung zu nehmen oder seine Sympathien auf den Marktplatz hinauszutragen, wäre die Regierung amerikanisch und nur amerikanisch geblieben. Unter amerikanisch sei verstanden die rücksichtslose Wahrung amerikanischer Interessen jedem gegenüber, sonst aber wahrhaftig neutral und wahrhaftig menschlich. Einer solchen Haltung gegenüber wären alle Parteilagen, alle Bindestricke geschwunden, es hätte weder Republikaner noch Demokraten, weder Deutsche oder Briten, Russen oder Franzosen, Serben oder Magyaren, sondern bloß Amerikaner gegeben. Die Gefühle keines einzigen Bürgers wären verletzt worden und man wäre stolz hinter einer Regierung einhergegangen, die angesichts der größten weltgeschichtlichen Ereignisse ruhig Mut

behalten hat, und indem sie Billigkeit für Amerika forderte, jedem gegenüber gerecht sein konnte.

In dem Augenblicke aber, in welchem der erste Bürger des Landes in die großen Fragen der Welt persönliche Gefühle hineintrug, und anstatt über den Parteien zu stehen, sich zum Parteimann erniedrigte, in dem Augenblick, in welchem der berufene Führer des Gesamtvolkes die Gefühle eines Teiles des Volkes absichtlich beleidigte und überdies ein Beispiel dafür gab, wie man persönlichen Gefühlen das Interesse des Landes opfern kann, trug er die Spaltung in die Nation hinein, eine Spaltung, welche am 7. Dezember bei Eröffnung des Kongresses deutlich sichtbar wurde.

Und es ist sonderbar, daß gerade jene „Gruppe“, welche von dem Präsidenten einer unamerikanischen Haltung verdächtigt wurde, daß gerade die Bürger deutscher Abkunft fortwährend eine Sonderfözung des Kongresses forderten, demnach ein Verdikt des Gesamtvolkes herbeischnkten, um sich demselben zu unterwerfen, während der Präsident einem solchen Verdikt sorgsam aus dem Wege ging, augenscheinlich in der Furcht, das Verdikt werde gegen ihn sprechen.

Jeder Bürger dieses Landes will amerikanischer Bürger sein. Er will die amerikanischen Interessen über alle anderen Interessen gestellt sehen. In diesem Zeichen begegnen alle Bürger sich, woher immer sie gekommen und welcher Art immer ihre Erinnerungen sein mögen. Und es hätte von höchster Stelle nicht der Boden zerstört werden dürfen, auf welchem alle amerikanischen Bürger sich zu harmonischem Zusammenwirken zusammenfinden können und müssen.

Am 8. Dezember, am Tage nach Verlesung jener Votschaft vor den beiden Häusern des Kongresses, welche der gegenwärtigen Administration den Stempel der Unwürdigkeit in unverlöschlichen Zügen ausdrückt, schrieb ich:

Roma locuta est. Der Präsident hat gesprochen. Er hat seine Ansichten dem Kongreß mitgeteilt, dessen Rat ein-

zuholen, er sich seit März hartnäckig geweigert hat.

Der Präsident hat seine Votschaft mit einer kleinen, aber eklatanten Entstellung der Tatsachen begonnen. Er bezog sich nämlich auf den europäischen Krieg und sagte: „We have stood apart, studiously neutral. It was our manifest duty to do so.“ Gewiß wäre es die oberste Pflicht der Regierung gewesen, die Neutralität im engsten und im weitesten Sinne zu wahren. Herr Wilson muß aber sonderbare, die sonderbarsten Begriffe über das wirkliche Wesen der Neutralität haben, falls er von der Wahrheit seiner Behauptung, neutral gewesen zu sein, ehrlich überzeugt ist.

Die Wilsonsche Neutralität ist jedoch in den Augen des amerikanischen Volkes sowohl wie aller Welt ein überwundener Standpunkt und der Kongreß wird hoffentlich den Weg finden, welcher zur wahren Neutralität führt, die den Traditionen der Vergangenheit und der Würde des amerikanischen Volkes besser entspricht als die von Herrn Wilson bislang betätigte Scheinneutralität.

Der Präsident breitet sich dann in seiner Votschaft des Längeren über seine Verteidigungspläne und über die Erlangung der Mittel zur Verwirklichung jener Pläne aus. Da diese Pläne nicht nur das gegenwärtige Programm der Regierung bilden, sondern auch als Kampfruf benutzt werden sollen, mit welchem der Präsident in die nationalen Wahlen einzutreten gedenkt, wollen wir denselben eine Serie von Artikeln widmen und beschränken uns heute bloß auf die flüchtige Bemerkung, daß jene Pläne in Wirklichkeit weder Fisch noch Fleisch sind und wenn verwirklicht, der Nation in der Stunde einer etwaigen Gefahr den erhofften und nötigen Schutz kaum geben können.

Es ist recht sonderbar, daß der Präsident es für unnötig erachtet hat, dem Kongreß Mitteilung von den Handlungen zu machen, welche seit März mitbezug auf unsere Beziehungen zu den trieg-

jührenden Völkern erfolgt sind. Es erweckt den Anschein, als glaube der Präsident, daß amerikanische Interessen seit März durch den europäischen Krieg nicht berührt worden sind, oder aber daß die Erledigung der aufgetauchten Fragen ausschließlich Sache der Regierung sei und die Tatsachen, sowie die Art der Behandlung der verschiedenen Fragen dem Kongreß, dem amerikanischen Volke vorzuenthalten werden müssen.

Die Botschaft berührt mit keinem Worte die Reibereien mit Deutschland, welche im Sommer beinahe zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen geführt haben, sie erwähnt mit keiner Silbe die Abberufung des österreichisch-ungarischen Botschafters und macht nicht einmal den schwächsten Hinweis auf die gegenwärtige Maßregelung des deutschen diplomatischen Stabes.

Es liegt in diesem Vorgang Methode. Sätte der Präsident ein Exposé über unsere auswärtigen Beziehungen gegeben, wie es seine Pflicht gewesen wäre, er hätte unmöglich bei Deutschland und Oesterreich-Ungarn stehen bleiben können. Er hätte natürlich nicht vermeiden können, sich auch mit der Haltung Großbritanniens zu befassen. Er hätte mitteilen müssen, daß er einen Protest an England gerichtet habe und selbstverständlich die Gründe und Wirkung des Protestes. Und er hätte auch der Aeußerung Erwähnung tun müssen, in welcher sich der Graf von Portsmouth letzten Mittwoch im Hause der Lords gefallen hat, welcher bekanntlich sagte: „Wir müssen uns von all dem Mist, von der Londoner Deklaration und von der Haager Konvention befreien. Wir müssen uns über alle juristischen Bestimmungen hinwegsetzen und den Krieg dadurch gewinnen, indem wir die Interessen Großbritanniens und seiner Verbündeten als die ersten und höchsten Interessen über alle anderen Erwägungen setzen.“ Und der Präsident hätte, an diese Aeußerung anknüpfend, mitteilen müssen, daß erstens diese Aeußerung internationale Gesetzlosigkeit und eine Kriegserklärung an

die Neutralen bedeutet, und daß zweitens England diesen Krieg ohne besondere Kriegserklärung schon seit 16 Monaten führt und besonders gegen die Vereinigten Staaten führt.

Der Präsident hat es aber vorgezogen, sich über die äußeren Feinde der Republik auszusprechen, um dafür umso nachdrücklicher zu erklären, daß ein gewisser Teil der naturalisierten Bürger dieser Republik die Feinde der Sicherheit und des inneren Friedens der Republik sind, daß jene Bürger das Gift der Illoyalität in die Adern unseres nationalen Lebens geträufelt haben, daß sie sich bestrehten, die Autorität und den guten Namen der Regierung verächtlich zu machen, die amerikanischen Industrie zu zertrümmern und unser politisches Leben in den Dienst ausländischer Intriguen zu pressen. Der Präsident behauptet, jene Bürger haben sich gegen die Neutralität der Regierung verschworen, um fremden Interessen zu dienen, und er wünscht Gesetze, um jene korrupten Handlungen mit aller Schwere bestrafen zu können.

Wenn es solche Bürger in diesem Lande gibt, ist keine Strafe zu schwer und zu hart für dieselben. Wir wissen, wen der Präsident meint, es wäre aber seine Pflicht gewesen, offen zu sagen, in welchem Lager jene Hochverräter zu finden sind; ob in dem deutschen, in dem britischen Lager oder aber in der Nähe des Weißen Hauses.

Der Kongreß soll zur Bestrafung von Hochverrätern neue und verschärfte Gesetze schaffen. Er soll aber gleichzeitig ausfinden, wer die Hochverräter sind. Er soll feststellen, wer den inneren Frieden und die Sicherheit der Republik gefährdet, wer die amerikanische Regierungsmacht in den Dienst ausländischer Interessen stellt und wer sich zu politi-

ischen Intriguen hergibt, die unsere Republik, das amerikanische Volk der Verachtung der Welt preisgeben.

Der Kongreß reinige unsere politische Atmosphäre von allen schädlichen Miasmen und stelle das Ansehen von Land und Volk wieder her. Und der Kongreß wird diese seine Pflicht zweifellos erfüllen.

Man bringt dem Volk das Gruseln bei.

Die angloamerikanischen Zeitungen und darunter natürlich auch die Chicagoer, welche sonst mit einer einzigen Ausnahme stets einen mäßigeren Ton angeschlagen haben, als die östlichen Verzapfer der sogenannten amerikanischen öffentlichen Meinung, traten die Botschaft des Präsidenten mit offenkundigem Wohlbehagen breit. Nicht allein deshalb, weil man hoffte, daß man den verhassten Deutschamerikanern, die es wagten, wo alles liegt, der Wahrheit dennoch die Treue zu bewahren, endlich an den Krügen gehen wird, sondern hauptsächlich deshalb, weil man auf Kommando des Präsidenten und für gute Bezahlung für die Munitionsfabrikanten eintreten zu müssen glaubte.

Eine größere Vereitshast und die mit derselben zu erfolgenden reichen Aufträge an die Munitionsfabrikanten konnte man dem Volke aber nur so plausibel machen, indem man das Gespenst eines Krieges an die amerikanischen Wände malte. Man mußte daher dem Volke das Gruseln beibringen. Während man es bisher als das größte, mächtigste, unüberwindlichste Volk hingestellt hat, das von allem das Größte und Beste sein Eigen nennt, während man bislang von ihm und zu ihm nur in Superlativen gesprochen hat, wollte man es plötzlich ängstlich machen, auf daß es vor dem eigenen Schatten erzittere. Und als Lehrer für diese eigenartige Erziehung ist auch die Chicago „Daily News“ engagiert worden, oder aber sie hat ihre Dienste freiwillig angeboten, da doch die anglo-amerikanischen Zeitungen aus schierer

Patricismus von jeher vor keiner Aufgabe zurückschreckten.

Dieses „ernste“ und „würdevolle“ Organ der amerikanischen Öffentlichkeit im allgemeinen und der Chicagoer Öffentlichkeit im besonderen hat also sein Lehramt gleich nach Verlesung der Botschaft angetreten. Wie nur natürlich, in ebensoviel würdevoller wie ernster Weise. Die Zeitung brachte zu jener Zeit auf der ersten Seite ein Bild von der Versenkung der „Ancona“. Eine Mutter mit einem Säugling in den Armen kämpft mit den Wellen, indessen der Kommandant des Tauchbotes die mit Milch gefüllte Saugflasche des Säuglings herausfischt und jubelnd ausruft: „Kontrebande!“

Sinnig und wahrheitsgetreu. Aber nicht ohne Aukunwendung. Denn gleich neben diesem Bilde begann die angefündigte Artikelserie über die bevorstehende Invasion Amerikas.

Wer den Zusammenhang zwischen dem Bilde und dem Aufsatz nicht herauszufinden vermochte, der lasse sich von der Chicago Daily News das Verhöld zurückgeben. An ihm ist Gopfen und Malz verloren. Er wird niemals erlernen, daß es eines amerikanischen Bürgers patriotische Pflicht ist, zu begreifen, daß die Barbaren, die Schiffe mit Müttern und Kindern versenken, nichts anderes im Sinne haben, als gleich nach Schluß des europäischen Krieges einen Auszug nach Amerika zu machen, um amerikanischen Säuglingen die Milchflasche ebenfalls wegzunehmen und sie mit Salzwasser zu füttern.

Es gibt aber gottlob Menschen, die nicht so begriffsstübig sind, als etwa die Deutschamerikaner. Menschen, die, weil sie nicht von den Barbaren abstammen, nicht voreingenommen sind und deshalb wissen, wozu die deutschen Barbaren fähig sind, besonders wenn es ihnen nun täglich in drei, vier spaltenlangen Dosen eingetrichtert und die Zukunft, die nachtschwarze Zukunft, so handgreiflich geschildert wird, daß man die Säuglinge mit den Wellen ringen sieht und den Donner der Kanonen hört, mit welchen

Amerika von New York bis San Francisco dem Erdboden gleichgemacht werden wird.

Es ist eine erschütternde Sache. Und jeder patriotische Bürger hätte seinen Vertreter in der Gesetzgebung auf den Knien bitten müssen, die Kosten einer besseren Verteidigung zu bewilligen. Denn erst wenn die Munitionsfabrikanten in Tätigkeit gehalten bleiben und Präsident Wilson mit deren Hilfe wieder erwählt werden wird, wird die Gefahr schwinden und werden die amerikanischen Säuglinge ihre Milchflaschen ungestört genießen können.

Der Bindestrich.

Mit der Agitation um eine bessere Verteidigung der Republik, welche übrigens, nebenbei bemerkt, schon längst notwendig gewesen wäre und nicht bloß aus Rücksicht auf die Munitionsfabrikanten betrieben werden sollte, ging auch die Agitation gegen den Bindestrich, gegen die Deutschamerikaner Hand in Hand. Die letztere erfolgte in solchem Maße, daß sogar eine Londoner Zeitung zu derselben Stellung nehmen zu müssen glaubte. Und zwar in einer recht höhnischen, für die Vereinigten Staaten durchaus nicht schmeichehaften Weise.

Unter dem Titel „Der Jammer eines Bindestrich-Staates“ brachte nämlich die Londoner Wochenchrift „New Age“ einen Artikel, der wohl das Boshafteste darstellt, was über die amerikanische Neutralität gesagt werden kann. Der Verfasser geht dabei von der Auffassung aus, daß die Union überhaupt kein vollwertiger Staat ist, sondern nur eine Groteske des demokratischen England, oder, ihrem Ursprunge nach, die Spottgeburt des rationalistisch-platten achtzehnten Jahrhunderts, das in seinem schrankenlosen Optimismus eine Demokratie schaffen wollte, bevor überhaupt ein Volk dafür vorhanden war. Statt einer Demokratie entstand eine unsörmige, seelenlose, plutokratische Demagogie, in der es nur ein Land gibt, das Geschäft. Geradezu komisch sei es,

von den Bürgern dieser staatlichen Spottgeburt, das Aufgeben der von der alten Heimat mitgebrachten Ideale zu verlangen; denn das Produkt dieses künstlichen Staates sei eben auch nur ein künstlicher Bürger, der Bindestrich-Bürger. Der gegenwärtige Krieg nun habe den ganzen Jammer dieses Bindestrich-Staates aufgedeckt, ein Jammer, der durch die Haltung Wilsons bis zur letzten Möglichkeit erhöht worden sei.

Hier gebe ich dem Engländer das Wort, der in der Einleitung auf das Urteil aller Kulturstaaten über die von Wilson befolgte Politik zu sprechen kommt:

Zimmer mehr dringt die Ueberzeugung durch, daß den Vereinigten Staaten das Unvermögen, auf der Höhe eines großen Ereignisses in der Weltgeschichte zu sein, sehr teuer zu stehen kommen wird. Man gibt da und dort zu, daß die Amerikaner sich eine Zukunft voll der Verachtung und des Hasses geschaffen haben, der ihnen von allen Nationen Europas entgegengebracht werden wird. Denn sie haben es fertig gebracht, allen Kriegführenden zu mißfallen und zugleich vor den Neutralen in einem fiesam ungünstigen Licht dazustehen. Die Verbündeten sind unzufrieden mit einer Neutralität, die auf dem Profit beruht und mit dem Schwinden des Profits ebenfalls verschwinden könnte. Die Mittelmächte sind überzeugt, daß sie von den Amerikanern falsch beurteilt und falsch verstanden werden, und daß sie ihnen nie etwas recht machen können. Die neutralen Staaten schließlich haben angesichts der Gleichgültigkeit ihres einzigen großen Vertreters hinsichtlich ihrer Rechte die Ironie gelernt. Welches ihre Wünsche auch immer sein mögen, sie sind gezwungen, dem Beispiel ihres Führers zu folgen: sich nur dann zu regen, wenn sie mit Fußtritten bedacht werden.

Diese unbefriedigende Stellung der Vereinigten Staaten ist nichts anderes als das Spiegelbild des inneren Chaos der großen Republik. Wilson begrüßte den Ausbruch des Krieges mit einer Neutralitätserklärung. Diese Erklärung konnte

alles und nichts bedeuten, je nachdem; auf jeden Fall ersparte sie dem amerikanischen Volke die unangenehme Aufgabe, nach Prinzipien zu handeln. Und schließlich bot diese fromme Erklärung Wilsons jedem die Möglichkeit, aus den Schwierigkeiten Europas den festesten Profit herauszuschlachten. Wäre es möglich gewesen, die Theorie dieser Erklärung mit den Tatsachen in Harmonie zu erhalten, so würden die Vereinigten Staaten die ihnen durchaus angepasste Rolle haben spielen können: in allem Frieden auf Kosten der Kriegführenden zu moralisieren und zu profitieren. Denn das können wir nie genug betonen: die Rechtfertigung der Existenz der Vereinigten Staaten besteht in der Möglichkeit, Geschäfte zu machen. Nur der Hunger nach Geld hat dieses Land bevölkert, und die Hoffnung, „Geld zu machen“, ist das einzige Band zwischen der Republik und deren Bürgern. Kurz, die Vereinigten Staaten sind das Nebenprodukt des profitierenden Europa. Ist einmal die Illusion des Reichtums entchwunden, so bejählt jeden Amerikaner Europa-Sucht.

So lange aber die Illusionen die Meere beherrschen, ist aber keine Möglichkeit vorhanden, nach beiden Seiten hin Profit zu machen. Und hieran scheitert die „Neutralität“. Deutsch-Amerika war gänzlich kalt gestellt, das Liefern von Geld und Waffen wurde eine Parteilache, und so zersplitterte dieser Bindestrich-Staat, wie er im Sezessionskrieg zersplittert war. Zum Unglück kam noch die Tatsache hinzu, daß dieses Deutsch-Amerika die Wilsonsche „Neutralität“ ernstester nahm, als sie gemeint war. Rasch setzte der bekannte Streit ein, der sein lautes Echo in der bekannten Volkschaft Wilsons an den Kongress fand, der Streit darum, was ein Bindestrich-Bürger und was ein Vollbürger sei. Der Präsident sprach als erster von einem „Bindestrich-Bürger“, womit er jene bezeichnete, die mit seinen Sympathien für die Kriegführenden nicht übereinstimmten. Hiermit war dieses Wort zum Hauptwerkzeug zur Diskreditierung des pro-deutschen

Amerika geworden. Der objektive Fremde versteht nicht, wo hier ein Vorwurf liegen soll: die Vereinigten Staaten haben eben nichts reichlicher erzeugt, als den Bindestrich-Amerikaner. In diesem einseitigen Mißbrauch eines von Wilson geprägten Ausdruckes liegt die Erklärung für alle Schwierigkeiten, die der Krieg für Amerika in der äußeren und inneren Politik geschaffen hat.

Die Deutsch-Amerikaner hatten vielleicht eine eingeborene Neigung dazu, irgendwie die Theorie der Neutralität mit der Praxis der Tatsachen in Einklang zu bringen. Diese krankhafte Sucht nach einer Vermählung von Theorie und Praxis mußte auf jeden Fall in einem Lande erzkünnen, das die Kunst, Prinzipien zu ignorieren, zu einer Höhe gebracht hat, von der selbst der so wenig metaphysische Britte zurückscheut. Die ausgedörrten Gebeine ermordeter Prinzipien sind die zierenden Prunkstele in den Schranken des Bindestrich-Amerika. Aber es kam noch schlimmer: man verachtete die Prodeutschen nicht als Pedanten, sondern man denunzierte sie als Hochverräter! Treue zu dem Bindestrich-Amerika war synonym geworden mit Treue für die Verbündeten. . . . Und derart entwickelte sich eine Lage, der weder die „Vereinschaft“ Wilsons, noch der „Veramerikanisierungs-Tag“ Roosevelts gewachsen sind. Die naive Annahme, daß die Vereinigten Staaten ihr ganzes kommerzielles Gewicht auf die eine Schale legen könnten, ohne die „Neutralität“ aufzugeben, erwies sich als vernichtend. Von Deutsch-Amerika konnte man höchstens annehmen, daß es das offizielle Kamel der Neutralität herunter schluckte, aber es war wirklich ein wenig zu „praktisch“, anzunehmen, daß man im Schutze dieser theoretischen Unparteilichkeit deshalb schon eine unfehlbar einseitige Politik betreiben dürfe, weil diese profitierlich sei.

Die Regierung der Vereinigten Staaten gab, hierbei unterstützt von einer unwissenden Presse, den Zwist zwischen neutraler Doktrin und deutschfeindlicher Praxis nicht zu, sondern „überzeugte“

den, der gern glauben wollte, davon, daß die amerikanischen Interessen mit denjenigen der Verbündeten identisch seien. Infolgedessen wurde die Kritik an den Verbündeten zum Hochverrat an den Vereinigten Staaten. Eine Orgie von geber Journalistik verfolgte die Vindelstrich-Minderheit mit der Lobsucht des Babels; sie spionierte, denunzierte, falschte und log, wie dies nur die Ueberwertheliss der amerikanischen Presse verstehen. Die Wirkung dieses Feldzuges auf ein nur halberzogenes Volk war derart, daß heute ein Deutsch-Amerikaner in Amerika mit dem Engländer verkehrt, um der Verlästerung durch seine Vindelstrichbürger zu entgehen! Ueber die Verbündeten kann man in London und Paris verschiedene Meinungen hören, in New York nur dann, wenn es das Wohlergehen irgend eines Geschäftsmachers verlangt.

Unser Engländer kommt nun darauf zu sprechen, wie man einen Sündenbock für das Gschickschlagen der Neutralität des Vindelstrich-Staates suchte und auch, dank Wilson, fand:

Die steigende Kluft zwischen Theorie und Tatsache, dieses Schauspiel eines Bürgerstreites, konnte der Aufmerksamkeit der Olympier nicht entgehen; dies Schauspiel zwang die Olympier, von ihren Höhen herabzusteigen, was sie auch mit dem Erfolg taten, die allgemeine Verwirrung und Verbitterung noch zu vermehren. Ein Sündenbock mußte gefunden werden, um die Schuld am Versagen des profitablen Sidnichteinnehmens auf sich zu nehmen, und dank dem bloßen Gewicht der Zahl ward dieser Boß denn auch gefunden: die Minderheit. Diese Minderheit wurde von der Presse und von den Volksrednern gebrandmarkt, wozu Wilson mit seiner Volschaft „Amen“ sagte. Ersinderische oder harmlose Kommentatoren versuchten den Beweis, daß Wilson ebenso gegen die Pro-Militären wie gegen die Pro-Deutschen gesprochen habe — aber niemand nimmt solch Harmlose ernst. Was für Vorrechte den Verbündeten auch immer

gewährt werden mögen, stets werden sie mit der heiligen Formel der „Neutralität“ gerechtfertigt; während andererseits jede Geste der Deutsch-Amerikaner als eine Vergewaltigung dieser Formel gedeutet wird. Dieser Zustand wurde durch Wilson noch verschärft. In dem Augenblick, in dem er seiner Ueberzeugung Ausdruck verlieh, daß das Pro-Deutschtum unvereinbar sei mit einem guten amerikanischen Bürgertum, in diesem Augenblick ist in der Entwicklung der Vereinigten Staaten ein Wendepunkt eingetreten. Denn von nun an kann man nicht mehr an der Tatsache vorübergehen, daß wir es in Nordamerika mit zwei Nationen zu tun haben, von dessen kleineren Vindelstrich-Nationen dabei ganz zu schweigen. Deutsch-Amerika ist von der Politik eines Landes exkommuniziert worden, zu dessen Entwicklung es in hohem Maße beigetragen hat. Die derart mit Dtragismus Bedachten erklärten empört, daß dies etwas nie Dagewesenes in der Geschichte der Vereinigten Staaten sei; ihre Gegner streiten dies mit der Wiederholung der Lüge ab, daß sie nichts anderes verlangten als loyale Bürger einer amerikanischen Republik. Die Wahrheit ist, daß man in der Hoffnung, sich durchzuzuwursteln, einen Ufas erließ, der das Pro-Deutschtum vom Staate verbannte. Dies mag in anderer Weise kurz dahin formuliert werden, daß die Vereinigten Staaten, soweit dies Deutsch-Amerikaner angeht, mit Deutschland Krieg führt. Amerikanisches Pro-Deutschtum ist ein ebenso unverzeihliches Verbrechen gegen den Staat, wie es das Pro-Deutschtum eines Engländer für die Regierungen der Verbündeten sein mußte. Die Deutsch-Amerikaner sehen sich im Kriege mit Amerika, weil Deutschland Krieg mit England führt. Ihre pro-alliierten Landsleute sind seit 18 Monaten mit der sicheren und unterhaltenden Aufgabe beschäftigt, Deutsche mit ihren Mäulern zu töten, was sie in einer ebenso wilden und überaus blutrünstigen Weise tun, wie

man sie nur bei den Männern im Schützengraben zu finden pflegt. . . Nebenbei mag beachtet werden, daß die begeistertsten Pro-Alliierten die Nachkommen jener sind, die früher nicht damit zauderten, gegen England zu rüsten. Ohne Zweifel glauben die zahllosen Apostel des Anti-Deutschtums, die in ihrem unwissenden Haß gegen alles Deutsche den wütesten Gossen-Journalismus Englands übertroffen haben, daß sie „gute“ neutrale Amerikaner seien. Für jeden intelligenten Menschen ist es jedoch schwer, diesen Glauben zu teilen. Wenn nur ein Viertel dessen wahr wäre, was diese „guten“ Amerikaner auf ihr Gewissen hin für wahr ausgeben, so müßte ihr Platz in den Schützengraben von Flandern sein. . . .

Zum Schluß kommt der Engländer noch einmal auf seine These zu sprechen, daß die Vereinigten Staaten überhaupt kein vollwertiger Staat seien:

Wäre man sich ein für allemal darüber klar geworden, daß Amerika keine Nation zu erzeugen vermochte, daß deshalb ein nationaler Standpunkt von vornherein unmöglich war, so wäre in dem kochenden Topf dieses Bindestrichstaates weniger Schaum aufgewirbelt worden. Aber unterstützt durch die landläufige, internationale Fiktion von der nationalen Existenz der Vereinigten Staaten, glaubte man auch in Deutsch-Amerika an diese Existenz; es ist diesem Deutsch-Amerika nicht möglich zu begreifen, in wie hohem Maße ihr neues Vaterland eine *reductio ad absurdum* des liberalen England ist. Es möge den Deutsch-Amerikanern deshalb verziehen werden, denn sie waren nicht fähig zu verstehen, daß Nord-Amerika eine englische Kolonie ist, wie dies durch die Tatsachen bewiesen wurde.“

Von diesen Ausführungen kann man nur sagen, daß sie den Amerikanern einen Spiegel vorhalten, in dem sie erkennen können, welchen Zuständen ihr Verhalten im Weltkriege sie entgegen-

treibt. Die Züge, aus denen der Verfasser das Bild der Vereinigten Staaten zeichnet, sind vorhanden, wenngleich sie bisher durch andere Eigenschaften gemildert wurden, die es wohl erlaubten, von den Vereinigten Staaten als von einer Nation zu sprechen. Das tollwütige Verhalten des englisch gesinnten Elements im Weltkriege aber und die kurzfristige Geschäftspolitik haben jene Züge der nationalen Harmonie bedenklich in den Hintergrund gerückt und die schwachen Stellen im Gefüge des amerikanischen Volkskörpers unheimlich entblößt. Es ist vielleicht nicht zu viel prophezeit, wenn man sagt, daß die Vereinigten Staaten aus dem Weltkriege als die innerlich schwächste Großmacht hervorgehen werden.

Der Aufsatz des Engländer hat aber immerhin zwei Lehren zu Tage gefördert. Erstens, daß man zuweilen auch in London die Wahrheit kennt und ausspricht, und zweitens, daß nicht nur seine amerikanischen Gegner Herrn Woodrow Wilson seinem wahren Werte nach einzuschätzen wissen, sondern auch seine britischen Freunde.

Aus dem langen Aufsatz der Londoner Zeitschrift, welcher eine Fülle von beherzigenswerten Wahrheiten enthält, seien jedem Deutschamerikaner zwei Sätze besonders ans Herz gelegt, damit er dieselben im Kampfe für Wahrheit und Recht und für wahres Amerikanertum Herrn Woodrow Wilson und seinen un-amerikanischen Gesinnungsgegnern bei jeder Gelegenheit ins Gesicht schleudere.

Der eine Satz lautet: „Deutsch-Amerika ist von der Politik eines Landes exkommuniziert, zu dessen Entwicklung es in hohem Maße beigetragen hat.“ Und der andere Satz lautet: „Es möge den Deutsch-Amerikanern deshalb verziehen werden, denn sie waren nicht fähig zu verstehen, daß Nord-Amerika eine englische Kolonie ist, wie dies

durch die Tatsachen bewiesen wurde."

Ein Engländer hatte diese beiden Sätze niedergeschrieben und da Englands Wort in Amerika als harte Münze gilt, sollten die Wilsons der Vereinigten Staaten Nische auf ihre Säupter streuen und sich bessern.

Was der Vindestrich bedeutet.

Seit Ausbruch des Krieges hat sich in Amerika eine wahre Vindestrichliteratur entwickelt. Unter Vindestrichamerikanern werden natürlich nur jene verstanden, die sich weder für England, noch für Woodrow Wilson und auch nicht für die Waffenindustrie begeistern können. Das sind natürlich die Deutschamerikaner, die Oesterreichsamerikaner und Ungarischamerikaner und wer diesen Vindestrichlern nicht bei jeder Gelegenheit einen Fußtritt versetzt, der hat sich auf das Größte gegen den Amerikanismus vergangen, dessen selbsternannte Hohepriester Woodrow Wilson und Theodore Roosevelt sind.

Die gegenwärtige Geschichte amerikanischen nationalen Lebens wird mit Recht das Zeitalter der klingenden Worte genannt werden. Seit den großen Perserkriegen, seit der Glanzzeit von Hellas und Rom, seit der großen Völkerwanderung, in welcher nationale Existenzen geschnitten und neue aufgebaut worden sind, hat die Menschheit kaum ein Schauspiel miterlebt, das mit dem europäischen Kriege an tragischer Erhabenheit verglichen werden könnte. Und während drüben Nationen für wirkliche oder vermeintliche Ideale verbluten, während drüben Weltgeschichte mit Herzblut geschrieben wird und der Kanonendonner nicht nur Vernichtung, sondern auch den Anbruch einer neuen Zivilisation verkündet, gefallen amerikanische Führer, die sich einbilden, auch Führer der Welt sein zu können, sich in Worten. Und zwar in Worten, deren jedes eine Beleidigung für daselbe amerikanische Volk ist, in dessen Namen zu sprechen sie angeben.

„Du sollst Amerikaner sein!“ ist die

Phrase, welche aus dem Munde amerikanischer Führer dem amerikanischen Volke ohne Unterlaß zugeführt wird. Es wäre dies die infamste Beleidigung, denn das Gebot setzt voraus, daß es auch ungangen wird, daß es Amerikaner gibt, die keine Amerikaner sind, die das Land für ein Zinsengericht weitergeben würden. Die Herren Woodrow Wilson und Theodore Roosevelt haben jedoch das Gebot kaum in diesem beleidigenden Sinne aufgestellt. Woodrow Wilson fordert, daß man Amerikaner in dem Sinne sei, daß er als das einzige nachahmenswerte Beispiel betrachtet werde. Daselbe fordert Roosevelt. Aber gerade dieser Wunsch dieser beiden Heberpatrioten sollte nimmer erfüllt werden. Das amerikanische Volk kann sich Voreingenommenheiten und Haß nicht zum Lebensprinzip machen, falls es die Mission erfüllen soll, von welcher so viel gesprochen wird, falls es seine innere Stärke beibehalten soll, um nach außen Achtung zu gebieten.

Gerade die Wilson-Amerikaner und die Roosevelt-Amerikaner sind jene Vindestrichler, welche der Nation kaum zur Ehre gereichen. Sonst aber bedeutet der Vindestrich eher vereinigendes, als trennendes.

Deutschland selbst ist das leuchtendste Beispiel dafür, daß der Vindestrich durchaus nicht verhindert, vereint für einen großen Gedanken, wenn es nützt, in den Tod zu gehen. Deutschland besteht aus einem Volke von Vindestrichdeutschen. Bayern und Preußen, Sachsen und Württemberger, Badenser und Hannoveraner, sie alle hängen mit einer besonderen Liebe an ihrer engeren Heimat, die Grenzen verschwinden aber und alle werden Deutsche, wenn der deutsche Gedanke sie zu einer deutschen Tat ruft.

Das sinnlose Geschwätz über den Vindestrich in Amerika ist die Erfindung von Politikern, die anstelle von Prinzipien Schlagwörter setzen. Sie vergessen aber sogar die Bedeutung des Wortes, das sie mit unverständlicher Verachtung besonders gegen die Deutschamerikaner be-

miken. Der Bindestrich bindet, wie schon das Wort besagt. Es bindet den Ausländer, der hierher gekommen ist, an Amerika, und mehr kann süglich von keinem Menschen verlangt werden, der das allerdings unverzeihliche Verbrechen mit sich zur Welt gebracht hat, nicht in Amerika geboren worden zu sein.

Es gibt aber gottlob noch Menschen in Amerika, die keine Berufspolitiker sind und denen es demzufolge gestattet ist, mit Bezug auf den Bindestrich ehrlich zu denken und ehrlich zu sprechen.

Und ein solcher Mann ist der Pastor W. Glenn Atkins, der sonderbarer Weise in demselben Orte lebt, in welchem das britische Gift für Amerikaner gebraut wird: in Providence. Dieser ehrwürdige Gottesmann hielt in Chicago eine Rede, in welcher er sich mit dem verpönten Bindestrich befaßte. Und er sagte, daß er jeden Bindestrich willkommen heiße, welcher für Amerika ein Plus bedeutet.

Wer sich also mit Amerika in der ehrlichen Absicht verbindet, die hierher gebrachten sittlichen, geistigen und körperlichen Kräfte in den eigenen Dienst und somit auch in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, ist dem Pastor ein willkommenener Einwanderer, ein willkommenener Bürger.

Jeder Einwanderer, falls er kein Verbrecher ist, bringt ein Plus mit sich, das dem Lande zugute kommt. Kein Demagog wird diese Wahrheit für die Dauer verdrängen können. Dieses Land ist an den Kulturwerten reich geworden, welche die Einwanderer aus ihren respektiven Geburtsländern mit sich gebracht haben. Und die körperliche Kraft der Einwanderer hat in diesem Lande den gewaltigen Stein von der Quelle hinweggewälzt, aus welcher nun der materielle Reichtum in reichen Strömen fließt.

Der Geburtsamerikaner zehrt an dem Vorhandenen, der Einwanderer bringt etwas mit sich, vermehrt also den wirtschaftlichen und Kulturschatz des Landes. Er bedeutet ein Plus.

Auch der Cincinnatier Richter Rippert, ein Geburtsamerikaner, der stolz auf

seine deutsche Abstammung hinweist, widmete dem Bindestrich eine Rede. Er sagte unter anderem:

„Es gab wohl immer eine Periode in der Geschichte unserer nationalen Existenz, in welcher der Neu-England-Amerikaner einen besonderen Patriotismus für sich selbst erheischte. . . . Die Tories, welche anno 1812 die Neu-England-Staaten-Gruppe wieder mit dem Mutterlande einverleiben wollten, sind die Vorfahren derselben Mauthelden, welche heute in Wallstreet und an beiden Enden der Pennsylvania Avenue „hyphenated“ rufen, und sie sind so beranicht von Geldgier, Hochmut, Eigendünkel und Vorurteil sowohl als Dummheit, daß es ihnen nicht einfällt, irgend eine andere Schicht oder Klasse der Bevölkerung als „hyphenated“ zu betrachten als nur die Bürger deutscher Abstammung.

Vor dem Bürgerkriege waren die Deutsch-Amerikaner durch die „Know-Nothing“-Partei in derselben Lage wie heute, aber vier Jahre blutigen Ringens unter der Fahne der Union belehrte unsere Mitbürger des Besseren. Fünfzig Jahre sind seither verflossen, und der totgeglaubte Nativismus hebt heute wieder sein Hydrahaupt, Gift und Verderben speiend, in die Höhe. Sind wir verpönte „Bindestrichler“ eine geringere Rasse als diejenigen, welche ihr „Hyphen“ von England oder Frankreich erben? Würden wir unser biederer deutsches Elternhaus verleugnen und unser altes heldenmütiges Vaterland verdammen, wie es ja leider auch manche unserer deutschen Geldaristokraten tun — dann würde plötzlich der „Bindestrich“ wegfallen und ein echter „Amerikanischer Patriot“ sich entpuppen. Ich schäme mich des Evangeliums des Bindestrichs nicht! Denn für uns ist jenes Zeichen die Brücke, welche uns mit dem Lande unserer Muttersprache verbindet. Die Zeit wird kommen, wenn unsere amerikanischen Mitbürger erkennen, „weß Geistes Kind“ der Bindestrichler ist. Wir hören heutzutage einen Roosevelt wie ein wilder Robold poltern und wir vernehmen mit Erstaunen die

Trohungen eines Politikers, welcher das Volk gegen die Deutsch-Amerikaner aufhetzen sucht. Wir lesen in hunderten von probritischen Zeitungen von „Londonsverrat“ und Verschwörungen, welcher wir arme Bindestrichler uns schuldig gemacht haben sollen. Selbst von Konzentrationslagern für alle Deutsch-Amerikaner wird in verschiedenen Zeitungen gemunkelt. Das ist kein besonders lieblich Bild, und wenn durch Deutschlands Sieg die Macht des britischen Lügenreiches gebrochen wird, dann werden auch hier im freien Amerika die britischen Brunnenvergifter verschwinden. . . Daß einer Emily Parkhurst erlaubt wird, dieses Land zu betreten, um Propaganda für die wilden Frauen und feigen Männer Englands zu machen, ist unerhört im Hinblick auf die Ausweisung eines Dr. Dernburg und Meyer-Gerhardt. Ich hoffe nur, daß das englische Frauengimmere auf ihrer Amerikareise und in ihren Angriffen gegen die Bindestrichler und deutsche Kultur auch dem amerikanischen Publikum von ihrem Aufenthalt im Londoner Zuchthaus erzählt und von der Art und Weise, in welcher sie gefüttert wurde — ich würde ihr auch raten, in bezug auf deutsche Greuelthaten das Monument auf dem Schlachtfelde am Fluß Raisin zwischen Detroit und Toledo zu besuchen, welches zu Ehren der amerikanischen Helden gestiftet wurde, welche vor 100 Jahren dort von den englischen Nordbüben niedergemetzelt wurden — es waren zwar bloß siebenhundert Mann — aber doch genug, um der Emily Parkhurst ihre Themen über „Barbaren und Sonnen“ zu illustrieren. So lange die Tories hierzulande mit Roosevelt und Emily Parkhurst durchs Land poltern, brauchen wir „Bindestrichler“ uns nicht zu fürchten, denn unser Gewissen ist rein und unsere Hände sind nicht durch englisches Gold befleckt. Wir tun unsere Pflicht und Schuldigkeit als treue amerikanische Bürger — auch selbst am Stimmkasten!“

Und eine ebenso zutreffende Abhandlung über den Bindestrich hat für dieses „Jahrbuch“ Herr Horace L. Brand ge-

schrieben, der opferfreudige Herausgeber der „Illinois Staatszeitung“, der seit Ausbruch des Krieges sich und seine Zeitungen in den Dienst der guten Sache, in den Dienst wirklichen Amerikanertums gestellt hat. Die Abhandlung finden die Leser des Jahrbuchs an anderer Stelle.

Roosevelt erscheint am Plane.

Wo alles laßt, konnte natürlich auch Roosevelt die Deutsch-Amerikaner nicht lieben. Und weil er zur Abwechslung wieder einmal auf die Präsidentschaft aspirierte und der Annahme war, daß das Ziel nur durch einen ausgesprochenen Deutschenhaß erreicht werden könnte, suchte er Herrn Wilson zu übertrumpfen. Und dann kam er nach Chicago, um hier über „Amerikanische Ideale“ zu sprechen und gleichzeitig seinen „Finger auf den Puls des Deutschtums in Chicago zu legen.“ Ich empfing den Rauhreiter mit folgendem Zeitartikel:

„Theodore Roosevelt wird heute abend vor der hiesigen Anwaltskammer eine Rede halten. Ueber amerikanische Ideale. Doch nicht allein diese Rede hat den Rauhreiter diesmal nach Chicago gebracht. Trotz seiner vielfachen Erklärungen, daß er kein Präsidentschaftskandidat ist und hauptsächlich, daß er es ablehnt, an der Spitze einer Nation von Schwächlingen zu stehen, ist er schließlich dennoch zur Einsicht gelangt, daß er sich überwinden muß, daß er es der Menschheit schuldet, sich an das Ruder des amerikanischen Staatsschiffes zu setzen. „Sein Gut ist also im Ring.“ Und weil der Größenwahnsinn, die Ueberzeugung von seiner Unentbehrlichkeit ihm die Besinnung in solchem Maße nicht nehmen konnten, um nicht zu wissen, daß er ohne die Stimmen der Bürger deutscher Abkunft unmöglich erwählt werden kann, verbindet er mit seinem Abstecher nach Chicago gleichzeitig den Zweck, die Stimmung der Bürger deutscher Abkunft im mittleren Westen aus eigener Wahrnehmung kennen zu lernen. Er soll sie kennen lernen. Und damit jeder Irrtum von vornherein ausgeschlossen bleibe, will

die „Illinois Staats-Zeitung“, als ein Organ jener Bürger, Herrn Roosevelt gleich bei seiner Ankunft klaren Wein einschenken.

Herr Theodore Roosevelt kann sich gefaßt darauf machen, daß im ganzen Lande, aber hauptsächlich im Staate Illinois, die Deutschamerikaner in geschlossenen Reihen gegen ihn eintreten werden. Und zwar nicht allein deshalb, weil es sich mit der politischen Sittlichkeit der Bürger deutscher Abstammung nicht vereinbaren läßt, einem Manne Gefolgschaft zu leisten, der mit Voreingenommenheit im Geiste und im Herzen in das Weiße Haus einzuziehen beabsichtigt. Es heiße vom Regen in die Traufe kommen, wollte man Roosevelt zum Nachfolger Wilsons machen. Woodrow Wilson ist ein eigensinniger Doktrinär. Roosevelt verbindet mit seinem Eigensinn ein verbrecherisches Draufgängertum. Wilson läßt sich von Gefühlen beherrschen. Roosevelt von Impulsen. Wilson spricht nach einem vorgefaßten Plan. Roosevelt handelt unter den Eindrücken des Augenblicks. Und in dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit sind beide gleich. Wilson hat anstelle von Amerikanismus Wilsonismus gesetzt, Roosevelt hat, noch ehe seine Kandidatur überhaupt zur Sprache kommen konnte, von dem amerikanischen Volke ausdrücklich gefordert, sich vor dem Rooseveltismus zu beugen. In einer vor einigen Wochen gehaltenen Rede dominierte er dem amerikanischen Volke mit überraschender Freimütigkeit ins Ohr, daß es, falls es ihn zum Präsidenten haben will, seinen eigenen Willen haben darf, daß Er und nur Er, nur Theodore Roosevelt etwas zu sagen hat und der Rest schweigen muß. Und er sagte dem amerikanischen Volke, daß Er, trotzdem die Blutschuld Belgiens bereits dokumentarisch erwiesen worden ist, noch heute Belgiens wegen in den Krieg ziehen möchte, trotzdem gerade er die politische Unsittlichkeit begangen hat, seine übernommene Vertragsverpflichtung Korea gegenüber für einen Papierfetzen zu betrachten und denselben gerade im psychologischen Augenblick in Stücke

zu reißen. Theodore Roosevelt ist zum Vulkan geworden, welchem die Lava des Deutschenhasses Tag und Nacht entsteigt. Und Amerika braucht nicht nur während des Krieges, sondern vielleicht noch mehr zurzeit des sich bereits vorbereitenden Friedens, der eine Neugestaltung der politischen und wirtschaftlichen Welt mit sich bringen wird, einen besonnenen, vorurteilslosen, Recht und Unrecht kühl abwiegenden Mann, falls die amerikanischen Ideale, über welche Herr Roosevelt heute abend sprechen wird, endlich die Rostflecken verlieren und zur Geltung kommen sollen.

Es ist aber nicht allein der Deutschenhaß Roosevelts, welcher die Bürger deutscher Abstammung gegen ihn zusammenschweißt hat. Diese Bürger haben das Jahr 1912 noch nicht vergessen. Das amerikanische Ideal, welches Theodore Roosevelt heißt, hat im Jahre 1912 einen Wilson möglich gemacht, der heute von demselben Theodore Roosevelt als Verräter an den amerikanischen Idealen hingestellt wird. Nicht das Wohl des Volkes, die verlegte Eitelkeit, der unbefriedigte Größenwahn haben Theodore Roosevelt im Jahre 1912 veranlaßt, die Mordart gegen die eigene, gegen die republikanische Partei zu erheben, durch welche Theodore Roosevelt einst zur politischen Möglichkeit geworden ist.

Und Theodore Roosevelt meint, weil er all das vergessen hat, weil er noch immer an sein amerikanisches Ideal, an Theodore Roosevelt glaubt, das amerikanische Volk müsse diesen Glauben teilen. Der deutsche Teil des Volkes ist von dem einstigen Rooseveltfeind gründlich geheilt worden. Die Deutschamerikaner wollen wirkliche amerikanische Ideale, nicht aber Götzenbilder. Sie werden deshalb in der nächsten Wahl für einen Mann stimmen, der ihre Ideale hochhält und sie zu verwirklichen sucht. Theodore Roosevelt ist dieser Mann nicht.

Und weil die demokratischen Politiker ganz genau wissen, daß die Deutschamerikaner den Ausgang der nächsten Wahl entscheiden werden, weil sie gleichzeitig

wissen, daß die Deutschamerikaner nie und nimmer zur Fahne Theodore Roosevelts zurückkehren werden, suchen sie diesen als den einzigen Kandidaten auszuweisen, von welcher Woodrow Wilson besiegt werden kann. Die Demokraten suchen, die Nominierung Roosevelts zu forcieren, weil sie überzeugt sind, mit einem solchen Kandidaten der republikanischen Partei die gefälzene Niederlage zu bereiten, welche sie gegen einen einwandfreien republikanischen Kandidaten selbst erleiden werden, erleiden müssen.

Die republikanische Partei wird sich durch die Demokraten hoffentlich nicht hinters Licht führen lassen, so sehr auch der Prophet von Dyster Bay an seine eigene Unbesiegbarkheit glauben mag und dieselbe verkündet. Die deutschamerikanischen Stützegeber sind der Felsen, an welchem die unberechtigten Ambitionen Roosevelts zerschellen werden."

Und dann legte Roosevelt los in der nur ihm eigenen impulsiven Art. Und wenn Donnerworte töten könnten, die Deutschamerikaner, die gegen ihn sind, hätten in jenem Augenblick zu atmen aufgehört.

Am nächsten Tage zergliederte ich dann die Rede des „Weissen von Dyster Bay“, was diesen so fuchsteufelswild machte, daß er die „Illinois Staatszeitung“ zur beideren Zielscheibe seines Hasses erhob.

Der in Rede stehende Aufsatz lautete:

Theodore Roosevelt hat seine nicht so sehr von der Nation, als von den intereffizierten Politikern mit Spannung erwartete Rede am Sonnabend vor der hiesigen Anwaltskammer tatsächlich geredet. Und die Rede wurde von den, die Intelligenz des Staates bildenden Zuhörern mit frenetischem Jubel, mit sekundenlangem Ständeklatichen aufgenommen. Voran Theodore Roosevelt irrthümlicherweise den Schluß zog, daß die Zuhörer mit ihm einverstanden sind, daß sie mit ihm und für ihn sind. Würde Woodrow Wilson heute und William Jennings Bryan morgen vor denselben Zuhörern genau des Entgegengesetzten von dem ausführen, was

Theodore Roosevelt am Sonnabend gesprochen hat, der Beifall und der Jubel wären um keinen Tonfall geringer, und Woodrow Wilson und William Jennings Bryan würden mit derselben irrigen Ueberzeugung im Busen heimfahren, mit welcher Theodore Roosevelt gestern abend von Chicago Abschied genommen hat.

Essentielle Reden und Vorträge sind schon deshalb eine amerikanische Spezialität, weil der Durchschnittsamerikaner, gleichviel ob gebildet oder ungebildet, zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist, um über die Angelegenheiten der Gesamtheit ernster und tiefer nachzudenken. Hier geht man von dem Standpunkte aus, daß jeder sich um sein eigenes Geschäft zu kümmern habe. Und weil es des Politikers „Geschäft“ ist, überläßt man ihm ganz ruhig die Führung der öffentlichen Angelegenheiten. Wenn dem nicht so wäre, wenn jeder Bürger es zumindest als einen Teil seines eigenen Geschäftes betrachten wollte, sich um öffentliche Angelegenheiten zu kümmern, hätte Woodrow Wilson es ebensowenig gewagt, ohne Befragen und zuweisen gegen den Willen der Volksvertretung zu handeln, wie dies in ihren politisch reifen und verfassungsmäßig regierten Ländern Kaiser Wilhelm, Kaiser Franz Joseph, König George und Präsident Poincaré nicht wagen.

Bei Gründung der Republik, unter Washington, John Adams, Thomas Jefferson, James Madison, James Monroe, John Quincy Adams, Andrew Jackson und später unter Abraham Lincoln, hat das amerikanische Volk sich als solches und nicht als eine Gruppe von Einzelindividuen betrachtet, was zur natürlichen Folge hatte, daß die öffentlichen Angelegenheiten Amerikas damals, genau so wie in den politisch reifen Ländern Europas, von Prinzipien beeinflusst und entschieden wurden. Je mehr das amerikanische Volk das Interesse für seine eigenen, wenn auch allgemeinen Angelegenheiten verlor, um so mehr schwanden die Prinzipien aus dem öffentlichen Leben und die Politiker kämpften

für ihren persönlichen Sieg, für die eigene Macht, für die fettesten Ämter. Das Wohl des Volkes ist zu einer Neben-sächlichkeit geworden, welches man zuweilen allerdings mit in den Kauf nimmt. Und weil die Politiker schließlich doch nur durch die Stimmen der Bürger die Macht erlangen und die Macht behalten können, geht man vor den jeweiligen Wahlen in die Massen hinaus, um sie „aufzuklären“. Und die Massen lassen sich aufklären. Gestern von Roosevelt, heute von Wilson und morgen von Bryan. Und weil jeder der Machtstroker seine Reden mit einigen unanfechtbaren Wahrheiten zu würzen weiß, jubelte man gestern Roosevelt zu, klatscht man heute Wilson Beifall, wird man sich morgen für Bryan heiser schreien. Das übrige besorgen die politischen Handlanger und der Bürger bildet sich schließlich ein, am Wahltag mit seiner Stimme zu führen, indes er tatsächlich geführt, recht oft gefolgt worden ist.

Theodore Roosevelt darf daher den Erfolg, welchen er am Sonnabend in Chicago erzielt hat, kaum als Unterpfand eines kommenden Sieges betrachten. Der Erfolg galt dem Redner und nicht dem Staatsmann. Der Erfolg ist auf die Entzündbarkeit, auf die Empfänglichkeit und nicht auf das tiefere politische Denken seiner Zuhörer zurückzuführen. Und in nicht geringem Maße auf den persönlichen Zauber, welchen Theodore Roosevelt im persönlichen Verkehr auszuüben vermag. Er erdrückt mit seiner Wucht. Er ist der Uebermensch der Rede. Er ist ein Kraftmensch. Und in Amerika imponiert die Kraft.

Aber aus all den teils donnernden, teils einschmeichelnden, teils befehlenden, teils bittenden Reden amerikanischer Politiker klingt für den denkenden, urteilsfähigen Bürger bloß der Soraz'sche Satz heraus: „Sunt verba et voces!“ Es sind nur Worte und Stimmen. Womit allerdings nicht gesagt werden soll, daß gerade die samstägige Rede Roosevelts nicht Wahrheiten enthalten hat, die sich jedem Bürger von selbst aufdrängen

müßten, auf welche aber gerade Theodore Roosevelt sich nicht berufen durfte, weil dieselben eine Anklage gegen ihn bilden.

Kein denkender Bürger verschließt sich den Gefahren, welche dem Lande daraus entstehen könnten, daß es über keine entsprechende Armee und Flotte verfügt. Theodore Roosevelt hat jedoch das Recht verwirkt, die Notwendigkeit der starken Armee und großen Flotte heute als Mittel für seinen Zweck, für seine Wiedererwählung zum Präsidenten auszuschlachten. Theodore Roosevelt beruft sich mit dem breitesten Wohlbehagen darauf, daß er 7½ Jahre Präsident gewesen ist und dem Lande den Frieden bewahrt hat. Er will ihn auch heute bewahren, aber mittels einer starken Armee und Flotte, damit die Welt sich dessen bewußt werde, daß Amerika imstande ist, seinem ausgesprochenen Worte, seinen berechtigten Forderungen Nachdruck zu geben. Wir unterschreiben diesen Wunsch Roosevelts rückhaltlos und nur mit der Bedingung, daß die Notwendigkeiten der Armee und Flotte im nationalen Betriebe und nicht von jenen Herren hergestellt werden, von denen Herr Roosevelt sich jüngst ein Festessen geben ließ. Mit seiner jetzigen Forderung erinnert uns Theodore Roosevelt aber an den Menschen, der sich erst dann gegen Feuer versichern läßt, nachdem seine Habe bereits zu Asche geworden ist.

Die gegenwärtige Administration, in welche wir wahrhaftig nicht verliebt sind und deren Sturz eine Wohlthat für das Land sein wird, hat einen Theoretiker an der Spitze, welcher sich plötzlich ungewöhnlichen Zuständen gegenübergestellt sah, und Wilson konnte, selbst wenn er gewollt hätte, — um mit dem König in „Jungfrau von Orleans“ zu sprechen, — keine Armeen aus der Erde stampfen. Roosevelt bildet sich jedoch ein, ein Staatsmann zu sein, mit einem praktischen Miel und mit der notwendigen Energie zu praktischen Taten. Roosevelt, der „weitblickende“ Staatsmann, hätte die Ereignisse kommen sehen müssen. Er war nach dem spanisch-amerikanischen Kriege im Amte und er mußte wissen,

daß das Vordringen der Vereinigten Staaten nach dem Osten früher oder später zu einem Konflikt mit Japan führen muß. Deshalb hat Roosevelt in den 7½ Jahren seiner Präsidentschaft nicht für eine Vergrößerung von Armee und Flotte gesorgt?

Roosevelt, der sich einbildet, ein weitblickender Staatsmann zu sein, mußte die europäischen Ereignisse herantreiben. Er mußte wissen, daß Großbritannien die Isolierung Deutschlands nicht zum Zeitvertreib mit wahrem Feuereifer betrieb, und daß die Allianz mit Frankreich und Rußland, den früheren Erbfeinden Englands und natürlichen Gegnern britischer Expansion, kein Scherz und keine Laune der britischen Diplomatie sein konnte. Er mußte als weitblickender Staatsmann schon damals wissen, daß der unvermeidliche europäische Konflikt die Interessen Amerikas als eines handelsstrebenden Volkes nachteilig berühren werde. Deshalb hat er seine 7½-jährige Präsidentschaft nicht zum Ausbau der Armee und Flotte benutzt, damit die kriegsführenden Völker darin die Warnung erkannten, mit den neutralen Rechten der Republik nicht Fangball zu spielen? Theodore Roosevelt hat nicht einmal im Verlaufe des Weltkrieges es für notwendig erachtet, als Prophet der Kriegsbereitschaft vor das Volk zu treten. Und nur, nachdem Woodrow Wilson dies getan hat, und nur, nachdem Theodore Roosevelt von einem unbezwingbaren Thron nach dem Weißen Haus befallen wurde, ist die dringliche Notwendigkeit von Armee und Flotte in ihm zum staatsmännischen Dogma geworden.

Sunt verba et voces! Worte und Stimmen, mit welchen man nach einem guten Essen die Teilnehmer auch schon deshalb mitreißen kann, weil die Worte wahr sind. Dem denkenden Bürger, der nicht unter dem Eindruck eines Festessens steht, schwebt aber die Frage auf den Lippen, weshalb jene Wahrheiten nicht schon längst zur Tat umgeprägt worden sind?

Theodore Roosevelt hat aber auch eine andere, eine nicht minder große Wahr-

heit ausgesprochen, die wir ebenfalls gern unterschreiben, an welche wir jedoch ebenfalls unsere Bemerkungen knüpfen müssen.

Er sagte in wörtlicher Uebersetzung: „Falls diese durch Washington gegründete und durch Lincoln errichtete Republik bloß ein polyglottes Boardinghaus sein soll, in welchem die Dollarkrämer zwanzig verschiedener Nationalitäten sich um Gewinn herumbalgen, jede Nationalität ohne Loyalität im Herzen, ausgenommen für das Land, welchem sie entstammt, dann sollten wir uns mit dem Gedanken befreunden, daß die demokratische Regierung auf diesem Kontinent ein Fehlschlag sein muß.“

Und an anderer Stelle: „In diesem Lande ist kein Platz für Deutsch-Amerikaner, Englisch-Amerikaner, Irisch-Amerikaner oder Französisch-Amerikaner. . . . Es gibt nur eine Art, ein guter Bürger der Vereinigten Staaten zu sein, und zwar: man muß Amerikaner und nichts anderes sein.“

Die Bürger deutscher Abkunft unterschreiben dies willig, aber sie fordern von Theodore Roosevelt, daß auch er so handle, wie er predigt. Schreiber dieser Zeilen ist ein klassischer Zeuge dafür, daß gerade Theodore Roosevelt, als er vorerst Gouverneur des Staates New York und später Präsident der Vereinigten Staaten werden wollte, die „polyglotten Boardinghäuser“ schuf, indem er sich an Deutsche und Ungarn und Irländer und Franzosen, und alle sonstigen Nationalitäten wandte und sie mit dem Speck des Lobes der betreffenden Nationalitäten für sich einzufangen suchte.

Aber auch während des jetzigen Weltkrieges setzt Roosevelt seine Ansichten über das Wohl des Landes. Er sympathisiert mit Belgien und hätte Belgiens wegen das amerikanische Volk in einen Krieg gegen Deutschland geführt.

Roosevelt hat seinen Shakespeare zweifelloß gelernt. Er sollte daher sich des Satzes erinnern können: „Es hat der Dieb ein freies Recht zum Raub, wenn erst der Richter stiehlt.“ Und wenn Theo-

dore Roosevelt sich als richtender amerikanischer Bürger das Recht herausnimmt, sich und das Volk von Ansichten, von Sympathien für und von Antipathien gegen kriegsführende Völker leiten zu lassen, kann er den von ihm angeklagten Mitbürgern dasselbe Recht kaum entziehen.

Die Bürger deutscher Abkunft haben aber von diesem Rechte auf Kosten Amerikas niemals Gebrauch gemacht. Sie waren stets amerikanischer, als der mit seinem Amerikanismus nach Pfauenart einherstolzierende Theodore Roosevelt. Sie haben für Deutschland weder bewaffnete noch andere Hilfe beansprucht. Nicht einmal Sympathien forderten sie für Deutschland. Bloß die strikteste Wahrung der proklamierten Neutralität forderten sie. Bloß die gewissenhafteste Wahrung amerikanischer Rechte jedem Volke gegenüber. Im Sinne Vincolns, der, wie Roosevelt sagt, die Republik gerettet hat. Ohne Voreingenommenheit, ohne bösen Willen gegen irgendwelches der kriegsführenden Völker. Das forderten vor 19 Monaten, das fordern heute die Bürger deutscher Abkunft. Nicht mehr. Und nicht weniger. Das ist amerikanisch.

Und Roosevelt? Sunt voces et verba. Stimmen und Worte. Am Vorabend eines Wahlkampfes in seinem Interesse.

Roosevelt wütet gegen die „Illinois-Staats-Zeitung.“

Ich bin nicht überrascht, daß der obige Zeitaussatz Herrn Roosevelt wie ein Mühlstein auf das moralische Hühnerauge fiel. Man muß eben größer sein, als Theodore Roosevelt ist, um unangenehme Wahrheiten ruhig aufnehmen zu können. Er konnte es nicht. Und da er mittlerweile zur Ueberzeugung gelangt ist, daß die einst von ihm großmütig betatschelten Bürger deutscher Abkunft sich kaum mehr vor seinen Siegeswagen spannen lassen, hielt er es für unnötig, seine Zunge zu bremsen. Und so hielt er denn in Detroit, Mich., in der Hoch-

burg des Friedensapostels Henry Ford, eine Rede, deren jedes Wort ein Kanonenschuß sein wollte, ein Kanonenschuß gegen alles, das nicht auf den Rooseveltismus schwören wollte und ein besonderer Kanonenschuß gegen die Illinois Staats-Zeitung, die den unter den gegenwärtigen Verhältnissen besonders unbegreiflichen Mut hatte, mit dem ehemaligen Rauchreiter in kernigem Deutsch zu sprechen.

Da Theodore Roosevelt keine andere Waffe gegen die in deutscher Sprache erscheinende Chicagoer Vertreterin wahren Amerikanertums finden konnte, griff er zur Lüge. Er behauptete unter anderem, daß die Illinois Staatszeitung den deutschen Militarismus befürworte, dafür aber gegen die amerikanische Bereitschaft eintrete, um diese Republik in die Lage zu bringen, sich im Falle eines Angriffs — und er meinte, daß Deutschland die Vereinigten Staaten angreifen werde, — sich nicht verteidigen zu können.

Diese infame Lüge wies Herr Horace L. Brand, der Herausgeber der Illinois Staatszeitung, der sich damals in New York befand, durch die Assoziierte Presse in überaus gemäßigter, aber immerhin entschiedener Weise zurück.

Ich selbst beantwortete den Wutausbruch Roosevelts in der Illinois Staatszeitung unter dem Titel „Du sollst nicht lügen!“ folgendermaßen:

„Im politischen Leben gibt es keine Zehngebote. Dem obersten Ziel: persönlicher Erfolg, wird alles hingeopfert. Namentlich die Wahrheit und die Ehre Anderer.“

Theodore Roosevelt hat hierin niemals eine Ausnahme machen wollen. Er hat nicht nur die Wahrheit und die Ehre Anderer durchlöchert, wenn er hoffte, für seine persönlichen Ambitionen eine Schlacht gewinnen zu können; auch das Vaterland, für welches er jetzt die patriotischsten Tränen vergießt, auch das Vaterland wurde auf den Altar Rooseveltischen Eigendünkels niedergelagt. Denn schließlich: kann das Vaterland etwas bedeuten, ist es überhaupt noch der Nähe

wert, von den Vereinigten Staaten zu reden, wenn nicht Roosevelt, der große Theodore, an der Spitze steht? In diesem Sinne muß es allerdings als wahr gelten, daß jeder, der gegen Theodore Roosevelt ist, gegen die „höchsten Interessen“ des Landes, also ein Hochverräter ist. Und weil die „Illinois Staats-Zeitung“ es vorgezogen hat, mit Herrn Roosevelt nicht an einem Strange zu ziehen, weil die „Illinois Staats-Zeitung“ es nicht vergessen kann, daß derselbe Roosevelt, der heute ganz unbekümmert um seine militärische Würde, wegen der Neutralitätsverletzung Belgiens erbseingroße Tränen weint, die Neutralität Koreas trotz strikter Verpflichtungen in Stücke reißen ließ und sich Columbia gegenüber eine Art von Länderraub geleistet hat — weil die „Illinois Staats-Zeitung“ nicht vergessen kann und nicht vergessen wird, daß der „große Patriot“ Theodore Roosevelt das Land eher ins Verderben geraten, als sich bei Seite schieben ließ, deshalb mütet Theodore Roosevelt gegen die „Illinois Staats-Zeitung“.

In seiner in Detroit, Mich., gehaltenen Rede sagte der mit seiner Zunge mader kämpfende Rauhreiter wörtlich folgendes:

„Eine der unheilvollsten Entwicklungen der letzten 22 Monate liegt in der Tatsache, daß ein Teil der professionellen Deutschamerikaner sich den Pazifisten in dem Bemühen angeschlossen hat, das Land hilflos zu erhalten, während dieser selbe Teil der Deutschamerikaner den deutschen Militarismus in die Wolken erhebt und jede Betätigung dieses Militarismus verteidigt, selbst wenn er in rücksichtslosester Weise gegen die Wohlfahrt der Schwachen mißbraucht wird.

„Eine der großen deutschen Zeitungen dieses Landes — ich kann sie nicht ein amerikanisches Blatt nennen — die „Illinois Staats-Zeitung“, hat im Interesse des deutschen Militarismus sowohl als auch des amerikanischen Pazifismus eine tätige Propaganda betrieben. Sie lobt und befürwortet Deutschlands Laufbahn

der durch keine anderen Erwägungen bedingten militärischen Stärke und unterstützt gleichzeitig die Bewegung der radikalen Pazifisten, um die Vereinigten Staaten der Selbstverteidigung unfähig zu machen.

„Die Männer, die einen solchen Standpunkt vertreten, predigen moralischen Verrat an dem amerikanischen Gemeinwesen. Was sie lehren, trägt dazu bei, unser Volk geistig zu erhalten. Es trägt dazu bei, unsere Politiker den Agenten eines fremden Militarismus dienstbar zu machen. Es trägt dazu bei, unser Land hilflos zu erhalten, so daß es, wenn sich die Gelegenheit bietet, ein größeres Belgien und eine reiche Beute für Deutschland, Japan oder irgend eine andere große Militärmacht werden mag, die es der Mühe wert erachtet, uns mit Krieg zu überziehen.“

Herrn Roosevelt steht es frei, der „Illinois Staats-Zeitung“ gegenüber dieselbe feindliche Stellung einzunehmen, welche wir ihm gegenüber in patriotischem Eifer betätigen. Wir glauben, die kürzlich verstorbene Dichterin und Königin Rumanien sagte in ihren Aphorismen: „Christus schlug man ans Kreuz, Sokrates wurde vergiftet, Phidias des Diebstahls angeklagt, — es ist nachgerade eine Ehre, von Zeitgenossen mißhandelt zu werden.“ Deshalb regen auch wir uns des Angriffs wegen nicht auf, welchen Roosevelt gegen uns gerichtet hat. Aber Leid tut es uns der Vereinigten Staaten wegen, als deren höchster Repräsentant dieser Roosevelt vor einigen Jahren in allen europäischen Ländern gefeiert worden ist, daß dieser Roosevelt in seinem Angriff auf eine einflussreiche Zeitung die Lüge als Waffe benutzt hat.

Herr Horace L. Brand, der sich gegenwärtig im Osten befindliche Herausgeber dieser Zeitung, hat die Roosevelt'sche Lüge in einem der assoziierten Presse gewährten Interview bereits niedriger gehängt. Herr Horace L. Brand sagte:

„Wenn die Drahtberichte Theodore Roosevelt's Äußerungen in Detroit richtig wiedergegeben haben, dann ist er ein

Lügner. Diesen Berichten zufolge hat er gesagt: „Die „Illinois Staats-Zeitung“ unterstützt die Bewegung der extremen Pazifisten, die die Vereinigten Staaten zu schwach zur Selbstverteidigung erhalten wollen.“

„Das ist eine Unwahrheit! Die „Illinois Staats-Zeitung“ unterstützt die Bewegung der Friedenspatrioten mit dem Ziel „Für Krieg oder Frieden, wie unsere von Gerechtigkeit geleiteten Interessen es erfordern!“

Die „Illinois Staats-Zeitung“ tritt für das schweizerische oder australische System der Wehrpflicht ein; für Turn- und Schwimmunterricht in unseren öffentlichen Schulen; für den obligatorischen Unterricht an alle Schüler in wenigstens einer europäischen Sprache neben dem Englischen; für Geschichts- und Geographieunterricht nach Lehrbüchern amerikanischer Verfasser; für militärische Ausbildung männlicher Studenten und einen kurzen Kursus weiblicher Hochschulstudenten in der Krankenpflege; für erweiterten Unterricht in der europäischen Geschichte; für die allgemeine Einführung einer amerikanischen Enzyklopädie, die den vollen Text unserer Unabhängigkeitserklärung bringt, der in der Enzyklopädia Britannica nicht zu finden ist; kurz, für eine ausgedehntere erzieherische und physische Vorbereitung und die Begünstigung einer gesunden militärischen Bereitschaft.

Die von Roosevelt ausgesprochene Unwahrheit wäre auch dann um nichts weniger handgreiflich, wenn er die Haltung der „Illinois Staats-Zeitung“ aus Unwissenheit falsch dargestellt haben sollte.

Diese kurze und würdevolle Abfertigung Roosevelts von Seite des Herausgebers der „Illinois Staats-Zeitung“ bedarf der Ergänzung.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ hat es wahrhaftig nicht nötig, Angriffe dieser Art zu entkräften. Sie blickt auf eine längere und ehrenvollere Vergangenheit zurück als Theodore Roosevelt. Noch ehe die Partei gegründet worden ist, durch welche Roosevelt auf die Oberfläche ge-

bracht wurde, um dann durch ihn zum Verderben des Landes gespalten zu werden, hat die „Illinois Staats-Zeitung“ eine patriotische Tätigkeit entfaltet, welche in der Geschichte dieser Republik einen Platz finden wird. Und getreu zu ihrer Vergangenheit hat die „Illinois Staats-Zeitung“ seit Ausbruch des Krieges unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen die Feder ausschließlich im Dienste eines großen, sittlichen, an der Spitze aller Nationen einhermarschierenden Amerika geführt, indeß Theodore Roosevelt einige Monate vor der Präsidentenwahl den Kampf aufnimmt — für Theodore Roosevelt.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ ist für die sittlichen Ideale der Republik eingetreten, indeß Theodore Roosevelt nur ein Ideal kennt: Theodore Roosevelt. Die „Illinois Staats-Zeitung“ will die Republik stark und mächtig sehen, Roosevelt nur sich selbst. Die „Illinois Staats-Zeitung“ glaubt an die Größe des amerikanischen Volkes und beklagt bloß, daß seine Führer Zwerge sind. Roosevelt wagt es, die Nation als ein Volk von Schwächlingen zu verdammen, um sich selbst dann umsomehr als Helden beweihräuchern zu können.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ ist, gerade weil sie weiß, daß Deutschland erdrückt worden wäre, falls der Krieg es nicht gerüstet gefunden hätte, aus ähnlichen Gründen für eine bessere Verteidigung der Republik eingetreten, indeß Roosevelt erst dem gegenwärtigen Präsidenten den Donner gestohlen hat und auch dies erst dann, nachdem er sich bei einem Festessen der Stahlmagnaten in Philadelphia vorerst die Instruktionen geholt zu haben scheint.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ ist für den Frieden, so lange derselbe mit der Ehre der Nation sich vereinbaren läßt, sie ist aber auch für eine entschiedene Zurückweisung aller Angriffe auf amerikanische Rechte, woher immer dieselben kommen mögen. Theodore Roosevelt ist für Krieg, für Frieden, für irgend etwas, so

lange nur Theodore Roosevelt in dem Vordergrund bleiben kann.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ ist stets für eine bessere Armee und eine größere Flotte eingetreten. Theodore Roosevelt war sieben Jahre Präsident, ohne etwas dafür getan zu haben. Die „Illinois Staats-Zeitung“ hat sich aufgrund der Lehren der Geschichte stets nur von patriotischen Erwägungen leiten lassen. Theodore Roosevelts Lehrmeisterin sind seine Impulse und seine persönliche Ambition.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ ist für einen stillen, besonnenen und deshalb umso konstruktiveren Patriotismus, Theodore Roosevelt ist der oberste Apostel eines Surrpatriotismus, welcher den Bürgern die Befinnung raubt und nicht Gefühle und nicht Gedanken, sondern Leidenschaften entfesselt.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ arbeitet dafür, daß persönliche Gefühle der Sache der Allgemeinheit untergeordnet werden, indeß Theodore Roosevelt die Allgemeinheit in das Joch seiner persönlichen Gefühle zwingen möchte.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ wünscht die Republik auf Grundlage der Prinzipien Washingtons und Jeffersons ausgebaut zu sehen, Theodore Roosevelt kennt nur einen politischen Gott, und der heißt Theodore Roosevelt.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ kämpft für jenen wahren Amerikanismus, auf dessen Banner zwei Sterne prangen: Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Theodore Roosevelts Amerikanismus heißt Rooseveltismus.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ möchte alle Bürger dieses Landes zu harmonischem Wirken vereinigt sehen, Roosevelt möchte die Bevölkerung genau so spalten, wie er seine Partei gespalten hat und die Rooseveltsfreunde in einen blutigen Kampf gegen die Rooseveltsgegner heizen.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ hat ihr Wort dafür erhoben, daß man sich nicht nur für den Krieg, sondern auch für den Frieden vorbereite, welcher diese Republik vor gewaltige wirtschaftliche

Probleme stellen wird; Theodore Roosevelt schenkt diesen Problemen keine Beachtung, er will mit dem Säbelgerassel die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ fordert Taten zum Wohle der Republik, Theodore Roosevelt hat nur bombastische Worte. Die „Illinois Staats-Zeitung“ würde, unbekümmert um ihre Parteiangehörigkeit, jedem Manne folgen, der dem Lande das einstige Ansehen zurückgibt. Theodore Roosevelt fordert, daß man Theodore Roosevelt folge, selbst wenn der Weg in einen Abgrund führt.

Theodore Roosevelt vergißt, was er gestern gesagt hat. Er, der heute, wie England, für die schwachen Nationen eintritt, sagte einst mit dem Lachen des Mächtigen: „I took Panamal!“ Er, der heute, weil er Präsident werden möchte, Woodrow Wilson verdammt, die Nation Belgiens wegen nicht in den europäischen Krieg geführt zu haben, sagte bei Ausbruch des Krieges in öffentlicher Rede, daß es nicht angezeigt sei, den Gefühlen Ausdruck zu geben, wenn man auch mit den Belgiern sympathisiere. Er, der heute, weil es nun einmal so Mode ist, den Vindestrich verdammt, winselte einst um die Günst der Vindestrichler und fühlte sich bei deren Festessen immer recht wohl.

Theodore Roosevelt ist zu klein geworden, er hat sich selbst zu klein gemacht, um der „Illinois Staats-Zeitung“ Lektionen in Patriotismus erteilen zu können. Und ein Mann, der mit Bezug auf diese Zeitung abfichtlich gelogen oder aber Behauptungen aufgestellt hat, von deren Unrichtigkeit er sich überzeugen hätte können, ein Mann, der in seinem zügellosen Hass zum Vagabunden geworden ist, kann unmöglich an die Spitze einer Nation gestellt werden, in welcher Männer wie Washington, Jefferson und Lincoln gelebt und gewirkt haben.

Wir raten Herrn Roosevelt ein sorgfältiges Studium der „Illinois Staats-Zeitung“ an, vielleicht daß dann noch ein wirklicher Amerikaner aus ihm werden wird.

Roosevelt gegen den deutschamerikanischen Nationalbund.

Wer da glaubte, daß Theodore Roosevelt durch die obigen Ausführungen, durch die Wahrheit veranlaßt werden würde, in sich zu kehren, täuschte sich natürlich. Die Herrn Roosevelt genauer kennen, erwarteten es nicht und erlitten demnach keine Enttäuschung.

Herr Roosevelt ging später nach Kansas City. Inzwischen hatte der deutschamerikanische Nationalbund mit Rücksicht auf die damals bevorstehende Nationalkonvention in Chicago eine Versammlung einberufen, über welche ich in der Chronik des Jahres eingehender berichten werde. In jener Versammlung wurden patriotische Beschlüsse gefaßt, welche aber weder Herrn Roosevelt, noch Herrn Woodrow Wilson in den Kram paßten und Beide, die sonst so sehr auseinandergehen, trafen sich in einer bodenlosen Verdächtigung des Deutschamerikanischen Nationalbundes, welchen sie geradezu als Brutstätte hochverräterischer Umtriebe hinstellten.

Roosevelt tat es in Kansas City, Woodrow Wilson in einer in Washington gehaltenen Rede und später in der Plattform der demokratischen Partei. Daß diese beiden Deutschhasser im ganzen Lande Nachhasser fanden, braucht wohl nicht betont zu werden.

Ein Herr Maurice Leon, dem Namen nach ein französischer Vollblutamerikaner, fand sich veranlaßt, in dem in Philadelphia erscheinenden „Public Ledger“ eine Zuschrift zu veröffentlichen, in welcher der Präsident und die demokratische Partei aufgefordert werden, den vom Kongreß dem Deutsch-Amerikanischen Nationalbund erteilten Charter zu widerrufen, da derselbe sich einer „illloyalen Verschwörung“ im Interesse Deutschlands schuldig gemacht habe. Die Herren Dr. Gexamer, Henry Weismann von Brooklyn, Richard Bartholdt von St. Louis, Leo Stern von Milwaukee, Louis C. Brandt von Chicago, George Sylvester Viereck von New York und andere sollten

vor eine Bundes-Grand Jury geladen werden; der Präsident solle den Generalanwalt anweisen, das gegen die Genannten vorliegende Beweismaterial derselben zu unterbreiten. Herr Dr. Gexamer beilegte sich als Präsident des Nationalbundes, die Zuschrift in demselben Blatte folgendermaßen zu beantworten:

„Werter Herr! Ich wurde soeben auf einen Brief von Maurice Leon, datiert New York, den 17. 6. und im „Public Ledger“ von Philadelphia am 19. Juni 1916 veröffentlicht, mit der Ueberschrift „Illloyale Verschwörungen“ aufmerksam gemacht.

„Ich erlaube mir zu erklären, daß irgend jemand, welcher die Behauptung aufstellt, der Deutsch-Amerikanische Nationalbund hätte zu irgend einer Zeit direkt oder indirekt, durch seine Beamten oder Agenten mit irgend einer europäischen Macht in irgend welchem Verleth gestanden, oder der Deutsch-Amerikanische Nationalbund hätte direkt oder indirekt irgend eine Handlung im Interesse einer auswärtigen Macht begangen, wesentlich eine Unwahrheit geäußert hat.

„Ich fordere irgend jemand heraus, Beweise dafür zu erbringen, daß der Deutsch-Amerikanische Nationalbund jemals irgend etwas getan hat, was sich mit den Prinzipien des höchsten Amerikanischen Patriotismus nicht vereinbaren läßt.

„Es ist die höchste Zeit, daß loyale amerikanische Bürger, die zufällig deutscher Abstammung sind und ein vollständiges Recht auf ihre eigene Meinung haben, nicht fernerhin mehr ungerechterweise infolge von Chauvinismus und lärmenden Demagogen leiden sollen.

„Auf jeden Fall laßt uns eine gründliche Untersuchung des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes durch den Kongreß haben, um ein für alle Mal derartigen schmählischen Angriffen Einhalt zu tun, welche aus Unwissenheit oder Böswilligkeit diejenigen einzuschüchtern versuchen, welche furchtlos ihrer Meinung Ausdruck gegeben haben.

Ein derartiger unparteiischer Bericht eines Untersuchungskomitees des Kongresses würde achtbare Zeitungen in die Lage bringen, die Veröffentlichung derartiger Schmähschriften in Zukunft zu verweigern."

Natürlicherweise ist die Untersuchung unterblieben, denn infolge einer Untersuchung hätte sich die Gemeinheit der Verleumdung herausgestellt, und es ist bequemer und leichter anzuklagen, als zu beweisen.

Die Angriffe auf den Deutschamerikanischen Nationalbund haben in der gesamten deutschsprachigen Presse des Landes eine entschiedene Zurückweisung erfahren. Unter diesen Zurückweisungen verdient ein herrlicher Aufsatz besonders hervorgehoben zu werden, welcher unter dem Titel „Der Nationalbund und seine Ankläger“ im „Cincinnati Volksblatt“ erschienen ist. Ich bringe diesen Aufsatz mit wirklichem Vergnügen hier zum Wiederabdruck:

„Dr. Geramers hat den Dachs bei den Ohren gepackt, indem er auf einer Untersuchung der nichtswürdigen Beschuldigungen der Loyalität und des Landesverrats, derer sich der Deutsch-Amerikanische Nationalbund und mit ihm die amerikanischen Bürger deutscher Abkunft schuldig gemacht haben sollen, durch den Kongreß besteht. Es geht nicht mehr an, diese Schmähungen und Verdächtigungen mit vornehmen Stillschweigen zu übergehen, dazu ist die Boshaftigkeit schon zu weit gediehen und ein ferneres Schweigen würde von den Deutschenhebern als schuldbeladenes Gewissen ausgelegt werden, denn auf ein paar fauldicke Lügen mehr oder weniger kommt es ihnen wahrhaftig nicht an. Ob aber die Untersuchung zustande kommt, ist eine andere Frage, denn wird sie von einem Komitee des Kongresses, das nicht voreingenommen ist, sondern nur die Wahrheit suchen will, unparteiisch geführt, dann wird sich die Galtlosigkeit der insamen Verdächtigungen so klar herausstellen, wie das Sonnenlicht. Damit ist aber den professionellen Sägern und Ehrabschneidern

nicht gedient und deshalb werden sie eine Kongreßuntersuchung mit allen ihren unsauberen Mitteln zu hintertreiben versuchen.

Wer sind die Ankläger gegen den Nationalbund und die Vindictisch-Bürger? Es sind dieselben Elemente, aus deren Geist heraus der Fremdenhaß in unserem Lande geboren wurde, das überhebende Puritaner- und Angelsachsentum, der Torygeist, der schon George Washington zwang, sich mit einer deutschen Leibwache zu umgeben. Diese alte Feindschaft gegen das Deutschtum ist dieselbe, sie hat sich nur ein anderes Kleid angezogen, ohne ihr wahres Aussehen dadurch verbergen zu können. Der Kampf gegen England, unter dessen Zeichen die allerneueste Geschichte steht, ist von jeher das Loos des deutschen Einwanderers gewesen. Er ist uns von Neuem gedrängt worden durch Jene, die ein sang- und klangloses Aufgeben des deutschen Elements anstreben, die in Amerika bloß eine Doublette Englands erblicken, eine allerdings in Gold gebundene Neuaufgabe Altenglands. Weil das nicht sein darf und weil wir das nimmermehr zugeben wollen und zugeben können, feindet man uns an. Diese Feindschaft warf die letzte Spur einer Maske ab in dem Augenblick, als wir die Forderung stellten, daß unser Land in dem Kriege, in den die Eifersucht Englands auch den Handelsrivalen, unser altes Vaterland gestürzt, strikt neutral sein müsse und zwar in Uebereinstimmung mit der vom Präsidenten Wilson selbst proklamierten Neutralität; als wir immer und immer wieder darauf aufmerksam machten, daß wir bis zur Grenze einer offenen Teilnahme am Kriege gegen Deutschland unneutral sind, und diese Unneutralität, dieses Unamerikanertum gerade von dem gefördert wird, der der Hüter der von ihm proklamierten Neutralität sein sollte. Das Empfinden der Bürger deutscher Abkunft wurde fortgesetzt und absichtlich gekränkt, trotz der Tatsache, daß diese Bürger nichts weiter verlangten, als daß

wir amerikanisch und nicht pro-britisch oder pro-deutsch sein sollten.

Der Präsident richtete sein Verhalten völlig nach dem Gesichtspunkt eines zweiten Termins ein, und jetzt, wo er seine Chancen auf eine Wiederwahl immer mehr schwinden sieht, greift er zur Verhegung und zur Schürung des Hasses als letzten Rettungsanker. Die Beile des Hasses, der von der pro-britischen Preßmeute mit allen Blasebälgen des Geistes angepöcht wird, richten sich naturgemäß gegen den Nationalbund, der das vereinigte Bürgertum, soweit es deutscher Abstammung ist, repräsentiert. Reicht uns die Schaffung dieser Einigkeit nicht geworden und deshalb ist es unsere heiligste Pflicht, dieselbe eifrig zu bewachen und nicht zu dulden, daß von irgend einer Seite ein Keil hineingetrieben werde. Jeder Einschüchterung, noch Drohung und Verleumdung dürfen uns vom Bund trennen.

Wir wollen auch fernerhin in Amerika leben als ein Volksbestandteil, der tätig, selbstbewußt, an einer werdenden und durch seine Mithilfe erhöhten Kultur mitwirkt. Der Deutsch-Amerikanische Nationalbund mit seinen staatlichen und städtischen Unterabteilungen und Zweigen ist die letzte, späte Frucht der Einigung der Deutschen nach dem Bürgerkriege. Ueber Stammesunterschiede hinausgreifend, von den Sonderzielen der Vereine und Vereinchen erlösend, das Vereinzelte sammelnd, das Schwache festigend, steht der Nationalbund als eine achtungsgebietende Größe da, das Produkt amerikanischer Bürger auf amerikanischem Boden. Was das Deutsche Reich dem Deutschen von 1870, das ist uns Deutschen in Amerika der Nationalbund; die Erfüllung unserer, lang gehegter Hoffnungen, die starke Grundfeste, auf der wir bauen können; die Stätte, da wir sprechen mögen: „Hier bin ich ein Deutscher, hier darf ich's sein!“

Was der Bund erstrebt und schafft, daraus entstehen neue Werte in der amerikanischen Kultur. Wir bemühen uns

zum Lebendighalten und Ausbreiten der deutschen Sprache, weil ihre Kenntnis notwendig ist, wenn wir uns die gewaltigen Errungenschaften Deutschlands auf dem Gebiete der Industrie, von Kunst und Wissenschaft zu Nutzen machen wollen, wenn wir eindringen wollen in die reichen Geisteskräfte des deutschen Volkes. Im Interesse des gesamten amerikanischen Volkes suchen wir die Ausbreitung der deutschen Sprache.

Das höchste Gut des Volkes ist sein Recht. Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache. Dem Volk, dem Recht und seiner Sprache trenn

Land uns der Tag, wird jeder Tag uns finden!

Wir bekämpfen die Prohibition als die Feindin der Kultur. Der Zustand, den sie schafft, ist uns ein Zustand der Barbarei. Der Begriff des freien Bürgers ist uns unvereinbar mit kindlicher Bevormundung durch die Polizei. Die hundertfache Gesetzübertretung und tausendfache Heuchelei, die sie im Gefolge hat, ist nach unserem Dafürhalten der Grund der mangelnden und stetig abnehmenden Achtung vor jeglichem Gesetz. „Wir lieben deutsche Fröhlichkeit und alte deutsche Sitten,“ und diese scheinen uns gefährdet, wenn man dem für uns harmlosen Genuß sein Harmloses nehmen will, indem man ihn brandmarkt oder bannet. Wir vertrauen auf Erziehung des heranwachsenden Menschen, nicht glauben wir an die Beirathung, Vergesellschaftung und Vergewaltigung des Erwachsenen. Wir sehen in unserem deutschen Trank und in der Weise, wie wir ihn genießen, die vorerst einzig mögliche Lösung der Alkoholfrage, die auch uns eine soziale Frage ist, und von der wir keineswegs behaupten, daß sie nicht vorhanden sei. Ueberall sind es höhere Gesichtspunkte, die unsere Stellungnahme bedingen. Der Nationalbund soll und will aus der Geschichte der Deutschen in Amerika und aus dem besonderen unserer gegenwärtigen Verhältnisse heraus die Lösung un-

ferer Frage in Angriff nehmen als ein Faktor des amerikanischen Lebens. Lediglich der Erhaltung deutscher Art im werdenden amerikanischen Volke will er dienen. Denn nur die kräftig erhaltene eigene Art vermag andere zu fördern. So ist der Nationalbund der Ausdruck der Selbstachtung des amerikanischen Deutschtums, und wer ihm andere, un-amerikanische Motive unterschiebt, tut es wider besseres Wissen; tut es, um ihn mundtot zu machen, damit er nicht länger die gewissen Menschen lästig gewordene Rolle des Warners und Wächters spielt.

Die „Chicago Daily Tribune“ und die Deutschen Chicagos.

Die „Chicago Daily Tribune“ hat sich stets bemüht, in den brennenden Fragen des Tages die Besonnenheit zu bewahren. Die Zeitaufsätze dieser angesehenen Chicagoer Zeitung verrieten zumeist den ruhigen Ton, welcher selbst dann Respekt einflößt, wenn man nicht derselben Ansicht ist.

Anapp vor der Nationalkonvention hat sich die „Tribune“ mit den Deutschen Chicagos beschäftigt und Klarzulegen versucht, daß diese ihre Stellung kaum stärken, indem sie in geschlossenen Reihen gegen Roosevelt und gegen Wilson eintreten. Die „Tribune“ hegt die Furcht, daß die Deutschamerikaner durch dies ihr Auftreten den Verdacht gegen sich erwecken, daß sie sich nicht davon leiten lassen, was Roosevelt und Wilson für Amerika tun und täten, sondern davon, was diese Herren gegen Deutschland tun und tun würden.

Die zarte Rücksichtnahme der „Tribune“ auf die heikle Stellung der Deutschamerikaner soll mit Dank anerkannt werden. Aber die Deutschamerikaner finden ihre Stellung durchaus nicht so heikel, wie die „Tribune“ anzunehmen geneigt ist. Die Bürger deutscher Abkunft als Masse haben im Verlaufe des Krieges, so sehr sie auch herausgefordert wurden, im buchstäblichen

Sinne des Wortes als Amerikaner gehandelt. Sie haben niemals etwas getan, was Amerika in irgendwelcher Weise schädigen, und sie haben nichts unterlassen, wovon sie erhofften, daß es das Ansehen und die Machtposition der Vereinigten Staaten erhöhen könnte. Die Deutschamerikaner haben, wie die „Tribune“ richtig bemerkte, oft und gegen vieles protestiert. Glücklicherweise standen sie in diesen Protesten nicht allein. Aber selbst wenn sie allein geblieben wären, würden sie sich mit umso größerem Stolz darauf berufen, daß inmitten der hochaufschäumenden Wellen des Hasses, die gerade die amerikanischen Ideale mit sich zu reißen drohten, sie und nur sie den Leuchtturm bildeten, dessen Licht auf den sichern Hafen, auf die von den Gründern niedergelegten Traditionen fiel, in deren Pflege die Republik erstarkte und zu allgemeiner Achtung emporgewachsen ist.

War es etwa unamerikanisch, zu fordern, daß die von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten proklamierte Neutralität dem Buchstaben und dem Geiste nach gewahrt werde? Wenn dies unamerikanisch war, dann war die Proklamation der Neutralität noch unamerikanischer, dann war Washingtons Warnung und Jeffersons weise Lehre ein gegen das Ansehen, gegen das sittliche Gewicht der Republik gerichteter giftiger Pfeil.

War es etwa unamerikanisch, zu fordern, daß das Friedensgebet, das Anrufen Gottes um baldige Herstellung der Ruhe in dem entfesselten Europa auf unseren Lippen nicht zur schmachtvollen Lüge werde, indem nach Verrichtung des Friedensgebetes Hunderttausende von amerikanischen Händen sich für die Verlängerung des europäischen Krieges regten? Wenn das unamerikanisch war, dann war das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten angeordnete Friedensgebet noch unamerikanischer und unwahr seine Behauptung, daß das Wassenausfuhrverbot, das er mit Begutachtung auf Mexiko erließ, der Gebrauch unter zivilisierten Völkern sei.

War es etwa unamerikanisch, gegen das britisch-französische Darlehen zu protestieren, nachdem Präsident Wilson früher auf das bestimmteste erklärt hatte, daß es unneutral wäre, den Franzosen ein Kriegsdarlehen zu bewilligen? Wenn das unamerikanisch war, dann war Präsident Wilson bei weitem unamerikanischer, dem Frankreich ein Darlehen zu verweigern, welchem diese Republik seit ihrer Gründung zu tiefem Danke verpflichtet ist.

Ist es etwa unamerikanisch, dagegen zu protestieren, daß dieses Land bloß deshalb in den europäischen Krieg gezerrt werde, weil einige Amerikaner es vorgezogen haben, sich von den Engländern für den britischen Seesdienst heuern zu lassen und dabei zufällig unkommen? Wenn das unamerikanisch ist, dann hat die Administration tausendmal unamerikanischer gehandelt, als sie in Mexiko geschäftlich ansässige Amerikaner warnte, Mexiko zu verlassen, und nicht den Finger rührte, um sie gegen die absichtliche Zerstörung ihres Eigentums und Lebens zu beschützen.

Die Bürger deutscher Abkunft können in den Augen mancher ihrer Mitbürger irrige Ansichten vertreten, von dem Wege des Rechts und Gesetzes sind sie jedoch niemals abgewichen. Sie haben ihre Ansichten stets der Gesamtvertretung des Volkes, dem Kongreß unterbreitet, indeß der Präsident die Volksvertretung nicht nur nicht befragte, sondern dieselbe buchstäblich knebelte, als sie eine Ansicht äußern wollte, welche mit der des Präsidenten nicht übereinstimmte. Wer hat auch in diesem Falle amerikanischer gehandelt, die Deutschamerikaner oder der Präsident?

Weil wir Amerikaner sind, sind wir gegen Roosevelt und Wilson. Weil wir für Amerika sind, sind wir gegen die beiden Herren, die kein anderes Ideal zu kennen scheinen, als Roosevelt und Wilson, die kein anderes Ideal zu haben scheinen, als ins Weiße Haus zu gelangen oder in denselben zu verbleiben.

Wir sind für ein Amerika, das n die Unmenschlichkeit begehrt, mit zweier Maß zu messen. Wir sind für ein Amerika, das gerecht und hochherzig ist, jedem gegenüber, das seinen Rechten überall Geltung zu verschaffen weiß, das an jedem der kämpfenden Völker gleiche Macht und gleiche Strenge zu üben entschlossen ist. Wir sind aber gegen Männer, die sich von der einen Macht feige diktieren lassen, indeß sie der anderen Macht großmäulig zu diktieren wünschen. Wir sind für amerikanische Menschlichkeit, deren Quelle die amerikanischen Ueberlieferungen und amerikanischen Herzen sind; wir sind aber gegen Menschlichkeitsphrasen, die bloß auf den Lippen wohnen und niemals in eine lebendige Tat umgesetzt werden.

Deshalb sind wir gegen Woodrow Wilson und gegen Theodore Roosevelt. Deshalb müssen wir, falls wir unser Amerikanertum in Ehren halten wollen, gegen Männer sein, die ihre Person über das Volk stellen, die das Land in eine Kirche umgestalten wollen, in welcher bloß ihre persönliche Eitelkeit beweihräuchert werden darf.

Wir sind gegen Theodore Roosevelt, der im Jahre 1912, aus rein persönlichen Motiven die eigene Partei und damit das Land zugrunde gerichtet, und wir sind gegen Woodrow Wilson, der den sittlichen und wirtschaftlichen Niedergang der Republik verschuldet hat. Wir sind gegen Roosevelt und Wilson wegen ihrer bewußten und unbewußten Sünden an Amerika und weil ihre Vergangenheit die Hoffnung ausschließt, daß sie jemals etwas für Amerika tun können.

Wir sind mit Leib und Seele, mit jedem Blutstropfen unseres Herzens und mit jedem Gedanken unseres Kopfes für ein Amerika, das alle seine Bürger friedlich zu vereinigen weiß und das sich die führende Rolle nach Außen zurückzugewinnen vermag, zu welcher sie bei ihrer Geburt, infolge der Prinzipien, welche zu ihrer Gründung führten, prädestiniert gewesen ist. Und weil wir die betrübende Ueberzeugung gewonnen haben, daß we-

er ein Roosevelt und noch weniger ein Wilson uns ein solches Amerika zu geben vermögen, deshalb und nur deshalb sind wir mit aller Entschiedenheit gegen Theodore Roosevelt und gegen Woodrow Wilson.

Die Bindestrichplanke.

Inzwischen wurde hier in Chicago die republikanische, in St. Louis die demokratische Nationalkonvention abgehalten. Ich werde auf beide an anderer Stelle in einer längeren Abhandlung zurückkommen, trotzdem dieses Buch sich eigentlich nicht mit Politik, sondern mit den Deutschen Chicagos und des Staates Illinois zu befassen hat. Wie aber schon aus dem Vorhergehenden ersichtlich war, sind die Bürger deutscher Abkunft von ihren Gegnern gewaltsamerweise in den Vordergrund der politischen Vorgänge gezerrt worden und deshalb bilden die politischen Ereignisse des verflossenen Jahres eigentlich einen wesentlichen Teil des deutschen Lebens in Amerika, welcher demzufolge eine tiefere Behandlung als unumgänglich notwendig erscheinen läßt.

Woodrow Wilson hoffte, daß die Progressiven ihren Abgott Theodore Roosevelt zum Präsidenten nominieren werden und daß dieser in der Hoffnung zu siegen, „laufen“ und damit, wie in 1912, Herrn Wilson wieder zum Siege verhelfen werde. Als aber Bundesrichter Hughes von der republikanischen Partei nominiert wurde, erwachte Theodore Roosevelt zu seiner patriotischen Pflicht und lehnte seinerseits die Nomination ab. Woodrow Wilson erkannte die Gefahr. Er wußte, daß eine geeinigte republikanische Partei seine Niederlage bedeute. Er versuchte daher in seiner ohnmächtigen Wut, den Kandidaten der Republikaner zu zwingen, die Unterstützung der Deutschamerikaner abzulehnen, indem er diese nun auch in der offiziellen Prinzipienklärung der demokratischen Partei zu Hochverrätern zu stempeln suchte. Ich schrieb damals:

Die demokratische Prinzipienklärung stammt aus der Feder des Kandidaten

der demokratischen Partei. Die Partei hat also nicht den Kandidaten zu ihren Prinzipien, sondern umgekehrt, der Kandidat hat die Partei zu seinen Prinzipien verpflichtet. Und da in St. Louis die Konvention unter dem Kommando Woodrow Wilsons stand, ist natürlich auch seine Bindestrichplanke, in welcher die Führer der Partei eine Gefahr für dieselbe erblickten, der Plattform einverleibt worden.

Eigentlich sollte gegen diese Bindestrichplanke keine Einwendung erhoben worden. Nur müßte Woodrow Wilson gezwungen werden, in vollkommener Harmonie mit dieser Planke zu handeln. In derselben heißt es in wörtlicher Uebersetzung:

„Wer immer von der Absicht beseelt ist, zum Nachtheile unseres eigenen Landes die Interessen einer fremden Macht zu fördern, oder diese Regierung in ihren auswärtigen Beziehungen zu schädigen oder die heimischen Industrien zu schädigen und zu verkrüppeln und wer immer durch Entflammung von Massenurtheilen und solchen religiöser Natur Zwietracht und Streit in unser Volk hineinträgt und den gesunden Prozeß der Einigung damit verhindert, ist der Privilegien des Bürgerrechts unwert, ist illegal zu dem Lande. Wir verdammen daher als der Integrität und Einheit der Nation entgegengesetzt und deren Wohlfahrt schädigend alle jene Tätigkeiten und Pläne aller jener politischen oder anderen Gruppen und Organisationen, welche die Förderung der Interessen einer fremden Macht zum Ziele haben, ob nun jene Ziele durch Einschüchterung der Regierung, einer politischen Partei oder eines öffentlichen Vertreters des Volkes erreicht werden sollen, oder ob sie darauf berechnet sind, die Bevölkerung in antagonistische Gruppen zu zerreißen und somit das vollkommene Uebereinkommen und die Solidarität der Bevölkerung zu zerstören und eine Einheit des Gefühls und des nationalen Prinzips, welche für den Bestand der Nation und ihrer freien Institutionen von vitaler Bedeutung ist.

Wir verdammen alle Allianzen und Gruppierungen von Individuen, welcher Abstammung sie immer sein mögen, die übereingekommen sind und sich verschworen haben in der Absicht, diese Regierung in Verlegenheit zu bringen oder zu schwächen oder unsere öffentlichen Vertreter in ihrem Vorgehen fremden Nationen gegenüber zu beeinflussen. Wir behaupten, daß in einer beschränkten Anzahl solche Verschwörungen bestehen und daß dieselben zugunsten fremder Nationen und zum Nachteile unseres Landes eingeleitet wurden. Wir verdammen jede politische Partei, welche mit Rücksicht auf die Tätigkeit solcher Verschwörungen ihre Integrität aufgibt, ihre Politik aus Furcht vor politischen Folgen ändert oder solche Verschwörer für sich günstig zu stimmen, deren Unterstützung zu gewinnen sucht."

Das ist die Vindestrichplanke, welche durch Woodrow Wilson eigenhändig ausgearbeitet und auf seinen ausdrücklichen und wiederholten Befehl der demokratischen Plattform einverleibt wurde. Die Absicht der Planke ist klar. Sie richtet sich gegen die republikanische Partei, welcher in der nächsten Präsidentschaftswahl alle jene Stimmen zufallen werden, welche mit der Wilsonschen Administration unzufrieden sind. Im Jahre 1912 stimmten viele mit der republikanischen Administration Unzufriedene für Wilson und es fiel Herrn Taft doch nicht ein, die Abtrünnigen als Verräter an den Interessen des Landes zu brandmarken. Wenn der Bürger bei dem Stimmkasten nicht seiner Überzeugung folgen darf, falls diese sich im Gegensatz zu den Prinzipien und Handlungen der jeweiligen Administration befindet, dann hat das Volk aufgehört zu regieren und der reaktionärste Absolutismus tritt in Kraft.

Herr Wilson ließ aber durch die demokratische Nationalkonvention behaupten, daß Verschwörungen im Interesse auswärtiger Mächte und zum Nachteile der Republik bestehen. Angesichts dieser Behauptung heißen wir die Vindestrichplanke und den verdammenden Geist

derselben nicht nur höchst willkommen, wir schließen uns dem verdammenden Urteil an und hoffen, daß sowohl Woodrow Wilson, wie Charles Evans Hughes die Unterstützung solcher Verschwörer entriistet zurückweisen werden.

Wir schließen uns der Planke und dem verdammenden Urteil umso williger an, weil wir annehmen, daß der Präsident der Vereinigten Staaten nur das behauptet, wofür er unanfechtbare Beweise in Händen hat. Dann aber hätte der Präsident im Interesse des Landes, im Interesse der Einheit des Gefühls und des nationalen Prinzipes, im Interesse der inneren Ruhe der Republik und im Interesse aller ehrlichen und unentwegten Amerikaner um einen Schritt weitergehen müssen. Er hätte die Allianzen und Gruppen, welche sich zugunsten einer fremden Macht gegen die Republik verschworen haben, bei dem Namen nennen und jedes einzelne Verbrechen aufzählen müssen, dessen die Verschwörer sich schuldig gemacht haben. Denn es gibt Bürger in den Vereinigten Staaten, die Anklagen, selbst wenn sie von den Lippen des ersten Beamten der Republik stammen, nur dann Glauben schenken wollen, wenn der Anklage die Beweisführung auf dem Fuße folgt und falls eine Beweisführung nicht erfolgt, die Anklage mit einem Lächeln der Geringschätzung für ein politisches Manöver erklären.

Der Präsident der Vereinigten Staaten darf sich einem solch beleidigenden Verdachte nicht aussetzen. Nachdem er aber aus nur ihm bekannten Gründen Namen und Tatsachen verschwiegen hat, wollen wir das Geheimnis aus seinem verschwiegenen Herzen hervorholen und der Öffentlichkeit übergeben.

Die Entriistung des Präsidenten gilt dem „Committee of American Rights“, dessen Präsident, der Verlagsbuchhändler Putnam, an den Vorsitz des republikanischen Nationalkomitees, Herrn Gilles, die Drohung richtete, daß Putnam und dessen politische Glaubensgenossen zu Woodrow Wilson hinüberschwenken werden, falls die republikanische Partei einen

auch den Deutschamerikanern angenehmen Kandidaten nominieren sollte. Wir begreifen, daß Präsident Wilson über eine solche Einschüchterung einer Partei empört ist und eine derartige Gefolgschaft entrüstet von sich weist.

Die Entrüstung des Präsidenten gilt der „League for America and for the Allies“, die in ihrer in Boston stattgehabten Versammlung Herrn Wilson verdamnte, weil er zugunsten der Alliierten nicht gegen Deutschland in den Krieg gezogen ist. Wir begreifen, wie sehr dies Attentat auf seine Neutralität dem Präsidenten getan haben muß und wie er im November die Stimmen der Mitglieder jener Liga von sich weisen wird.

Die Entrüstung des Präsidenten gilt jenen fünfhundert „repräsentativen“ Amerikanern, die sich in der Annahme erdreistet haben, im Namen des amerikanischen Volkes eine Suldigungsadresse an die Alliierten abzuschicken, daß sie dadurch den Präsidenten zu einer britenfreundlichen Politik zwingen. Gegen einen solchen Zwang muß Herr Woodrow Wilson sich natürlich auflehnen und keiner jener Fünfhundert soll es wagen, im November seine Stimme auf ihn abzugeben, denn es ist klar, daß Herr Wilson lieber auf die Präsidentschaft verzichtet, als seine Erwählung solchen Verschwörern zu verdanken.

Wenn Präsident Wilson außer diesen Verschwörern auch noch andere weiß,

möge er in diesem Augenblick, welchen er selbst als kritisch bezeichnet, nicht schweigen. Das Volk hat ein Anrecht auf die Tatsachen und auf die Forderung, daß jeder Verschwörer gegen des Landes Integrität, Interessen und Ruhe dem Kerker überantwortet werde.

Und Eines möchten wir in Demut ersterbenden Durchschnittsbürger dem Präsidenten der Vereinigten Staaten noch sagen. Wir geben bedingungslos zu, daß jeder Bürger ein strafwürdiger Verbrecher ist, der irgend einen öffentlichen Beamten durch Drohungen zu irgendwelcher Stellungnahme zu zwingen sucht, besonders wenn diese Stellungnahme auf Kosten amerikanischer Interessen zugunsten einer auswärtigen Macht erfolgen soll. Aber kein geringeres Verbrechen begeht jener Politiker, Staatsmann oder jene politische Partei, welche die Bürger durch Drohungen und Verdächtigungen in der Ausübung ihres Bürgerrechtes zu beeinflussen suchen.

Nach dieser Digression, zu welcher ich mich im Interesse eines besseren Verständnisses der Vorgänge im letzten Jahre verpflichtet fühlte und welche in späteren Jahren wertvoller sein dürfte, als sie heute ist, da die Geschehnisse noch frisch vor aller Augen stehen, übergehe ich endlich auf die Schilderung der Ereignisse des Jahres 1915—1916 im deutschamerikanischen Chicago.

Das deutschamerikanische Chicago im Jahre 1915–1916.

Konvention des Nationalverbandes Deutschamerikanischer Journalisten und Schriftsteller.

Chicago wurde als deutsches Zentrum der Vereinigten Staaten auch dadurch bezeichnet, daß die geistigen Arbeiter Deutschamerikas ihre letzte Konvention in der Metropole des Westens abhielten. Der Kampf für die höheren Interessen des Deutschtums in Amerika wurde vornehmlich in Chicago aufgenommen und wird hier durchgekämpft werden, und es war demzufolge ein Beweis der Achtung und Anerkennung, daß die Männer, die den Kampf führen, ihre Beratungen hier in Chicago abhielten.

Eröffnet wurde die Konvention durch Herrn Matenaers, Mitarbeiter der hiesigen „Abendpost“. Am ersten Tage der Konvention wurden die Berichte der Beamten entgegengenommen, aus welchen die erspriessliche Tätigkeit des Verbandes deutlich hervorgeht. Schade, daß das Deutschamerikanertum den geistigen Tagelöhnern des Deutschamerikanertums nicht die Sympathien zollt, zu welchen dieselben berechtigt sind. Die reichen Deutschamerikaner sollten die Anregung zur Bildung eines Pensionsfonds für ihre geistigen Streiter nicht ganz ohne Wirkung an sich vorübergehen lassen.

Die Konvention begann mit dem Bericht des Präsidenten Kurt Thiersch. Der Bericht lautete im Wesentlichen folgendermaßen:

„Der Bericht, den ich Ihnen am Schluß meiner Amtstätigkeit vorzulegen imstande bin, erstreckt sich auf eine kritischere Zeit, als der Nationalbund bisher zu durchleben hatte. Jeder von Ihnen weiß, wie die Erschütterungen der ungeheuren Kriegskatastrophe in Europa, sich auch im amerikanischen Deutschtum stark fühlbar machen, und daß auch die Kreise der deutschamerikanischen Zeitungswelt davon berührt wurden. Trotzdem kön-

nen wir mit Genugtuung wahrnehmen, daß der Verband sich in den annähernd gleichen günstigen Verhältnissen befindet, wie vor zwei Jahren bei der Nationalkonvention. Die Zahl der Mitglieder ist infolge rasch auf einander folgender Todesfälle seit der letzten Konvention von 243 auf 222 zurückgegangen. Das Vereinsvermögen, über das der Bericht des Schatzmeisters ausführliche Mitteilungen macht, beläuft sich auf \$10,132. Der gesunde Geist aber, der im Nationalbund herrscht, ist die sicherste Bürgschaft seiner künftigen günstigen Weiterentwicklung. Die Lokalvereine und Einzelmitglieder können dabei am wirksamsten helfen. Jeder Pressklub vermag in seiner nächsten Umgebung für die Ziele und Bestrebungen des Verbandes erfolgreiche Propaganda zu machen und Mitglieder zu werben.

„Bei den Vorteilen, die der Nationalverband bietet, sollte das nicht schwer sein. Seine Versicherung ist die billigste, da sie mit keinem Risiko und keinen Verwaltungsunkosten verknüpft ist. Die Versicherungssumme ist noch in jedem Fall dem Betreffenden in kritischer Lebenslage eine wirksame Hilfe und Stütze gewesen und hat ihnen über schwere Tage hinweg geholfen.

„Das Projekt der Gründung eines Heims für arbeitsunfähig gewordene Mitglieder konnte in den abgelaufenen zwei Jahren aus mehrfachen Gründen nicht gefördert werden. Die ungewisse, wechselvolle Zeitlage drängt alle derartigen Projekte in den Hintergrund. Die wichtige Angelegenheit sollte indessen für geeignetere Zeiten im Auge behalten werden. Das amerikanische Deutschtum verhält sich, wie es oft gezeigt, derartigen humanen Bestrebungen gegenüber wohl-

wollend und fördernd. Dem Einfluß der Lokalvereine sollte es nicht schwer fallen, wohlhabende Deutschamerikaner für das Projekt zu gewinnen.

„Von Seite des Lokalvereins Milwaukee wurden dem Verband Vorschläge gemacht hinsichtlich Untersuchung neuer Mitglieder für die Sterbekasse. Da sich vielfach Meinungsverschiedenheiten geltend machten, beschloß der Vorstand mit Zustimmung der Kollegen von Milwaukee, die Angelegenheit der Nationalkonvention zur Erledigung zu unterbreiten.

„In gleicher Weise bedarf die mehrfach erörterte Frage der Rückversicherung für die Sterbekasse noch immer der Erledigung. Die entscheidenden Schritte kann nur der Nationalkonvent tun.

„Beim Schluß meines Berichtes ist es wohl angebracht, einen Blick auf die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu werfen, welche die nächste Zukunft bringen mag. Die ersten Zeiten, die wir durchleben, haben es dem amerikanischen Deutschtum deutlicher gemacht, als je, wie unentbehrlich ihm seine Presse ist. Sie ist der Vanneträger in der großen Fortschrittsbewegung; sie kämpft in den vordersten Reihen gegen die puritanische Reaktion; sie gibt den Hoffnungen und Bestrebungen des amerikanischen Deutschtums berebten Ausdruck und bringt neue Anregungen und Ideen in das deutsch-amerikanische Leben. Solange das Deutschtum der Vereinigten Staaten unentwegt auch fernerhin seinen fortschrittlichen Zielen mit allen Kräften zustrebt, solange wird auch seine Presse sich einer gesunden Weiterentwicklung erfreuen und mit ihr der Nationalverband deutsch-amerikanischer Journalisten und Schriftsteller.“

Der Schatzmeister Theodor F. Cuno berichtete sodann, daß sich während der letzten sieben Jahre das Verbandsvermögen von \$6318.29 am 30. September 1908 auf \$10,132.06 am 16. September 1915 vermehrt hat. Während derselben Periode wurden an die Erben von 35 verstorbenen Mitgliedern \$10,125 ausbezahlt, d. h. \$300 Sterbegeld für 34

Mitglieder und \$225 für ein Mitglied, das eine Anleihe von \$75 erhalten und für den Todesfall darauf verzichtet hatte. Von dem Verbandsvermögen sind \$3500 in Bonds der Lehigh Valley Bahn und der Stadt New York angelegt, der Rest befindet sich in Banken.

Finanzsekretär Fred C. Claus erstattete einen umfangreichen Finanzbericht, aus welchem die folgenden interessanten Stellen hervorzuheben sind:

„Der Niedergang des Nationalverbandes an Mitgliederzahl, welcher bereits unter dem letzten Vorstand eingeseht, konnte auch während der letzten beiden, ohnehin ungünstigen Jahre nicht zum Stehen gebracht werden. Von 243 Mitgliedern (in Wirklichkeit waren es deren nur 239, da nach den Büchern vier auf der Liste des letzten Konvents aufgeführte Einzelmitglieder bereits gestrichen waren) ist der Verband auf 222 Mitglieder gesunken. Mit Ausnahme Chicagos, welches von 33 auf 34 Mitglieder stieg, hat jeder Lokalverein eingebüßt, am meisten New York, welcher Klub von 117 auf 107 Mitglieder zurückgegangen ist. Die derzeitige Mitgliederzahl, wie sie maßgebend für den heutigen 13. Konvent ist, verteilt sich auf die einzelnen Lokalvereine wie folgt:

„Chicago, 34; Milwaukee, 36; New York, 107; Newark, 6; Philadelphia, 7, und Pittsburg 5 Mitglieder. Dazu kommen noch 27 Einzelmitglieder.

„Die Ursache dieses Rückganges dürfte vor Allem neben den zahlreichen Todesfällen in dem schlechten Geschäftsgang der letzten Jahre zu suchen sein.

„Neben diesem wenig Tröstlichen ist der Finanzsekretär indes in der Lage, die erfreuliche Mitteilung zu machen, daß das Verbandsvermögen nun wirklich die \$10,000 Mark überschritten und mit \$10,132 seinen Höchststand in der Geschichte unserer Vereinigung erreicht hat.

„Im Laufe der letzten beiden Jahre hat der Tod wiederum so manche Rüde in unsere Reihen gerissen, so manchen lieben Kollegen von unserer Seite abholt. Oskar S. Heinrich, Curt Papst, Berdi-

nand Seinecke, Otto Schrader, E. S. Co-
tell, Edmund Deuß, Hans v. d. Delsniz,
Gabriel Nagenberger, Otto Gaubold,
Otto Gubach, Jean Weil und Joseph
Winter sind hinübergegangen in das
Reich der Schatten. Kollegen unter
ihnen, welche zu den stärksten Stützen des
Verbandes gehörten. Es sei nur an den
früheren Präsidenten des Verbandes
Jean Weil, an den mehrmaligen Präsi-
denten des New Yorker Press Clubs Otto
Gubach und den unermüdlichen Sekretär
des Chicagoer Vereins Deutsche Presse,
Edmund Deuß, erinnert. Möge ihnen
die Erde leicht sein.

„Auf dem Felde der Ehre, im blutge-
tränkten Argonnenwald, hat im Septem-
ber letzten Jahres einer der Unserigen,
der Offiziers-Aspirant Paul E. Nehring,
sein junges Leben gelassen. So hat auch
der Nationalverband Deutsch-Amerikani-
scher Journalisten und Schriftsteller sein
Opfer in dem gewaltigen Völkerringen
gebracht, in dem sich unser altes Vater-
land einer Welt von Feinden zu erweh-
ren sucht.

„Ein anderer unserer Kollegen, Hans
Erich Benedix, schmachtet in einem eng-
lischen Gefangenenlager, und alle Ver-
suche, ihm die Freiheit wieder zu verschaf-
fen, haben sich seither als vergeblich er-
wiesen.

„Die Werbung neuer Mitglieder auf
dem Weg der Korrespondenz hat sich, wie
vorauszu sehen war, als verfehlt erwie-
sen. Wo der Sekretär auch immer an-
klopfen mochte, in Cincinnati, St. Louis,
Omaha und anderen Städten, soviel Li-
teratur er auch versandte, es war alles
vergebliches Liebesmühen. Die Briefe
wurden in den meisten Fällen überhaupt
nicht beantwortet. Dazu kommt, daß
ihm die Unterstützung nicht geworden ist,
welche ihm von verschiedener Seite auf
dem letzten Kongreß versprochen wurde.
Erfolg kann eine solche Agitation nur
haben, wenn sie auf Grund persönlicher
Bekanntschaft und wo möglich aus näch-
ster Nähe erfolgt.

„Es dürfte sich deshalb empfehlen,
wenn die Klubs von Chicago und Mil-

waukee auf dem so vielversprechenden
Gebiete des Mittelwestens eine Wer-
bungskampagne in die Wege leiten, wenn
es überhaupt einem jeden Klub zur
Pflicht gemacht würde, in seinem Staat
und in seiner nächsten Umgebung nach
Kräften für die Heranziehung neuer Mit-
glieder zu arbeiten. Nur wenn ein jeder
Einzelne sein ganzes Können einsetzt, ist
hier auf Erfolg zu rechnen.“

Die verschiedenen Berichte wurden
einem Ausschuß überwiesen, welcher die
darin enthaltenen Empfehlungen einer
näheren Prüfung unterzog und sie dann
später dem Konvent zur Erörterung un-
terbreitete.

Es wurde dann beschlossen, die vor un-
gefähr zwei Jahren angeregte Rückver-
sicherung der Mitglieder der Sterbekasse
fallen zu lassen, da die von den Versiche-
rungsgesellschaften verlangte Prämie zu
hoch ist. In Bezug auf das geplante Al-
tenheim für arbeitsunfähig gewordene
Journalisten und Schriftsteller beschloß
man nach eingehender Debatte, es bei
dem vor zwei Jahren gefaßten Beschluß
beruhen zu lassen, nach welchem die Lo-
kalvereine aufgefordert werden, mit Bei-
hilfe des Nationalverbandes ihre arbeits-
unfähig gewordenen Mitglieder in Alten-
heime einzukaufen. Die allgemeine An-
sicht ging aber dahin, daß man das Pro-
jekt im Auge behalten solle, da es sich
später, nach Beendigung des Krieges,
vielleicht einmal verwirklichen lassen
wird.

Eine lebhafte Debatte rief der Antrag
hervor, einen Teil des Vermögens in
deutscher Kriegsanleihe anzulegen, nicht
nur aus deutschpatriotischen Gründen,
sondern auch um das Einkommen zu er-
höhen. Einige der Delegaten wiesen
darauf hin, daß man erst im Jahre 1924
Geld darauf werde bekommen können,
daß es auch, im Falle der Not, schwer
halten würde, Geld darauf zu borgen,
man erwiderte ihnen aber, daß andere,
amerikanische, Papiere bei einem großen
Krad, der vielleicht dem großen Kriege
folgen wird, durchaus nicht sicher seien.
Schließlich einigte man sich dahin, den

so anzulegenden Betrag auf \$1000 zu beschränken.

Um der Bundeskasse größere Summen zuzufießen zu lassen, wurde den Lokalvereinen empfohlen, nach Beendigung des Krieges zu deren Gunsten Festlichkeiten zu veranstalten. Vorher kann dieses nicht geschehen, da an die Opferwilligkeit der Deutschamerikaner bereits die größten Anforderungen gestellt werden.

Auf Antrag des Herrn Claus beschloß man, in Zukunft nur alle drei Jahre, anstatt alle zwei Jahre, einen Nationalkonvent abzuhalten, da die mit einem solchen verbundenen Kosten zu hoch sind. Herr Claus machte auch den Vorschlag, das Höchstalter zur Aufnahme in die Sterbekasse von 50 auf 40 Jahre herabzusetzen, stieß damit aber auf solchen Widerspruch, daß er ihn zurückzog.

Die noch vorliegenden Geschäfte wurden nächsten Vormittag unter Leitung des Vorsitzenden, Hr. F. J. Matenaers, in kurzer Zeit erledigt. Zunächst handelte es sich um einen Vorschlag des Milwaukee Lokalvereins, dahin lautend, daß Kandidaten, welche der Sterbekasse beitreten wollen, sich zuvor einer ärztlichen Prüfung unterziehen sollen.

Da die Majorität des Konvents sich auf den Standpunkt stellte, daß der Verband in erster Linie die humanitäre Frage in Erwägung zu ziehen habe, wurde der Vorschlag schließlich zurückgezogen, und es bleibt also Alles beim Alten.

Eine längere Diskussion zeitigte die Wahl der nächsten Konventionsstadt. In Frage kamen dafür Milwaukee, Philadelphia und New York. Philadelphia mußte dankend ablehnen, da der dortige Verein sich infolge seiner geringen Mitgliederzahl nicht stark genug fühlt, um die Kosten einer Konvention tragen zu können. Milwaukee mußte ebenfalls fallen gelassen werden, da der allgemeinen Ansicht nach der nächste Konvent im Osten stattfinden sollte, und so einigte man sich schließlich auf New York, allwo die nächste Tagung im Jahre 1918 stattfinden wird. Zu Beamten wurden die folgenden, vom

New Yorker Deutschen Preßklub vorgegeschlagenen Herren erwählt, beziehungsweise wiedererwählt:

Präsident, Curt Thiersch; Vizepräsident, George Neumann; Schatzmeister, Theodor Cuno; Finanzsekretär, D. C. Claus; Protok., Sekretär, J. C. Schröder; Beisitzer: Egon Eichenauer, Hans Portack und Leopold Deutschberger.

Nachdem man noch dem Vorsitzenden, Herrn F. J. Matenaers, dem Schriftführer, Herrn Johannes Schröder, und dem Verein „Deutsche Presse, Chicago“, den Dank für ihre Mithewaltung, beziehungsweise für die gastfreundliche Aufnahme ausgesprochen hatte, trat Vertagung ein.

An die Sitzung schloß sich eine Kraftwagenfahrt an, die sich bei dem herrlichen Wetter zu einer äußerst genussreichen gestaltete.

Einen würdigen Schluß des Konvents bildete das Festmahl, das im Berliner Zimmer des Hotel Bismarck seinen Verlauf nahm. Wie über den ganzen Verhandlungen das wohlthuende Gefühl innigster Zusammengehörigkeit gelegen hatte, so verlief auch das Festmahl in der schönsten Weise; Speisen und Getränke waren vorzüglich und mundeten allen auf das Beste. Nach dem beendeten Mahl wurde mit dem Redereigen begonnen, und es kann nicht lobend genug hervorgehoben werden, daß besonders dieser Teil des Programms besonders glänzend ausgeführt wurde, weil die Redner in knapper aber treffender Form sich wohlthuender Kürze bedienten, die das Gesagte um so wirkungsvoller gestaltete.

Den Reigen der Reden eröffnete der Vorsitzende des Vereins Deutsche Presse, Chicago, Herr Paul J. Mueller, der der Versammlung von Herrn Fred A. Voeltcher als Spruchmeister des Abends vorgestellt wurde. Herr Mueller begrüßte die Erschienenen herzlichst. Er redete dann dem engeren Zusammenschluß der Deutschen in Amerika das Wort, das in dieser schweren Zeit besonders notwendig sei. „Unser Loos,“ so fuhr er fort, „ist weniger beneidenswert, als das der bra-

ven Feldgrauen im alten Vaterlande; die sehen doch den Feind vor sich und können ihm mit der Waffe in der Hand auf der Wahlstatt offen entgegentreten, während wir hier gegen den versteckten Feind zu kämpfen haben, der sich Dummheit und Intoleranz nennt. Aber wir sind eines Blutes und eines Stammes mit den braven grauen Jüngens in den Schützengräben, wir kämpfen den Kampf weiter und haben den guten alten Spruch „Auf Gott vertrau und um dich hau“ noch nicht vergessen.“

Herrn Müller folgte Herr Kurt Thiersch aus New York, der Präsident des Verbandes, als nächster Redner. Für den Chicagoer Lokalverband hatte Herr Thiersch Worte des herzlichsten Dankes für den harmonisch verlaufenen Konvent und die gastliche Aufnahme. „Für uns aus dem „wildem“ Osten war das Wiedersehen Chicagos eine Freude,“ sagte er, „die nur noch übertroffen wurde durch das Wiedersehen mit den Chicagoern.“ Ueber den angeblichen Niedergang des Deutschtums in Amerika und dem damit verbundenen Rückgang der deutschen Presse dieses Landes, über den man des Besseren reden höre, solle man sich keine Sorge machen, meinte der würdige Zeitungsverleger aus dem Osten, das höre man nun schon seit vierzig Jahren. Diese Furcht sei jetzt ebenso unbegründet, wie nach dem Bürgerkriege, in welchem das Deutschtum sich verblutete, daß ganze von Deutschen besiedelte Ortschaften entvölkert wurden.

In humoristisch-sarkastischer Redeform geißelte Herr Eduard Goldbeck das gelbe, verlogene Tun einer gewissen Presse. Er sagte, daß er ein Telegramm vom Kriegsschauplatz erhalten habe, in dem es hieß, der deutsche Kronprinz sei plötzlich irrsinnig geworden, denn er leide an dem Einbildungswahn, Amerika sei neutral. Seine meisterhaften Ausführungen schloß-

ten mit dem Hinweis auf das Nichtverstehen der Liebe des Deutsch-Amerikanertums zur alten Heimat seitens des Anglo-Amerikanertums und auf die Bewunderung des Deutschtums für Wilhelm II., dem seine guten Wünsche galten.

Großen Anklang fanden auch die Worte Pastors C. F. Weiße, der seiner Ansprache die Worte „Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang“ zu Grunde legte. Spruchmeister Müller erinnerte noch daran, daß gestern der 68. Geburtstag des Generalfeldmarschalls von Hindenburg sei, und dieser Hinweis genügte, um die Flammen der Begeisterung wieder von neuem anzuschüren. Das ihm ausgebrachte soldatische dreifache Hurrah klang ganz besonders markig. Die Kollegen Schröder von New York und Heller von Philadelphia priesen noch in beredten Worten die Gastfreundschaft Chicagos, worauf Frau Emil Desau das prächtige Gedicht „Un-erkannte Treue“ mit Wärme und Innigkeit vortrug. Daran anschließend sprach Herr Adolph C. Deimling über Vaterlandstreue. Er legte seinen packenden Ausführungen poetische Worte Dingelstedts zu Grunde, die er in meisterhafter Form zu Gehör brachte. Frau M. Kroch widmete ihre Worte dem Kinde, und ihre Ausführungen fanden begeisterten Widerhall, denn sie sagte in kurzen Worten viel, und bekanntlich ist ja immer die Frau die beste, die am wenigsten in der Öffentlichkeit zu sagen hat. Richter Girtlen pries in treffenden Worten die deutsche Presse, die eigentliche Vertreterin des amerikanischen Gedankens, und Herr Otto Rempel brachte einen Trinkspruch auf die Damen aus. Hiermit fand der Redereigen sein Ende, und beim erfrischenden Männertrunk blieben die Zeitungsleute und ihre Gäste noch manche Stunde beisammen, um Erinnerungen und Erlebnisse auszutauschen.

Chicago's Deutsche für persönliche Freiheit.

Die Gelden der Feder, die manches deutsche Recht auf amerikanischem Boden wader verkochten haben, waren kaum auseinander gegangen, als an die Deutschen Chicago's die Pflicht herantrat, ein Attentat gegen die persönliche Freiheit zurückzuweisen.

William Gale Thompson, der mit einer beispiellosen Mehrheit erwählte Bürgermeister der Stadt Chicago, hat der Bevölkerung derselben wenige Monate nach seiner Erwählung eine große Ueberraschung bereitet.

Und auch später und früher hat Herr Thompson überrascht. Durch sein offenes und bindendes Versprechen, dem kosmopolitischen Charakter der Stadt Rechnung zu tragen und sich den Wünschen der Mehrheit der Bevölkerung zu fügen, hat er jene Minderheit überrascht, die in ihm ein gefügiges Werkzeug für ihre Bestrebungen, der unangestasteten persönlichen Freiheit in Chicago Fesseln anzulegen, erblickten. Und nun hatte der Bürgermeister mit jener Bestimmung seiner an den Stadtrat ergangenen Botschaft, wonach die Wirtschaften an Sonntagen geschlossen werden müssen und die Verfügung sofort in Kraft zu treten hat, keinen Teil der liberalen Bevölkerung der Stadt überrascht, welcher in Thompson den Mann auf der Höhe seiner Aufgabe, einen Mann von weitem Gesichtskreise sah.

Die Welt wird darüber gewiß nicht zugrunde gehen, wenn die Wirtschaften Chicagos an Sonntagen geschlossen bleiben. Und die Verordnung des Bürgermeisters hatte das formelle Recht für sich, da ein angebliches Gesetz, welches die Schließung der Wirtschaften am Sonntag verordnet, zu Kraft besteht, obschon die Ansichten darüber, ob jenes Gesetz auch auf Chicago anwendbar ist, weit

auseinandergehen und hervorragende Rechtskenner die Anwendbarkeit jenes angeblichen Gesetzes auf Chicago direkt bestreiten. Im Uebrigen ist die Welt auch darüber nicht zugrunde gegangen, daß jenes angebliche Gesetz niemals vollzogen wurde.

Im Jahre 1855 hatte der prohibitivistisch angehauchte, damalige Bürgermeister Levy D. Boone den Versuch gemacht, die „trockenen Sonntage“ einzuführen. Er ging sogar noch weiter und ließ einige deutsche Wirthe, die sich der „blauen“ Verordnung nicht fügten, tatsächlich einsperren. Es kam darüber beinahe zu einem Bürgerkrieg und die gegen die Wirthe erhobenen Klagen mußten, sollte die Ruhe der Stadt nicht gefährdet werden, niedergeschlagen werden.

Heute ist Chicago kosmopolitischer, als sie damals gewesen ist. Und wenn auch der Bürgermeister das formelle Recht für sich haben sollte, was aber bestritten wird, verlegte er mit der Ausübung jenes Rechtes ein Prinzip, das, wenn es erst angetastet wird, bald zu Falle gebracht werden kann, das Prinzip des Bürgers, seine Lebensweise im Rahmen der bestehenden Gesetze seinem eigenen Geschmack anzupassen.

Es ist nicht die Vierfrage, sondern die Frage des persönlichen Rechts, welche durch die Botschaft des Bürgermeisters wieder einmal in den Vordergrund gedrängt worden ist. Eine Millionenstadt kann überdies nicht mit dem Maßstabe eines Krähwinkels bemessen werden. Bürgermeister Thompson hätte daher im Interesse seiner eigenen, gut aufgebauten politischen Reputation und im Interesse der Bevölkerung Chicagos gehandelt, wenn er nicht versucht hätte, die prinzipielle Frage mit einem Ufas zu erledigen, sondern es seinen bindenden Versprechungen gemäß der Bevölkerung

überlassen hätte, über diese Frage abzustimmen.

Die von Deutschen geleiteten, für lokale Selbstverwaltung eintretenden „Vereinigten Gesellschaften“ hatten denn auch sofort gegen das Attentat auf die persönliche Freiheit Stellung genommen.

In einer sofort einberufenen Sonder-sitzung des Komitees für politische Maßnahmen der „United Societies“ wurden die folgenden Resolutionen angenommen:

Die „United Societies“ für örtliche Selbstverwaltung haben durch den Ausschuß für politische Maßnahmen beschlossen, heftig gegen die Stellungnahme des Bürgermeisters Thompson für den Sonntagschluß der Wirtschaften aufzutreten und diesen Schritt als einen Eingriff in die persönliche Freiheit unserer Mitbürger zu verdammen.

Wir denunzieren den Bürgermeister William Gale Thompson als wortbrüchig. Er hat sein nicht einmal nachgesuchtes Versprechen offen gebrochen.

Wir verdammen den Bürgermeister von Chicago, William Gale Thompson, als einen Menschen, der sich unsere Unterstützung unter Vorpiegelung falscher Tatsachen gesichert hat, und zwar schriftlich, wobei er sich als liberal bekannte und als Gegner der „Baugeetze“ und des Sonntagszwangs. Und es wird deshalb

Beschlossen, daß eine Sonder-sitzung des Exekutivkomitees auf Dienstag, den 7. Oktober, Abends 8 Uhr, im Briggs House einberufen wird, um dann und dort Vorbereitungen für eine Kundendemonstration aller freiheitsliebenden Mitbürger gegen Bürgermeister Thompsons jetzige Stellungnahme zu treffen.

Ferner, daß Bürgermeister Thompsons Gelübde wortgetreu veröffentlicht wird.

Unterzeichnet:

Adolph D. Weiner,
Vorsitzer des Komitees für
politische Maßnahmen,
Anton E. Cermak,
Sekretär.

Die Suppe, dachte man damals, wird bekanntlich selten so heiß gegessen, als sie gekocht wird, und deshalb hatten sich Chicagos 7000 anständige Wirte durch den Befehl des Bürgermeisters Thompson, die Wirtschaften am Sonntag fest zu schließen, noch nicht ins Bodshorn jagen lassen. Man wollte es jedenfalls auf einen sogenannten Probefall ankommen lassen oder auch mehrere und inzwischen sollte die jüngste Weltverbesserungspropaganda von allen Parteien und Faktionen gebührend ausgebeutet werden. Die Ansichten der Bürger, der Politiker und Politikanten gingen selbstverständlich weit auseinander. Manche hatten an die Haushaltvorlage für das kommende Jahr noch gar nicht gedacht und sich deshalb nicht im geringsten darum gekümmert, daß diese jüngste Wirtschaft der Stadt jährlich den Verlust von mindestens zwei Millionen Dollars einbringen wird und dabei zur wirklichen Rückternheit oder echten Mäßigkeit oder Temperenz keinen Zollbreit beiträgt. Nun wurde nach und nach bekannt, daß sich unser Bürgermeister von der Nordseite, vom Kriminalgericht aus, einschüchtern ließ. Aus bester Quelle erfuhr man, daß William Gale Thompson vor Wochenfrist wegen Nichtbefolgung des Staatsgesetzes um ein Haarbreit in den Anklagestand versetzt worden wäre, und auch, daß zwischen dem jetzigen Staatsanwalt und dem Bürgermeister in den letzten Wochen ein Bruch entstanden ist.

„Bürgermeister Thompson hat sich mit dem Befehl, daß alle Wirtschaften an Sonntagen zu schließen sind, eines Wortbruches schuldig gemacht,“ so erklärte Herr Leopold Neumann, Organisator der „United Societies“, und begründete dies wie folgt:

„Als ein Komitee unserer Organisation, bestehend aus den Herren Georg Landau, Präsident, A. D. Weiner, Vorsitzender des Komitees für politische Maßnahmen, John Doff vom selben Komitee, und mir selbst ihn eine Woche vor der Wahl aufsuchten, um seine Ansicht über die Sonntagsfrage einzuholen, gab

Bürgermeister Thompson folgende Erklärung ab: „Ich bin gegen Sonntagsjahrs und werde stets gegen denselben sein. Ich will Bürgermeister einer Großstadt werden und nicht von einem kleinen Ort im Staate Illinois. Eine Großstadt kann nicht so regiert werden, wie ein kleiner Ort. Ich will, daß alle Konventionen nach Chicago kommen und wünsche, daß die 100.000 Handlungsreisenden, die sich durchschnittlich in Chicago aufhalten, nicht über Sonntag nach Milwaukee oder anderen Städten fahren müssen. Ich bin für eine Weltstadt und wünsche für diese Weltstadt ein Leben, wie es in Berlin und Wien vorherrscht.“

Herr Neumann teilte ferner mit, daß Bürgermeister Thompson während der einstündigen Unterhaltung, die das Komitee mit ihm hatte, ganz besonders hervorhob, daß er den Prohibitionisten und Sonntagsmudern absolut keine Versprechungen gemacht habe. Herr Neumann schloß mit den Worten: „Die vom Bürgermeister angeordnete Verfügung ist für mich und alle, die an der Konferenz beteiligt waren, eine Ueberraschung, für welche wir kaum Worte zu finden vermögen.“

Demonstration für persönliche Freiheit.

Am Sonntag, den 7. November, hat dann die große Demonstration für persönliche Freiheit stattgefunden, welche sich hauptsächlich infolge der unermüdlichen Tätigkeit des Herrn Leopold Neumann, des Organizers der Vereinigten Gesellschaften, zu einer solch überwältigenden Rundgebung gestaltet hat, wie sie in Chicago kaum jemals gesehen worden ist. Die „Illinois Staats-Zeitung“ berichtete über die Parade wie folgt:

„Wenn der Wettermann am frühen Morgen unschlüssig war, auf welche Seite er sich schlagen sollte, auf die der „Tropfenen“ oder die der „Massen“, so trat er gegen Mittag entschieden für die letzteren ein, führte die Sonne leuchtend aus Wolken und Nebel und bescheerte damit den „Massen“ einen Tag für ihre Parade, wie sie ihn sich schöner nicht hätten wünschen können.

Hoch im Nordwesten der Stadt begannen schon am Vormittag die Straßen lebhaft zu werden. Dekorirte, im Flaggenschmuck prangende Kraftwagen fuhren nach allen Richtungen, wie Adjutanten, die vor der Schlacht die Befehle des obersten Kriegsherrn an die verschiedenen Regimente bringen. An den Straßenkreuzungen und auf den Hochbahnstationen warteten Hunderte auf Beförderung nach der unteren Stadt, und wenn man von einem der Hochbahnzüge in die Straßen schaute, mußte man glauben, es sei eine Völkermigration im Gange, so wogte es von Menschen, Automobilen und anderen, mit Teilnehmern an der Parade besetzten Gefährten. Je näher man dem Zentralkpunkt der Stadt kam, desto größer wurde das Gedränge, und in der Umgebung des Grant Parks, wo die Tribüne errichtet war, von welcher die Beamten und Mitglieder des Vollzugskomitees der „Vereinigten Gesellschaften“ die Parade abnehmen sollten, war ein Durchkommen schon Stunden vor Beginn derselben nur mit großen Schwierigkeiten möglich.

Um 1 Uhr begannen sich die verschiedenen Teile der Parade zu bewegen und etwa um 2:30 Uhr passierte ein Korps von Polizei auf Kraftträdern die Tribüne, damit das Zeichen des Anfanges der Parade gebend.

Man ist gewöhnt, von Amerika als dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten zu reden, und wenn der Amerikaner von Dingen und Vorkommnissen in seinem Lande als alles Dagewesene überrtreffend spricht, dann lächelt man ungläubig, aber jene Parade stand in ihrer Größe, ihrer Bedeutung und ihrem, im ganzen Lande hervorgerufenen Einflusse vielleicht einzig und unerreicht da. Die ganze Michigan Avenue war ein Meer von Menschen. Wenn man vom Süd nach Norden schaute, dann sah es aus, als ob die auf den Bürgersteigen stehenden Menschen die farbenprächtigen Ufer eines Flusses darstellten, zwischen denen in ununterbrochener Reihe reichgeschmückte Boote mit Flaggen und Wimpeln daher-

zögen; und immer von Neuem stiegen sie am Horizont empor in endlosen Zügen, und die Frage wäre berechtigt gewesen: „Wer zählt die Völker, nennt die Namen?“

Die Parade war ein veritabler „Melt-ingpot“, denn jede Nationalität, die hier in Chicago eine Heimat gefunden, war vertreten, und Völkerschaften, die draußen in blutigem Kampf gegen einander wüsten, hier waren sie einig im Verlangen nach dem höchsten Gut: der persönlichen Freiheit; im Kampf gegen die Verkürzung ihrer Bürgerrechte.

Die Fenster der großen Bürogebäude, der Hotels und vornehmen Klubs an Michigan Avenue waren dicht besetzt mit Leuten, die staunend auf die wogenden Massen schauten, ja selbst auf den Dächern standen sie, und am Seeufer zogen sie auf und ab, immer wieder nach Norden blickend und fragend, ob die Parade überhaupt je ein Ende nehmen wird. Gätte ein Flieger über der Parade im Aether seine Kreise gezogen, er hätte glauben müssen, daß sich unter ihm ein endloses Sternenbanner fortbewege, so flatterte die Unmenge der Sterne und Streifen ineinander, und zwischen ihnen erschienen Inschriften, die in knappen, kräftigen Worten die Forderung dieser Bannerträger ausdrückten: „Some Rule and Personal Liberty!“ — „Keine „Blue Laws“!“ — Die Polizei fiel als Wächter der Ordnung und Ruhe ganz aus ihrer Rolle, denn sie hatte keine Gelegenheit einzuschreiten. Die „Feinsten“ waren eigentlich nur zum Schmuck da und überboten sich den Tausenden gegenüber in Liebenswürdigkeiten und zuvorkommender Freundlichkeit. Wie vom Hauptquartier berichtet wird, war nicht die geringste Unruhe vorgekommen. Rein noch so geringer Widerstand gegen die Ordnung haltende Polizei und mehr noch, kein einziger Unglücksfall störte die Parade. Nur eine einzige Disharmonie war zu bemerken. Zwei dicht hintereinander marschierende Musikkorps, von denen das eine „Tipperary“, das andere „Marching through Georgia“ spielte, konnten die

Harmonie zwischen diesen beiden Liedern nicht herstellen, was erklärlich ist, aber schließlich half die dritte Musikbande durch „My Country, 'tis of thee“, und die marschierenden Deutschen und Italiener, Russen und Steiermärker, Schwaben und Franzosen kamen wieder in den Takt.

Daß auf der Michigan Avenue zumindest eine halbe Million Menschen zusammen waren, dürfte niemand bezweifeln, denn die Bemerkung eines Mannes von St. Louis, daß es so viele Menschen in Chicago überhaupt nicht gäbe, ist vom blassen Neid diktiert.

Was die Zahl der Teilnehmer an der Parade betrifft, so stellt sich dieselbe wie folgt zusammen:

Es fuhren in der Parade Wagen, Automobile, Frachtkraftwagen und andere Gefährte.	6,855
Rechnet man durchschnittlich 10 Personen auf jedes Gefährt, da einzelne oft bis zu 30 Per- sonen trugen, dann gibt das.	68,550
Zu Fuß marschierten.	32,930

Im ganzen also. 101,480
Personen.

Darauf aber muß noch Rücksicht genommen werden, daß sehr viele der Marschierenden, ehe sie die Zählmaschine passierten, austraten, um sich selbst die Parade anzusehen.

Eine solche Demonstration für persönliche Freiheit und örtliche Selbstverwaltung, von friedfertigen, stimmberechtigten Bürgern zum Ausdruck gebracht, einfach nur durch die Teilnahme an einer Parade, ist ein geschichtliches Ereignis, das keine Parallele in diesem Lande aufzuweisen hat.

Mit fast militärischer Pünktlichkeit setzte sich die riesige Parade in Bewegung. Es war genau zwanzig nach ein Uhr, als an der Randolph und Market Straße der Großmarschall George Landau, Präsident der Vereinigten Gesellschaften, das Zeichen zum Abmarsch gab.

Zuerst schwenkte die Abteilung berittener Polizisten ein, die als Eskorte von

Hilfspolizeichef Schuettler zur Verfügung gestellt worden war. Neben Großmarschall Landau ging als Hilsgroßmarschall Leopold Neumann, der während der letzten Wochen jede Minute seiner Zeit und jedes Gramm seiner Kraft in den Dienst der Sache gestellt hatte. Herr Anton J. Cernak, der Sekretär der Vereinigten Gesellschaften, fuhr als der andere Hilsgroßmarschall in seinem prächtig decorierten Automobil, vielleicht dem hübschesten, das überhaupt zu sehen war. Es war über und über mit künstlichen Blumen geschmückt. Frä. Ella Cernak, die reizende Tochter, begleitete den prächtigen Kraftwagen zu Pferde.

Sierauf folgten die Beamten und Mitglieder der Exekutive der Vereinigten Gesellschaften, u. a. Schatzmeister H. S. Rosenstiel, C. F. Petkoste, Finanzsekretär, und Dr. M. Weiner, Vorsitz der Komitees für politische Betätigung. Wm. Fischer von der Exekutive trug das Banner der Vereinigten Gesellschaften, William Hartmann neben ihm das Sternbanner.

Die Kapelle der Chicago Musiker Federation war die nächste im Zug. Sie spielte vortrefflich. Es hatten sich sogar zahlreiche Mitglieder des Thomas Orchesters freiwillig gemeldet, um mitzumarschieren.

Mit großem Applaus wurde vom Publikum der hübsche Schauwagen begrüßt, der sich der Division der Exekutive der Vereinigten Gesellschaften anschloß — ein Wagen, der die Freiheit, die angestrebt wird, versinnbildlicht. Die jungen Damen, die „Liberty“, „Chicago“, „Illinois“ und „Cook County“ versinnbildlichten, waren tatsächlich Schönheiten und feierten entlang der ganzen Route Triumphe. Es waren Frä. Irma Miller als „Liberty“, Frä. Valeria Abramovitz als „Chicago“, Frä. Lillian Jennickel als „Illinois“ und Frä. Minnie Sessel als „Cook County“.

Die nächstfolgende, die Nordseite-Division, wurde unter Vorantritt einer Kapelle sowie eines Pfeifen- und Trommlerkorps, von den Turnern angeführt.

Großmarschall war hier Alfred Wild, Turnlehrer des Turnvereins „Eiche“.

In Turnerracht marschierten nur verhältnismäßig wenig Aktive, doch nach Hunderten machten sie in Zivil mit. Man erkannte sie sofort an ihrem schneidigen, präzisen Gang. Großartig nahm sich der Fahnenvald der Turner aus. Nicht nur wegen der großen Zahl der Fahnen, sondern auch wegen der militärischen Art, in welcher mit denselben für die wiederholten Ovationen gedankt wurde.

Die Vereinigten Luxemburger Gesellschaften waren die nächsten im Zug. Die Mitglieder hatten sich in bedeutender Anzahl eingefunden. Sodann kam der Schwaben-Verein. Zu den Marschällen hier zählten W. Engel und W. Kremer. Wie bei jeder Gelegenheit, wo es sich um persönliche Freiheit handelt, waren auch diesmal die Schwaben stark vertreten. Ueber die Saxonian läßt sich das Gleiche sagen.

Obwohl lange nicht so groß wie viele der anderen Vereine, erntete doch der Deutschamerikanische Unterstützungsverein von Hindenburg auf der ganzen Route lebhaften Beifall. Er führte ein mächtiges Banner mit seinem Namen. Die Damen des „D. A. U. V. von Hindenburg“ marschierten siramum mit den Herren der Schöpfung mit.

Zu Tausenden waren die Mitglieder der Deutschen Gegenseitigen Unterstützungs-Gesellschaften ausgerückt und auch die dann folgende Abteilung der Österreich-Ungarischen Gesellschaften war recht stark.

Die Abteilung der Nordseite-Division, die am meisten Bewunderung erregte, war indeß vielleicht die der Deutschen Militär-, Veteranen- und Krieger-Vereine. Hier kam das alte deutsche Soldatenblut zur Geltung. Jeder, auch der älteste Granatkopf hielt Schritt, und als die Marschälle John Gelong, Otto Dieck und G. Hermann vor der Zuschauertribüne am Michigan Boulevard „Achtung, Augen links!“ kommandierten, geschah dies mit der denkbar größten Präzision.

Die Schweizer Vereine, die gleichfalls zur Nordseite-Division gehörten, waren stark ausgerückt, sowie auch die Liberty League sowohl der 22. und 24. Ward. Zu den anderen Vereinen dieser Division gehörten u. a. der Rheinische Verein, der „Deutsche“ und die rumänischen Gesellschaften. Herr Fritz Kobel vom „Deutschen Bund“ war einer der Marschälle. Andere Marschälle der Nordseite-Division waren u. a. F. Glenbow und G. A. Verkes.

Die Nordwestseite-Division, die als zweite folgte, wurde von Martin Ballmanns Musikkapelle angeführt und schon hierdurch war ihr die Gunst des Publikums gesichert. Musikmeister Ballmann nahm sich prächtig aus, als er in seiner weißen Uniform seinen Künstlern voranmarschierte. Divisions-Marschall August Zueders war ihm ein vortreffliches Seitenstück. Marschall Zueders wurde die Aufrechterhaltung der Ordnung unter der enormen Schar der Marschierenden, über die er das Oberkommando führte, indeß nicht zu schwer gemacht, schon aus dem Grunde, weil die deutschen Sänger mit ihrem prächtigen Fahrenwald die Spitze der Abteilung bildeten. Deutsche Sänger sind an Disziplin gewöhnt.

Die Zahl der deutschen Sänger in der Parade wurde von Marschall Zueders auf rund 1600 angegeben. Mit etwa der gleichen Zahl waren die 28 Sektionen der Plattdeutschen Gilden vertreten. Sehr stark waren ferner die 19 Zweige der Arbeiter - Gegenseitigen - Unterstützungs-Vereine angetreten, ebenso die polnischen Gesellschaften der Nordwestseite, die dem Marschall Frank Szjed unterstanden.

Zu den Hilfsmarschällen der Nordwestseite-Division gehörten im übrigen die Herren: C. Vuchler, Max Rath, John Hoff und speziell für die Deutschen Sänger Charles Hirsch und Adolph Gill.

Ein von den Schweizer Gesellschaften gestellter Schamwagen, auf dem Damen die Wappen sämtlicher Kantone hochhielten, lenkte in der zweiten Division bedeutende Aufmerksamkeit auf sich.

Zum Lachen reizte in der Nordwestseite-Abteilung eine komische Gruppe. Zwischen den Tischen eines Wägelchens trottete munter ein Männchen daher, während das Pferd hinten angebunden nachfolgte. Die Sache gemahnte an den bekannten Schildbürgerstreich und sollte wohl eine Satire auf ein gewisses Stadtoberhaupt sein.

Es machten in der Parade auch Schotten mit — sage und schreibe — zwei. Sie waren in Hochlandtracht. Recht zahlreich waren hingegen die dänischen Vereine.

Die Aufstellung und der Abmarsch der Nordwestseite-Division an Milwaukee Avenue und Desplaines Straße ging recht glatt von statten. Es hatte sich hier Herrn August Zueders organisatorisches Talent gezeigt.

In der Westseite-Division, die von Fred W. Gopp als Marschall angeführt wurde, nahmen die Mitglieder der „Trades Union Personal Liberty League“ eine hervorragende Stelle ein. Schier unerschöpflich schienen der Zug derselben zu sein. Ein Hilfsmarschall, der nach der Zahl der Teilnehmer dieser Gesellschaft befragt wurde, gab sie auf 10.000 an. Auch eine Anzahl italienischer Gesellschaften marschierte in dieser Division und zwar unter Führung des Marschalls Bernard Vasata. Der Sammelplatz der Westseite-Abteilungen war an Desplaines und Randolph Straße, und auch bei dieser Division waltete bei der Aufstellung Pünktlichkeit ob.

Ueberhaupt ging beim Abmarsch der gewaltigen Parade alles wie am Schnürchen. Sobald die Nordseite-Division mit klingendem Spiel die Market Straße entlang kam, war auch schon die Spitze des großen Zuges, die Exekutive, unterwegs. Die Nordseitler schlossen sich an, dann folgte die Division der Nordwestseite, dann die der Westseite, der Südwestseite und der Südseite.

Es war ein großer und stattlicher Zug, diese vierte Division der Parade. Während in den beiden ersten Divisionen das deutsche Element und in der dritten die Italiener im Vordergrunde standen, wa-

ren es hier die Böhmen und Polen, welche das Hauptkontingent lieferten. Die Divisions-Marschälle Felix Janowsky und James Bowler führten diesen Zug, der von der Südseite kommend, wohl 20,000 Mann stark war.

Einen recht günstigen Eindruck machten die zwölf böhmischen Turnvereine, welche an der Spitze dieser Division marschierten, alle mit Musikkapellen oder Pfeiferkorps, die bekannte Weisen spielten, während in der Luft stolz die bunten Fahnen flatterten. Manche dieser Kapellen spielten vorzüglich und spornten dadurch die waderen Turner zu noch strammerer Haltung an. Es war ein gar stattlicher Zug, welchen diese Turnerscharen in ihren kleidsamen, blauen Anzügen bildete, junge, kraftstrotzende Menschenkinder, die stramm und stolz einhermarschierten und gewiß nicht den Eindruck machten, als ob ihnen ein Glas Bier oder Wein an ihrem Ruhetage förderlichen oder geistigen Schaden zufügen könnte. Daß diesen Männern, welche das Wort persönliche Freiheit auf ihr Banner schrieben, der Sonntagszwang nicht gefällt, bewiesen auch die zahlreichen Banner und Transparente mit freiheitlich geschnittenen Inschriften, welche sie mit sich führten. „Wir verlangen, daß die veralteten blauen Geseze für immer abgetan werden.“ „Chicago hat sich unter liberalen Gesezen gut entwickelt.“ „Dumme Geseze erzeugen Mißachtung vor dem Geseze. Wenn Du unvernünftig bist, erscheint Dir die ganze Welt so.“ So lauteten einige dieser Sprüche der waderen Jünger Jahns.

Zahlreiche böhmische und polnische Unterstützungsvereine folgten der Turnerscharen und an diese schlossen sich die Landsmannschaften, freieitliche Verbände und Klubs, sowie viele andere Vereine, Männer, die verschiedenen politischen Richtungen, verschiedenen Nationalitäten und Konfessionen angehörten, aber alle einig waren in dem Bestreben, die Demonstration zu einer eindrucksvollen und wirkungsvollen zu machen. Besonders stark vertreten war der „10.

Ward Personal Liberty Club“. Wohl über 5000 Männer, die das Wort Freiheit auf ihr Banner geschrieben, marschierten in diesem Zuge. Selbst Frauen waren in diesem Zuge, und man muß es ihnen lassen, daß sie ebenso stramm marschierten und ebenso enthusiastisch waren wie ihre männlichen Genossen. „Nooster Club“ nannte sich diese Vereinigung von Frauen und Mädchen, welche die Strapazen und die kleinen Unannehmlichkeiten, die ein solcher Umzug nun einmal mit sich bringt, gerne ertrugen und viel zur allgemeinen Heiterkeit und zu der guten Laune beitrugen, welche die ganze Abteilung besetzte. Mitglieder eines Fechtklubs, der „Bohemian Lion Athletic Club“, der „Lawndale Tarbayes Club“ und viele andere Vögen und Vereine bildeten den Schluß dieser Division, die auch einen recht hübsch ausgestatteten Schauwagen mit sich führte, die Freiheit ver sinnbildlichend. Auf einer erhöhten Plattform saß ein gar hübsches und stattliches Mädchen, die Freiheitsgöttin darstellend, und ihr zu Füßen andere weißgekleidete Jungfrauen. „Wir sind für persönliche Freiheit und Selbstregierung,“ lautete eine Inschrift an dem Schauwagen.

Nicht minder imposant, wenn auch nicht ganz so zahlreich war die letzte Division, welche unter der Leitung des Marshalls E. G. Richter stand. Deutsche und österreichisch-ungarische Gesellschaften und Vereine bildeten den Kern dieser Abteilung. Landsmannschaftliche Vereine von Grand Crossing, West Pullman und Süd-Chicago marschierten in dieser Division, und natürlich waren auch die Turn- und Gesangsvereine der Südseite in voller Stärke ausgerückt, alle mit fliegenden Fahnen, Musikkapellen, Pfeisen- und Trommlerkorps. Auch zahlreiche Arbeiterverbände waren zu sehen.

Die Baderer eröffneten den Zug und sie haben diese Auszeichnung wohl verdient. Neuestens zahlreich hatten sie sich eingefunden, und man konnte es ihnen ansehen, daß sie mit Feuer und Begeisterung die Sache vertraten, für welche sie marschierten. Freiheit und Selbstregie-

rung bildeten den Grundton sämtlicher Inschriften der verschiedenen Transparente, welche sich in diesem Zuge befanden. Dasselbe gilt auch von dem Deutsch-Ungarischen Krankenunterstützungs-Verein, der sich an die Badenser anschloß und von den anderen landsmannschaftlichen Verbindungen, welche folgten.

Von den Arbeiter-Vereinen war es besonders derjenige der Maschinisten, welcher durch seine große Zahl auffiel, ebenso waren auch die Brauer und Mälzer, sowie die Arbeiter in Mineralwasserfabriken stark vertreten. „Arbeiter brauchen keinen Aufseher des Sonntags.“ „Wir sind gewillt, die ganze Woche hindurch zu arbeiten, wollen aber am Sonntag persönliche Freiheit genießen.“ So lauteten ihre Wahlsprüche.

Den Schluß der Parade bildete ein schier endloser Zug von Fuhrwerken aller Art, alle beslaggt und dekoriert und dicht besetzt mit Männern und Frauen und auch Kindern. Es waren die Wagen der Brauer und Mineralwasserfabrikanten, aber auch viele andere Geschäftsleute, Bäcker, Fleischer, Möbelschneider, Kohlenhändler, ja sogar Pianohändler hatten das Schrige dazu beigetragen, um die Parade zu vergrößern und ihr zu dem Erfolg zu verhelfen, den sie erzielt hat. Hier war es besonders die Jugend, welche auf ihre eigene, zuweilen vielleicht etwas lärmende Weise ihrer Opposition gegen die blauen Sonntagsgesetze Ausdruck verlieh. Nicht etwa, daß die jungen Leute sich in ungebührlicher Weise benommen hätten, ihr ungestümes und überschäumendes Temperament wollte seine Uebersetzung nur auf etwas drastischere Weise bekunden. Durch Hörner- und Trompetenklang wußten sie die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die von ihnen mitgeführten Schilder und Transparente zu lenken, auch Ziehharmonikas und Flöten wurden benützt.

Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte eines der letzten Fuhrwerke, ein Schamwagen, den Unterschied zwischen „Naß“ und „Trocken“ veranschaulichend. Die eine Hälfte des Welses zeigte die lee-

ren und verödeten Straßen einer Stadt, in welcher die Schankwirtschaften geschlossen sind, im Gegensatz zu dem geschäftigen Leben und Treiben einer Stadt mit liberaler Verwaltung. Auf dem Wagen saßen vorne eine Jungfrau, die Germania darstellend, und weiter zurück, über der „trockenen“ Stadt, ein verwelteter Mann, gekleidet wie „Uncle Sam“.

Ganz den Verhältnissen und Tatsachen angemessen, beteiligte sich an der großen Demonstration auch die ganze Frauenwelt der Stadt, um für persönliche Freiheit einzutreten. Zu Tausenden und Abertausenden waren sie erschienen, und die Automobile und Wagen waren reizend geschmückt mit Blumen, Eichenlaub oder Papierguirlanden. Die Damen selbst trugen flotte Kopfbekleidung in den Landesfarben, was dem ganzen ein recht malerisches Gepräge verlieh. Unter den Frauenvereinen und Logen waren vertreten:

Nordwestseite Frauenverein, Vereinigte Damen von Chicago, Pfälzer Frauenverein, Pfälzer National-Damenverein, Pocahontas Frauenverein, Beethoven Frauenverein, Fidelia Frauenverein, Carola Frauenverein, Chicago Bayern Frauenverein, Gesangverein Almira, Damenverein Almira, Victoria Frauenverein, Harmonie Frauenverein, Oldenburg Frauenverein, Douglas Damenchor, Nordwest Pfälzer Frauenverein, Damenverein Unter den Linden, LaSalle Frauenverein, Cleveland Frauenverein, Damenverein ehemaliger Soldaten, Schwäbischer Frauenverein, Schwäbisch-Badischer Damenverein, Goethe Frauenverein, Louisa Frauenverein, Nordica Frauenverein, Martha Washington Frauenverein, Damenverein Lura, Würger Frauenverein, Hessen Frauenverein, Thüringer Damenverein, Schweizer Frauenverein, Großpark Damenverein, Lincoln Frauenverein, Lessing Frauenverein, Columbia Damenverein, Pan-riisch-Amerikanischer Frauenverein der Südseite, Dairischer Frauenverein Town of Lake, Margaretha Frauenverein, Gambrius Frauenverein, Ernestine

Frauenverein, New City Damenchor, Minerva Damenverein, Isolda Deutscher Frauenverein, Arion Frauenchor, Hermannschwwestern, alle Nummern des großen Ordens.

Die Automobil-Parade, die sich an Washington Boulevard bis zur Michigan Avenue entlang zog, war großartig und imposant, und wohl selten hat Chicago etwas Ähnliches gesehen. Mehr als 7500 Automobile aller Arten, Geschäfts- und Privatwagen waren gefüllt mit begeisterten Freiheitskämpfern und freiheitsliebenden Menschen. Mit Hurra zogen sie an dem Stadthause vorbei, an dem Publikum, das sich zu Tausenden an beiden Seiten der Straße aufgestellt hatte, um den denkwürdigen Zug vorbeizugehen zu sehen. In einigen Automobilen herrschte die lustigste Stimmung und mit allerlei lärmenden Instrumenten bliesen die Insassen den Zuschauern die Ohren voll. Sogar Charley Chaplin, der berühmte Komiker, wurde sehr gelungen nachgeahmt und der verkörperte Künstler trieb seine Späße und Witze zum hellen Ergötzen aller Anwesenden. Die Wildschützen und Schuhplattler repräsentierten einen schönen Schauwagen, worauf die Herren und Damen in der malerischen Landestracht einen reizenden Effekt machten und von Allen lebhaft applaudiert wurden.

Die bekannte Pianofirma Henry Detmer war ebenfalls mit einem flotten Schauwagen im Zuge; ebenso die große Ziegelfabrik Löwenthal, die mehr als dreißig mit Pferden bespannte Wagen in Reih und Glied stellte. Von allen Fahrzeugen flatterten die Fahnen Amerikas mit dem Banner der Insassen. So waren z. B. die Irländer sehr stark vertreten und die lichtgrüne Flagge nahm sich recht malerisch aus im braunen Eichen-schmuck des Wagens.

Ferner waren die Italiener mit vielen Wagen vertreten, sowie die Polen und, wie bereits erwähnt, vor allem das Deutschthum der Stadt.

Ganz programmäßig, ohne Störung, drängte sich die Automobil-Parade nach

der Michigan Avenue zur Tribüne, um den dort versammelten Stadtbehörden den Beweis zu liefern, wie einig und fest das Volk für seine Freiheit einsteht.

Die Demonstration war wirklich eine überwältigende. Ich selbst schrieb über dieselbe am nächsten Tage unter dem Titel „Die Demonstration und ihre Lehren“ folgendes:

„Begünstigt von einem herrlichen Herbstwetter, fand gestern die von den Vereinigten Gesellschaften vorbereitete Parade statt, welche hinsichtlich ihrer Ausdehnung und ihres überaus ordentlichen Verlaufs in Chicago kaum noch ihres gleichen gehabt haben dürfte.

War es wirklich bloß das Glas Bier, bloß die Unmöglichkeit, am Sonntag eine Wirtschaft besuchen zu können, wodurch gestern unzählbare Tausende auf die Beine gebracht wurden? Waren es wirklich bloß die schlechten Väter, die pflichtvergeffenen Mütter, die gestern an der Parade teilgenommen haben?

Wenn dem wirklich so wäre, wenn nach Bürgermeister Thompson wirklich bloß schlechte Väter und Mütter den endlosen Zug gebildet haben, welcher durch das Chicagoer Geschäftsviertel viele Stunden hindurch sich dahingewälzt hat, dann haben wir wahrhaftig keinen Grund, auf die Metropole des Westens stolz zu sein, dann ist Chicago eine Brutstätte der Sünde, dann besteht die Mehrheit der Bevölkerung derselben aus pflichtvergeffenen Eltern und aus mißrathenen Töchtern und Söhnen.

Wir dürfen aber annehmen, daß Herr Thompson die Beleidigung zurücknehmen und sich vor der Majestät des Volkes, welches ihm, Herrn Thompson, Amt und Würde verliehen hat, beugen wird; vor einer Majestät, welche sich gestern in friedlicher, aber in umso imponierenderer Weise entfaltet hat. Durch das Volk eingesetzte Beamte werden endlich aufhören müssen, die steuerzahlenden Bürger, von denen ihr Brot und ihre Butter erhalten, in weiße und schwarze Schafe einzuteilen, je nachdem sich die-

selben den mit der Geschwindigkeit des Aprilwetters wechselnden Ansichten der Beamten anschließen oder nicht.

Das oberste Recht und die heiligste Pflicht der Bürger ist die Stellungnahme zu allen Angelegenheiten der Öffentlichkeit, zu allen Gesetzen und zu allen Verfügungen. Beamte und Gesetze sind durch das Volk für das Volk eingesetzt worden. Sie sind kein Endzweck, sondern Mittel zu dem Zweck, den Interessen des Volkes zu dienen. Die Mittel können und müssen eine Aenderung erfahren, Gesetze müssen widerrufen, Beamte müssen ihres Amtes enthoben werden, falls sie den Zweck ihres Daseins aus den Augen verlieren, falls sie den Interessen des Volkes nicht mehr dienen, falls sie den Wünschen des Volkes nicht mehr entsprechen. Und Beamte, welche sich den Wünschen der Mehrheit des Volkes widersetzen, Beamte, die das Volk einer abfälligen Kritik unterziehen und ihre eigenen Wünsche und Ansichten dem Volk aufzwingen wollen, sind nicht bloß reaktionär, sie sind auch revolutionär, denn sie kämpfen mit der ihnen vom Volke verliehenen Macht gegen das Volk, gegen die fundamentalen Prinzipien der Republik.

Man muß die amerikanischen Beamten, die das Volk vor der Wahl mit Versprechungen umschmeicheln, nachdrücklich daran erinnern, daß sie nach der Wahl nicht die souveränen Herren, sondern die bezahlten Diener des Volkes sind, die sich unter keinen Umständen in Gegensatz zu der Mehrheit des Volkes stellen dürfen.

Dies gilt in nationalen Angelegenheiten sowohl, wie in Lokalen. Und wenn man im Weißen Hause jene Bürger, deren Ansicht von der des Präsidenten abweicht, als Feinde des Vaterlandes zu bezeichnen wagt, und wenn im Chicagoer Rathause die Ansicht herrscht, daß Männer und Frauen, die mit Herrn Thompson nicht übereinstimmen, schlechte Mütter und schlechte Väter sind, so bedeutet das einen unverantwortlichen Angriff auf die Souveränität des Volkes, welcher als Auflehnung des Dieners ge-

gen den Herrn zurückgewiesen werden muß.

Beamte werden erwählt, um die durch das Volk geschaffenen Gesetze zu vollziehen. Ein Beamter, der sich verpflichtet, ein bestehendes Gesetz nicht zu vollziehen, ist seines Amtes ebenso unwürdig, wie ein Beamter, der das bestehende Gesetz tatsächlich nicht vollzieht. Bürger, die von einem Beamten fordern, ein bestehendes Gesetz nicht zu vollziehen, sind ihres Bürgerrechtes ebenso unwürdig, wie der Beamte seines Amtes unwürdig ist, welcher sich einer solchen Forderung fügt. Kein Beamter hat das Recht, zu untersuchen, ob ein bestehendes Gesetz den Wünschen der Bevölkerung entspricht oder nicht. Des Gesetzes besteht und es ist seine Pflicht, es zu vollziehen. Mit aller Strenge. Dem Buchstaben und dem Geiste nach.

Und wenn Bürgermeister Thompson das Gesetz, das den Schluß der Wirtschaften am Sonntag verfügt, vollzieht, trotzdem er davon Kenntnis hat, daß eine Mehrheit des Volkes den Vollzug nicht wünscht, gebührt ihm für die Achtung des Gesetzes, für die Erfüllung der übernommenen Pflichten eher Lob als Tadel. Bürgermeister Thompson hat aber jenen Machtkreis überschritten und seine Stellung mißbraucht, als er die Bürger in der Stellungnahme gegen ein ihnen mißliebiges Gesetz behindern wollte, als er aus der Tasche der Bürger zu bezahlende Männer zu dem Zwecke anstellte, jene Bürger auf eine schwarze Liste zu setzen, die von ihrem unüberäußerlichen Rechte der freien Meinungsäußerung Gebrauch machen. Das ist ein Mißbrauch der Amtsgewalt und muß als solcher unso entschieden verdammt werden, weil des Bürgers eigenes Geld zur Anebelung seines Rechts verwandt wird.

Die gestrige Massendemonstration war weniger ein hunderttausendfacher Wunsch auf das Sonntagsbier, als vielmehr der vielversprechende Anfang eines friedlichen Kampfes selbstbewusster und freieitathmender Bürger gegen Mächte der

Finsternis, der Engherzigkeit und der Vergewaltigung. Die gestrige Massendemonstration war ein hunderttausendfacher Hinweis darauf, daß der Zeiger der Uhr vorwärtsgeht und nicht zurückgerückt werden darf. Sie war ein überwältigender Warnungsruf an alle, die

es angeht, daß Gesetze und Behörden für das Volk eingesetzt worden sind und von dem Volke umgestoßen werden können, nicht aber umgekehrt.

Und dieser Warnungsruf ist sowohl im Weißen Hause, wie im Chicagoer Rathause gehört worden.

Der Kampf gegen die britisch-französische Kriegsanleihe.

Zu Beginn des Krieges hat der Präsident der Vereinigten Staaten eine Neutralitätsproklamation erlassen. Im Sinne dieser Proklamation riet der Präsident der Belmontgruppe ab, den Franzosen ein Kriegsdarlehen zu bewilligen. Als aber die Briten sich später mit einem ähnlichen Anliegen an die Morgangruppe wandten, schwannten die Neutralitätsbedenken des Präsidenten mit einem Male.

In dem Augenblicke aber, als für das Darlehen die öffentliche Subskription eröffnet wurde und die Britenfreunde ihre Agitation begannen, regten auch die Deutschamerikaner sich, um es zu verhindern, daß ihre in den Banken und in den Versicherungsgesellschaften deponierten eigenen Gelder zum Kampfe gegen ihre Brüder jenseits des Ozeans mißbraucht werden. Wie bei jeder anderen Gelegenheit, ging das Deutschthum Chicagos auch aus diesem Anlaß mit dem besten Beispiel voran. Aus vielen Banken wurden die Einlagen zurückgezogen, worauf alle Banken, mit geringen Ausnahmen, sich zur öffentlichen Erklärung veranlaßt sahen, daß sie sich an dem Kriegsdarlehen nicht beteiligen.

Eine anerkenntenswerte Tätigkeit gegen das Kriegsdarlehen, wie überhaupt gegen jede unneutrale Handlung betätigte die American Truth Society,

deren Chicagoer Zweig am 22. November in der Nordseite-Turnhalle trotz eines schneefälligen Gündewetters eine gutbesuchte Versammlung abgehalten hatte. Der Bericht über jene Versammlung lautet:

„Das schlechte Wetter mag wohl manchen, der der ersten Versammlung des neugegründeten Zweiges der „American Truth Society“ beizuwohnen gedachte, abgehalten haben, sein Heim zu verlassen, aber trotzdem war die Nordseite-Turnhalle mit einer großen Zahl von Herren und Damen gefüllt, die nicht nur den bekannten Verteidiger wahren Amerikanertums, Herrn Jeremiah M. O'Leary, in einer seiner patriotischen Reden hören wollten, sondern ebenso begierig waren, Herrn James J. Curran über die in der Geschichte der Menschheit einzig dastehende kaltblütige und tierische Ermordung der Besatzung eines deutschen Unterseebootes von englischen Marinesoldaten zu hören, deren Augenzeuge Herr Curran war. Herr James T. Clarke, der mit großem Beifall von den Anwesenden begrüßt wurde, stellte der Versammlung Herrn Horace A. Brand als Vorsitzenden vor und ließ in seinen Worten erkennen, daß er auf den Sieg Deutschlands in diesem Kriege hoffe, der dieses Land von dem verderblichen Ein-

fluß Englands befreien werde, der durch die unneutrale Haltung der amerikanischen Regierung im Augenblick unterstützt wird. Herr Clarke sprach in Ausdrücken der höchsten Anerkennung von Herrn Horace L. Brand, der seit Jahren für wahren amerikanischen Patriotismus eingetreten sei und nicht Opfer noch Mühe und Zeit scheue, um der guten Sache zu helfen.

Herrn Horace L. Brand's Rede.

Herr Brand, den die Versammlung mit großem Beifall begrüßte, sagte etwa Folgendes:

Meine Damen und Herren!

Indem ich Sie heute abend begrüße, möchte ich Ihnen und nebst Ihnen den Bürgern Chicagos zunächst meinen Dank dafür aussprechen, daß Sie mit solcher Hingabe und Ausdauer für die Förderung hoher Prinzipien eingetreten sind; danken möchte ich auch für die Anerkennung der ausgezeichneten Vermählungen des Herrn von New York, des Hauptredners, der hier unter uns weilt, und für die Ermutigung, die unserer Gesellschaft daraus erwächst, die sich heute abend dem Chicagoer Publikum zum ersten mal vorstellt.

Diese Versammlung wird abgehalten von der „American Truth Society“, die im Jahre 1912 in New York ins Leben gerufen wurde. Hieraus ist ersichtlich, daß sie schon vor dem Weltkrieg bestand und ihr also nicht das Motiv unterschoben werden kann, sich zu dem Zweck organisiert zu haben, Deutschland den Krieg gewinnen zu helfen. In einer kleinen Broschüre mit dem Titel: „Die Zwecke und Ziele der American Truth Society“ findet sich die folgende Angabe: „Die American Truth Society widmet sich der Förderung der Politik und der Lehren George Washingtons in sämtlichen Fragen, die die Verwaltung, Erziehung, Oekonomie und das Völkerrecht betreffen und Harmonie, Unabhängigkeit und Patriotismus in den Vereinigten Staaten begünstigen.“ Die American Truth So-

ciety stellt sich also auf den Standpunkt der edelsten amerikanischen Prinzipien. Bürger, die das amerikanische Heimaland und soahre Humanität über alle andere stellen, können der Gesellschaft beitreten, ohne befürchten zu müssen, sich zu unamerikanischen Grundsätzen zu bekennen. Dies ist der erste öffentliche Appell an Chicagoer, sich der Gesellschaft anzuschließen. Die Gründer derselben geben sich der Hoffnung hin, daß dieser Versuch dazu beitragen möge, daß tausende neuer Mitglieder für den hiesigen Zweig gewonnen werden.

Beitrittsgesuche können an den Sekretär, Herrn John F. Kelly, Zimmer 414 Ashland Block, adressiert werden, wo Ihnen die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Diese Bewegung ist übrigens eine Gutheißung derjenigen Grundsätze, die in jener denkwürdigen Versammlung, welche am 1. Dezember vorigen Jahres von Männern und Frauen, die sich für das allgemeine Wohl interessieren, abgehalten wurde, ihre Billigung fand. Ich rede von dem großen nationalen Prinzip eines Verbots der Waffenausfuhr nach den kriegsführenden Ländern. Seit jenem 1. Dezember hat dieses Prinzip in den Herzen des amerikanischen Volkes tiefe Wurzeln geschlagen. Kein anderes Prinzip hat im Laufe der letzten Jahre das amerikanische Volk in so hohem Grade bewegt und zu der Befürchtung geführt, daß die sich hierin äußernde Heuchelei einem nationalen Charakterzug ähnele, was jedoch ein Irrtum ist, da nur einige wenige Männer der Administrationskreise sich dieser Gesinnung schuldig machen. Ich stelle vielmehr mit aller Entschiedenheit in Abrede, daß meine Landsleute einer Politik günstig gestimmt sind, die Friedensgebete und ein eifriges Bestreben zur Fabrikation und Verkauf von Kriegsgüter zu vereinigen suchen, um den Krieg zu verlängern. Wollte man zugeben, daß das die leitenden Grundsätze der amerikanischen Politik seien, so hieße dies, das amerikanische Volk als heuchlerische Nation dauernd

zu brandmarken. Wenn dem amerikanischen Volk die Gelegenheit dazu erteilt wird, sich am Stimmlasten zu erklären, wird es sich mit überwältigender Mehrheit für ein Verbot der Waffenausfuhr entscheiden. Die American Truth Society ist eine mächtige Organisation, die für ein derartiges Verbot eintritt.

Diese Vereinigung vertritt übrigens auch noch andere Grundsätze, darunter den der Unabhängigkeit von den Einflüssen fremder Mächte. Der weise Rat, den Washington bei seinem Abschied vom öffentlichen Leben dem amerikanischen Volk erteilte, ist das Fundament, auf dem sich die American Truth Society aufbaut, sowie seine Gegnerschaft zu dem verderblichen Einfluß Englands und seiner Helfershelfer auf das öffentliche amerikanische Leben. Die Machinationen jener Nation hören nimmer auf. Darum ist ununterbrochene Wachsamkeit erforderlich, um den Erfolg der englischen Intriguen zu hintertreiben.

Unter den hervorragendsten Kämpfen für amerikanische Freiheit befindet sich auch der Präsident dieser Versammlung, Herr James L. Clarke, zurzeit Mitglied der United Frissh Societies und ebenfalls Mitglied mehrerer deutschamerikanischer Gesellschaften.

Das hohe Prinzip amerikanischer Freiheit steht wieder einmal in Gefahr. England versucht aufs neue, wie ehemals, mit Amerika ein Bündnis anzuzetteln, und zwar auf dem Wege kommerzieller Tätigkeit. Durch seine Anleihe, die es bei den hiesigen Banken durchsetzte, sucht das perfide Mbion sich eng an Amerika anzuschließen, wodurch natürlich hier Stimmung für England gemacht wird. Derartige Anleihen sind für den Frieden und das Wohlergehen dieses Landes höchst gefährlich. Niemand weiß mit aller Genauigkeit, wer in diesem Kriege Sieger bleiben wird. Sollte Deutschland aus dem Kampfe siegreich hervorgehen, so ist klar, daß jeder, der sich an der Anleihe beteiligt hat, Verluste erleiden wird. Die Besitzer der Schuldscheine sind daher

darauf aus, daß England Sieger bleiben muß.

Nedner stellte nach einigen weiteren Ausführungen hierauf den Hauptredner des Abends, Hon. Jeremiah O'Leary, den Präsidenten der American Truth Society, vor, nachdem er unter stürmischem Beifall beendet.

Jeremiah M. O'Leary's Ansprache.

Der von der Bedeutung und dem Recht seiner Sache durchdrungene und überzeugte Redner, dessen glänzende Gaben man in Chicago längst kennt, drückte seine Freude darüber aus, daß die „American Truth Society“, die in 1912 gegründet und deren Präsident er sei, auch in Chicago Fuß gefaßt hatte, umsomehr, als Chicago eine Stadt sei, die keine angelsächsischen Traditionen habe. Daß ihm Chicago lieb sei, weil in ihm der Name O'Leary durch das Feuer unsterblich gemacht wurde, wäre nicht so wichtig, als daß mit dem Namen O'Leary das Verlangen, etwas über den Haufen zu werfen, besonders mit Chicago verbunden sei, waren des Redners einführende Worte.

Anders als hier im Westen, sei es im Osten, da herrsche pro-britische Stimmung, die durch die Presse mit wenigen Ausnahmen genährt würde. Die Zeitungen New Yorks seien die Organe Johnn Morgans, die mit ihm vereint die britische Trommel schlagen, aber die Deutschen nicht schlagen könnten. Hinter den Zeitungen ständen die Herausgeber und hinter diesen britisches Geld und es würde von ihnen mit Hochdruck für England gearbeitet. Keiner der Verfasser der gegen Deutschland gerichteten gehässigen Artikel lasse in der Öffentlichkeit sein Gesicht sehen, keiner wage es wie Horace L. Brand in offener Versammlung zu erscheinen und zu zeigen, daß zwischen dem Herausgeber einer Zeitung und ihren Lesern eine Verbindung bestehe, die auf Treue und Wahrheit gegründet sei. Er nannte Andrew Carnegie und Choate als die Leute, die Amerika mit England ver-

binden wollen, dafür aber das Wort „Friede“ gebrauchen, einen „Frieden“, wie ihn England versteht, der nichts als Unterdrückung aller Völker, eine Unterdrückung, die die Armen ärmer und die Reichen reicher machen will, bedeutet.

„Friede“, sagte der Redner, muß auf Wahrheit beruhen, und deshalb hat die von ihm und seinen Freunden eingeleitete Bewegung das Wort „Wahrheit“ auf ihr Panier gesetzt.

Der Kampf gegen den „Bindestrich“ wird gegen die Unrechten geführt, das beweisen die Morde unserer Präsidenten. Lincoln wurde von einem Engländer, Garfield von einem Franzosen, McKinley von einem Russen ermordet; das sind die Bindestrich-Amerikaner der Alliierten. Cecil Rhodes hat für amerikanische Studenten Stipendien auf der Universität Oxford vermacht, als ob unsere Universitäten nicht gut genug wären, aber den Zweck enthüllt er in dem Wortlaut seines Testaments, indem er sagt: „Für das schließliche Wiedergewinnen Amerikas als integrierenden Teil des britischen Königreiches.“ Welcher Geist in diesen Kreisen herrsche, bewiese, daß man in London in der amerikanischen Kolonie das „Sternenbanner“ nicht singe, sondern die Volkshymne Englands.

Nach des Redners Ansicht wird ein Sieg Deutschlands einen freundlichen Wettbewerb dieses Landes im Seehandel bringen und Amerika antreiben, den von England vernichteten überseeischen Handel zur Blüte zu bringen.

Erbarungslos griß der Redner die Prostituirung der Bundesreservbank für die Zwecke Englands an.

Uebergend auf den zweiten Teil seiner Rede, sprach Herr O'Leary über die „Freiheit“ der Presse, die besser mit „Freiheit“ zu bezeichnen sei.

Wenn die Gründer der Republik für die Freiheit der Presse gewesen waren, so haben sie nie erwartet, daß dieselbe so verderbt werden könnte, die Freiheit so mißbrauchen würde, wie sie es jetzt tut, indem sie Bürger gegen Bürger hetzt und

Feindschaft ins Volk trägt, Haß sät, dessen Frucht das Land in eine Revolution zu stürzen droht.

Hierauf zeigte der Redner in Photographien, die auf die Leinwand geworfen wurden, die Ueberschriften der New Yorker Zeitungen, die von den Anwesenden, durch des Redners Erklärungen gedeutet, stürmisch bejubelt wurden.

Zum Schluß legte der Redner den Anwesenden die Sache der „American Truth Society“ ans Herz und bat sie, dieselbe zu unterstützen, und unterwarf die sich um die nächste Präsidentschaft bewerbenden Burton von Ohio, Senator Root und Theodore Roosevelt einer heißenden Kritik, zeigend, wie dieselben nicht amerikanisch, sondern pro-britisch gesinnt sind.

Anhaltender Beifall lohnte den Redner.

Curran über den Baralong-Fall.

Ihm folgte, von Herrn Brand vorge stellt, Herr James J. Curran, der mit Hilfe von Lichtbildern, nach Handzeichnungen der Begebenheit illustriert, in anspruchsloser, einfacher Rede die entsetzliche, gemeine Mordordnung der Besatzung des deutschen Unterseebootes, deren Augenzeuge er war, berichtete. Ein unbeschreibliches Entsetzen nahm die Zuhörer gefangen, als die blutigen Tatsachen in den schlichten Worten Herrn Currans erzählt wurden. England hat mit dem Mißbrauch der amerikanischen Flagge zum Zweck gemeinen Meuchelmordes sich das Brandmal ewiger Schande selbst auf die Stirn gedrückt, und es ist die Absicht Herrn Currans und der „American Truth Society“, das Staatsamt in Washington zu zwingen, diese Sache aus dem Tach, in dem Sekretär Lansing sie vergraben, herauszuziehen und England zu zwingen, Abbitte zu leisten und Entschädigung für den feigen Mord zu gewähren.

Auch Herrn Currans Vortrag wurde von den Anwesenden mehr mit stillem Dank und Beh entgegengenommen, als mit überlautem Beifall.

Was die „American Truth Society“ will.

1. Sie hat mehr als \$50,000,000 Bankdepositen organisiert unter einem Komitee von 100 Depositoryen.

2. Sie hat die Anleihe auf die Hälfte herabgezwungen.

3. Sie hat einen solchen Widerstand gegen die Anleihe geschaffen, daß die öffentliche Aufnahme derselben ein Fehlschlag wurde.

4. Sie hat J. P. Morgan in einem Finanzkampfe geschlagen, was das Fallen der Sterlings bewies, nachdem England angeblich das Geld hatte.

5. Sie machte den Bankiers bange, indem sie dieselben mit Briefen bestürmte und sie vor enthusiastischen Versammlungen denunzierte.

6. Sie machte aus der Anleihe eine nationale Frage im Kampf für den Kongreß, erwählte Bennett und schlug Healy, Präsident Wilsons Kandidat, und zwar in einem Distrikt, der früher über 6000 demokratische Majorität hatte. Dieser Sieg allein war für das ganze Land bedeutungsvoll und mag mehr vollbringen, als alle Deutschamerikaner politisch erhoffen dürften.

7. Sie führen einen Kampf amerikanischer Prinzipien, und die Männer, die diesen Kampf kämpfen, können nicht Deutsche genannt werden, obwohl ihre Feinde sie prodeutsch nennen, was nichts zu bedeuten hat.

8. Sie haben Herz und Mut in die Deutschamerikaner gepflanzt und durch ihre politischen Erfolge bewiesen, daß die deutschamerikanischen Stimmen eine starke, politische Macht sind und sie haben für Prinzipien, für die Wahrheit diese Macht beeinflusst und damit Herrn Wilson Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die folgende Depesche lief während der Versammlung von dem Herausgeber der New Yorker Staatszeitung, Herrn Bernard Hermann Ridder, New York, bei dem Präsidenten der American Truth Society, Hon. Jeremiah O'Leary, ein:

„Gosse, daß das große Opfer an Zeit und Latkraft, das Sie bringen, bei dem großen deutschen und irischen Element in Chicago Anerkennung finden wird.“

Die American Truth Society sollte von allen loyalen Amerikanern unterstützt werden.

Wenn wir jetzt nicht rüsten, so dürfte es nachher zu spät sein.“

Der Jahrestag der Reichsgründung.

Das Gesetz, wonach Druck Gegendruck erzeugt, hat sich natürlicherweise auch mitbezogen auf den unberechtigten und beleidigenden Druck geltend gemacht, welchen Regierung und Presse auf das Deutschamerikanertum auszuüben suchten.

Die Deutschen in Amerika sind immer ihren friedlichen Berufen nachgegangen, haben sich nirgends hervorgedrängt, nirgends ihre numerische Stärke geltend gemacht, bloß wenn es galt, Gefahren ab-

zuwenden und ihre Knochen für das Land einzusetzen, das sie dem Geiste und dem Buchstaben nach zu ihrer Heimat gemacht haben. Sonst waren sie froh, wenn man sie in Ruhe ließ, und selbst die Feinde des Deutschtums mußten zugestehen, daß die deutschen Bürger die Gesetze achten, arbeitsam sind und weder den Gerichten noch den Wohltätigkeitsanstalten irgend welche bemerkenswerte Arbeit verur- sachen.

Da kam der Krieg. Man klagte die

deutschen Bürger des unerhörten Verbrechens an, daß sie mit ihren Brüdern und Schwestern jenseits des Ozeans in der Stunde der Not mitempfinden. Man stemmte sie zu Verrätern, weil sie vergaßen, darüber entzückt zu sein, daß ihre Heimat die Waffen zur Ermordung ihrer Brüder liefere und daß die Republik, für deren Erhaltung sie Schweiß und Blut willig gaben, sich zum Werkzeug Englands erniedrigte.

Aber der Druck erweckte den Gegenruck. Niemals haben sich die Deutschen enger an einander geschlossen, als jetzt, da der Haß sie zusammenhämmerte. Und so ist es denn nur natürlich gewesen, daß in ihrem amerikanischen Herzen alle deutschen Erinnerungen erwachten und zur Tat herausforderten.

Seitdem in Versailles die Geburt des deutschen Reiches verkündet worden ist, ist der Geburtstag Deutschlands in Amerika niemals in solch enthusiastischer und echt deutscher Weise gefeiert worden, als gerade jetzt, da man dachte, die deutschen Gefühle mit der Peitsche des Hasses aus den deutschen Herzen austreiben zu können.

Und so fand denn in der Nordseite Turnhalle, in welcher so manche deutsche Tat vollzogen worden ist, eine überwältigende Feier statt in Erinnerung an die vor 45 Jahren erfolgte Gründung des Deutschen Reiches, dessen Riesenschritte nach vorwärts Neid und Eifersucht erregten und schließlich zu dem Kriege führten, aus welchem Deutschland mächtiger und größer hervorgehen muß, als es jemals gewesen, um der Welt die Lehre beizubringen, daß die Pfeile des Hasses und des erbärmlichen Neides wirkungslos abprallen, von jener Nation, die selbst in ihrer wirtschaftlichen Arbeit von sittlichen Idealen getragen wird.

Die Feier des Geburtstages des deutschen Reiches war keine platonische. An derselben wurde gleichzeitig der zahlenmäßige Nachweis erbracht dafür, in welcher Weise die Deutschen Chicagos sich an dem Liebeswerke beteiligten, das zur Vinderung der Not drüben unter der

Negide der hiesigen Deutschen und Deutsch-Ungarischen Hilfs-Gesellschaft geleistet worden ist. Der Präsident Charles S. Wacker und der Sekretär Julius Goldzier von der erwähnten Hilfs-Gesellschaft gaben einen Überblick über das, was durch diesen Verband hier schon geleistet worden ist, um die Wunden lindern zu helfen, die der Krieg drüben schlägt.

Der Vorbereitungsausschuß, bestehend aus den Herren G. F. Gummel, Adolph Georg, Charles S. Wacker und Julius Goldzier, hatten als Hauptredner für den Abend Pastor Dr. Julius Hofmann aus Baltimore gewonnen. Von früheren Ansprachen, die Dr. Hofmann hier hielt, war er als zündender, fernerer Redner bekannt. Auch bei dieser Feier entfachte er Enthusiasmus. Kaum enden wollte der Beifall, der ihn belohnte.

Auch bei der Zusammenstellung des musikalischen Programms war mit viel Geschick und großer Sorgfalt zu Werke gegangen worden. Frau Theodor Brentano, die stets, wenn es die Förderung einer guten Sache gilt, ihre prächtige Gesangsgabe in deren Dienst zu stellen gewillt ist, trug mehrere Lieder prächtig vor. Frau L. S. Abele begleitete sie vortrefflich auf dem Klavier. Auch war die Klaviervirtuosin Frä. Mae Doelling gewonnen worden.

Die große Festversammlung wurde gleich bei Betreten der Halle in eine gehobene, empfängliche Stimmung versetzt. Der Saal war mit Tannengrün und deutschen und amerikanischen Fahnen hübsch geschmückt. Eine Anzahl junger Damen, in der kleidsamen Tracht der Wärterinnen vom Roten Kreuz, nahmen Gaben für das Hilfswerk entgegen und die Gaben flossen reichlich.

Ferd. Walther eröffnete die Versammlung.

Eröffnet wurde die Versammlung von Herrn Ferdinand Walther, Präsident des Stadtverbandes des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes. Er hieß im Na-

men des Festkomitees die Erschienenen willkommen und wies auch kurz darauf hin, daß er selbst vor 45 Jahren mit Pathe gestanden habe, als nach blutigen Kriegen das neue deutsche Reich geschaffen wurde.

Mit dem bekannten Nationalliede „Amerika“, das von allen Anwesenden mit Begeisterung gesungen wurde, nahm das eigentliche Programm des Abends seinen Anfang. Frä. Elsa Göltinger, Tochter des Schweizer Konsuls, spielte dazu meisterhaft die Klavierbegleitung.

Sodann stellte Herr Walther den Präsidenten der Deutsch-Oesterreichisch-Ungarischen Hilfsgesellschaft, Herrn Charles Wader, vor, der die Anwesenden mit herzlichen Worten begrüßte. Er sagte folgendes:

Ansprache Charles H. Wader's.

Geehrter Herr Vorsitzender und
Geehrte Damen und Herren!

Ich heiße Sie im Namen der deutsch-amerikanischen Mitbürger, die dieses große Fest veranstalteten, von ganzem Herzen willkommen.

Wie bedeutungsvoll dieses Fest ist, wird Ihnen von Herrn Pastor Hofmann aus Herz gelegt werden. Ich bin nicht hierher gekommen, um eine Rede zu halten. Auch Sie sind nicht hierher gekommen, um eine Rede von mir zu hören, denn Sie wissen sehr wohl, daß es unter den Geschäftsleuten nur sehr wenige gibt, die überhaupt eine Rede halten können. Sie sind hierher gekommen, um Ihr Interesse an der guten Sache an den Tag zu legen; um deutsche Lieder singen zu hören, die so sehr viel dazu beigetragen haben, deutsche Sitten und Gebräuche hierzulande einzuführen, und wiederum hat Frau Richter Brentano, die eifrige, begeisterte und talentvolle Frau, bereitwilligst ihre Mitwirkung zugesagt. Sie sind hier, um den Pianovortrag der Virtuosa Frä. Doelling zu genießen. Der berühmte und beredte Herr Pastor Hofmann hat Sie hierher gebracht, und die

Rede, die er halten wird, wird sicherlich unvergeßlich bleiben.

Nun komme ich zu meiner Aufgabe, nämlich: den Herren, die dieses Fest veranstalteten, im Namen der Deutschen und Oesterreichisch-Ungarischen Hilfsgesellschaft unsern innigsten Dank auszusprechen für die Gelegenheit, die uns durch dieses Fest geboten worden ist, unsern Jahresbericht über die gesamte Tätigkeit der Gesellschaft im vergangenen Jahre zu unterbreiten und zu gleicher Zeit auch die Gelegenheit wahrzunehmen, an die Herzen unserer Mitbürger zu appellieren, für weitere tatkräftige Unterstützung, da es ja jedem klar sein muß, daß je länger dieser Krieg anhält, desto größer die Not wird.

Zum Schluß möchte ich den letzten, von unserem Sekretär, Herrn Julius Goldzier, geschriebenen Paragraphen besonders betonen und Ihnen aus Herz legen:

„Endlich drängt es uns, sowohl der deutschen Presse wie auch den vielen Vereinen und Personen, die unsere Arbeit während des letzten Jahres so eifrig unterstützt haben, Dank auszusprechen für ihre liebevolle Tätigkeit. Wir alle hoffen, daß das Jahr 1916 zum Friedensjahre werde und daß die unfäglichen Opfer von Menschenleben und Menschen Glück ihr Ende erreichen mögen. Wir hoffen auch, daß die Betätigung an unserem Werk der Liebe eine eifrige und begeisterte werden möge. Wir wollen dereinst in der Lage sein, mit Befriedigung auf das blicken zu können, was wir erreicht haben auf dem Felde der Humanität und der Barmherzigkeit.“

Ich habe nun die Ehre, geehrter Herr Vorsitzender und geehrte Damen und Herren, Ihnen einen Mann vorzustellen, dem alle Ehre gebührt. Wir alle fühlen, daß wir ihm zu großem Danke verpflichtet sind. Als Sekretär unserer Gesellschaft ist er von allem Anfange an begeistert, unermüdet und aufopfernd gewesen, und wir fanden seine Fähigkeiten von unermeslichem Wert. Ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Julius Goldzier,

Sekretär der Deutschen und Oesterreich-Ungarischen Gesellschaft, vorzustellen.

Julius Goldzier's Rede.

Der Bericht unserer Gesellschaft liegt im Druck vor und ich will Sie deshalb nicht durch eine längere Besprechung desselben abhalten von den Genüssen, welche Ihnen der heutige Abend bieten wird. Wenn unsere Erfolge während des verfloffenen Jahres nicht alle unsere Erwartungen erfüllten, so brauchen wir uns doch dessen nicht zu schämen, was wir erreicht haben. Es sind ja wohl in diesem Zeitalter, wo die Menschen gewohnheitsmäßig nicht mehr von Millionen, sondern von Milliarden sprechen, — keine großen Summen, um die es sich bei unserem Liebeswerk handelt; doch von Bedeutung ist der Umstand, daß die Gesamtsumme sich zumeist aus den Beiträgen der Minderbemittelten zusammensetzt. Dieser Umstand macht die Gaben doppelt wert für uns, und für diejenigen, für die sie bestimmt sind. In dem Maße, in dem die Liebesgaben, welche uns zugeflossen sind, nicht aus dem Ueberfluß der Reichen, sondern aus dem Bedarf der Minderbemittelten stammen, in dem selben Maße gewinnen sie an Wert, denn sie bedeuten sich selbst auferlegte Opfer für die edle Sache der Menschlichkeit, Opfer der Pflichterfüllung und der Liebe.

Die gesamte Summe der Einnahmen der Hilfs-gesellschaft während des Jahres 1915 belief sich auf \$141,107.83. Ausgaben waren während des Jahres im Ganzen \$133,564.95, wie folgt:

Für Unterstützung der verschiedenen Roten Kreuz-Gesellschaften in Berlin, Wien und Budapest und als Beiträge zur Unterstützung von Witwen, Waisen, Invaliden und Verkrüppelten.	\$102,711.72
Für Beschaffung und Transport von Verbandzeug und Hospitalbedarf.	22,916.22
Für Unterstützung von Gefangenen in Sibirien.	19,297.00
Für Unterstützung von Gefangenen in Kanada.	1,100.00

Für das Hospital für Erblindete in München.	2,000.00
Für Bürounfkosten, Gehälter, Druckfachen, Briefporto, Telegramm- und Kabelgebühren und alle anderen Verwaltungsausgaben.	4,707.73
Für Anschaffungs- und Stellungskosten von Verkaufsgegenständen.	7,787.30

Die Gesamtsumme der Einnahmen seit Beginn der Gesellschaft war \$347,377.70.

Die Gesamtsumme der Ausgaben seit Beginn der Gesellschaft ist \$334,990.51.

Ich wollte, es wäre mir die Rednergabe zu eigen, um Ihnen sagen zu können, wie tief durchdrungen ich bin von dem Gefühl der überwältigend großen Zeit, in der wir leben. Drüben über dem Weltmeer weihen ungezählte Tausende ihr Leben, ihr Blut, ihr Alles einem großen sie besessenden Gedanken. Tausende sind bereit, ihr Alles zu opfern, nicht für eigenen Vorteil und Gewinn, sondern um den kommenden Generationen Freiheit, Glück und Menschenwürde zu sichern für ewige Zeiten. So lange die Welt besteht, hat es kein Beispiel gegeben von Treue, Ausdauer, Opferwilligkeit, Vaterlandsliebe, gleich der, die unsere Stammesbrüder jetzt bezeugen an jedem Tag, in jeder Stunde und Minute.

Nicht die Männer allein sind Helden in diesen Tagen. Die deutschen Frauen und die von Oesterreich-Ungarn haben sich ihrer Männer würdig gezeigt und tragen mit sieghaftem Mut die schweren Lasten und das bittere Leid, das ihnen auferlegt wird durch diesen ungeheuren Krieg. Wer kann der Hunderttausende gedenken, die ihr Leben ließen auf dem Feld der Ehre, ohne derer zu gedenken, die ihr Teuerstes einsetzen fürs Vaterland, dem sie Mann und Sohn und Vater zum Opfer brachten? Wer kann der Ströme des Blutes gedenken, die geflossen sind in Verteidigung des heimischen Herdes, ohne der maßlosen Ströme der Tränen zu gedenken, die unsere Frauen dargebracht?

Wie viele Tausende von Heimstätten verödet sind, wie viele Witwen und Waisen zurückbleiben, wie viele unglückliche Krüppel, wer könnte es ermessen, wer kann es fassen?

Doch für uns, die wir verschont sind von den Schrecken des Krieges, für uns erwächst aus diesem grauenvollen Naturereignisse eine hohe, eine heilige Pflicht. Wir haben das Recht, einzugreifen und Leiden zu lindern und Schmerzen zu stillen. Wir haben das Recht und es ist unsere Pflicht, uns dieser großen Zeit würdig zu zeigen, indem wir mit Liebe Derer gedenken, die im Kampfe stehen.

Wenn drüben der Krieg Wunden schlägt, so müssen wir heitragen, sie zu heilen. Wir müssen immer und immer wieder der Witwen und der Vaterlosen Kinder gedenken und immer und immer wieder Derer, die ihre Glieder und ihre Gesundheit als Opfer bringen für Bestand und Ehre des Vaterlandes.

Die Hilfs-gesellschaft steht nun seit achtzehn Monaten im Dienste des Liebeswerkes und nach unseren schwachen Kräften haben wir versucht, Hilfe zu bringen, wo Hilfe am Nützigsten war. Wir haben der bedauernswerten Gefangenen in den Cindöden Sibiriens gedacht, und ich glaube, Sie dürfen stolz darauf sein, daß es Ihre Gesellschaft war, welche das Rettungswerk für diese Unglücklichen eingeleitet und vorbereitet hat über das ganze Land, so daß wir hoffen können, mit unserer Arbeit Tausende von Menschen erhalten zu haben, die sonst untergegangen wären.

Wir haben nach Kräften beigetragen zur Unterstützung von Witwen, Waisen und Krüppeln, von Erblindeten und von anderen, die unter der Kriegsnot litten. Wir sind im Felde und bleiben im Felde, solange es Not tut.

Die Beamten dieser Gesellschaft haben freudig die Arbeit verrichtet, die ihnen das Liebeswerk auferlegte. Nicht das Gefühl der Barmherzigkeit war bei uns die Triebfeder, sondern das Gefühl der Pflicht.

Mit dem Wenigen, das wir tun können, tragen wir ab an einer Dankeschuld an die Scholle, die uns geboren. Wir sind gute Amerikaner geworden, besser als manche, die nicht mit dem Bindestrich belastet sind. Wir schätzen das Land unserer Wahl, wir lieben es; denn es ist ja zum Lande unserer Kinder und Kindeskinde geworden.

Dennoch binden uns tausend und aber tausend Fäden an die, die jenseits des Ozeans den schwersten Kampf bestehen, den je die Welt gesehen. Wir sind durch die Bande der Blutsverwandtschaft und der Sympathie eng verknüpft mit den Männern und Frauen Deutschlands und seiner Waffengenossen. Wenn wir auch eintreten für die Neutralität, die echte Neutralität, die uns den Frieden bewahren soll, wir haben das Recht, unserer Sympathie Ausdruck zu geben und wir werden uns dieses Recht wahren trotz feiler und fauler Politikanten und der Gekypresse.

Daß wir der trauten Stelle vergessen könnten, auf der einstens unsere Wiege stand, daß wir das Land verleugnen sollten, in dem zuerst der Mutter Stimme unser Ohr traf, daß wir die Erde schmählich sollen, in der die Gebeine unserer Väter ruhen, das kann nur der verlangen, dem das mangelt, was wir Deutschen kennen — das Gemüt.

An Ihnen nun ist es, unsere Gesellschaft, Ihre Gesellschaft, zu unterstützen, damit, wenn dereinst die Geschichte dieses Weltkrieges entstehen wird, sie auch ein goldenes Blatt enthalte, auf dem geschrieben steht: Das Werk der Liebe, der Barmherzigkeit, der Menschlichkeit, es war groß und erhaben, wie der Krieg. Wo sich auf der einen Seite die Hände ballten zu grimmem Kampf, da öffneten sich auf der anderen Seite die Hände und die Herzen, um Gaben zu spenden.

Wo hier Opfer gebracht wurden auf den Feldern des Krieges, da brachte man drüben Opfer der Freundschaft.

Wo im Kriegsgebiete Tränen der Trauer und des Schmerzes vergossen

wurden, da flossen hier Tränen des Mitleids und Mitgeföhls.

Wir wollen die Sache Derer, die drüben im Kampfe stehen, zu der unseren machen. Ihr Leid sei unser Leid, ihr Schmerz er sei der unsere, ihre Wunden sollen die unsern sein, und wir wollen sie heilen, dann wird auch ihre Siegesfreude uns erfüllen und begeistern.

Zeigt euch der großen Zeit würdig, Ihr Männer und Frauen.

Lieder von Frau Brentano.

Lebhaft begrüßt von den Anwesenden, trat Frau Theodor Brentano auf die Bühne und sang mit ihrer wunderbaren Stimme einige herrliche Lieder in deutscher Sprache. Es war geradezu ein Genuß, der begabten Sängerin zu lauschen, die da in weichen, schmelzenden Tönen von Glück und Liebe und Frühling sang, und ihren Worten Leben und Frische zu geben verstand. Gleich Perlen an einer goldenen Schnur kams von den Lippen der Sängerin:

Von ewiger Liebe, Brahms; Verborgenheit, Hugo Wolf; Winterlied, G. v. Hoff; und die Zuhörer wurden nicht müde, durch stürmischen Applaus der Sängerin ihre Freude, ihre Anerkennung zu zollen.

Gebührenden Beifall erwarb auch Frau L. G. Abels, die zu den Liedern die Klavierbegleitung übernahm und mit wunderbarer Kunstfertigkeit über alle musikalischen Klippen hinwegsetzte.

Alsdann führte Herr G. F. Hummel den Versammelten den Festredner des Abends vor. Die kurze Einführungsansprache des Herrn Hummel lautete:

G. F. Hummel's Rede.

Verehrte Stammesgenossen!

Vor mehr als hundert Jahren sandte der Gott der Germanen seinem Volke einen Lehrer und Propheten, Johann Gottlieb Fichte, der mit seinen „Reden an die deutsche Nation“ sein Volk aufrüttelte und ihm den Weg zeigte, den es zu wandeln hätte in der Zukunft. Derselbe Gott sandte auch uns heute Abend

einen Fichte, der auch uns aufrütteln soll und die Bahn weisen, die wir zu wandeln haben, so daß unsere tapferen Brüder nicht vergebens Feindes Erde düngen mit ihren Leibern und die salzigen Wogen des Weltmeeres mit ihrem Herzblut färben.

Unser Gast wird heute Abend derjenigen Männer gedenken, die den Grundstein legten und die Bausteine herbeibrachten zu dem gewaltigen Bau, der die ganze Welt in Staunen versetzt. Denn nie konnten wir so stolz sein, Söhne und Töchter Mutter Germaniens zu sein, wie gerade jetzt, wo unsere Brüder mit blutigerotem Griffel Weltgeschichte schreiben und auch für uns den heiligen Kampf kämpfen, der das Germanentum auf der ganzen Erde zu neuem Leben erwecken soll. Mit Stolz und freudiger Genugthuung betrachte ich es als eine ganz besondere Ehre, Ihnen heute Abend den deutschamerikanischen Fichte vorstellen zu dürfen, der in treuer Singabe zu der guten Sache den beschwerlichen und weiten Weg zu uns machte, Herrn Pastor Julius Hofmann.

Der Applaus, als die kraftvolle Gestalt Pastor Hofmanns vor die Rampe trat, ließ die ganze Halle fast erbeben. Der vortreffliche Redner hatte seine Zuhörer schon im Bann, ehe er noch anfing.

Im Wesentlichen waren die Ausführungen Dr. Hofmann's, der ohne Manuskript sprach, wie folgt:

Die Rede Pastor Hofmann's.

„Fest der Deutsch-Freude — Es ist eine Lust zu leben; es ist eine Lust, ein Deutscher zu sein; es ist eine Bönne, unter der unsere Seele zittert. Wir haben vergangenen Geschlechtern, sowie den Ungeborenen, das Vorrecht voraus, die deutsche Volksseele sich so recht offenbaren zu sehen. Wir haben hieran Teil, denn wir sind Blut von dem deutschen Blut, das gegenwärtig kocht. Aus diesem Grunde ist das jetzige Fest auch nicht nur ein Fest der Deutsch-Freunde, sondern auch der Deutsch-Freude.“

Johannes Scherr schrieb kurz nach des neuen deutschen Reiches Gründung, daß es nur Menschenwerk sei. Vielleicht hatte er hierin Recht. Alles ist sozusagen das Produkt eines Kompromisses und alles bringt einen Vergleich und Ausgleich mit der Vergangenheit. Weder ein Mensch noch ein Volk führen das Leben der Gegenwart allein und auch nicht das von einzig der Vergangenheit. Die Entwicklung nimmt unaufhörlich ihren Gang. Jetzt aber den Deutschen zuzurufen, werfe die Hohenzollern hinaus und mache das Land zur Republik, ist eitel Wahnsinn und Frebel. Seit einiger Zeit schon war Deutschland die Seele der Welt, jetzt ist es der jugendstrotzende Organismus der Menschheit geworden.

Die Feinde des jungen Riesen, die demselben die Achtung nicht versagen können, haben zu Lügen Zuflucht genommen. Sie zeternd, daß es kein Deutschland von Schiller und Goethe mehr sei. Auch behaupten sie heuchlerisch, daß sie nicht Deutschland hassen, sondern nur das Preußentum. Ihnen ins Stammbuch, daß der gegenwärtige deutsche Geist sich schon in den Freiheitskriegen offenbarte. Eine Periode des Stillstandes und der Zersplitterung folgte wohl nach, doch dann erschien ein Mann von Blut und Eisen, der in Formen schmiedete, was die Nation verlangte. Er führte die Deutschen aus Träumen in die Wirklichkeit.

Wenn auch die Schaffung des neuen deutschen Reiches wie alles Irdische, Stückwerk sein mag, so ist sie doch einem Gefäße gleich, das einen prächtigen Inhalt birgt und das die Mitwelt staunen macht. Deutschland ist eine Monarchie, sagen die Gegner. Es ist so wenig eine Monarchie, wie unser Land jetzt eine Demokratie ist. Empören muß es jeden rechtlich denkenden Menschen, zu hören und zu lesen, wie der deutsche Kaiser, dem nicht nur Deutschland, sondern die Welt so unsäglich vieles zu verdanken hat, geschmäht wird. Der jetzige Krieg hat Wilhelm den Zweiten zum Weinen gebracht, nicht Tränen der Nöhrung und

auch nicht Tränen der Heuchelei. Er weinte, weil es ihn zwang. Am Grabhügel eines erst Siebzehnjährigen, während ihm die Tränen über die Wangen liefen, erklärte er: „So wahr mir Gott helfe, ich wollte diesen Krieg nicht,“ und wir wissen, daß er die Wahrheit sprach.

Die Monate rollen vorbei, die Geschehnisse wiederholen sich und doch sind sie so gewaltig wie am ersten Tage. Es ist eine Offenbarung eines neuen Menschentums, geboren aus dem Wirken unzähliger Lehrer, Prediger und Führer, wie es keine zweiten auf dem Erdenrund gibt.

Am besten tritt das Gewaltige der Zeit, die Deutschland jetzt durchmacht, zu Tage, wenn wir einen Vergleich ziehen mit dem, was uns in diesem Lande umgibt. Uns allen war es eine schmerzliche Ueberraschung, als uns klar wurde, daß wir in einem Fuhr von Göttern lebten und dies nicht wußten. Man hatte uns umschmeichelt, wenn man uns brauchte, und man meinte, daß man uns auf alle Fälle nicht zu fürchten brauche.

„Germaniam esse defendam,“ Deutschland muß vernichtet werden, wurde urplötzlich hier zum Wahlspruch. Aus Deutschland sollte wieder das Land der Ohnmacht und der Träumerei werden. England gab die Parole aus und hier betete man sie nach.

Fast scheint es, als ob zwischen Amerika und England in der Sache ein Geheimvertrag bestanden habe. Auf alle Fälle schien in vielen Kreisen das neue Geschäftsprinzip: „Schlagt den Konkurrenten tot,“ mächtig Anklang zu finden. Wir Deutschen hatten geglaubt, daß wir hier eine Stätte eines neuen, freien Gedankens gefunden hätten und sahen uns bitter getäuscht. Wir begannen dagegen zu protestieren, daß unsere Brüder drüben mit amerikanischen Regeln erschossen würden, und gelassen wurde uns erklärt, daß dies ganz dem internationalen Gesetz entsprechend sei. Zuh wurde unser Traum zerstört, daß die Vereinigten Staaten der Boden für neue Entwicklungen, für neue

Gesetze, die der Menschlichkeit entsprechen, seien.

Die Engländer bewiesen bei dem ganzen Manöver von Neuem ihre Sälauheit. Sie wußten, daß sie die Vereinigten Staaten zu schwächen im Stande seien, wenn sie die einzelnen Volksteile gegen einander aufheizen könnten. England paßte es am ehesten, wenn hier das deutsche Element entfernt wird. Die Briten ließen den Präsidenten Wilson entdecken, daß ein Amerikaner nur geboren und nicht gemacht werden könne, und doch handelt es sich hierbei nur um das schon vor fünfzig Jahren gehörte Geschrei der „Knownothings“.

Wenn Deutsche hier das Land der eigenen oder der Geburt der Väter hoch halten, so wird es als Verbrechen angesehen, während Angehörigen anderer Nationalitäten dies in keiner Weise verargt wird. Es gibt zahlreiche Herrschaften, die es hier als den höchsten Vorzug ansehen, wenn sie bei Festlichkeiten einer St. Andrews- oder St. George-Gesellschaft mitmachen dürfen.

Wofür halten die Herren uns denn? Sind wir vielleicht Einwanderer zweiter Güte, die die Dürftigkeit und die Not über den Ocean trieb? Wir brachten in dies Land wertvolle Güter mit, Güter, die diese Nation mit groß gemacht haben. Der Geschichte wird es vorbehalten sein, über ein Volk zu urteilen, das zu einem seiner besten Bestandteile in schwerer Stunde sagte: „Hebe Dich weg, Du hast mit uns nichts gemein.“

Was macht Deutschland groß — der deutsche Staat. Nach deutschen Begriffen ist der Staat eine wertvolle Größe, nach landläufigen amerikanischen Begriffen ist der Staat eine nach Möglichkeit zu meißende Kuh. Hier ist der einzelne die Hauptsache, während in Deutschland das Ich geopfert werden muß, wenn das Wohl der Gesamtheit dieses bedingt. Der Deutsche nimmt gern und frei die Tragik des Daseins auf sich. Selbst wenn gestorben sein muß, wird gestorben, falls die Gesamtheit dadurch fortleben kann. Die Deutschen singen nicht „Tipperary“,

sondern „Ein feste Burg ist unser Gott“ — Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin; sie haben kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben,“ ist in Leib und Seele übergegangen.

Der innere Grund für die deutschen Siege ist nicht die Sucht nach Ruhm, nach Macht oder nach Ausbreitung des Handels, sondern das Alle fesselnde Bewußtsein, daß die Gesamtheit erhalten werden muß, auch wenn der Einzelne fällt.

Wer fragt denn heute nach Monarchie oder Demokratie, wer nach den Schattierungen des christlichen Glaubens. Als die Menschheit in den Kinderstühlen steckte, stritt man sich über solche Sachen, jetzt darf nur das Recht maßgebend sein. Wir müssen uns bewußt werden, daß wir Deutschamerikaner nicht nachgeben dürfen. Nicht nur uns selbst und unseren Kindern gegenüber ist dies heilige Pflicht, sondern auch im Interesse anderer, vielleicht numerisch hier minder starker Nationalitäten. Dies Land darf nicht zur Stätte einer einzigen Erziehungsart herabgewürdigt werden.

Der jetzige Krieg und die Anfeindungen, zu welchen derselbe geführt hat, ist keineswegs ohne sein Gutes für das deutschamerikanische Element gewesen. Wo jetzt in die Familien, in das Heiligtum, hineingeschaut wird, bemerken wir, daß erst mancher sich der Bande bewußt wurde, die ihn noch an die alte Heimat knüpfen. Er empfand es als eine heilige Pflicht, seinen Teil beizutragen, um die Wunden lindern zu helfen, die der Krieg schlägt und er empfand gleichzeitig, daß er hierbei nicht nur Not und Elend linderte, sondern auch das eigene Herz stärkte. Wir dürfen nicht ruhen und uns mit dem Gedanken zufrieden geben, daß wir schon einmal die milde Hand aufstuten. Was würde wohl zum Krieger drüben gesagt werden, wenn er bei dem Befehl: „Fünfte Kompanie aus dem Schützengraben zum Sturm vor!“ erklären würde, daß die Fünfte Kompanie schon neulich gestürmt habe, jetzt solle die vierte Kompanie es mal machen.

In späteren Jahren wird es auch in Amerika ein prächtiges Vermächtnis sein, wenn ein Vater seinem Sohne sagen kann: „Ich tat in großer Zeit für eine große Sache mein Möglichstes, mag dieses auch nicht viel gewesen sein.“

Pastor Hofmann brachte seine packende Rede mit dem ergreifenden Gedicht „Brief eines Grenadiers“ zum Abschluß.

Losender Beifall begleitete die Schlussworte des Herrn Hofmann, der so recht aus deutschem Herzen zu deutschen Herzen zu sprechen verstanden hatte.

Fräulein Mac Doelling gab dann nochmals einen trefflichen Klavier Vortrag mit großem Erfolge zum Besten. Diesem schlossen sich wiederum einige reizende Lieder an:

Träume, Richard Wagner; Heimkehr, Hugo Wolf; Cecilia, Richard Strauß; gesungen von Frau Theodor Brentano, unter Begleitung von Frau Dr. Abele.

Mit dem allgemeinen Schlussgesang „Die Wacht am Rhein“ (Fräulein Höfinger am Piano) ging der gediegene Abend zu Ende.

Des Deutschen Kaisers Geburtstag.

Die Feier im Germaniaclub.

Nicht allein die Liebe für das deutsche Vaterland, auch das deutsche Gerechtigkeitsgefühl gestaltete die Feier des 57. Geburtstags des deutschen Kaisers zu einer überaus überwältigenden Demonstration, die als warme Antwort auf die fallen, von Gefühlsroheit diktierten Schmähungen galt, mit welchen man den deutschen Kaiser überhäufte, dessen Sinnen und Trachten der Erhaltung des Friedens und der Förderung von Friedenswerken galt.

In dem vorjährigen „Jahrbuch“ habe ich Äußerungen des deutschen Gelehrten Münsterberg und des amerikanischen Gelehrten Burgeß veröffentlicht, welche sich auf den deutschen Kaiser bezogen. Diese beiden Gierden der Wissenschaft sind aufgrund persönlicher Wahrnehmung für die geradezu phänomenale Bedeutung Wilhelms II. eingetreten. Die anglo-amerikanische Presse verschloß sich den Wahrheiten der beiden Gelehrten. Für sie blieb Wilhelm II. der Bluthund, als welchen England ihn der Welt vorzustellen suchte. Aber je mehr der erste und vornehmste Bürger Deutschlands verlästert worden ist, umso höher schlugen

für ihn die Herzen der Deutschen an allen Ecken und Enden der Welt. Auch in Chicago.

Und so hat denn eine eindrucksvolle Feier, die den Teilnehmern noch lange im Gedächtnis bleiben wird, die Mitglieder und Freunde des Germania-Klubs in den glänzend dekorierten und in deutschen und in den Landesfarben prangenden Räumlichkeiten der Gesellschaft zur Begehung des Geburtstages des Kaisers versammelt. Das herrliche Bild des Geburtstagskinds, des deutschen Kaisers Wilhelm II. in Fahnen- und Palmschmuck begrüßte am Eingang zum Saal, aus dem die Töne von Vallmanns Orchester klangen, die Gäste, und das wunderbare Gemälde der Germania gab der Festfeier die recht Weihe. Zahlreich hatten sich die Teilnehmer an der Geburtstagsfeier eingefunden, und andachtsvoll lauschten sie der Nationalhymne „Heil Dir im Siegerkranz“, die vom Germania Männerchor unter Leitung des Dirigenten, Herrn W. Voeppler, mit begeistertem Fühlen gesungen wurde. Nach weiteren Musiknummern begrüßte der Präsident des Germania-Klubs die Versammlung.

Ernst J. Arnetgen's Rede.

Nach alter Sitte feiert der Klub alljährlich das Geburtsfest des deutschen Kaisers, des Mannes, der von der Vorsehung an die Spitze der Nation gestellt wurde, um die Geschicke des Volkes zu leiten, dem auch wir entstammen, und auf das wir heute mit Stolz blicken. Nicht dem Wunsche, dem Kaiser zu huldigen, sondern dem Drange unserer Herzen folgen wir, dem Manne unsere Hochachtung, unsere Ehrerbietung zu bezeigen, der die Liebe des ganzen Volkes in einem Maße besitzt, wie es die Weltgeschichte nicht kennt. Und wenn heute Tausende hier in Amerika, Bürger dieses Landes und solche, die das Bürgerrecht sich erworben, sich zur Feier des Geburtstages Wilhelms des Zweiten versammeln, so sind diese Bürger ebenso bereit zum Schutze des neuen Vaterlandes, wie Tausende das früher getan, Gut und Blut zu opfern und ihre patriotische Pflicht zu erfüllen. Sie sind Sprößlinge des Kulturvolkes der Deutschen, und mit Stolz blicken wir auf das Land, das unsere und die Wiege unserer Vorfahren ist.

Wir haben die Scholle dieses Landes mit unserem Schweiß betaut, wir haben in seinen Materialismus den Idealismus unseres deutschen Volkes getragen und wollen in dieser Zeit der Not und des Mangels die Lieben da draußen mit vollen Händen unterstützen und die Wunden verbinden helfen, welche der Krieg ihnen geschlagen.

Nicht für den Frieden wollen wir beten. Erst wenn das Recht gesiegt, so daß kein Krämervolk unter dem Deckmantel der Lüge seinen Materialismus befriedigen, kein Sklavenvolk die Fahne der Freiheit unter seine Lüge tritt, um Europa zu knechten, kein Volk der Eitelkeit, das auf die Vergangenheit stolz ist und in maßloser Eifersucht ein aufstrebendes Volk vernichten will, sondern das Volk, das todesmutig kämpft, das Volk der Zukunft den Sieg erringt.

Von der zweiten und dritten Genera-

tion, die auf ihre Abstammung stolz ist, geht heute der Wunsch der Deutschamerikaner über das Weltmeer zu dem Volke des Mutterlandes, zu den Kämpfern in den Schießgräben: Seid mutig und stark, siegt, dann siegt mit Euch das Beste, was die Menschheit besitzt, dann siegt mit Euch auch das Deutschthum Amerikas.

Der mit großem Beifall aufgenommene Rede folgten zwei Lieder des Germania-Männerchors, „Vor der Schlacht“ und „Deutsches Weibselied“, die wunderbar gesungen wurden, und nach zwei weiteren Nummern des Orchesters wurde vom Präsidenten der Hauptredner des Abends, Herr Professor Dr. Kühnemann, vorgestellt.

Professor Kühnemann's Rede.

Zum zweiten Male feiert der deutsche Kaiser seinen Geburtstag im Felde, und auf seinen Wunsch soll das Land die Feier desselben unterlassen, und das Volk fühlt, daß dieser Wunsch berechtigt ist. Es wäre dieser Feiertag ein Tag, der nur einem einzelnen Menschen gälte. Auch wir wollen nicht den einzelnen Menschen heute feiern, sondern den Tag, an dem die Nation ihre Einheit feiert, alle Sonderinteressen vergessen hat, und empfindet, daß Alle zusammengehören, die sonst so verschieden sind, zusammengehen als ein einziges großes Leben. Heute steht der Kaiser als der Repräsentant dieser Einheit in verhängnisvoller, tragischer Größe vor der Welt, da bedarf es einer Feier nicht, denn in dem zusammengeschmolzenen Volk verschwindet selbst der Herrscher.

Das ist mit Ihnen im fremden Lande etwas Anderes; als gute Amerikaner in der Fremde feiern Sie heute das wiedererwachte Gefühl Ihres Deutschthums, die Zugehörigkeit zum Volk, nicht zum Staat. Sie empfinden, daß Alles, wodurch Sie dem neuen Vaterlande nützen können und sollen, Ihnen vom alten Vaterlande gegeben wurde, um es hier fruchtbringend weiterzugeben.

Es ist für mich ein besonderer Lohn für meine Arbeit in diesem Lande, daß

ich heute zum vierten Male beim Geburtstag des Kaisers zu den Mitgliedern und Freunden des Germania-Klubs reden darf.

Der deutsche Kaiser beginnt im Kriege ein neues Lebensjahr, und er ist für die Menschheit und ihre Geschichte ein Anderer geworden.

Der Krieg hat den Menschen die Führer, die Herrscher gegeben, das liegt schon in dem Worte „Herzog“, der in alten Zeiten der Führer war und seinem Heere voranzog, wie mancher der deutschen Kaiser es getan hat. So war Friedrich der Große der Führer sowohl staatlich wie kriegerisch, und fast niemand kannte die entscheidenden Pläne. Denken Sie sich den deutschen Kaiser, unseren Kaiser. Friedrich der Große hatte ein Volk von 4,000,000, das Heer bestand im höchsten Falle aus 250,000. Heute hat Deutschland 70 Millionen, der österreichisch-ungarische Waffenbruder 56 Millionen und weitere Millionen, die zu uns gekommen sind, und der Kämpfenden sind 12 Millionen. Nicht der Kaiser steht mit dem Schwert in der Hand an ihrer Spitze, nicht in seinem Haupt reifen die Pläne, außerordentliche Männer mit besonderen Gaben und Talenten, nicht die physische Kraft in einem Menschen, heute ist es die Kraft des ganzen Volkes, der Verstand der Führer, die an der Spitze stehen. Ein Vorrecht hat der Kaiser in diesem Weltkriege, ein kaiserliches Vorrecht, das ihn zum tragischen Mittelpunkt des welterstatternden Krieges macht — er trägt alle Verantwortlichkeit. „Wir haben gefolgt,“ sagen die Heerführer, der Kaiser hat befohlen. Das ist das größte Leiden auf seiner Seele, das er zu tragen hat. Es ist etwas Heiliges um diese Gestalt, auf deren Seele die Verantwortung für 70 Millionen und für Millionen, die noch kommen werden, ja für das Schicksal der deutschen Zukunft ruht.

Wenn wir im Ausland besondere Veranlassung haben, seinen Geburtstag zu feiern, wie wollen wir es tun? In seinem Sinne. Von ihm kein Wort. Wir feiern den ewigen deutschen Gedanken,

und im Sinne dieses fassen wir Entschlüsse für unser eigenes Leben. Denken Sie an das, was wir in den ersten Tagen des Krieges durchgemacht. Wenn wir auf die Weltkarte schauten, wurde uns bange. Fünf Weltteile gegen Deutschland. Und wenn wir auf die Stelle blickten, wo die standen, die den Kampf aufnehmen sollten, Deutschland, Oesterreich, die Türkei und schließlich das kleine Bulgarien, dann meinten wir, sie könnten es nicht schaffen. — Dieser Krieg ist ein Anderes für Deutschland und für seine Feinde. Für seine Feinde ein Zusammenbruch aller ihrer Illusionen. Die unwirkliche Welt wird als Lüge entlarvt und wird nie wiederkommen.

Was ist der Krieg für Deutschland? Ein Aufbau in der Realität und der Tatsache. Deutschland wird zum ersten Male vollendet und festgestellt. Die Illusionen der Feinde! Wir sind die Macht, mit Rußland und Frankreich von beiden Seiten drückend, mit Elsaß in Aufruhr, werden wir Deutschland vernichten; die englische Flotte wird die deutsche in den Grund bohren. Wo sind die Russen? Der Elsaß ist treu, heut treuer denn je. Wir lassen den Franzosen die bescheidene Freude, ein kleines Stückchen Elsaß zu besetzen. Kein fremder Soldat steht auf deutscher Erde.

Wo ist die englische Flotte? — Zugesagt.

Alle Illusionen sind zusammengebrochen. Deutschland wird die Freiheit der Meere für alle Völker erkämpfen.

Was ist Deutschlands Illusion?

Was da lebte, ist verbläht. Die Realität der deutschen Nation kam in Existenz.

In diesem Kriege hat von der ersten Minute das ganze Volk eingesehen, daß es um die Lebensmöglichkeiten, die Lebenshöhe kämpft, und der Gedanke der Zukunft erfüllte das ganze Volk als Realität. Und welch ein Kampf!

Nicht nur auf allen Schlachtfeldern, sondern wie Luther singt der Feind des „Groß Macht und viel List.“ England, das Deutschland anhungern will, damit

der englische Reichtum vor dem Mitbewerb Deutschlands sicher sei. Das gebär das größte moralische Geldentum. Kunst, Kraft, Erfindungsgabe vereinten sich in Deutschland in einer Weise, daß die ganze Welt hätte erstaunen sollen.

Dazu kam der Feldzug der Verleumdung, der infamste, niederträchtigste. An dem „Kreuzige“ erkennt man den Böbel. Aber das deutsche Volk steht vor dem Richterstuhl der Welt ohne Furcht und überwindet durch sein Tragen ohne Klagen in der Kraft seiner Liebe, die es selbst in Feindesland, in Belgien und Polen in glänzender Weise betätigt. Zum Schluß

kam der Redner noch auf die Bewegung zu sprechen, für Deutschamerika die Patenschaft für Ragenit in Ostpreußen zu reservieren, wo auf den verwüsteten Städten, des einzigen Teiles Deutschlands, über den Rußlands Gorden gezogen, ein Denkmal deutschamerikanischer Liebe und Fürsorge erstehen soll.

Zubelnder Beifall unterbrach nicht nur den Redner oft, sondern dauerte minutenlang an, nachdem er geendet.

Dann sang die Versammlung stehend „Deutschland, Deutschland über alles,“ und das schöne, erhabene Fest hatte ein Ende.

Die Krieger feiern Kaisers Geburtstag.

Bis zum letzten Platz war der große Saal und die Gallerie in Schönhofens Halle an Milwaukee und Ashland Ave. gefüllt, trotzdem auch die beiden anderen kleineren Säle dem Publikum geöffnet waren, und eine große Anzahl konnte in dem großen Saal nicht einmal einen Stehplatz finden. Sie alle waren der Einladung des Zentral-Verbandes der deutschen Militärvereine von Chicago und Umgegend gefolgt, welcher eine großartige Feier des Geburtstages des deutschen Kaisers mit Konzert und Ball veranstaltete.

Die Feier wurde eröffnet mit dem Kaiser Friedrich Marsch von M. Wagner, welcher von Tägtners Orchester meisterhaft gespielt wurde. Darauf folgte „Der Tag des Herrn“ von Kreutzer, vorgetragen von dem Sängerbund Fidelity von Hammond, dem Militär-Gesangsverein, der Liedertafel Vorwärts und der Gesangssektion des Deutschen Kriegervereins Town of Lake unter Leitung des Dirigenten Herrn W. Tägtners. Nachdem die weihervollen Klänge dieses Chorals, der mit tiefem Gefühl vorgetragen wurde, verhallt waren, hielt der Fest-

präsident, Kamerad Chas. Matzdorf, die Begrüßungsrede. In schlichten Worten, die mit militärischer Kürze und Präzision die Hauptpunkte in wirksamster Weise hervorgehoben, wies er darauf hin, wie viel das deutsche Volk Kaiser Wilhelm verdanke, der demselben eine glückliche Regierung gegeben und so viel zu seiner großartigen Entwicklung beigetragen habe. Die großartige Beteiligung an der Feier des Geburtstages des Kaisers sei eine Demonstration, die beweise, daß die Deutschen gelernt haben, zusammenzuhalten in Freud und Leid, und mit Freude und Stolz gedenken die hier Anwesenden, die früher des Kaisers Noth getragen, anderer Geburtstagsfeiern des Kaisers, die sie in Deutschland in der Armee verlebt haben. Was die Armee Deutschlands sei, das wissen diese gedienten Soldaten am besten und sie wissen auch, daß diese Armee der Schirm und der Hort des deutschen Volkes, an Tapferkeit und Tüchtigkeit unübertroffen und unbesiegbar sei, weil sie siegen müsse. Er dankte den Anwesenden für ihr zahlreiches Erscheinen und schloß mit einem Hoch auf die anwesenden Gäste.

Nach der Invertüre zur Oper Martha von Słowinski und Preziosa-Erinnerungen von C. M. von Weber, welche das Tagtmehersche Orchester spielte, sang der Edelweiß Damenchor sehr hübsch das Nachtständchen von Storch, womit der erste Teil des Programms zum Abschluß kam. Zu erwähnen ist auch der Umzug von Veteranen und früheren Soldaten der deutschen Armee, von denen mancher auf der Brust Kriegsmedaillen von 1870—71 und das eiserne Kreuz trug, mit den Vereinsfahnen, und der Umzug des Damenvereins ehemaliger Soldaten der deutschen Armee und der Marine, deren Erscheinen von stürmischem Applaus begleitet wurde. Unter diesen Fahnen befand sich eine weißseidene, goldgestickte Fahne, welche von Kaiser Wilhelm II. dem deutschen Kriegerverein gestiftet wurde.

Zur Eröffnung des zweiten Teils des Programms sangen die obengenannten Gesangsvereine in sehr eindrucksvoller Weise das Lied „Das alte Mütterchen“ von Spicker, und hieran schloß sich die großzügig angelegte und meisterhaft vorgetragene Festrede des Pastors A. C. Meyer, welche folgendermaßen lautet:

Pastor Alfred C. Meyers Ansprache.

Herr Präsident! Meine Damen und Herren!

Einem Brauche folgend, den ich in den letzten anderthalb Jahren seit Ausbruch des europäischen Krieges bei deutsch-patriotischen Versammlungen öfters beobachtet habe, sollte ich vielleicht meine Rede mit der feierlichen Erklärung beginnen, daß wir Deutsch-Amerikaner trotz des Vindestriches und trotz der Feier von Kaisers Geburtstag dennoch treue amerikanische Bürger seien. Ich tue es nicht. Mein Selbstgefühl empört sich dagegen und mein Stolz. Mein Selbstgefühl: Wessen ich selbst gewiß bin im tiefsten Schrein meines Herzens, das brauche ich nicht immer wieder zu erklären für solche, die keine Ahnung davon haben, was es heißt, wenn ein Deutscher Treue geschworen hat. Und mein Stolz: Mein Stolz

auf den deutsch-amerikanischen Vindestrich. Der ist mit deutschem Blut und Schweiß von drei Jahrhunderten so fest und glänzend auf die amerikanischen Geschichtsblätter geschrieben, daß er von selbst hell genug leuchtet für den, der seines Goldes Wert nur sehen will. Und wer versucht, ihn auszulöschen, gibt sich vergebliche Mühe. Viel eher wird es geschehen, daß sein Name vom Vindestrich ausgelöscht wird. Darum: Keine Captatio Venevolentiae (keine Bitte um Wohlwollen) heut oder jemals für unseren Vindestrich.

Es nützt ja auch nichts. Hier und da mag einer, der unsere Stimme braucht, sich dadurch veranlaßt sehen, gnädig herablassend von uns als „good and law-abiding citizens“ zu reden, für welches rührende Lob wir ihm dann begeisterte Heeresfolge leisten sollen. Andere aber gehen hin und sehen unsere treuherzigen Versicherungen an als Zeichen mangelnden Kraft- und Selbstbewußtseins und behandeln uns darum als Bürger dritter Klasse, mit denen man umspringen könne, wie einem beliebt. So will uns einer, der sich früher als Deutschenfreund ausgab, nun gleich mit Haut und Haaren auffressen. Doch das läßt uns kalt, denn wir kennen ihn ja. Doch haben wir's erleben müssen, daß auch von höchster Stelle uns föhl ein „gentle hazing“ in Aussicht gestellt wurde, als wären wir dünne Schuljungen, wenn nicht gar ein noch intensiveres „calling to a reckoning.“ Und dann fiel in jener Vorkast an den Kongreß gar das klärlid auf uns gemünzte böse Wort von dem „Gift der Illoyalität“.

Alles warum? Darum, weil wir, treu unserem Bürgereid, das Beste unseres Landes zu suchen, es wagten, die Faltung einer Administration zu kritisieren, die uns probritisch und unamerikanisch erscheint! Weil wir protestierten gegen die Ausfuhr von Waffen und Munition, weil damit die von der Regierung angeordneten Friedensgebete zur Schandelei wurden, weil wir nicht verstehen konnten, daß ein amerikanischer Präsident unter

Kriegsdrohung von Deutschland fordern konnte, den amerikanischen Völkern den Weg nach England freizugeben, aber von England nicht forderte, amerikanischen Völkern das Brot die Reise zu deutschen Müttern und Kindern zu gestatten, weil wir dagegen protestierten, daß durch diese einseitige Haltung der Regierung eine Lage geschaffen wurde, die fast darauf angelegt schien, zum Krieg mit Deutschland zu führen.

Zu solchen und ähnlichen Protesten hatten und haben wir ein Recht, das wir uns nicht verkürzen lassen, trotz aller Einschüchterungsversuche. Als ob Loyalität gegen das amerikanische Volk und Land und Gefolgschaft einer Administration ein und dasselbe wäre! Einer Administration, die von der Minderheit des amerikanischen Volkes gewählt war und die um die Stimmung des Volkes im Kongreß wenig gibt, daß erst kürzlich Senator Fall von New Mexico erklärte: „Es ist mir nicht bekannt, daß je ein früherer Präsident den Kongreß in einer Weise beiseite setzt, wie es der jetzige Einwohner des Weißen Hauses tut.“

Unter solchen Umständen helfen uns Loyalitätserklärungen nichts. Hier hilft dem Deutsch-Amerikanertum und seiner gerechten Sache nur eins, das ist: „Landgraf, werde hart!“ Schließt euch fest und treu zusammen, unbeeinflusst durch Kempten oder Kempter, die man euch anbieten mag, um eure Stimme und euren Einfluß zu gewinnen, einig in dem Entschluß, ruhig aber fest und geschlossen am Stimmgabeln für eure Ueberzeugung einzustehen. Und wer mittlerweile an unsere Loyalität nicht glaubt, der warte nur auf die leider vielleicht nahe bevorstehende Zeit, wann es zu der unabwendlich scheinenden Auseinandersetzung mit dem Erbfeind Amerikas kommen wird und auch dem blindesten Amerikaner durch die Macht der Ereignisse die Erkenntnis aufgezwungen sein wird: Nicht Deutschland ist unser Feind. Auch jene begehrliche Macht des Ostens zählt für sich allein nicht, sondern: „Wir haben alle nur einen Feind: England.“ Dann

wird niemand mehr an der deutsch-amerikanischen Loyalität zweifeln.

Noch wir feiern heute Kaisers Geburtstag und wollen darum vom deutschen Kaiser reden. Dabei verzichte ich von vornherein auf eine eingehende Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit. Dazu hat mir die Zeit der Vorbereitung gefehlt und fehlt heute Abend die Zeit der Ausführung. Ein Strich hier, ein paar Linien da, damit müssen Sie vorlieb nehmen und selbst das skizzenhafte Bild ausfüllen mit den Zügen, die Ihnen ja allen bekannt und wert sind.

Lassen Sie mich da zunächst anknüpfen an ein in mehrfacher Hinsicht interessantes Wort des Präsidenten Wilson: Derselbe hat einmal den Satz aufgestellt: „Das amerikanische Volk ist darum eine Nation, weil es einmal einem König gehorcht hat.“ Das ist gewiß ein psychologisch höchst interessantes Wort. Ich will nicht ausführen, daß es darnach scheint, als hielte der Präsident die Vindictisten, die in monarchisch regierten Staaten Disziplin, Gehorsam gelernt, solche Männer wie Sie, meine Herren vom Zentralverband, für die wertvollsten amerikanischen Bürger. Ich will nur das hervorheben, daß, wenn Monarchen nach seiner Auffassung ein solch großes inneres Verdienst um die amerikanische Nation gehabt haben, es ihn gewiß nicht verbrießen kann, wenn heute allenthalben in Amerika der Geburtstag des kraftvollsten, begabtesten und tüchtigsten von allen gefeiert wird.

Ein anderes klareres und direkteres Wort, ebenfalls eines Amerikaners, den man nicht gerade als Deutschenfreund ansprechen kann; zweieinhalb Monate nach Ausbruch des Krieges bei einem Interview in New York ausgebrochen: „Ich betrachte den deutschen Kaiser nicht nur als einen großen Mann, sondern ich weiß auch, daß er ein guter Mann ist.“ Bravo, Andrew Carnegie! Für dieses gute Wort übersehen wir manches an Dir, was uns nicht gefällt. Kaiser Wilhelm ein großer Mann und ein guter

Mann! Besser können wir die Gefühle nicht zusammenfassen, die heute bei seinem Geburtstag in Millionen Herzen schlagen. Der große Mann. Selbst durch die Schmähungen seiner Feinde als groß erwiesen. Und wie haben sie ihn geschmäht in Wort und Bild! So gemein, so niederträchtig, daß uns der Eitel anlam über solche Verkommenheit und der Zorn, bis wir erkannten, daß doch alles nur ein Tribut war an seine Größe.

Den „Gunnen“ haben sie ihn genannt. Es ward zum Ehrentitel. Denn eine wahrheitsliebende Welt sah vom Gunnen nichts anderes an ihm, als wie so fest er im Sattel sitzt. Ein anderer purzelte vom Rößlein, als man Völler zu seiner Ehre abfeuerte, doch dieser sitzt fest im Sattel, obschon die Feinde von allen Seiten ihn beremen. Er reitet nach West, er reitet nach Ost, er reitet nach Süd, und mit ihm reitet Deutschland, das stolze, das schöne Weib, von starker Hand vor kaum 50 Jahren in den Sattel gehoben, nun zur Walfüre geworden, Walfürenritt zu Wasser, Walfürenritt zu Lande, Walfürenritt in den dunklen Tiefen der See, Walfürenritt im blauen Meher, und wo ihr Schwert trifft, ist ein Meer zerschellt, und wo ihr Hufschlag dröhnt, stürzen Königreiche. Ja zittere, England, du Anstifterin all des blutigen Unheils. Dir ahnte wohl recht. In deiner giftigen Schmähung mußt du prophezeien: Hier ist mehr denn Menschenhand. Hier ist Gottes Geißel für schwere, Jahrhunderte lange Blutschuld dir zum Gericht gesandt.

Der „Barbar“ ist ein würdiges Seitenstück zu der anderen Schmähung. Doch wie sonderbar nimmt das Wort sich aus, wenn wir daneben lesen das unverdächtige Zeugnis wiederum jenes Andrew Carnegie: „Der gegenwärtige Kaiser hat mehr für Deutschland getan als irgend ein anderer Kaiser. Als er seinem Vater folgte, fand er Deutschland unentwickelt, und er ist es, der es aufgebaut hat. Er hat die deutsche Kultur gefördert und unter ihm hat Deutschland 27 Jahre lang Frieden gehabt.“ Das ist in wenigen

Worten die hohe Bedeutung geschildert, die dieser wundervolle „Barbar“ für sein Land und durch dasselbe für die Welt gehabt hat. Mitten in die neue, titanen-hafte Entwicklung Deutschlands hineingestellt, hat Kaiser Wilhelm mit seinen glänzenden Geistesgaben nicht nur alle wesentlichen Elemente des modernen deutschen Geisteslebens in sich aufgenommen, sondern sie auch verarbeitet und in seltener Weise gemeißelt, so daß er auf den mannigfachen Gebieten zum verständnisvollen Mithelfer und Führer werden konnte. Hören wir einen anderen „neutralen“ Zeugen, den Vollblut-Angloamerikaner Professor Burgeß. Er schreibt aus persönlicher enger Bekanntschaft mit dem Kaiser: „Der Kaiser ist ein außerordentlich intelligenter und hochgebildeter Mann. In seinem Denken schnell, aber auch sehr tief. Sein Wissensumfang ist ungeheuer und manchmal erstaunlich. Ich habe das Vorrecht gehabt, mit vielen hochintelligenten und hochgelehrten Männern umzugehen, aber ich habe niemals so viel Wissen in derselben Zeit von irgendeinem Mann mir aneignen können, als von dem deutschen Kaiser. Dabei schien er mir immer am meisten interessiert in den Werken des Friedens. Ich habe ihn nie viel vom Krieg sprechen hören und dann immer mir mit Abscheu, noch auch viel von militärischen Angelegenheiten, dagegen Ackerbau, Erfindungen, Industrie, besonders aber Handel und Erziehung in allen ihren Verzweigungen waren die Hauptgegenstände seines Denkens und seiner Unterhaltung. Aber, was auf mich den tiefsten Eindruck gemacht hat als das Charakteristischste am Kaiser, ist sein tiefes Pflichtgefühl und seine Willigkeit der Selbstaufopferung zum Besten seines Landes.“ Zu dieser Selbstaufopferung gehört als hohes Verdienst einer so starken Persönlichkeit, daß er stets bereit gewesen ist zu lernen, ja sich zu beugen, wenn er erkannt, daß er geirrt, zu lernen in der immer festeren Beherrschung seiner feurigen, impulsiven Persönlichkeit. Das alles ist nicht „Barbarismus.“ Das

ist höchste Menschenkultur. Doch England schmätzt: Die deutsche Kultur beruht auf Zwang und ist darum keine wahre Kultur. Solche gedeiht nur da, wo in einem Volke die Freiheit wohnt und die Demokratie herrscht. Nun, wenn dem so wäre, dann ist es mit der englischen Kultur herzlich schlecht bestellt. Denn nach Frank Harris, früherem Editor der in England erscheinenden „Saturday Review“, kann von einer Demokratie in England nicht die Rede sein. Wenn nach ihm 49% der Arbeiter in England kein Stimmrecht haben, wo bleibt da die Demokratie? „Ihr habt,“ so schreibt er, „ein Ahtel eurer Bevölkerung ungeheuer reich, ein Drittel in der Gasse und eine kleine Mittelklasse dazwischen. England hat kein Recht, für ideale Freiheit zu stehen. Wer das sagt, ist entweder ein Narr oder ein Lügner.“ So weit Harris. Doch das Land des allgemeinen Stimmrechtes, der Arbeiter-, Alters- und Krankenversicherung, das Land des bisher besten sozialen Ausgleichs der verschiedenen Klassen, Deutschland, ist nach England das Land der „Barbaren“.

Sollen wir eingehen auf den angeblichen Barbarismus des deutschen Kaisers als „War Lord“, Hauptwurzel des bösen deutschen Militarismus? Dazu ist wohl nicht der geringste Grund vorhanden. Denn der Militarismus fängt an, in unserem Lande so populär zu werden, daß ich mich nicht wundern würde, wenn in Kürze Sie, meine Herren, die in der heldenhaften deutschen Armee gedient, bald des Landes verhätschelte Lieblingkinder würden.

Noch auf eine Titulierung des deutschen Kaisers in der feindlichen Presse möchte ich hinweisen, die besonders interessant und amüsant ist: „Der Pirat,“ „der Seeräuber“. Das ist wirklich spaßhaft zu hören von Leuten, deren Reichtum und Ueberlegenheit zur See großenteils auf dem Seeraub ruht, den sie struppellos geübt haben, und dem sie gegenwärtig in fester Weise obliegen. Aber auch dies Wort muß zum Lob der Größe

des Mannes werden, dessen Geburtstag wir heute feiern. Ja, es ist wahr, er liebt die See und hat ihre Bedeutung erkannt. Jenes bekannte Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser,“ verbunden mit dem unermüdlichen Bestreben, dieser Zukunft gerecht zu werden, ist ein hochbedeutsamer Faktor gewesen in der Entwicklung Deutschlands von einer europäischen Macht zu einer Weltmacht. Und die deutsche Kriegsflotte ist in erster Linie sein Verdienst. Ohne Kaiser Wilhelm könnten wir uns wohl die Hindenburgs, die Mackensens und die anderen Führer des Heeres vorstellen, aber kaum die Tirpitz, die Karl Müllers, die Weddigen.

Die volle Größe Kaiser Wilhelms hat sich ja aber erst gezeigt mit dem Hereinbrechen der Katastrophe des Weltkrieges. Wie groß war sein heißes Bemühen, die Katastrophe abzuwenden. Selbst der Korrespondent des New Yorker Herald kablette damals: „Der Kaiser ging bis zum letzten Augenblick fast auf die Knie vor Rußland, um es zu veranlassen, von seiner Mobilisation abzustehen. Daß er aber dabei zwei unendlich kostbare Tage opferte um des Friedens willen, davon wurde nichts gesagt. Wie groß ist er, als die Sturmflut unabwendbar erscheint, in seiner Ansprache vom Balkon des königlichen Schlosses am 31. Juli. Wie groß in jener unvergleichlich bedeutungsvollen Sitzung des Reichstages am 4. August, mit dem wundervollen Klimax seiner Rede: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.“ Wie groß in seiner Proklamation an Heer und Flotte: „Denket daran, daß ihr Deutsche seid.“ Wie groß in seiner unermüdlichen Tätigkeit, ja auch seinem stillen und tiefen Dulden und Ertragen der Lasten und des Kammers seines Volkes. Die Feinde spotten, daß sein Haar schneeweiß geworden ist. Uns ist es der schönste Ehrenkranz eines Mannes, der wie er im Frieden mit seinem Volke arbeitet, so im Kriege mit ihm streitet und leidet.

Groß und gut fürwahr! Professor Burckhardt schreibt: „Der Kaiser hat auf

mid den Eindruck eines Mannes von Herz gemacht, mit warmen Zuneigungen und großer Rücksicht für die Gefühle und Wohlfahrt anderer." Ja, so ist's. Ein Mann mit dem warmen, tiefen, deutschen Herzen und Gemüt. Ob er sich mit jenem Schwerverwundeten einschließt, an seinem Bette niederknien und mit sorgsamer Hand ihm aufwartend, oder am Grabe des jungen Kriegsfreiwilligen mit Tränen im Auge spricht: „Weiß Gott, ich hab's nicht gewollt!“ Ein guter Mann. Führer und bester Freund seines Volkes in Friedenszeiten, ein Vater ihm geworden in der Not. „Unser lieber Kaiser,“ so schreibt mein altes Mütterlein wenige Tage vor ihrem Tode. „Unser lieber Kaiser,“ so klingt es in allen deutschen Herzen wieder.

Eines solchen Mannes Geburtstag dürfen wir wohl auch hier feiern, und feiern ihn in seinem Sinn, durch unsere Mithilfe die Not zu lindern suchend, die, ach, so groß ist im alten Vaterlande. Wir feiern ihn wehmütig, ob der entsetzlichen Opfer an Blut und Gut, die das große Ringen von unseren Brüdern fordert, aber dennoch hoffnungsfroh, weil in diesem Mann der Genius des deutschen Volkes zu uns spricht: groß und gut in Wunderwerken des Friedens, groß und gut im grausigen Ringen des Krieges, groß und gut das Pfand hütend, das Gott ihm anvertraut und darum unbezwinglich, siegreich, ein Segen der Welt.“

Er schloß dann mit einem den Kaiser verherrlichenden Gedichte.

Die Rede entfehlte einen Beifallsturm, und als sich derselbe gelegt hatte, sangen die Anwesenden das Lied „Deutschland, Deutschland über alles,“ und hierauf spielte das Tägtmeher'sche Orchester „Orpheus in der Unterwelt“ von Offenbach. Kamerad Wagner sang ein Bariton-Solo „An des Rheines grünen Ufern“ von Gumbert, welches reichen Applaus erntete, und die Liedertafel Vorwärts, unter der Direktion von B. Middelschulte, trug in der gewohnten gediegenen, ausdrucksvollen Weise die zwei Lieder vor: „Gebet vor der Schlacht“ und

„Du Schwert an meiner Linken“, welche die Anwesenden zu begeistertem Beifall hinstießen. Mit dem Orchestervortrag „Soldatenklänge“ schloß der zweite Teil des Programms.

Ein Tenor-Solo von Paul Melva, einem Mitglied des Deutschen Theaters, beistelt: „Am Rhein und beim Wein“, welches sehr brav vorgetragen wurde, eröffnete den dritten Teil, und hieran schloß sich die Ouvertüre Kriegerische Lustspiele von Keler-Vela an, womit das Orchester reichen Beifall erntete. Der Polyhymnia Damenchor, unter Dirigent Karl von Wolfskeel, trug in vollendeter Weise „Hoch dem Militär“ vor, und auch hier fargte das Publikum nicht mit seinem Beifall. Nach der „Wachparade von Eilenburg“, einem Orchestervortrag, folgte die Schlussnummer des Konzerts: „Auf der Wacht“, die von der Gesangssektion des Deutschen Kriegervereins unter Dirigent Ludwig Rauch sehr wirkungsvoll vorgetragen wurde.

Die Vereine, welche sich an der Feier beteiligten, waren der Deutsche Kriegerverein von Chicago, der älteste in den Vereinigten Staaten; die Waffengenossenschaft, die Kriegskameradschaft, der Landwehrverein, dem sich neulich der Reservistenverein angeschlossen hat, der Kriegerverein Town of Lake, der Verein Deutscher Veteranen, der Kriegerverein von South Chicago, der deutsche Militärverein, der Deutsche Kriegerbund und der Militärverein Elgin, welche alle dem Zentralverband der Deutschen Militärvereine angehören, ferner der Sängerbund Fidelity von Hammond, der Militär-Gesangsverein, die Liedertafel Vorwärts, der Edelweiß Damenchor der Südseite, der Polyhymnia Damenchor und der Damenverein ehemaliger Soldaten der Deutschen Armee und Marine.

Das Festkomitee, welches sich um das Gelingen dieser großartigen Feier große Verdienste erworben hat, bestand aus den Kameraden Chas. Maydorff, Vorsitzenden; Otto Diek, Sekretär; J. Schlesier, Schatzmeister, und den Kameraden

Schmidt, Gaf, Geling, Belzer, Guhl und Niehl. Der Präsident des Verbandes, Kamerad Fritz Grobel, hat sich gleichfalls um das Gelingen des Festes sehr verdient gemacht.

Das Fest hat den Beweis geliefert, daß die ehemaligen Soldaten und Krieger des Deutschen Reiches, welche treue Bürger dieses Landes geworden und in nützlicher Arbeit an dem Aufbau und der Weiterentwicklung der Vereinigten Staaten mitgewirkt haben und noch eifrig mitwirken, ihren Bürgerpflichten diesem Lande gegenüber sehr wohl nachkommen können, ohne ihre Liebe zum alten Vater-

land opfern zu müssen, und nur engherzige Menschen können es ihnen verdenken, wenn sie in treuem Zusammenhalten die Feste feiern und die Freundesbände ehren, die in Erinnerungen an die alte Heimat und einer glorreichen Vergangenheit wurzeln. Und die Zeit mag kommen, in der die Nichtbindestrich-Amerikaner einsehen werden, welch hohen Wert derartige Kameradschaften in der Stunde der Not und Gefahr auch für das Adoptiv-Vaterland haben kann, dem diese Männer mit derselben Treue ergeben sind, die sie dem Lande ihrer Geburt in früheren Jahren gehalten haben.

Die Kaiserfeier in der „Deutonia“.

Auch der Verein „Deutonia“ feierte des Kaisers Geburtstag. Genau 8 Uhr war es, als mehr als zwanzig Polizisten an der Tür der Nordseite Turnhalle Späterkommenden den Eintritt verwehreten. Herr Verkes, der Verwalter der Nordseite Turnhalle, sagte: „So voll sah ich es noch nie.“

Der Verein Deutonia hat sich mit Ruhm bedeckt. Wenn drüben Orden zu vergeben sind, hier finden sich Damen und Herren, die Auszeichnungen verdienen.

Schon als M. Ballmann das Marschpompourri dirigierte, schlug der Enthusiasmus hohe Wogen. Deutschland, Oesterreich und Ungarn waren durch gediente Soldaten vertreten. Eine Anzahl junger Damen, die die Rollen der Türlinnen übernommen hatten, trippelten hinter den Krieger her.

Herr Leonard Popp hielt an die große Festversammlung eine kurze Begrüßungsansprache. Frau Manny Desau sprach hierauf einen Festprolog.

Frau Mary Green Fröhlich sang in künstlerisch vollendeter Art „Dich, teure Halle“. Großen Applaus fanden auch die Vorträge des Mundharmonikaklubs „Saxonia“.

Der Deutonia Männerchor trug unter der Leitung von Herrn Henry Detmer verschiedene Lieder prächtig vor. Dann hielt Herr Ulrich Haupt vom Deutschen Theater eine Festansprache. Herr Haupt pries den deutschen Kaiser als Friedensfürsten. Er schilderte, wie der Monarch von jeher bestrebt gewesen sei, die schwarz-weiß-rote Handelsflagge in alle Länder zu tragen, ohne den Nachbarn wehe zu tun. Dann stöckend, die tausendköpfige Menge überschauend, fragte Herr Haupt plötzlich: „Gibt es einen Einzigen unter uns, der heute nicht drüben sein möchte?“

Vielleicht 30 Sekunden lang war alles still. Dann aber erklang es mächtig: „Deutschland, Deutschland über Alles.“

Aufgeführt wurde noch das Theaterstück „Zu Befehl, Herr Leutnant.“ Es wirkten hierbei die Herren Max Jürgens, Jose Danner, Heinrich Löwenfeld und Emilie Schönsfeld mit.

Auf der Bühne wurde ein Fahneneck aufgebaut. Dabei zollten deutsche, österreich-ungarische, bulgarische und türkische Reservisten den Kriegsgroßen, wie Generalfeldmarschall von Hindenburg, den schuldigen Tribut.

„How do you like it?“ Die Frage

wurde an einen Vertreter einer englischen Zeitung gerichtet. „Say, I'm getting an insight into German efficiency.“

„Das walte Gott!“ sagte ein nebenbeistehender Sänger.

Auch der Stammtisch Germania feierte.

In seinem gemütlichen Versammlungslokal an North Avenue feierte der Stammtisch Germania Kaisers Geburtstag, eine einfach schlichte, und dennoch erhabene Feier. — Infolge der großen Veranstaltung in der Nordseite Turnhalle verließ der Abend im Kreise der Mitglieder und Freunde, und die kleine und doch so große Gesellschaft in ihrem Arbeiten und Wirken ließ den Kaiser hochleben, den Kaiser, den Führer und Vater der großen deutschen Nation, die ihre Macht, ihr Ansehen stets neu entfaltet und ent-

wickelt. Herr Oskar Keller, Vorsitzender, hielt die Festrede und sprach in sinnigen Worten von der Bedeutung der Tagesfeier. Ihm reihte sich an der vortreffliche Redner Herr Ben Opermann, früher Mitglied des Vereins, aus Kansas City, der einen trefflichen, zeitgemäßen Vortrag hielt. Mit humoristischen Darbietungen aller Art, Liedern, Kuplets u. s. w. wurde der Abend verlebt. Natürlich fehlte auch ein fideles Tanzkränzchen nicht, zu welchem einige der Anwesenden ihre Künste am Klavier zeigten.

In harmonischen Schranken gehalten, verlief der gemütliche Abend mit bestem Erfolge. Der Reingewinn wurde zum Besten des deutschen Hilfsfonds verwendet, und der Stammtisch Germania hat schon so manche hochherzige Spende für seine Landsleute geboten.

Hilfe für Ostpreußen.

Daß aus dem gewaltigen Ringen zwischen dem angelsächsischen und dem germanischen Gedanken ein Weltdeutschtum hervorgehen wird, und daß den Deutschamerikanern dabei die große Aufgabe zufällt, für dessen Ausbreitung über die Vereinigten Staaten zu sorgen, legte Professor Dr. Eugen Kühnemann bei einem Gabelfrühstück dar, das Herr Harry Nubens im Hotel Kaiserhof veranstaltete. Dieser hatte, wie er in einer kurzen Eröffnungsansprache bemerkte, einige seiner persönlichen Freunde, Männer deutschen Blutes, die in der ganzen Stadt bekannt sind, eingeladen, um ihnen Gelegenheit zu geben, im intimen Kreise näher mit Prof. Kühnemann bekannt zu werden, ein Zweck, welcher denn auch bei einer dem Frühstück vorangehenden gemütlichen Unterhaltung vollkommen erreicht wurde.

Außer Professor Kühnemann und dem Gastgeber waren folgende Herren zugegen: Dr. Emil G. Hirsch, Dr. Otto L.

Schmidt, Hermann Pöpke, Richter Julian W. Mack, Edward G. Nihlein, Paul F. Müller, Oberst Edward G. Halle, Francis J. Dewes, Lessing Rosenthal, Dr. Rudolf Wenn, Paul Dietgens, Paul Schulke, Leo Ernst, Albert Breitung, G. von Zigelwiz, Carl C. Köhler, Max L. Reich, Kapellmeister Eugen Pollack und Louis Güntel.

In einer meisterhaften, durch ihren Gedankenreichtum padenden Rede wies Professor Kühnemann zunächst darauf hin, daß vor dem Kriege das Band zwischen Deutschland und den Deutschamerikanern ein verhältnismäßig lockeres war. „Zenes,“ sagte er, „war damals mit seiner inneren Ausgestaltung derartig beschäftigt, hatte eine so ungeheuer schwere Aufgabe zu erfüllen, daß es sich um seine jenseits des Ozeans wohnenden Söhne und Töchter nicht zu kümmern vermochte, diese aber stellten sich auf den Standpunkt, daß, da das alte Vaterland so wenig Interesse für sie zeigte, sie keine

Ursache hätten, ihm besonders entgegen zu kommen. Als dann aber der Krieg ausbrach, als England alles aufbot, um mit Hilfe von Lüge und Verleumdung die öffentliche Meinung gegen Deutschland zu beeinflussen, da hatte Deutschamerika seine Aufgabe mit einem Schlag erkannt. Es sah sich vor die Frage gestellt, ob der angelsächsische Gedanke eo ipso die Weltherrschaft führen oder ob der deutsche Gedanke als völlig gleichberechtigt mit ihm Anerkennung finden solle, und bot, in klarer Erkenntnis der Sachlage, seine ganzen Kräfte auf, um einer weiteren Veranglistierung des Landes entgegenzuwirken. Was die Deutschen Amerikas in dieser schweren Zeit getan haben in treuer Liebe zum alten Vaterlande, ging aus diesem Gefühl hervor. Man fühlt, daß ein neues Weltdeutschtum im Entstehen begriffen ist; eine neue Ära bricht an, und Alles, was deutsch ist, muß dabei helfen, die im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen."

Im weiteren Verlauf seiner Ansprache wies der Redner darauf hin, daß den Amerikanern von ihrer von englischem Geiste versuchten Presse all die großen Ereignisse, die sich seit Beginn des Krieges in Deutschland abspielten, absolut nichts mitgeteilt worden ist. Er zeigte, daß Deutschland, nicht die von einem Schulmeister beherrschten Vereinigten Staaten, der wahre Freistaat ist, in welchem jetzt vor allem der Geist der helfenden Liebe herrscht, daß, unter deutscher Leitung, ein neues, besseres Belgien, ein neues, besseres Polen entstanden, und daß es auf der ganzen Welt, auch in England und Frankreich, heute niemand mehr gibt, der an dem Siege Deutschlands zweifelt.

Dann kam er auf die von den Russen in Ostpreußen angerichteten entsetzlichen Verwüstungen zu sprechen, und wies darauf hin, daß man bereits eifrig dabei sei, die niedergebrannten Städte und Dörfer wieder aufzubauen. „Dabei," sagte er, „haben Städte des Westens gewissermaßen für Städte des Ostens die Kriegs-

patenschaft übernommen und werden dieselben ihr ganz besonderes Interesse zuwenden. Hier hat sich der Geist der helfenden deutschen Liebe ein Ehrenndenkmal errichtet; das hehre Werk würde aber nicht vollständig sein, wenn nicht auch Deutschamerika dabei hülfe. Diesen ist die Kriegspatenschaft für den direkt an der Grenze gelegenen Kreis und die Stadt Ragnit übertragen worden, und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß es den damit verbundenen Pflichten getreu nachkommen wird.

Ein namhafter deutscher Architekt, der Jahre lang in Amerika war, hat die Pläne dafür entworfen, aus denen sich ergibt, daß jedes Haus etwa 6000 Mark kosten wird. Man hofft nun, daß sich eine ganze Reihe wohlhabender Deutsch-Amerikaner bereit erklären wird, auf ihre Kosten je ein solches Haus errichten zu lassen. Möge diese Hoffnung in Erfüllung gehen!"

Nach Schluß der außerordentlich potenden Rede machte Herr Rubens darauf aufmerksam, daß sich in New York unter dem Namen „Ostpreußenhilfe" eine Vereinigung gebildet hat, die sich die Aufgabe stellte, bei dem Wiederaufbau des verwüsteten Landesteils tatkräftig zu helfen, und daß sie beabsichtige, überall im Lande Zweigvereine zu bilden. Es sei daher am Platze, auch in Chicago einen solchen ins Leben zu rufen. Zu diesem Zwecke lege er den folgenden Beschlußantrag vor:

„Die hier Versammelten organisieren sich als Illinoiser Zweigverband der Ostpreußenhilfe und erwählen die folgenden Beamten:

Präsident: Harry Rubens.

Vizepräsidenten: Dr. Otto L. Schmidt, Hermann Paepke, Edward G. Wihlein, Dr. Emil G. Hirsch, Albert Breitung.

Schatzmeister: Gustav F. Fischer.

Sekretär: Louis Günzel."

Der Name des Präsidenten Harry Rubens war ursprünglich nicht darin enthalten, sondern wurde erst auf Vorschlag des Herrn Hermann Paepke eingefügt.

worauf der Antrag einstimmig angenommen wurde.

Daß in Deutschland wirklich alle Unterschiede der Rassen und Klassen verschwunden sind, daß die Deutschen ein einzig Volk von Brüdern bilden, führte Dr. Emil G. Hirsch aus, dem sodann das Wort erteilt wurde.

„Das ganze deutsche Volk,“ sagte er, „ist nur von Einem Gedanken beseelt und bereit, auch das Letzte für ihn einzusetzen. Heute gibt es zahlreiche jüdische Offiziere in der deutschen Armee. Man fragt nicht nach Religion oder Rasse, sondern einzig und allein nach Fähigkeiten. Gegen 4000 jüdische Soldaten haben sich bereits das eiserne Kreuz 2. Klasse und 19 das eiserne Kreuz 1. Klasse erworben. In Polen hat der Generalgouverneur dem Antisemitismus ein Ende gemacht, indem er die Regel aufhob, daß von 100 Schülern nur sieben der jüdischen Rasse angehören dürfen und erklärte, daß alle Kinder in gleicher Weise zum Unterricht berechtigt sind. Wir Juden wissen also, daß ein neues Deutschland entstanden ist.“

Dann kam der Redner auf den deutschen Kaiser zu sprechen, der den Tag vorher seinen Geburtstag hatte, und wies

darauf hin, daß er sich der ungeheuren Aufgabe, welche ihm gestellt ist, in jeder Weise gewachsen zeigte. „Alles hat er ertragen,“ führte er aus, „stets nur von dem Gedanken der Pflicht beseelt. Er ist die Verkörperung des Pflichtbewußtseins. Wir reden hierzulande so viel von Freiheit, sollten uns aber sagen, daß diese nur dann von Bestand sein kann, wenn sie sich auf ein solches Pflichtbewußtsein gründet. Daß dem amerikanischen Volke diese Auffassung des Wesens der Freiheit heingebracht wird, dafür müssen wir Deutschamerikaner, ob Christ oder Jude, Sorge tragen.“

„Es ist ein neues Deutschland im Entstehen begriffen, das den Amerikanern sehr viel zu bieten haben wird. Wir wollen ein Welt-Amerika, dieses kann aber nur dann entstehen, wenn es sich die treue deutsche Pflichterfüllung zur Aufgabe macht. Diesem neuen Amerika wird das neue Deutschland die Bruderhand reichen und vergessen, was das alte an ihm gefordert hat. Beide werden dann Hand in Hand mit einander arbeiten.“

„Wir wissen, daß Deutschland den Sieg erringen wird, und freuen uns des Tages, der uns den glorreichen Frieden bringen wird. Möge er nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen.“

Der britische Herodes und die deutschen Säuglinge.

In der Bibel erzählt uns der Evangelist Matthäus (Kap. 2, 16 ff.) von dem Judenkönig Herodes, der seine Heerführer ausschickte, damit sie die kleinen Kinder von Bethlehem töteten; denn unter ihnen befand sich ein Ankläger, das zum Könige der Zukunft ausersehen war. Die rohen Schergen rissen die Kleinen von der Mutter Brust, zerrten sie aus den Wiegen und durchbohrten Tausende von Kinderherzen mit ihren Schwertern. Aber es half Herodes nichts — der König blieb am Leben, und als seine Zeit gekommen war, schwand das Szepter des

Judenkönigs dahin in das Nichts, sank sein Thron in den Staub.

Jüngst kam ein gerechter Amerikaner, Richter Ven B. Lindsey von Colorado, aus Deutschland zurück. Er ist in diesem Lande noch nicht als Pro-Deutscher verschrien, hat sich noch nicht mit uns Teutonen kompromittiert. Man gestattete Richter Lindsey, dem großen amerikanischen Kinderfreunde, dem Begründer der Gerichte für jugendliche Sünder, keinen langen Aufenthalt im Vaterlande. Er, der als Mitglied der verunglückten Nordischen Friedens-Expedition angehörte,

durfte nur zehn Tage in Deutschland weilen.

Was aber Richter Lindsey in Deutschland sah, krampft jedem guten Deutschen das Herz zusammen, — ruft freilich nur ein gleichgültiges Achselzucken unserer sogenannten Mitbürger hervor, bei denen der Mensch erst mit dem Engländer und Franzosen oder neuerdings auch bei dem Kosaken anfängt.

Aus den treuen Augen des Richters Lindsey von Colorado spricht das große Mitleid, von seiner Stirn strahlt die Wahrheit: Von einer Million Zivilisten starben während des Krieges im deutschen Reiche eine halbe Million Kinder, weil es für die Kleinen an Milch fehlte.

„Eine ergreifende Szene,“ so erzählt Richter Lindsey, „wird mir im Geiste bis zum letzten Tage meines Daseins folgen. In langer Reihe standen Mütter mit ihren Kleinen im Arm und warteten, daß man ihnen Milch geben möge. Ich sah den ganzen, in sanitärer Hinsicht glänzend ausgestatteten Apparat, ich sah, wie sauber und sorgfältig man die Milchflaschen handhabte; aber eines sah ich nicht: Ich sah keine Milch. Der Tagesvorrat war ausgegeben worden, aber immer noch standen Hunderte von Müttern in der Reihe, die um einen Tropfen Milch betteln mußten, damit ihre kleinen Lieblinge am Leben bleiben könnten. Ich sah die tränenüberströmten Gesichter der Mütter, die langsam fortschlichen und nicht wußten, ob ihr Kind morgen noch am Leben sein würde. — Niemals auch werd' ich vergessen die Szenen der Barmherzigkeit, die sich unter den ihre Kinder nährenden Müttern abspielten. Manche davon bot ihre Brust dem Kleinen der Nachbarin, um es vor dem Verhungern zu schützen; denn nur eine Mutter weiß, wie eine Mutter fühlt.“

Das erzählt Richter Lindsey, und wir Deutschen in Amerika, die glaubten, daß es in Deutschland trotz der Blockade an nichts fehle, hören und fragen uns: Wie kommt es, daß es dort gerade an Milch fehlt? Selbst im Frieden werden die deutschen Kühe nicht immer auf grüner

Weide gefüttert, sie bekommen auch vielfach Oelfuchen u. dergl. zu fressen, und man importierte vor dem Kriege jährlich etwa 75,000 Tonnen Milch und Sahne aus Dänemark, Frankreich und Rußland. Aus bekannten Gründen sind augenblicklich Importe aus den beiden letztgenannten Ländern unmöglich, während Dänemark teils selber an der Blockade leidet, und zum Teil auf den höheren Befehl Englands sich bei der Aushungerung Deutschlands nicht ins Mittel legen darf. Das Resultat ist, daß Deutschland nicht genug Milch für seine 7,400,000 Babies hat, obwohl die Erwachsenen schon so wie so nur beschränkte Portionen verzehren dürfen. Es fehlt ein ganzes Fünftel des erforderlichen Bedarfs an Milch, für die selbst die deutsche Wissenschaft bisher kein rechttes Substitut erfinden konnte.

Was nun in Deutschland fehlt, hat unser Amerika im Ueberfluß. Aber der Mann im Weißen Hause kann nicht durchsetzen, daß wir den armen Kleinen in Deutschland von diesem Ueberfluß abgeben. Der Mann im Weißen Hause, der sich gegen ein Ausführungsverbot gegen Mordwerkzeuge an England sträubt, weil ein solches Verfahren angeblich der Neutralität widerspricht, findet wohl, daß er auch die Kinder Deutschlands dahinsiechen und sterben lassen muß, um nur ja nicht die Neutralität zu verletzen. Der Mann im Weißen Hause hält die Lieferung von Schrapnells und Gewehren an die Alliierten für gesetzlich, aber die Verschiffung von Milch an verhungerende Kinder für ungesetzlich. Derselbe Mann im Weißen Hause, dessen Lippen nach echt anglo-amerikanischer Weise fortwährend das Wort „Humanität“ produzieren, und der selbst ein Enkelkind besitzt, das nicht an Milchmangel zugrunde geht, derselbe Mann im Weißen Hause, der auf deutschamerikanische Stimmen rechnet, tut nichts für Säuglinge.

Selbstverständlich konnten die Deutsch-amerikaner das Säuglingselend in Deutschland nicht wortlos und tatlos dulden. In New York wurde ein Bürgerausschuß gebildet mit Prof. Dr. Edmund

von Mach an der Spitze und das Komitee arbeitete mit Macht darauf hin, es durchzusetzen, daß nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn Milch für die Säuglinge, die dringend benötigt wird, geschickt werden kann. Er hat sowohl mit dem Präsidenten Wilson, wie dem Staatssekretär Lansing persönliche Unterredungen in der Sache gepflogen. Wie Dr. von Mach erklärte, gab der Präsident ihm die Versicherung, daß er die Berechtigung des Verlangens, daß die kleinen Kinder in den kriegsführenden Ländern davor bewahrt werden sollten, unter dem Krieg zu leiden, anerkenne und sein Möglichstes tun werde, um den Versandt von Milch, für Säuglinge bestimmt, zu ermöglichen.

Der definitive Plan, der von Dr. von Mach mit dem Staatssekretär Lansing besprochen wurde, geht dahin, die Milch, die entweder als Pulver oder kondensiert, von hier nach drüben geschickt wird, zur Weiterbeförderung an die amerikanische Gesandtschaft in Holland zu senden. Die Verteilung der Milch an die Säuglinge in Deutschland und Oesterreich-Ungarn sollen sodann Vertreter der nationalen amerikanischen Roten Kreuz Gesellschaft übernehmen.

Der in New York eingesetzte Propaganda-Ausschuß besteht durchgängig aus hervorragenden Deutschamerikanern. In Boston hingegen setzt ein ähnliches Komitee sich fast ausschließlich aus Damen angloamerikanischer Kreise zusammen, die die Berechtigung der gestellten Forderung, daß die Säuglinge in allen Ländern vor Not und Hunger geschützt werden müssen, anerkennen. Dr. von Mach vertrat die Ansicht, daß die Propaganda auch in Chicago, sowie in anderen Städten möglichst in Kreise, die nicht speziell deutsch sind, getragen werden sollte. Daß die Deutschamerikaner an und für sich für die Sache sind, erachtet er als selbstverständlich.

Die in New York im Kasino-Theater abgehaltene große Massenversammlung im Interesse der Verschickung von Milch an die Kinder in Deutschland und Oester-

reich-Ungarn war ein großartiger Erfolg.

Wie Dr. von Mach mitteilte, hat das Komitee, dem er vorsteht, bereits vor längerem zwei Versuche gemacht, Milchpulver per Post von hier nach Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu schicken. Das eine Mal wurden 150 Pakete, das zweite Mal 100 Pakete geschickt. Die Unkosten wurden von Persönlichkeiten in Amerika getragen, die die Adressen von Verwandten und Freunden in der alten Heimat aufgaben, an welche die Pakete geschickt werden sollten. Es ließ sich feststellen, daß die Pakete in allen, mit Ausnahme von nur zwei Fällen, ankamen. Die beiden Pakete, die nicht abgeliefert werden konnten, weil die Adressaten verzogen waren, wurden von der deutschen Postbehörde nach Amerika zurückgeschickt.

Dr. von Mach weist mit Genugtuung auf die Tatsache hin, daß die beiden Pakete nach Amerika zurückgeschickt wurden, trotzdem die Milchnot in Deutschland tatsächlich groß ist. Er hebt hervor, daß dies am besten die Gewissenhaftigkeit der deutschen Regierungsorgane beweise. Sicher wäre nur dem Sinn der Geber der beiden Pakete entsprochen worden, wenn das Milchpulver, das dieselben enthielten, irgend einer anderen bedrängten Familie für die Kinder zur Verfügung gestellt worden wären, da die Adressaten nicht ermittelt werden konnten. Die Bestimmungen des Weltpostvereins schreiben aber die Zurückschickung der Pakete an die Absender vor und dieser Vorschrift wurde entsprochen. Vielleicht daß im Hause des deutschen Postboten selbst, der mit den unbestellbaren Paketen hantierte, Bobies nach Milch schrien. Das deutsche Pflichtgefühl siegte auch hier. Wie ganz anders werden von England täglich die internationalen postalischen Bestimmungen vergewaltigt.

Das eine der aus Deutschland als unbestellbar zurückgeschickten Milchpakete wurde von Dr. von Mach im Interesse der guten Sache in der großen New Yorker Versammlung meistbietend verkauft und brachte, obwohl der wirkliche

Wert nur etwa \$5 beträgt, \$175. Das zweite Paket hat er nach Chicago mitgebracht, um es in der hiesigen Versammlung zu verkaufen. Das Pulver in einem derartigen Paket reicht hin, um zwischen 25 und 30 Liter Milch zu schaffen, genügend um ein Baby einen Monat lang zu erhalten.

Dieser großen humanitären Bewegung mußte sich das Deutschthum Chicagos selbstverständlich anschließen. Ueber Anregung von Herrn Horace L. Brand fanden einige vorbereitende Sitzungen statt, worauf der folgende „Aufruf an jeden Menschenfreund“ veröffentlicht wurde:

„Amerika spricht im Namen der Humanität. Es soll im Namen der Humanität handeln. Die Humanität gebietet, Wunden zu heilen. Die Humanität verpflichtet, Not zu lindern. Die Humanität fordert auf, sich derer liebend anzunehmen, die ohne eigenes Verschulden dem Elend preisgegeben sind und aus natürlichen Ursachen sich nicht selbst helfen können. Hilfslose Kinder haben das erste und oberste Anrecht auf menschliches Mitgefühl.

Und so ergeht denn im Namen von Säuglingen dieser Aufruf an jeden Mann und jedes Weib, sich am 5. März, 8 Uhr abends, in der Nordseite Turnhalle, an Chicago Avenue und Nord Clark Straße, einzufinden, wo unter dem Kampfrufe der Humanität Milch für deutsche Säuglinge eine Massenversammlung unter den Auspizien der unterzeichneten Damen- und Herrenkomitees stattfinden wird.

Das „kulturstarke“ England hat den Kampf gegen deutsche Säuglinge aufgenommen. Es gestattet nicht, daß den Babies, welche doch sicherlich unschuldig an dem Weltbrand sind, vom Auslande Milch zugeführt werde. Und die Folgen dieses unmenschlichen Verbots machen sich schon in der schrecklichsten Weise fühlbar nach Aussage von Richter Ben Lindsen von Colorado, der soeben aus Deutschland zurückgekehrt ist, den Zammern der Säuglinge mitangesehen hat und

von seinen diesbezüglichen erschütternden Erfahrungen als Hauptredner der Versammlung Mittheilung machen wird. Der zweite Redner des Abends wird Prof. Dr. E. von Mach sein, der in New York an der Spitze einer Bewegung steht, die sich im Interesse der gefährdeten deutschen Säuglinge gebildet hat.

Humanität und Gerechtigkeit sind nach jüngster Aussage des Präsidenten der Vereinigten Staaten die Grundpfeiler, auf welchen diese Republik ruht. Humanität und Gerechtigkeit sollen auch in diesem Falle der Leitstern eines Landes sein, das in der Geschichte der Menschheit als Wiege jener Rechte genannt wird, welche zum Schutze der Schwachen proklamiert worden sind. Die Schwächsten der Schwachen rufen um Hilfe: Säuglinge. Amerika kann sich diesem Rufe nicht verschließen, wenn erst wir diesen Ruf mit unserer eigenen Stimme verstärken.

Es komme daher jeder Mann und jede Frau zur Massenversammlung und helfe mit dahinwirken, daß amerikanischer Milch der Weg zu den vertrockneten Rippen deutscher Säuglinge endlich erschlossen werde.

Der Eintritt ist frei, und Geldsammlungen werden nicht vorgenommen.

Das Damen-Komitee: Frau Abele, B. S.; Anderson; Ballman, Martin; Bartholomay, S.; Bartlett, C.; Beck, Carl; Brand, Horace L.; Brentano, Th.; Buchl, C.; Dewes; Eitel, Emil; Gänzel, L.; Gay; Herzog, Max; Klein, Alb. S.; Kochs, R.; Leicht, Andrew; Lorenz, Christoph M.; Madlener, A. F.; Madlener, F.; Mayer, D. F.; Meirner, Albertine; Michaelis, Clara; Müller Paul F.; Nietze, W. A.; Ostenrieder; Paepfe, S.; Rehm, W.; Rehtemer, Clara; Reichle, C.; Reish, Janatz; Reismitt, Baronin von; Roessler; Rubens, S.; Schädel, Anna; Schmidt, D. L.; Schrader; Seipp, C.; Seipp, W. C.; Singer, Verthold; Teich; Tietgens, Paul; Theurer; Vogt, Auguste; Wagner, C. W.; Willich, Jakob; Wilms, W.; Wortmann, Anna; Zeiskler, Joseph.

Herrn-Komitee: Behrens, Th. G.; Brand, Horace L.; Christmann, Chas.; Dieb, Otto; Geleng, E. G.; Georg, Adolf; Girtten, M.; Geckel, Chas.; Sieber, S.; Solinger, A.; Hummel, Ernst; Guttman, S.; Jogetti, A.; Kellermann, E. G.; Kercher, Toni; Kiehl, Ernst; Kramer, Frank; Kiehl, Geo.; Kuschurm, E. G.; Legner, Wm.; Lueders, A.; Mayer, Oskar F.; Meyer, Georg; Mueller, Paul F.; Oriseisen, A.; Paepfe, S.; Rubens, S.; Ritzmann, Fred.; Sala, Louis; Schmidt, Dr. D. L.; Schneider, Otto E.; Walther, Ferd.; Weil, Dr. A. C.

Am Tage der Versammlung, am 5. März, schrieb ich:

„Wir wollen die heute abend 8 Uhr in der Nordseite-Turnhalle stattfindende Versammlung als Versammlung für wahre Menschlichkeit und Gerechtigkeit unseren Lesern noch einmal ans Herz legen.

Durch eine gewaltige Beteiligung an dieser Versammlung dienen wir nicht nur der Sache hilfloser Säuglinge, sondern auch der Sache der Menschheit. Indem wir zu diesen Tausenden mit lauter Stimme darauf hinweisen, daß England Krieg gegen Säuglinge führt, reißen wir die Menschlichkeitsmaske von dem unmenschlichen britischen Gesicht. Und indem wir zu diesen Tausenden mit lauter Stimme auch darauf hinweisen, daß die amerikanische Regierung, die im Mantel der Humanität paradiert, keinen Finger zur Beendigung des Krieges gegen Säuglinge gerührt hat, erwecken wir auch unsere irreführten amerikanischen Mitbürger zum Gefühl jener wahren Ehrlichkeit, welches hier allerdings eingeschläfert wurde, aber glücklicherweise nicht getötet werden konnte.

Das amerikanische Volk ist gut und edel und gerecht. Es ist leider Phrasen zugänglich, und in dieser Hinsicht ist ihm seit Ausbruch des Krieges so viel geboten worden, daß es kaum in der Lage war, Recht von Unrecht zu unterscheiden.

Das amerikanische Volk ist aber auch der Wahrheit zugänglich. Und Sache der

deutschen Bürger dieses Landes ist es, für die Wahrheit unentwegt und unerschrocken so lange einzutreten, bis sie aus dem Kampfe gegen Lüge und Unmenschlichkeit siegreich hervorgeht.

Die heutige Demonstration im Interesse der bedrohten deutschen Säuglinge wird die Wahrheit dem Siege näher bringen. Das Schicksal der Säuglinge wird die amerikanischen Herzen mit tieferem Mitgefühl erfüllen. Und wenn unsere Mitbürger erst in diesem Falle die Unmenschlichkeit Englands und den Mangel an Menschlichkeit bei unserer Regierung erkennen, werden sie auch alle anderen Handlungen Englands und der amerikanischen Regierung mit anderen Augen betrachten und mit anderem Maße bemessen.

Es ist unerlässlich, daß die heutige Versammlung zu einer imponierenden Demonstration anwachse. Jeder Deutsche finde sich in der Nordseite-Turnhalle ein und bringe auch Nichtdeutsche mit, die dort für die Sache der Menschlichkeit gewonnen werden sollen.

Wir Deutschamerikaner wollen Licht in die amerikanische Nacht bringen, und in diesem Bestreben soll und muß jeder Deutschamerikaner begeistert mithelfen.

Und am Abend fand dann die glänzende Versammlung statt, über welche damals folgendermaßen berichtet worden ist:

Es ist eine passende Zeit, in welche die gestrige Massenversammlung in der Nordseite-Turnhalle fiel, mit ihrer hehren Bestrebung, die bedrohten Leben der Kleinsten in den Ländern Mitteleuropas zu schützen. Ist doch diese Woche „Baby-Woche“ in Chicago. Kinder sind Majestäten, vor denen fühlende Menschen sich beugen, denen ihre Herzen entgegen schlagen, gleichgültig welcher Nation, Hautfarbe, welcher Religion sie angehören. Das Kind in Weiblehem hat auf das Haupt jedes Kindes eine Krone gesetzt, und die ganze Welt würde mit Entsetzen den Menschen betrachten, der absichtlich einem dieser Kleinen wehthut oder gar sein Leben verkürzt, oder ihm das

borenthält, was zum Leben und zu seiner Erhaltung notwendig ist. Deshalb war es nicht zu verwundern, daß die Nordseite-Turnhalle von Müttern und Vätern gefüllt war, um zu vernehmen, wie der Not der Kinder, die draußen in den vom Krieg erfüllten Ländern Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und Polens nach Milch schreien, nicht nur abgeholfen werden kann, sondern abgeholfen werden muß. Schon lange vor Beginn der Versammlung füllte sich die Halle. Nicht laut, als handle es sich um eine Demonstration, sondern still, wie zum Kirchgang, zogen sie, die selbst Kinder daheim haben, deren Dasein und Wohlbefinden ihr größtes Glück ist, die Männer und Frauen zur Turnhalle. Und wo kurz vorher im Nachmittagskonzert Töne fröhlicher Weisen erklangen, tönten ernste Worte, die an die Pflicht mahnten, an die Pflicht dieser großen neutralen Nation, der Fahne der Menschlichkeit, die sie seit ihrem Bestehen hochgetragen, zu folgen, mit helfenden Händen hinüberzureichen, um das Elend und den Jammer der Kleinen draußen aus ihrem Ueberfluß zu stillen. Auf der Bühne, die mit Palmen und den Sternen und Streifen geschmückt war, hatten die Förderer dieser Bewegung, Damen und Herren, Platz genommen, unter ihnen der Konsul des Deutschen Reiches, Baron von Reismütz, und der österreichisch-ungarische Generalkonsul Herr Sylvestri, wie die Redner des Abends, Richter Ben Lindsen, Dr. Edmund von Wach, Harry Rubens, und der Vorsitzende der Versammlung, Horace L. Brand, und andere.

Herr Harry Rubens eröffnete die Versammlung, indem er erklärte, dieselbe sei einberufen worden für die edle Sache der Humanität, nicht einer Schein-Humanität, die diese hohe Bezeichnung nur als Deckmantel benutzt, sondern in Wahrheit Menschlichkeit und Menschenliebe üben will.

„Unsere Herzen,“ so sagte der Redner, „sind voll Sorge und Schmerz und unser Wollen ist darauf gerichtet, uns in den Dienst der Menschlichkeit zu stellen, die

Elend und Not unter den kleinsten unserer Menschenkinder zu stillen.“

Hierauf stellte Herr Rubens den Vorsitzenden des Abends, Herrn Horace L. Brand, der schon so viel für die gute Sache getan habe, der Versammlung vor. Ehe Herr Brand seine Ansprache begann, forderte er die Versammlung auf, vereint das Lied des Sternenbanners zu singen, was auch geschah. Stehend stimmten die Anwesenden die Landeshymne an.

Niede des Vorsitzenden Horace L. Brand.

Als ich aufgefordert wurde, in dieser Versammlung den Vorsitz zu übernehmen, erinnerte ich mich des guten alten deutschen Sprichworts: „Aller guten Dinge sind drei,“ das bedeutet, daß sich alle guten Dinge dreimal wiederholen. Ich will damit nicht sagen, daß ich persönlich das gute Ding bin, das dreimal kommt, sondern daß dies die dritte Versammlung ist, in welcher in einer guten Sache den Vorsitz zu führen ich die Ehre habe. Und jedesmal fand die Versammlung in dieser Halle statt.

Die erste wurde am 3. August 1911 gehalten. Jeder Sitz in diesem großen Saale war besetzt und die Versammlung erwählte einen Ausschuß mit der Befugnis, eine Hilfs-gesellschaft für die Witwen und Waisen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu organisieren. Dieser Ausschuß, der seitens ähnlicher humaner Ausschüsse für denselben Zweck in fähiger Weise unterstützt wurde, hat seine Liebesarbeit in vortrefflicher Weise vollführt, denn die Deutsch-Oesterreichisch-Ungarische Gesellschaft blieb ihren wohlthätigen Aufgaben seit mehr als 16 Monaten gewachsen.

Das zweite Mal präsiidierte ich in dieser Halle am 1. Dezember 1911. Die erste Versammlung fand im Namen der Wohlthätigkeit statt, die zweite im Namen der Menschlichkeit.

Dies ist das dritte Mal, daß ich die Ehre habe, in Ihrer Versammlung in dieser Halle den Vorsitz zu führen, und diese Versammlung findet im Namen der Barmherzigkeit statt. Wohlthätigkeit,

Menschlichkeit, Barmherzigkeit, — eine Dreifaltigkeit edler Empfindungen!

Während in Europa der Krieg wüthet, während jeder niedrige und entwürdigende Gedanke, während Haß, Rachsucht, Habsucht, Falschheit, Betrug im hohen Maße der europäischen Nationen Orgien feiern, sind wir heute hier unter dem Zeichen der Wohltätigkeit, der Menschlichkeit und der Barmherzigkeit zusammengekommen.

Die Schnüre unserer Geldbeutel sind gelockert. Unser Geld fließt aus jedem Winkel, wo es aufgespeichert war, wenn die Wohltätigkeit ruft. Die Witwen und Waisen der deutschen, österreichischen und ungarischen Gelden, die auf dem Felde der Ehre im Kampf für den Fortbestand ihres Vaterlandes ihr Leben ließen, rufen ihre Verwandten, ihre Freunde und Gene, die mit ihnen in ihrem Kummer sympathisiren, laut um Hilfe an, und Amerika erwidert den Ruf! Hunderte, ja viele Hunderttausende von Dollars sind von Amerikanern deutscher, österreichischer und ungarischer Abstammung, sowie von ihren Freunden nach drüben geschickt worden, und viele weitere Tausende werden folgen. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika unterhält Wohltätigkeitsorganisationen unter fastlich allen kämpfenden Völkern und trägt außerdem die Kosten für den Unterhalt der Amerikanischen Roten Kreuz-Gesellschaft, die keine Nationalität ist. Diese großartige Arbeit, durch die den Witwen und Waisen eines jeden Landes geholfen wird, ist ein genauer Maßstab für den Charakter der großen Mehrheit des amerikanischen Volkes. Denn, wie wir, von deutscher Abstammung, die Wohltätigkeit der Bürger anderer Abstammung, nicht zu schmälen versuchen, so wird auch uns gestattet, ohne Hinderung und ohne Kritik, in Frieden unsere Arbeit zu tun und unsere Tätigkeit im Interesse der Witwen und Waisen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu entwickeln und auszubauen.

Es ist gut, daß dem so ist.

Denn Amerika ist der große Kessel, in welchem die Leidenschaften und die Traditionen Europas sieden und brodeln, die Liebe für das Land der Väter und die Anhänglichkeit an die alten Gebräuche in merkwürdiger Verschmelzung mit den Idealen für Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit des geborenen Amerikaners. Das Resultat ist der Amerikaner von heute und wird der Amerikaner von morgen sein. In dieser Weise ist wahrer Amerikanismus etwas stets Wechselndes. Doch, wie er auch wechseln mag, für alle Zeiten dauernd bleibt die Wohltätigkeit sein vornehmstes Merkzeichen.

Wenn ich die Blätter der amerikanischen Geschichte durchlaufe, so finde ich eine weitere große und edle Eigenschaft, die ein Teil des großen amerikanischen Herzens ist und hienweisen zur alles bestimmenden Triebkraft wird. Als Lincoln die Sklavenfesseln des schwarzen Mannes sprengte, war die Menschlichkeit das ihn leitende Motiv. Von Anbeginn der Republik bis zur Jetztzeit ist jeder amerikanische Präsident in Wort und Tat für die Prinzipien der Menschlichkeit eingetreten. In früheren Jahren gab es Leute, die laut klagten, daß Amerika zu einer seelenlosen, herzlosen und habgierigen Nation herabgesunken sei. Sie waren im Irrtum. Das Amerika ihrer Zeit stieg aus Zweifeln, Baghaftigkeit und Verleumdung als der unentwegte Verfechter der Prinzipien der Menschlichkeit hervor.

So steht es heute. Unter uns gibt es wohl einige, die fürchten, daß das Amerika von jetzt absolut im Zeichen des Dollars steht; daß die edleren menschlichen Instinkte aus dem Herzen herausgerissen oder über Bord geworfen worden sind, und daß die Habsucht alle höheren Gedanken ersticht hat; daß die Menschlichkeit zu einem Mantel gemacht worden ist, unter welchem hinweg Stöße auf einen der Kriegführenden geführt werden, um das Blutvergießen zu verlängern und so die Kriegsprofite einiger weniger Amerikaner zu vergrößern.

Jene unter uns, die glauben, daß Amerika weit von den Prinzipien der Menschlichkeit abgewichen ist, irren sich.

Die Persönlichkeiten, die zeitweilig mit der Administration in Washington in Verbindung stehen und ihre Handlungsweise als Beamte auf die Annahme stützen, daß das Volk dieser Republik jeden Wunsch eingeblüht hat, den Vorschriften des Gewissens zu folgen, sondern sich lediglich an den Reichtümern mäßen will, die dadurch erworben werden, daß die Menschlichkeitsprinzipien mit Füßen getreten werden, dürften über ihren Irrtum aufgeklärt werden, wenn das Volk zu den Wahlurnen schreitet und abstimmt.

Und andere, welche die wirklichen Motive für ihre Handlungsweise mit dem Namen der Humanität zudecken wollen, werden ausfinden, daß sie das Volk nicht am Narrenseil herumführen können, denn die große Mehrheit des amerikanischen Volkes ist ein aufrichtiger Schüler der Prinzipien der Humanität, kein Winkeladvokat einer solchen.

Gar mancher hohe Beamte, der jetzt eine eiserne Stirn zeigt, wird nach der nächsten Wahl geschlagen im Staube liegen, weil er trotzig sich anmaßte, der Welt zu verkünden, daß Amerikas Menschlichkeit in Geschossen und Bomben zu so und so viel per Pfund besteht.

In vielen Teilen der Vereinigten Staaten sind ersüßende Männer und Frauen an der Arbeit, um unter dem Volke die Doktrin der Gerechtigkeit, der Barmherzigkeit und Menschlichkeit auszubreiten. Wenn auch die Profite, die durch den Verkauf von Waffen und Munition zwecks Zerstörung und Verkrüppelung von Mitmenschen in die Millionen gehen, die Stimme des Gewissens, die den verblendeten, habgierigen Menschen die Worte zuraunt: „Du sollst nicht töten!“ läßt sich nicht ersticken.

In den zuckenden Herzen von Millionen unserer besten Bürger kommt das Gebot: „Du sollst nicht töten!“ nicht zur Ruhe.

Ich erkläre, daß es unwahr ist, daß das amerikanische Volk am Morden, das drüben vor sich geht, sich beteiligen will. Ich sage, daß es unwahr ist, daß es den Versandt von Waffen und Munition fort-dauern zu sehen wünscht. Ich erkläre, daß es unwahr ist, daß unser Volk die Andauer des Krieges wünscht, damit einige wenige unserer Reichen aus demselben weitere Millionen erwerben können. Ich betone, daß die Bürger dieser Republik mit überwältigender Mehrheit zugunsten von Maßnahmen stimmen würden, die den Krieg baldmöglichst beenden würden, falls ihnen hierzu eine Gelegenheit gegeben würde.

Indes, diese Maßnahmen müssen, um die Zustimmung des Volkes zu erhalten, auf dem guten amerikanischen Prinzip der Gerechtigkeit und Menschlichkeit basieren.

Und weil das Volk mit unerschütterlicher Treue an diesen Prinzipien festhält, so wird es, sobald es mit den Tatsachen bekannt gemacht wird — und sie werden hier heute abend zur Sprache kommen — in den Ruf ausbrechen: „Du sollst die Kinder nicht morden!“

Eine feierliche Pflicht ist jedem von uns auferlegt, eine Pflicht der Menschlichkeit und der Nachwelt gegenüber. Welche Pflicht wäre edler, als die Erhaltung von Menschenleben? Uns wird aber gesagt, daß die Säuglinge sterben — zu Hunderten und Tausenden sterben im fernen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, weil das Nahrungsmittel fehlt, das zur Erhaltung der kleinen Leben benötigt ist, und nicht erlangt werden kann.

Welch ein entsetzlicher Gedanke! Diese Wirklichkeit erweckt uns plötzlich aus dem Traume, daß Europa gut genährt ist und an nichts Mangel leidet.

Amerika, das Land des Ueberflusses, hat einen beinahe unerschöpflichen Vorrat von Milch und von mildherzigen Menschen, die sich darnach sehnen, den hungernden Säuglingen Europas Milch zu senden. Im Namen der Barmherzigkeit ersuche ich Sie alle, ohne Rücksicht auf Nationalität oder Glauben, mit uns

mitzuwirken und alles in Ihrer Macht zu tun, das Leben der Kleinen zu retten, die jetzt zu Tausenden leiden in dem vom Krieg betroffenen Europa.

Amerika wird helfen. Das ist die freudige Botschaft. Das ist die Botschaft, welche diese Versammlung der Welt verkünden wird, und ganz besonders der leidenden Menschheit im Ausland.

Sie werden heute Abend einen kleinen Bruchteil des Elends erfahren, das in Europa existiert, Sie werden nur von den Leiden erfahren, die durch die Knappheit eines einzigen Artikels verursacht werden — der Milch. Wenn Sie diese Galle heute Abend verlassen, werden Sie in einer Weise, die Sie sich nicht zuvor träumen ließen, die Größe und das Maß des Elends verstehen, dem ein Gemeinwesen unterworfen ist, dem es an der erforderlichen Quantität von Milch zur Ernährung der Säuglinge gebricht.

Wo der Krieg wütet, finden sich in den vordersten Reihen der Armee jeder kriegsführenden Nation Soldaten. Aber es gibt noch andere Soldaten, die weit entfernt von der Schusslinie sind und ihr Leben für ihr Vaterland opfern, indem sie rastlos arbeiten und fast unerträgliche Entbehrungen erdulden, sei es in Fabriken, auf dem Felde, in den Hospitälern und in Privatwohnungen. Und es gibt heute Tausende von heroischen Frauen in Polen, Oesterreich-Ungarn und Deutschland, in jedem kriegsführenden Lande und auch in den vom Krieg verwüsteten Gegenden. Und besonders in europäischen Ländern, in denen Milch kaum erhältlich ist, finden wir Tausende von Soldinnen, die täglich Heldentaten ausführen in ihrer stillen, unbelobten, aber doch so herzerschütternden Weise. Denn in jenen Ländern geben die Mütter, die mit der nötigen Lebenskraft gesegnet sind, ihren Kindern nur so viel, als zur Erhaltung ihres Lebens absolut nötig ist, damit sie, diese Heroenmütter, andere Babies am Leben erhalten können, Säuglinge von Fremden, die ihren eigenen Kleinen keine Milch geben können. Ganz im Stillen erfüllen diese Mütter ihre Pflicht der

Nächstenliebe ohne einen Gedanken an Lob und Preis, Belohnung oder Dank. Dies sind die Heldinnen in den Wohnungen.

Wir haben heute Abend einen Herrn unter uns, der ein Augenzeuge des Heldentums der Frauen in jenen Ländern gewesen ist, wo Milch heute beinahe unbekannt ist. Er hat ausge dehnte Länderstriche bereist, und die Szenen, die er gesehen, die Tatsachen, die er gesammelt hat, haben einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Seine Auffassungsgabe ist die eines geschulten Richters, der sich weder nachlässiger Analyse noch ungerechtfertigten Folgerungen hingibt. Sie mögen deshalb eher eine Unterschätzung als eine Uebertreibung des Elends und der Anzahl von Todesfällen in jenen unglücklichen, milchlosen Ländern Europas erwarten. Dieser vielgereifte Mann, den Sie heute an hören werden, ist eine anerkannte Autorität auf allen Gebieten, in denen die Wohlfahrt von Kindern auf dem Spiele steht. In seinem adoptierten Heimatstaate Colorado ist er seit Januar 1901 Richter eines Jugendgerichts gewesen — er ist der Urheber vieler einschlägiger Gesetzesbestimmungen und Einrichtungen — und er hat einen internationalen Ruf als eine Autorität in der Jugendgesetzgebung. Sein Herz ist zum Ueberfließen voll von Sympathie für Kinder. Sein Geist ist unablässig tätig mit Mäßen für ihr Wohlergehen. Er hat sein ganzes Leben dem Zwecke gewidmet, die Jugend dieses Landes körperlich und geistig zu heben. Die künftigen Männer und Frauen von Amerika! Damit das Resultat seiner Bestrebungen für die Nachwelt nicht verloren gehe, hat er zum Besten der Menschheit seine Suggestionen, seine Erfahrung und seine Schlussfolgerungen niedergeschrieben. Und wahrhaftig, er ist ein Verfasser von gutem Ruf. Und das Thema, das sein Mitgefühl am meisten hervorruft und sein Mitleid zu tatkräftigem Handeln hinreißt, wird den Inhalt seiner heutigen Ansprache bilden. Sein Herz schlägt für die Unterdrückten in diesem

Land wie in anderen, und auf seinen Reisen hat dieser Richter des Jugendgerichts von Denver, dieser Verteidiger der Rechte des gewöhnlichen Volkes, dieser Arbeiter für Verbesserung der Lebensverhältnisse der Kinder, die bemitleidenswerten Zustände, die erschreckendsten Todesziffern unter den Kindern und Müttern gefunden. Ich habe die Ehre, Ihnen den Richter des Jugendgerichts in Denver, Herrn Benjamin B. Lindsey, vorzustellen.

Richter Lindsey wurde mit großem Beifall begrüßt. Seine vortreffliche, häufig durch Applaus unterbrochene Rede war wie folgt:

Richter Ben Lindsey's Rede.

Freunde! — Ich würde meinen Gefühlen nicht Genüge tun, wäre ich für die Ehre und die Gelegenheit, hier vor Ihnen reden zu dürfen, nicht dankbar. Herrn Brand danke ich für die freundlichen Worte, mit denen er mich eingeführt hat. Ich weiß, daß der herzliche Applaus, mit dem ich empfangen wurde, dem Zweck der Sache, den leidenden Säuglingen galt. Denen wollen wir alle, gleichviel wie unsere Sympathien auch sonst sein mögen, helfen.

Neben Denver ist mir Chicago ans Herz gewachsen. Beide Städte haben vieles gemein. Die Gerichtshöfe für Jugendliche wurden in beiden Städten gleichmäßig gegründet und das gute Werk bahnt sich rings um die Erde den Weg. Verechtigten Stolz empfand ich, als mir vor kaum Monatsfrist in Berlin von dem dortigen Richter für Jugendliche das von mir verfaßte Buch, das die Jugendfürsorge behandelt, in deutscher Uebersetzung gezeigt wurde. Das Werk wird dort ganz ähnlich wie in Denver betrieben, obwohl die Städte tausende von Meilen von einander entfernt sind. Sie wissen, meine Damen und Herren, daß ich und meine Gattin Mitglieder der sogenannten Ford'schen Friedensexpedition nach Europa waren. Ich habe vor Versammlungen gestanden, wo ich einfach sagte: Lacht über diese Expedition und

seid verdammt! Was wir drüben sahen, war nicht zum Lachen, sondern zum Weinen. Ich lernte drüben sehr vieles, das man nur durch den Augenschein lernen kann, und mir fällt ein kleines Erlebnis mit einem zwölfjährigen kleinen Buben, das mich ein, den ich einmal in Denver vor mir hatte. Auf eine Bemerkung, die ich überhörte, daß ein anderer Bengel jede Woche oder jeden Monat regelmäßig „voll“ werde, hat ich den Jungen zu ermitteln, um welches Burschen es sich handle. Er kam mit dem Bescheid zurück: „Die Jungen sprachen vom Mond, der jeden Monat voll wird.“ Sie sehen also, daß man nicht alles glauben kann, was man hört. Daß man nicht alles glauben kann, was man hört, hat mich auch die Europareise gelehrt.

Während meines Aufenthaltes in Berlin war ich in der Wilhelms-Straße und nahm dort mit Herrn Lewald, Chef der politischen Abteilung für die Affären des Innern, Rücksprache. In Berlin konnte man noch englische Zeitungen kaufen. Ich erstand eine, die in Paris herausgegeben wird. Nicht wenig erstaunt war ich zu lesen, daß in Berlin in der Wilhelms-Straße blutige Aufruhrszenen wegen des Mangels an Nahrungsmitteln stattgefunden hätten, daß viele Männer und Frauen getötet worden seien und zwar genau an dem Tage, an welchem ich die Straße besuchte. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß an dem Tage alles ruhig war — ein weiterer Beweis, daß man nicht alles glauben kann, was man hört oder liest.

Während unseres Aufenthaltes im Haag ersuchte Herr Ford meine Frau und mich, nach Deutschland zu reisen, um in die dortigen Verhältnisse Einsicht zu nehmen. Von verschiedenen Seiten wurde uns abgeraten. Es wurde uns gesagt, daß wir überhaupt schwer nach Deutschland kommen könnten, und daß wir dort in großer Gefahr sein würden, weil wir nur englisch redeten. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß wir angenehm überrascht wurden. Wir fanden, daß die Leute in Deutschland keineswegs mit

Hörnern und Pferdefuß ausgestattet seien, sahen keine Barbaren.

Es ist gar nicht so schwer, über die deutsche Grenze zu kommen, wenn die Behörden nur wissen, wer man ist und was man will. Sicher ist, daß unser Gepäck an der deutschen Grenze nicht so gründlich untersucht wurde wie an der holländischen. Die Holländer schienen speziell Angst zu haben, daß wir Butter mitführen könnten.

Der Warnung, in Berlin kein Englisch zu reden, begegneten wir damit, indem wir erklärten, daß wir amerikanisch sprächen und zwar ohne jeglichen englischen Accent. In Amerikanisch stellten wir zahlreiche Fragen, und uns wurde stets in höflicher und zuvorkommender Art geantwortet. Auch sahen wir an den Bahnhöfen und auf den Straßen viele kräftig gebaute Männer, die noch nicht in den Krieg gezogen sind.

Unsere Untersuchungen betrieben wir von Berlin aus, fuhren aber auch bis nach Merseburg, berührten dabei eine Vorstadt Leipzigs und unter anderen Städten Halle und Wittenberg. Dabei schauten wir vieles, das uns Voreingenommenheiten nahm, die jeder Amerikaner haben mag, der noch nicht in der Fremde war.

Die Erwachsenen in Deutschland leiden noch keinen Hunger, was sich am Besten aus der Mahlzeit ergibt, die wir in einem kleinen Gasthaus bei Merseburg erhielten und für die wir nur zwei Mark fünfzig Pfennige zahlten. Wir erhielten eine vortreffliche Gemüsesuppe, zweierlei Fleisch, Schweinefleisch und Kalbfleisch, Salat, Kompot und Kaffee, doch keine Butter oder Milch. Ich sagte mir, daß bei dem im Vergleich zu Amerika immer noch bescheidenen Preis der Mahlzeit die Not in Deutschland gar nicht so groß sein könne. In den großen Hotels in Berlin kann man für Extrabezahlung noch Butter bekommen, zur Not auch ein wenig abgerahmte Milch, doch Rahm sah ich während meines Aufenthalts in Deutschland überhaupt nicht.

Als unsere Führerin in Berlin diente eine Dame, die sich dort in ähnlicher Weise betätigt, wie hier in Chicago Fräulein Jane Addams. Sie brachte uns in die Hospitäler, sowie in die Hilfsstationen, die speziell zur Unterstützung der Mütter und Kinder eingerichtet worden sind. Die Szenen, die wir dort sahen, werden mir dauernd im Gedächtnis bleiben. Herzzerreißend war es anzusehen, wie die Mütter wehklagten, daß augenblicklich für ihre Säuglinge keine Milch mehr vorhanden sei, daß sie sich bis zum nächsten Tag gedulden müßten. Unsere Führerin eröffnete uns, daß, falls der Milchvorrat nicht über das Quantum erhöht werde, das gegenwärtig in Sicht sei, die Todesfälle unter den kleinen Kindern ins Riesige steigen würden. Schon jetzt sterben viele, wenn auch in Deutschland nicht so viele wie in Polen, wo die Zustände entsetzlich sind. Ein Herr, der genaue Einsicht in die Verhältnisse hatte, erklärte indeß, daß falls die Milchzufuhr nach Deutschland nicht ermöglicht werde, auch dort nach dem 1. Mai die Säuglinge wie die Fliegen sterben würden.

Die Blockade, die verhängt worden ist, hat nicht das bewerkstelligt, das beabsichtigt wurde. Die Erwachsenen leiden keine Not. Selbst wenn die Blockade noch ein Jahr dauern würde, würde das Leben in Berlin schwerlich mehr kosten als das Leben jetzt in New York. Tatsächlich hat das in Frage kommende Land, das die Blockade verhängte, nichts anderes bewirkt, als die Babies zu Opfern des Krieges zu machen. Herodes ist, was das Morden von Säuglingen anbetrifft, gegen die verantwortlichen Machthaber jenes Landes ein Stümper. Das Embargo hat bei Weitem mehr Kinder getötet, als die Unterseeboote durch das Versenken von Schiffen oder Zeppeline durch herabgeworfene Bomben. Gewiß ist es entsetzlich zu hören, daß kleine Kinder durch Bomben getötet und verstümmelt werden, doch dies hat sich in allen Ländern ereignet, in London wie in Düsseldorf. Um hierüber korrekt urteilen zu können,

muß man die jetzt in Europa herrschende Stimmung kennen.

Mir war die Gelegenheit geboten, in einer deutschen Familie einen Besuch zu machen. Ein kleiner vierjähriger Junge kam ins Zimmer. Wie fast alle deutschen Kinder war der Knabe überaus artig und wohlgezogen. Er küßte meiner Frau die Hand und küßte auch mich. Wie ich ihn ansah, kam mir der Gedanke, daß er seinen Vater, der vor der Front stand, vielleicht nicht wiedersehen werde. Nicht nur an ihn dachte ich, sondern an die gleichgestellten Millionen anderer Kinder in allen kriegsführenden Ländern, die sich in der gleichen Lage befinden. Dann wuchs in mir der Grimm gegen die Menschen, die so herzlos sein können, der möglichst schnellen Beendigung des Blutvergießens entgegenzuarbeiten, nur des schnöden Geldverdienstes willen.

In einer New Yorker Zeitung las ich kürzlich auf der editorischen Seite einen langen Brief, in dem tatsächlich der Fortdauer des Verbots gegen den Milchverhandt das Wort geredet wurde, mit der Angabe, daß es ganz am Platze sei, das Volk der Barbaren auszurotten und daß es sich gehöre, mit den Säuglingen den Anfang zu machen. Ähnliche Bemerkungen habe ich auch in Gesprächen in New York vernommen.

Unter den Kriegern, die sich in Europa mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen, herrscht keine derartige extreme Bitterkeit. In Deutschland sah ich ein Gefangenenlager, das 30.000 Mann einschloß. Engländer und Schotten spielten vergnügt Fußball, waren wohlgenährt und es ging ihnen gut. Sie kannten keinen Haß gegen die Deutschen. In Amerika wie in Europa ist bei jenen Leuten das Gefühl am bittersten, die selbst am Krieg nicht teilnehmen.

Unser ist die Pflicht, den kleinen Kindern in Deutschland, in Oesterreich-Ungarn, Polen und Serbien zu helfen. Mir ist es gleich, welches Land es ist. Säuglinge dürfen in Folge des Krieges nicht Hungers sterben. Für mich ist das Wort von Henry George: „Ich bin für Män-

ner,“ in „Ich bin für die Babies“ umgewandelt worden und ich bin überzeugt, so empfindet die überwältigende Mehrheit des amerikanischen Volkes.

In einer der deutschen Hilfsstationen sah ich eine Szene, die auf mich einen überwältigenden Eindruck hinterließ. Mehrere hundert junge Mütter stillten in einem kleinen Raum Säuglinge. Es waren nicht ihre eigene, sondern die von anderen Frauen, die selber nicht genügend Kraft besaßen, ihre Lieblinge am Leben zu erhalten und für die anderweitig keine Milch aufgetrieben werden konnte. Die Mütter, die für ihre eigenen Säuglinge auch den Lebenssaft im Ueberfluß besaßen, gaben denselben her, um anderen Frauen ihre Lieblinge zu erhalten. Die Namen solcher Frauen werden bestimmt im Buch der Ewigkeit mit goldenen Lettern eingetragen. Die Szene bewies mir mehr als andere, wie erhaben die Mutterwürde wirklich ist.

Wie herzlos grausam sind hingegen jene Menschen, die sich bemühen, das Werk des Komitees zu hindern, das dafür arbeitet, den Kindern drüben die so dringend benötigte Milch zuzuführen. Nur dadurch, daß Vorurteil und Haß solche Leute ihres Verstandes beraubt hat, kann ihr Standpunkt erklärt werden.

Wehe jeder Nation, die gegen Babies Krieg führt und die sich dem Bemühen, die Säuglinge zu retten, entgegenstemmt. Es wäre den Schuldigen besser, daß ein Mühlstein an ihren Hals gehängt und sie ertränkt würden im Meer, wo es am tiefsten ist. Wenn eine Nation auf diesem Standpunkt beharrt, wird sie bestimmt an sich verspüren, daß der Mühlstein gehauen ist und zur Vernichtung bereit liegt. Nur wenn Sie, wie wir, drüben waren, können Sie sich eine Vorstellung machen, wie notwendig die Milch benötigt wird. Dann aber würden Sie auch die Notwendigkeit für Amerika einsehen, wirklich neutral zu sein. Wenn wir irgendetwas hoffen, nach Beendigung des großen Völkrieges bei der Herbeiführung gestillter Zustände das Wort mitzureden, das uns als großer Nation zu-

ziehen sollte, dann müssen wir jetzt unsere Neutralität zeigen. Sonst vergeben wir uns für später jedes Anrechts.

Ich besuchte nicht Polen, da uns die Zeit fehlte. Die deutsche Regierung allerdings hatte sich freundlich erboten, mich dorthin reisen lassen zu wollen. Ich sprach aber mit den Vertretern der Rockefeller Foundation, die im Liebeswerk in Polen tätig gewesen waren, und von der Not, die in diesem Lande herrscht, wurde mir Entsetzliches berichtet. Ich wurde gebeten, in Amerika zu verkünden, daß es absolut unmöglich ist, die in Polen herrschenden Zustände zu übertreiben. In vielen Orten sind überhaupt keine Kinder mehr am Leben. In einem Haus wurden zwei Kinder im Alter von vier und fünf Jahren gefunden, die neben der verhungerten Mutter lagen und sich zu sättigen versuchten, indem sie die Mutterbrust zernagten. Sehr viele Orte gibt es, wo kein Kind im Alter von unter zehn Jahren mehr am Leben ist. Für diese entsetzlichen Zustände ist nur der Krieg verantwortlich, nicht die eine oder die andere Partei der Kriegführenden. Der Krieg macht zur Bestie.

In Deutschland nahm ich deutlich wahr, daß man nach Kräften bemüht ist, das Elend in Polen möglichst zu lindern, doch woher soll zum Beispiel die Milch für die Kinder genommen werden, wenn man selbst keine hat. Ich traf noch nirgends Leute, die mir gütiger vorkamen, wie die in Deutschland. In Berlin z. B. ist für das polnische Hilfswerk ein Fond von 1,500,000 Mark aufgebracht worden und zwar von reich und arm. Viele der Zuwendungen bis zu fünf Pfennigen herab waren sogar von Kindern. Doch alles dies verschlägt nichts. Wenn nach Polen nicht eine offene Tür geschaffen wird, so wird sich dort ein Massensterben vollziehen, wie die Weltgeschichte ein solches zuvor nie sah. Die offene Tür muß durch Amerika kommen, denn die kleineren Länder, die die Kriegführenden umgeben, sind machtlos. Sie leben in beständiger Furcht, in das große Blutvergießen mit hineingezogen zu werden und

die Nation, die die Blockade verhängt, schaut scharf darauf, daß nicht zu viel von etwa entbehrlichen Nahrungsmitteln über die Grenze gegeben wird.

Das Land, welches es der Menschlichkeit schuldet, helfend einzugreifen, ist Amerika, schon aus dem Grunde, weil es sich an dem Kriege weitgehend bereichert. Wir sind die Säuglinge in einem Lande so lieb, wie die in irgend einem anderen. Es darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß die Säuglinge aller Länder nicht gleich gestellt sind. Den Säuglingen gewisser Länder stehen Nahrungsmittel aus allen Ernteilen zur Verfügung, denen anderer Länder nicht. Pflicht der Vereinigten Staaten ist es, darauf zu sehen, daß alle Babies die gleiche Lebenschance haben, denn die Hoffnung der Weltgeschichte ruht im Kind. Aus zuverlässigen Quellen weiß ich, daß in Europa, in Polen, Serbien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn eine Million Menschen, die nie eine Waffe in der Hand trugen, hingemordet worden sind. Von diesen war eine halbe Million kleine Kinder. Falls wir nicht sofort helfen, wird aus der halben Million unschuldiger Opfer eine Million werden. Sie werden sterben, weil ihnen die Nahrung fehlt.

Unsere Pflicht ist es, unsere Regierung zu zwingen, wenigstens einem internationalen Gesetz Geltung zu verschaffen, dem Recht, Nahrungsmittel an Leute, die nicht mitkämpfen, über den Ozean schicken zu können.

Dies ist tausendmal wichtiger, als daß irgend Jemandem das Recht gewährleistet werden sollte, eine Ozeanreise auf einem bewaffneten Kauffahrteischiff zu machen. Ich persönlich gebe Ihnen die Versicherung, daß Frau Lindsen und ich ewig in Europa geblieben wären, ehe wir Amerika der Kriegsgefahr ausgesetzt hätten, nur um ein Schiff einer kriegführenden Macht zu benutzen, anstatt ein neutrales Schiff.

Wenig erhebend war es schon, als unser neutrales Schiff nach Aikwall geschickt wurde und dort unsere amerikani-

sche Post von einer kriegsführenden Macht durchstöbert und beschlagnahmt wurde. Dabei hießen die beiden Schleppdampfer, die den englischen Kreuzer begleiteten, ausgerechnet noch „Par nobiscum“ und „Good Shepherd“.

Schließen will ich, indem ich Ihnen noch einmal aus Herz lege, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln dafür einzutreten, daß in Wälder ganze Schiffsladungen von Misch zu den verhungerten Säuglingen ungehindert über das Meer geschickt werden. Mag Gott der Nation gnädig sein, die es versucht, solches zu verhindern. Sie wird hinfort in der Weltgeschichte keinen Platz mehr haben.“

Herr Brand dankt Lindsey.

Nachdem der stürmische Applaus, mit dem diese Rede aufgenommen wurde, sich gelegt hatte, sprach Herr Brand Herrn Lindsey den Dank der Versammlung mit folgenden Worten aus:

Herr Richter Lindsey! Im Namen Aller, die hier versammelt sind, danke ich Ihnen! Ihre Worte haben ein lebendiges Bild des Glendes und des Todes gegeben, das Schauern erregt und doch so wahr und ohne Uebertreibung gemalt ist. Meine Freunde! Dies ist die Wirklichkeit! Es ist die Realität, wie sie in den Ländern unserer Geburt oder unserer Väter besteht. Was wollen wir tun zur Vinderung dieses Sammers, wie können wir die Todesziffer der Säuglinge dieser schwerbetroffenen Gegenden reduzieren? Wir wollen helfen! Wir sind nur zu gerne bereit, alles in unsern Kräften zu tun, jeder von uns, so weit es ihm möglich ist. Wie können wir dies fertig bringen?

Diese Versammlung wurde im Namen der Menschlichkeit und Barmherzigkeit einberufen, um Maßregeln zu billigen, die bereits ergriffen wurden und unsere Unterstützung den Anstrengungen zu geben, um denselben so schnell wie möglich zu einem Erfolg zu verhelfen.

Nie war die Veranlassung dringender, nie war ein edlerer Zweck zu verfolgen. Nie war ein größeres Barmherzigkeits-

werk unserem Volke zu seiner Genehmigung und Beihilfe unterbreitet. Der Mann, der der Führer in diesem Werk der Barmherzigkeit ist, weilt heute unter uns. Sein Name ist geehrt, wo immer Jünger oder Männer der Wissenschaft sich befinden, und sein Name ist stets unter denjenigen Männern zu finden, deren Prinzipien in erhabenen Idealen wurzeln. Macht sie zu den Vorkämpfern von Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Barmherzigkeit.

Dr. von Mach vorgestellt.

Dr. Edmund von Mach von Boston wurde sodann der Versammlung von dem Vorsitzenden Herrn Brand mit folgenden Worten vorgestellt:

„Gesagt wird, daß das Gute, das Menschen wirken, sie überlebt. Wenn dem so ist, so wird das Andenken des Mannes, der jetzt zu uns reden wird, sehr lange leben. Was wir indes heute wollen, ist nicht der Glanz, der unserem Namen anhaftet, der uns später dank unseres Wirkens anhaften mag. Wir wollen, daß das Gute in die sofortige Wirklichkeit übertragen werde. Dies zu tun, hat dieser Mann sich zur Aufgabe gemacht, und wir wollen ihm helfen, nicht nur wir, die wir deutscher oder österreichisch-ungarischer Geburt oder Abstammung sind, sondern ganz Amerika wird helfen, muß helfen oder ewig als mißverstanden oder unmenschlich gebrandmarkt dastehen. Das Werk ist international, desgleichen die an demselben Tätigen.“

Der Mann, der der Hauptleiter des Werkes ist, wie alle, die wir ihm helfen, werden unserem Lande einen hervorragenden Dienst erweisen, indem der Erfolg unserer Bemühungen dem Lande einen schweren Vorwurf ersparen wird.

Der Mann, der das edle Werk ins Leben rief, ist der Vorsitzende des Bürgerkomitees für den Versandt von Nahrungsmitteln. Ich habe das Vergnügen und empfinde tief die Ehre, Ihnen Dr. Edmund von Mach vorstellen zu dürfen.“

Es währte geraume Zeit, bis sich der Applaus gelegt hatte, mit dem Dr. von Mach begrüßt wurde.

Ansprache von Dr. Edmund von Mach.

Im Laufe seiner Ansprache sagte Dr. von Mach im Wesentlichen folgendes:

„Deutschland ist kein Vorkereiland, in dem Sinne, wie Holland und die Schweiz dieses sind. Es war immer darauf angewiesen, in weitgehender Weise Milch und Milchprodukte aus den Nachbarländern zu beziehen. Dieser Import hat aufgehört. Sowohl Holland wie die Schweiz sind gezwungen worden, mit den Alliierten Abkommen einzugehen, die den Deutschland verbieten. Zweifelloso wird an den Grenzen in geringem Maßstabe etwas herüber geschmuggelt, doch, im allgemeinen gesprochen, erreicht jetzt aus der Schweiz oder Holland keine Milch, kein Rahm und kein Käse Deutschland.

Dänemark leidet selbst unter einem Mangel an Milch, und die Quantität, die in Schweden geliefert wird, ist sehr geschmälert worden. Dies allein würde einen Mangel in den Zentralmächten, speziell an Butter, Rahm und Käse herbeiführen. Nun aber ist auch der eigene Bestand in Deutschland dadurch stark verringert worden, daß die Futterzufuhr, die benötigt ist, um reichliche Milch zu erlangen, weitgehend herabgesetzt worden ist.

Von einem Gesichtspunkte aus betrachtet, hat Amerika von jeher die Zentralreiche mit Milch versorgt, nicht direkt, aber indirekt durch die Kuh. Deutschland war immer der beste Kunde für unseren gemahlenen Baumwollamen und für die Dessuchen. Diese Substanzen, die der Landwirt Konzentratfutter nennt, sind benötigt, um ergiebige Milch zu sichern. Falls die Kuh richtig gefüttert wird, mag sie per Jahr 1500 Quart Milch liefern, doch sie wird nicht mehr als die Hälfte, oder höchstens 750 Quart geben, wenn ihr die Konzentrate, die das Proteinfutter enthalten, entzogen werden. Deutschland hat gegenwärtig praktisch keine

Konzentrate, es war auf Amerika, Rußland und Aegypten angewiesen. Es liegt also auf der Hand, daß die eigene Milchproduktion um die Hälfte reduziert worden ist.

Doch ist dies keineswegs alles. In Friedenszeiten wurden die minderwertigen Getreidesorten als Kuhfutter benutzt. Heute werden solche für die Ernährung der Menschen beschlagnahmt. Die Durchschnittsdauer der Mäglichkeit einer guten Milchkuh ist sechs Jahre. Während der nunmehrigen Dauer des Krieges haben also zwei Drittel der Milchkühe in Deutschland die Zeit ihrer Hauptmäglichkeit überlebt. Deutschland war nie imstande, das als Nachwuchs benötigte Jungvieh selbst zu ziehen, sondern hatte viele Milchkühe aus Rußland zu beziehen. Dies hat aufgehört. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß zu Anfang des Krieges viele Kühe geschlachtet wurden, teilweise um Fleisch zu erhalten, teilweise um das vorhandene Futter für die besten Milchgeber zu sparen.

Wenn alle diese Tatsachen inbetracht gezogen werden, so kann jeder erfahrene Vorkereibesitzer leicht berechnen, daß ein enormer Milchmangel herrschen muß. Die Ziffern, die uns für Oesterreich-Ungarn vorliegen, sind weniger genau, als die für Deutschland. Indes wir wissen, daß die Verhältnisse dort nicht viel besser sind wie in Deutschland, und in Polen sind sie noch unsäglich schlimmer. Der erste Schritt, der vom Kaiserreich unternommen wurde, war die Ausstellung von Milchsorten, wo dies sich notwendig erwies. In den Bergen und an Plätzen, wo die Bahnen nicht hinführen, wo es also unmöglich war, den Säuglingen die Milch durch die Zufuhr nach den größeren Bevölkerungszentren zu entziehen, ist der Mangel weniger bemerkbar. Auch sind nicht alle Großstädte gleich übel daran. Wir wissen aber, daß in Berlin, Leipzig, Straßburg und einer Anzahl anderer Städte die Verhältnisse entsetzlich sind.

In Leipzig kann kein Kind von über zwei Jahren einen Tropfen Milch erhal-

ten, und in Straßburg können sogar Frauen, die der Entbindung entgegensehen, nur während der letzten Wochen vor der Niederkunft Milch bekommen. In Berlin gibt es Tausende von Säuglingen, die jeden Tag hungrig sind.

Für Milch für Säuglinge gibt es keinen Ersatz, wenigstens gab es keinen vor dem Kriege. Behauptet wird, daß die deutschen Wissenschaftler etwas entdeckt haben, das den Kindern, von den allerkleinsten abgesehen, gegeben werden mag, doch bis jetzt ist der erzielte Erfolg nur ein teilweiser, und es haben sich viele Todesfälle durch Verdauungsstörungen ergeben.

Selbstverständlich ist es, daß erwachsene Personen wochenlang keinen Tropfen Milch zu Gesicht bekommen. Leute, die Deutschland nicht kennen, wissen nicht, daß selbst in Friedenszeiten die Erwachsenen dort nur sehr wenig Milch genießen. Nach der Statistik der Londoner Handelskammer war der Durchschnittskonsum von Milch in Deutschland nur 55 Quart das Jahr pro Person, in einigen Gegenden sogar nur 40 Quart und nirgends mehr als 70 Quart per Jahr. Da nun ein Kind zum mindesten ein Quart den Tag oder 366 Quart per Jahr benötigt, so heißt dies, daß selbst zu Friedenszeiten nur auf jede siebente Person ein Quart Milch per Tag entfiel. Jede neunte Person indes war im Jahre 1914 ein Kind von unter vier Jahren. Ich weiß nicht, wie hoch der Durchschnittskonsum von Milch in Chicago ist. In Boston beträgt er 200 Quart das Jahr, welches im Vergleich zu Deutschland ein Quart Milch pro Tag auf jede zweite Person kommen läßt, und nicht, wie dort, ein Quart auf jede siebente Person.

Hieraus ergibt sich, wie der Milchmangel in Deutschland sofort die Säuglinge traf, während in Boston zum Beispiel unter ähnlichen Verhältnissen eine Milchnot bei den Kleinen sich vermeiden lassen würde, da die Erwachsenen auf die Milch verzichten könnten.

Was die deutsche Regierung nur hat tun können, hat sie getan; doch trotz aller

Vorsichtsmaßnahmen, trotz der bewiesenen Anpassungsfähigkeit, trotz der Erfindungsgabe der Gelehrten droht den deutschen Säuglingen der Tod durch Verhungern. Die Deutschen rechneten auf die Fortführung des Handels mit neutralen Ländern in Waren, die nicht Konterbande sind. Unsere Regierung hat auf gesetzliche Gründe hin bei den Alliierten protestiert, und England hat sich geweigert, die erlassenen Befehle zu ändern. Die Säuglinge mögen sterben, ehe die in Frage kommenden Gesetzesfragen erledigt worden sind.

Männer und Frauen Amerikas, werdet, Ihr ruhig dafolien und dies dulden? Habt Ihr jemals das klägliche Wimmern eines wirklich hungrigen Kindes gehört? Dies ist keine Gesetzesfrage, sondern eine Frage der Menschlichkeit. Wo der gute Wille herrscht, kann ein Ausweg gefunden werden. Einen derartigen Weg zu finden, ist das Bestreben des Bürgerkomitees für den Versandt von Nahrungsmitteln, das in New York gegründet wurde, mit Dr. Henry J. Wolf als Präsident und Carl R. Schurz, ein ehrgeiziger Name, als Schatzmeister. Zweigausschüsse sind anderwärts gegründet worden. Vor allem ist derjenige in Boston sehr rührig, und ich hoffe, daß dies auch in Chicago der Fall sein wird.

Dies ist Baby-Woche im ganzen großen Lande. In zahllosen Städten und Städtchen wird über Mittel und Wege beraten, wie die Säuglingshygiene ausgebaut werden kann. Wissen Sie, wer in der rationellen Säuglingspflege die Vahnbrecher waren, wer durch ihre Erfindungen, durch ihre liebevolle Arbeit vielleicht die Erhaltung Ihrer eigenen geliebten Kinder ermöglichten? Es waren die Väter und Großväter jener Kinder, die jetzt durch den Mangel an Milch Not leiden. Können Ihr das Gestöhn der winzigen Wesen nicht hören? Es hallt zu Euch selbst über den Ozean!

Nun, Ihr fragt: „Doch was kann ich tun?“ Alles; nicht Du allein, sondern Du und Deine Freunde, und deren Freunde, bis der Hilferuf durch das

ganze Land getragen worden ist, und bis man in Washington den Ruf derart un-
zweideutig hört, daß gehandelt werden
wird.

Washington ist keineswegs unfreund-
lich in der Sache. Der Präsident selbst
empfing mich kürzlich. Er verlieh seiner
warmen Sympathie Ausdruck und ver-
sprach seinen Beistand. Das Gleiche tat
Herr Lansing. Aber die Administration
scheint zu befürchten, daß sie hilflos ist.
Unter diesen Verhältnissen ist uns ein
neuer Vorkämpfer erwachsen: Kongreß-
abgeordneter Henry J. Emerson von
Ohio, der eine für beide Häuser des Kon-
gresses bestimmte Resolution unterbreitet
hat, welche das Staatsdepartement an-
weist, für die sichere Versendung von
Milch nach den Babies jenseits des
Ozeans zu sorgen.

Diese Resolution ist an das Komitee
für Mittel und Wege verwiesen worden.
Falls sie von diesem Komitee heraus-
berichtet wird, wird geglaubt, daß sie den
Kongreß im Sturm passieren wird.
Schreibt an Euren Kongreßmann!
Schreibt keinen oberflächlichen Alltags-
brief, sondern schreibt, wie es Euch das
Herz eingibt. Sagt, daß er in dieser
Sache helfen muß! Falls er nicht ant-
wortet, schreibt ihm wieder. Falls er die
Richtigkeit der Tatsachen bezweifelt, laßt
es uns wissen, und wir werden ihn auf-
klären.

Schreibt nicht nur selbst, sondern ver-
anlaßt auch Eure Freunde, dieses zu tun,
vor allem solche Freunde, die sonst auf
Seite der Alliierten stehen mögen. Sie
mögen „Pro-Allies“ sein, doch wenn es
Amerikaner sind, werden sie bestimmt
„Pro-Babies“ sein.

Telegramme von Kongreßabgeordneten.

Herr Harry Rubens verlas sodann
verschiedene Telegramme, die von Kon-
greßabgeordneten Herrn v. Mach zuge-
gangen waren und in welchen zum Er-
folg des Wirkens im Interesse der Säug-
linge Glück gewünscht wird.

Nachstehend das Telegramm von Kon-
greßmann H. J. Emerson von Ohio, der

dem Repräsentantenhause die Resolution
unterbereitet hat, welche das Staats-
departement anweisen soll, für den un-
gehinderten Versandt von Milch für die
in Europa darbedenden Säuglinge zu sor-
gen: Washington, D. C., 5. März.

Edmund von Mach,

c/o Harry Rubens, Chicago, Ill.

Meine besten Wünsche zum Erfolg
Ihrer Versammlung im Interesse der
Menschlichkeit. Jeder wahre Amerika-
ner sollte dazu beitragen, den Säuglin-
gen, wenn sie Not leiden, zu helfen.

H. J. Emerson, M. C. von Ohio.

Anderere Depeschen von Kongreßabge-
ordneten lagen wie folgt vor:

Meine besten Wünsche für eine erfolg-
reiche Versammlung im Interesse der
Humanität. Jeder Amerikaner sollte
enthusiastisch zugunsten des Planes sein,
den teuren Säuglingen und Kindern zu
helfen, die so notwendig der Milch be-
dürfen, um ihr Leben zu erhalten. Möge
der Himmel Ihre Bestrebungen zum Be-
sten der Säuglinge segnen.

C. D. Lobed, M. C. von Nebraska.

Meine besten Wünsche für Ihre Ver-
sammlung im Interesse der Humanität.
Den Säuglingen zu helfen, ist die Pflicht
eines jeden Amerikaners.

James C. Callivan, M. C.

Meine besten Wünsche im Interesse
der Babies. Die beste Errungenschaft
wäre die, den Säuglingen und Kindern,
die unter der Milch- und Nahrungsnot
leiden, zu helfen.

J. E. Russell, M. C. von Missouri.

Spontane Liebesgaben.

Wie die Worte der Redner den Hörern
zu Herzen gegangen waren, bewies die
Bewegung, die unter ihnen entstand, als
zum Schluß nach Absingen des Liedes
„Amerika“, trotzdem weder ein Eintritt
gefordert, noch Gaben erwartet wurden,
viele Zuhörer sich auf die Bühne dräng-
ten und freiwillig eine Gutfollekte vor-
nahmen, deren Ergebnis die Summe von
\$212.87 war, für den guten Zweck ge-
geben, übernahm Herr Horace L. Prand
dieselbe zu weiterer Verwendung.

Die Wohltätigkeitskirmeh im Koliseum.

Ueber die vielen, an das Chicagoer Deutschthum sich im Laufe der letzten zwei Jahre herandrängenden Menschlichkeitsforderungen hat es dennoch seines Haupthilfswerkes, der deutsch-österreichisch-ungarischen Hilfs-gesellschaft nicht vergessen. Und es mußten stets neue Quellen erschlossen werden, aus welchen der Hilfs-gesellschaft neue Einnahmen zufließen, damit sie auf der Höhe ihrer humanitären Aufgabe verbleiben könne. Und so wurde denn bei einem Gabelfrühstück, das Herr Dr. Otto L. Schmidt für einen kleinen Kreis veranstaltet hatte, der Gedanke für eine Kirmeh angeregt und die Veranstaltung sofort beschlossen.

Monate hindurch haben die Damen und Herren, deren später unten gedacht werden soll, mit einer von der höchsten Menschlichkeit inspirierten Begeisterung gearbeitet, Geschenke erbettelt und zusammengetragen, ein großes und herrliches Programm entworfen, bis endlich das große Fest der Menschenliebe eröffnet werden konnte.

Aus Anlaß der Eröffnung wurde folgendes geschrieben:

Das große Liebeswerk, die Charity Kirmeh im Koliseum, hat seinen Anfang genommen, und den Bürgern Chicagos, in erster Reihe denen, in deren Adern das Blut der Völker beider Kaiserreiche und ihrer Verbündeten fließt, und ebenso auch allen übrigen, die ein Herz für fremdes Leid haben, ist nun die Gelegenheit geboten, ihr Mitgefühl zu betätigen. Seit neunzehn Monaten tobt der gewaltige Krieg draußen und fordert täglich Opfer an theuren Leben, und reißt von der Seite der Gattin und der Kinder den Vater und Ernährer, und Tausende und Aber-tausende von denen, die heimkehren, hat der fürchterliche Kampf zu Krüppeln gemacht, und nicht nur Witwen und Waisen bejammern den Verlust dessen, der ihre Stütze war und dessen Grab sie oft nicht einmal kennen, sondern auch die Heimgekommenen sind in unzähligen Fällen der

Fähigkeit beraubt, die Ihrigen zu erhalten. Wohl wissen wir, daß das ganze Volk die Währer seiner Landesgrenzen, die Schützer der Heimat, die Sieger und Helden des Krieges nicht vergessen wird. Wohl haben wir gesehen, wie hinter der eisernen Schutzmauer der verbündeten Seere jede Hand der Zurückgebliebenen geschäftig arbeitete, nicht nur, um die Kämpfenden zu unterstützen und die Verwundeten zu pflegen, sondern auch die Not der Hinterbliebenen der Gefallenen zu lindern. Aber das Mitleid darf nicht nur die erfassen, die in den Grenzen der Vaterländer leben; in dieser gewaltigen Zeit soll des Dichters Wort zur Wahrheit werden: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt — das soll es sein — das Vaterland muß größer sein,“ das Deutschthum der ganzen Welt soll hier helfen. Karl von Holtei, der schlesische Dichter, hat einen kleinen Knaben in einem seiner Gedichte verherrlicht, der 1870 das ihm geschenkte Fünzigpfennigstück in die Sammelbüchse für Verwundete, die er nur mit Hilfe seiner Spielkameraden erreichen konnte, warf, statt das Geld für sich zu verwenden.

Wie ein gewaltiger Sturm hat die Liebe, das Mitleid die Männer, Frauen und Kinder der verblindeten deutschen Völker ergriffen und sie legen in heiliger Dankbarkeit das Letzte nieder auf dem Altar der Vaterlandsliebe und zeigen ihre Liebe, indem sie Opfer bringen, und opfern, weil die Liebe treibt.

Das war von jeher die Stärke des deutschen Volkes, das war die Macht, die den Velteroberer Napoleon im Befreiungskriege auf die Knie zwang, das ist heute die Stütze der kämpfenden Vaterlandsverteidiger, das ist auch das Kostlichste, das wir, die Abkömmlinge dieses großen Volkes, als Erbe in die neue Heimat mitgebracht haben. Und wenn wir heute stolz auf unser Deutschthum sind, wir haben, Gott sei Dank, im Volke, dem wir heute als Bürger angehören, das

gleiche Gefühl für fremdes Leid finden dürfen, großzügiger vielleicht, weil das Land so reich ist, nicht kleinlich, wie es uns diese schwere Zeit zurechnige bewiesen hat.

Darf es uns deshalb wundern, daß die Herzen der Deutschen, der Oesterreicher und Ungarn und ihrer Nachkommen in diesem Lande in mitleidiger Liebe für ihre Stammesvölker, die draußen um ihre Existenz kämpfen, erglühen? Darf es uns wundern, daß Millionen gesammelt werden unter ihnen, um die Wunden, die der Krieg schlägt, zu heilen und Linderung der Not zu bringen und Liebe und Hoffnung zu tragen in die Häuser, in denen die Einsamen in Tränen seufzen?

Wollen wir, die wir im Frieden wohnen, dem bangen Ruf derer, die zu uns gehören: „Kommt und helft uns!“ teilnahmslos gegenüberstehen? Gewiß nicht! Chicagos Deutschtum und Alles, was sich heute in brüderlicher Liebe zu ihm zählt, hat längst bewiesen, daß geteiltes Leid halbes Leid ist und willig und mit offenen Händen beigesteuert zum edlen Zweck.

Mit der Charity-Kirmes soll aber jetzt ein gewaltiger Liebestrom in die leidenden Vaterländer geleitet werden und Chicago will zeigen, daß die Herzen warm für alle Werke des Wohltuns schlagen, umsomehr als es gilt, den Brüdern draußen zu helfen.

Die edlen Männer und Frauen, die die Charity-Kirmes ins Entstehen gebracht, die seit Monaten eifrig gearbeitet haben, die ihre Geschäfte vernachlässigt, ihre Haushaltungen verlassen und im Vertrauen auf die Opferwilligkeit ihrer Mitbürger nicht nur des eigenen Volkes, sondern aller Völker das große Wohltätigkeitswerk begannen, sollen sich nicht getäuscht sehen. Künstler, deren Hand die Liebe geleitet, haben aus dem kalten, großen Koliseum einen schönheitswarmen Feenpalast geschaffen, in dessen Mauern die Menschenliebe Triumphe feiern soll und auch feiern wird. Chicago hat solche Pracht noch nicht gesehen, und was die

Charity-Kirmes bietet, stellt alles Dagewesene in den Schatten. Zwar klopfen die Arbeiter noch hie und da mit ihren Hämmern an den prächtigen Bauten, aber das gehörte dazu, denn es klang wie ein Pochen an die Herzen der Anwesenden: Gib, gib, gib reichlich! Schon lange vor der Eröffnung zogen die Gäste in Scharen zum Koliseum und schauten mit Staunen auf die Pracht, die sich ihren Augen bot. Beim Eintritt blieben sie überrascht stehen. „Ach Zotte doch,“ sagte ein mit Spreewasser getaufter Herr zu seiner Gattin, „Unter de Linden — det Brandenburger Thor, de Aussicht in'n Tiergarten, nee eenzig — un Hindenburg, wat sagst de dazu, Zotte? Na, den Siegeszug möcht ich sehen, wen't mal erst so weit is!“ „Ist das nicht wundervoll,“ sagte ein Anderer, „wie man das Gebälke verdeckt hat und die Farbenpracht der Gehänge durch elektrische Lichter zu einem Sternenhimmel umgewandelt hat.“

Die Augen wandten sich nach den beiden Endseiten der großen Halle. Da hatte der Tausendkünstler anstelle der nackten Wände die herrlichsten Alpenlandschaften hingezaubert und aus dem Orchesterbalkon, der sonst wie ein Schwalbennest an der Wand klebt, ist eine prächtige Alpenhütte geworden, die so naturgetreu aus den eisigen Gletschern hervortritt, daß eine kleine Schweizerin ihren Begleiter anstieß, nach der Alpenhütte deutete und ausrief: „Quag emol, ischt das nüüd herzig?“ Weiter zogen sie dann, von einer der prächtigen Buden zur anderen, überall aufgehalten von den lebenswürdigsten Damen, die allerlei reizende Dinge zu verkaufen hatten und Loose feilboten, die dem glücklichen Gewinner die Möglichkeit in Aussicht stellten, allerlei schöne Sachen, von einem Damenkleid bis zum Staatszeitungsautomobil, zu erwerben.

Prachtstücke sind die beiden, die Straße „Unter den Linden“ flankierenden Tempel und die in Farben herrlich ausgeschmückten Verkaufsbuden, über die sich die Flaggen Amerikas, quer über die Halle

in Abständen gezogen, schükend breiten. Gar kein Ende scheinen die Verkaufsstände nehmen zu wollen, bis man zu den verschiedenen Erfrischungsständen, den Kabarettfälen und dem Theater und dem Tanzsaal kommt. Vor dem Flohtheater standen zwei reizende Türkinnen, die sich gegenseitig anstießen und lüchelten. Vielleicht hätten sie gern gewußt, wo der Herr Professor seine Künstler aufbewahrt. —

Wie viele Tausende von elektrischen Lichtern die ganze Herrlichkeit beleuchteten, ist schwer zu sagen, am sichersten geht man, wenn man von einem Meer von Licht spricht.

Ballmanns Orchester spielte liebliche Weisen und zu deren Klängen zogen die Besucher hin und her, bis plötzlich eine Fanfare den Beginn der Eröffnungsfeierlichkeiten verkündete. Die Ehrengäste hatten sich auf dem Balkon unter dem Orchesterstand versammelt und nun drängte sich vor demselben die Menge der Anwesenden.

Auf der Tribüne befanden sich Bürgermeister William Hale Thompson, der stellvertretende Konsul des Deutschen Reichs, Baron von Reisswitz, Dr. Hugo Silvestri, General-Konsul Oesterreich-Ungarns, Otto C. Schneider, der Präsident der Kirmes, Dr. Otto L. Schmidt, A. C. E. Schmidt, Ferdinand Walther, Alfred Kohn, Fred W. Moch, Arthur C. Lueder, Frau Karl Bühl, Pastor R. A. John, Pastor Jacob Pfister, Edward G. Uehlein, Ch. W. Wader, Frau Katharine Seipp, Herr Horace L. Brand und andere.

Herr Charles H. Wader, der Präsident der „Deutschen und Oesterreichischen Hilfs-Gesellschaft“, führte den Vorsitz. Man wartete auf das Erscheinen des Erzbischofs Mundelein, mußte aber beginnen, ehe derselbe erschien. Herr Wader stellte den Präsidenten der Charity-Kirmes, Herrn Otto C. Schneider, mit folgenden Worten vor:

Herrn Ch. H. Waders Ansprache.

Obwohl nicht erwartet wurde, daß ich eine Rede als Präsident der „Deutsch-Oesterreichischen Hilfs-Gesellschaft“ halten sollte, kann ich nicht umhin, meinen tiefgefühltesten Dank allen Denen auszusprechen, die so unermüdlich und treu zu dem Erfolg der Charity-Kirmes beigetragen haben. Warum sind wir hier? Was hat so viele brave Frauen und Männer veranlaßt, so aufopfernd dafür zu arbeiten, diese Kirmes zu einem Erfolg zu machen? Humanität! Ich wiederhole es, Humanität! — Was bedeutet human zu sein? Bedeutet es unmenschlich, barbarisch, brutal, grausam, mitleidslos, roh und selbstlücklich zu sein? — Nein; es bedeutet freundlich, sympathisch, teilnehmend und barmherzig zu sein in dem dringenden Verlangen, Not zu lindern.

Lassen Sie uns deshalb fortfahren, die Großherzigkeit, den Hochsinn, die Höheit aller Derer anzuerkennen, zu preisen und zu ehren, die sich bestreben, allen den Leidenden, allen Frauen und Kindern aller Völker, die an diesem schrecklichen Kriege beteiligt sind, hilfreiche Hand zu reichen.

Lassen Sie uns im Geiste unseres uesterblichen Präsidenten Abraham Lincoln den Worten desselben nachsehen und handeln: „Ohne Bosheit gegen Jemand und Menschenliebe für Alle.“ Meine Damen und Herren, ich habe die Ehre, Ihnen den Präsidenten der Charity-Kirmes, Herrn Otto C. Schneider, vorzustellen, einen unserer Mitbürger, der als öffentlicher Beamter unantastbar ist und dessen Intelligenz und tatkräftige Mitwirkung so viel zum Erfolge dieses herrlichen Werkes beigetragen hat.

Rede von Herrn O. C. Schneider.

Die Ansprache, mit der Herr Otto C. Schneider, der Präsident der Wohlthätigkeits-Kirmes, die große Veranstaltung eröffnete, hatte folgenden Wortlaut:

„Wir sind hier damit beschäftigt, der Menschheit eine Wohlthat zu erweisen, und es gereicht mir tatsächlich zum außer-

ordentlichen Vergnügen, Ihnen Allen ein herzlich willkommen zu entbieten. Meine persönlichen Erfahrungen in der Vorbereitung dieser Kirmes während der letzten drei Monate haben mir einen weitgehenden Einblick in den Wohltätigkeits-sinn unserer Mitbürger, wie derselbe sich in der bereitwilligen Unterstützung dieses guten Samariterwerkes offenbarte, gewährt, und ich bin überzeugt, daß wir durch unsere vereinten Bemühungen sehr viel Not und Elend lindern können. Zu diesem bedauerlichen europäischen Krieg stehen wir vor einer Katastrophe, welche die Geschichte der Nationen auf Jahrhunderte hinaus beeinflussen mag und wir können mit gutem Recht uns die Frage vorlegen, ob diese entsetzliche Vernichtung von Leben, von Gesundheit und von Eigentum schließlich zu der Erhöhung des Glücks der beteiligten Völker führen, oder die Welt besser gestalten wird. Wir wissen jetzt schon, daß der Ansturm vieler Nationen auf einige wenige nicht mit dem Sieg der numerischen Uebermacht gleichbedeutend ist. Nur die innemwohnende größere Kraft einer Nation, wie sie sich in der Leistungsfähigkeit und dem Dienst des Einzelnen im Interesse des Staates offenbart, kann den Sieg sichern. Die Frage indes bleibt, ob in diesem Sieg des Leistungsfähigsten die Sieger Wohltaten ernten werden, welche die Lebenden, sowie die kommenden Generationen für die gebrachten Opfer genügend entschädigen werden. Wir, die wir hier in Amerika sind, können den Folgen dieser Umwälzung nicht ganz entgehen und auch an uns werden sich schließlich einige der Konsequenzen fühlbar machen. Doch während jene Unglücklichen in Europa sich nicht nur selbst, sondern auch ihre Familien und ihre Vermögen für große Prinzipien opfern, sollten wir in diesem, unserem gesegneten Lande, uns abseits stellen und nach unserem besten Können die Wunden lindern helfen? Und zu diesem Zweck stehen wir heute vor Ihnen und sagen: „Zahrt fort, uns in diesem edlen Werke zu helfen. Unterstützt uns, das Leid unschuldig Leidender zu

lindern, die Opfer auf dem Altare des Vaterlandes geworden sind, während räuschvoller Ehrgeiz, in Neid geboren und durch Hass entwidelt, immer mehr neue Opfer sucht. Wir können uns tatsächlich glücklich preisen, daß wir uns noch voll und ganz des Friedens und aller Vorzüge, die das Leben schön und wert machen, erfreuen. Glücklich sind auch jene, die in der Lage sind, hervorzutreten und ihr Scherflein, gleichviel wie klein, zur Vinderung des Leids und des Elends beizutragen. Jetzt, meine Freunde, wägt nicht die Pennies, die ihr verausgabt, allzusehr. Vergeßt diesmal die sonst lobenswerte Tugend der Sparsamkeit. Ehrt euch selbst durch Taten der Liebe, und damit dieses geschehe, erkläre ich jetzt formell die Wohltätigkeits-Kirmes für eröffnet.“

Hierauf stellte Herr Wader Herrn Bürgermeister William Hale Thompson vor, dessen Erscheinen mit Beifall begrüßt wurde.

Bürgermeisters Thompsons Rede.

Meine Damen und Herren! Es ist mir eine große Ehre, vor Ihnen zur Eröffnung Ihres herrlichen Werkes der Menschenliebe sprechen zu dürfen. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem lobenswerten Unternehmen und freue mich, daß dasselbe so weit gediehen ist. Dem ungeheuren Elend in Europa gegenüber ist es unsere Pflicht, unseren Mitmenschen nach Kräften zu helfen, und es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß Sie den denkbar größten Erfolg haben, denn das würde den Ruhm Chicagos in alle Welt tragen. Es hat mir wohlgetan, zu vernehmen, daß Sie bereits mehr als \$50,000 für Ihren herrlichen Zweck gesammelt haben, und ich hoffe, daß wie ich es für meine Pflicht gehalten habe und es als eine mir wohlthuende Freude empfinde, hier zu sein, auch alle Bürger es als Pflicht sowohl als auch als Freude erkennen werden, herzukommen und für ihren Teil dazu beizutragen. Ihr Unternehmen zum Nutzen der Leidenden Menschheit in Eu-

ropa zu einem großartigen Erfolg zu machen."

Die Zuhörer nahmen sämtliche Reden mit Beifall auf. Während der Eröffnungszereemonien wurden Wandelbilder der auf der Tribüne befindlichen Herren und Damen genommen. Ein Versagen der elektrischen Leitung machte es notwendig, Herrn Thompson noch einmal aufzunehmen, wozu derselbe die Beleuchtung machte, daß er jetzt schauspielern müßte, nur um sich redend im Bilde zu bereuigen.

Erzbischof Mundelein entzückt.

Der Erzbischof von Chicago, George Wilhelm Mundelein, erschien auf der Kirche kurz nachdem der Redeaktus vorüber war. Er sprach den Herren des Direktatoriums sein Bedauern darüber aus, daß er sich auf Grund von Diözesangeschäften etwas verspätet habe. Sodann schloß er sich unter der Führung des Präsidenten Otto C. Schneider, des Vizepräsidenten Otto L. Schmidt, des Sekretärs M. C. E. Schmidt, des Schatzmeisters Ferdinand Walther, Herrn Michael F. Girtens, des Vorsitzers des Komitees für Einladungen, und anderer Herren der riesigen Menschenmenge an, die die Wanderung von Bude zu Bude antrat. Der geistliche Würdenträger war für Alles, was er sah, Feuer und Flamme und hielt später, als man ihn über eine Meinungsäußerung über die großartige Veranstaltung ersuchte, mit seinem Lobe nicht zurück.

Der Erzbischof meinte wörtlich:

"Dies ist eine Veranstaltung, die die Unterstützung aller Menschen verdient, ohne Rücksicht auf ihre Abstammung. Falls ein Teil des menschlichen Körpers erkrankt, so leidet hierunter der ganze Körper. Das Gleiche ist wahr bezüglich des gegenwärtigen Krieges. Das Wenigste, das wir tun können, ist, unsere Sympathie denen, die jetzt leiden, zu beweisen. Es ist eine Charaktereigenschaft der Deutschen, daß sie, wo immer sie sich niederlassen, zu den Besten der Bürger werden. Stets haben sie dem Rufe des

Landes Folge geleistet, wenn dasselbe sie benötigte, und ich weiß, daß es stets so bleiben wird."

Die obige Erklärung hatte der Erzbischof in Englisch abgegeben. In Deutsch fügte er dann hinzu: „Nie sah ich etwas Schöneres. Ich bin überzeugt, daß der allseitige Erfolg nicht ausbleiben wird. Der „Staatszeitung“ und Herrn Horace L. Brand mache ich für das prächtige Automobil, das er der guten Sache zur Verfügung gestellt hat, noch mein besonderes Kompliment."

In der verschiedensten Weise bewies der Erzbischof während seines Rundgangs auf der Kirche, daß er auf sein deutsches Blut stolz ist.

So trug er sich in deutscher Schrift und deutscher Sprache in das Gindenburg-Buch ein. Er schrieb wörtlich und in deutschen Buchstaben: „Georg Wilhelm Mundelein, Erzbischof von Chicago." Sein Sekretär, Rev. Dr. Malloy, der ihn begleitete, verewigte sich ebenfalls, und die begleitenden Herren vom Komitee taten ein Gleiches. Die Damen, die die Hüterinnen des Gindenburg-Buches sind, hielten in wenigen Augenblicken reiche Ernte, denn der Erzbischof selbst legte für den guten Zweck einen Geldschein auf den Tisch, der einen rot-goldenen Hintergrund hatte, und die anderen Herren zahlten ebenfalls hübsche Summen.

Kaufte selbstgraue Puppe.

Ueberhaupt trug der Erzbischof allüberall in der freigiebigsten Weise zum Gelingen der großartigen Veranstaltung bei. Vor der hübschen Puppenbude, die „Unter den Linden“ aufgebaut ist, blieb er längere Zeit stehen. Ein Püppchen, genau den Feldgrauen nachgebildet, lenkte seine besondere Aufmerksamkeit auf sich.

„Das wadere Männchen dürfen Sie mir in meine Wohnung schicken," erklärte er einer der Verkäuferinnen und legte zwei Fünfdollarscheine hin.

In der Baby-Ausstellung zeigte der Prälat seine Unparteilichkeit. Er sah

sich lächelnd die vielen ausgestellten Prachtkinder an und meinte dann, daß ihm die Wahl zu schwer falle, eins als das schönste herauszufuchen. Er stimme für alle und gab fünf Dollars her. Mehlrich ging es in der Candy-Bude, dem Bauderville, der ungarischen Bude und vielen anderen Abteilungen.

Vor der Blumenbude willfahrte er dem Ersuchen des Staatszeitungs-Vertreter's und ließ sich mit den begleitenden Herren vom Direktorium photographieren. Die jungen Damen, die die duftenden Kinder Floras feilbieten, kletterten auf Stühle und Bänke, um möglichst mit auf das Bild zu kommen. Auch das der Blumenbude gegenüber gelegene Floh-Theater wurde vom Erzbischof besucht, und er lachte köstlich über die Sprünge der winzigen Künstler.

Während seines Rundganges wurden viele der anwesenden Damen dem Erzbischof vorgestellt. Für Jede und Jeden hatte er einige freundliche Worte. Herr Joseph Danzinger machte ihm gegenüber die Bemerkung, daß er sich glücklich schätze, ebenfalls aus dem Dertchen Warburg in Westfalen zu kommen. Lachend meinte der Erzbischof, sich der deutschen Sprache bedienend: „Direkt komme ich allerdings nicht aus Warburg, doch die Wiege meines Urgroßvaters, der im Jahre 1820 in Amerika landete, stand dort. Deutsch kann ich aber, wie Sie sehen, trotzdem noch.“

Gruß des Grafen Bernstorff.

Gerne wären zu der Kirmes Graf von Bernstorff, der deutsche Botschafter, sowie Baron Zwiedinck, der Geschäftsträger der österreich-ungarischen Botschaft in Washington, erschienen. Dringende Amtsgeschäfte ließen es aber nicht zu. In Telegrammen an die Exekutive wünschten sie der Veranstaltung den weitgehendsten Erfolg.

Nachstehend die Depesche, die der deutsche Botschafter Graf von Bernstorff schickte:

An den Wohltätigkeitsbazar zum Besten der deutschen und österreich-ungarischen Kriegsnotleidenden, Chicago. Washington, D. C., 27. März 1916.

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Nehmen Sie meinen verbindlichsten Dank für die mir durch Herrn Gärten übermittelte freundliche Einladung zur Teilnahme an der Kirmes zum Besten der deutschen und österreich-ungarischen Kriegsnotleidenden entgegen. Zu meinem Bedauern muß ich die Richtigkeit Ihrer Vermutung bestätigen, daß meine völlige Inanspruchnahme es mir verbietet, dorthin zu kommen. Seien Sie aber versichert, daß ich das wärmste Interesse an Ihrer schönen Veranstaltung nehme, welcher ich in aufrichtiger Dankbarkeit für die hingebenden Bemühungen aller Beteiligten einen glänzenden Erfolg wünsche.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr
aufrichtig ergebener

Bernstorff.

Depesche des Barons Zwiedinck.

Das Telegramm des österreich-ungarischen Geschäftsträgers, Baron Zwiedinck, lautete:

Washington, D. C., 27. März 1916.

An den Vorsitz der Komitees für Einladungen für den Wohltätigkeitsbazar, 154 West Randolph Straße, Chicago, Ill.

Bedaure, daß es mir nicht möglich ist, der Eröffnung der Wohltätigkeits-Kirmes beizuwohnen und schade deshalb meinen wärmsten Gruß und meine besten Wünsche für einen allseitigen Erfolg. Den wärmsten Dank an Alle, die so unermüdet für dies Unternehmen arbeiten. Möge es in weitgehender Weise für die Vinderung des Leidens unter unseren Brüdern jenseits des Ozeans beitragen.

Zwiedinck,

Geschäftsträger für Oesterreich-
Ungarn.

Auch Gouverneur Dunne grüßt.

Gouverneur Dunne übermittelte nachstehende Depesche aus Springfield:

Springfield, Ill., 28. März 1916.

Herrn M. D. Girtten, Vorsitz der Komitees für Einladungen.

Ich bedaure, daß durch meine zweiwöchentliche Abwesenheit aus der Staatshauptstadt die Amtsgeschäfte sich in einer Weise gehäuft haben, daß ich gezwungen bin, in Springfield zu bleiben. Ich wünsche Ihnen zu der Veranstaltung allen Erfolg.

Staatssekretär Richard W. Barr aus Joliet sprach telegraphisch ebenfalls sein Bedauern darüber aus, daß er verhindert sei, der schönen Veranstaltung beizuwohnen, und der frühere Kongreßmann Frank D. Lowden telegraphierte aus Ormond Beach, Fla.: „Ihre höfliche Einladung kam mir zu Händen. Ich schätze es sehr hoch, daß Sie meiner gedachten und bedaure außerordentlich, daß es mir unmöglich ist, der Kirche beizuwohnen.“

Wilson kam nicht.

Richter Girtten hatte als Vorsitz der Komitees für Einladungen eine formelle Benachrichtigung der Kirche an das Landesoberhaupt geschickt. Daß der großen Sache, die doch nicht im Interesse von Waffenerfolgen der Streiter, sondern zum Besten der Witwen und Waisen ins Leben gerufen wurde, in dem Antwortschreiben mit keinem Wort Erfolg gewünscht wird, erregte bei allen, die den Brief aus dem Weißen Hause zu Gesicht bekamen, weniger Befremden als Bedauern. Man fragte sich, wie hätte der Brief wohl gelautet, wenn die Kirche zum Besten von Witwen und Waisen der Mißierrten veranstaltet würde. Jeder aber sagte auch, daß es jetzt erst recht Pflicht aller Beteiligten sei, die Veranstaltung in jeder Beziehung zu einem gigantischen Erfolg zu machen.

Der Brief des Sekretärs des Präsidenten lautete übrigens wie folgt:

Das Weiße Haus, Washington, D. C.

Mein werter Herr Girtten!

Der Präsident hat mich gebeten, den Empfang Ihres Briefes vom 21. März zu bestätigen und Ihnen herzlich für die überaus freundliche Einladung, die Sie übermittelten, zu danken. Er bedauert indes sehr, daß seine Verpflichtungen derart dringend sind, daß ihm die Annahme unmöglich ist. Er wünscht, daß ich Ihnen und allen Beteiligten versichere, daß er Ihre Aufmerksamkeit in dieser Sache sehr würdigt.

Achtungsvollst,

J. P. Tumulty,
Sekretär des Präsidenten.

Verwaltungsbehörde der Kirche.

Die Damen und Herren, aus welchen die Verwaltungsbehörde des großen Wohltätigkeitsunternehmens sich zusammengesetzt hat und die sich als wahre Priester der Menschenliebe bewährt haben, verdienen wohl mehr als flüchtige Erwähnung. Das Wort, das sie vortrugen, sprach jedoch beredter für sie, als ich es tun könnte, und so seien bloß deren Namen angeführt:

Edward G. Wihlein, Ehren-Präsident,
Frau Katherine Seipp, Ehren-Präsidentin,
Alfred Kohn, Vorsitzender des Finanzausschusses,
Otto C. Schneider, Präsident,
Frau Carl Bühl, Vorsitzende des Frauen-Giltsausschusses,
Dr. Otto L. Schmidt, 1. Vize-Präsident,
Fred W. Bloch, Vize-Vorsitzender des Finanzausschusses,
Arthur C. Sueder, geschäftsführender Direktor,
H. C. C. Schmidt, Sekretär,
Ferdinand Walther, Schatzmeister.

Rundgang durch die Halle.
Wiener Café.

Unstreitig einer der fröhlichsten Plätze im Kreise aller Juden ist das Wiener

Café, wo Wiener Gemütlichkeit und Wiener Frohsinn seinen Gästen einige flotte Stunden bringt. — Wie angenehm ist's, im Kreise all der Freunde und Bekannten ein Plauderstündchen zu genießen. Klinke Hände bewirten die Gäste mit Kaffee und Kuchen. Unermüdlich arbeitet das Unterhaltungsprogramm. Bald wird gesungen und getanzt, oder es werden lustige Kuplets vorgetragen, oder auch ein feines Piano-Solo, kurzum, es fehlt an gar nichts, was zu einem harmonischen Ganzen gehört — eine feine Tasse Kaffee — feine Gesellschaft — feines Programm. — In trefflicher Weise sorgte dafür vor allem die Vorsitzende, Frau C. A. Lorenz, die allüberall ihre unermüdlichen Hände rührte, um allem und allen gerecht zu werden — ihr zur Seite standen die Damen: C. Beck, J. G. Braun, C. Büttner, B. Cammann, W. P. Dörr, J. Eisenbeiß, J. C. Garnisch, A. Heilbrunn, A. Kellner, G. Krebs, Mme. Kröschell, Theo. Rühl, D. Rieberthal, J. J. Rill, Richard Pick, A. Preß, v. Rosthorn, C. P. Schaad, C. Sippel, Mme. D. Stein, M. von Valtier, ferner Elsa Göß, Marie Gräbner, Victoria Roe.

„Country Store.“

„Immer gewonnen — niemals verloren.“ Mit diesem Ruf weiß Herr Schwane die vorübergehenden Gäste für den „Country Store“ zu interessieren. Was da nicht alles zu haben ist: Handarbeiten, Glaswaren, Nippsachen, Haushaltungsgegenstände — kurzum alles, was in einem Allerweltsladen zu sehen ist. Unermüdlich arbeitet das Glücksrad und verteilt seine Preise an die glücklichen Gewinner; bald ist es eine feine Vase, bald ein handbemaltes „Dinner Set“, auf welches namentlich die Damenvelt ihr Augenmerk richtete; bald ist's eine Lampe, eine Schürze. — Der „Country Store“ ist niemals verlegen, seine Gäste zu überraschen und zu erfreuen. Als Vorsitzende waren gestern bewunderungswürdig tätig die Damen Ida Schrader, Präsidentin; Frau A. B. Schwane und Frau S. C. Eberhardt; zur Seite standen

ihnen die Helferinnen: A. Molcher, W. Wagner, C. Teske, Ruth Ohnhaus, M. Reichmann, W. Eberhardt, A. Krohne, J. Brune, M. Edler, M. Damme, M. Büttner.

Ringspiel-Stand.

Zu einem lustigen Spielchen um etwas oder nichts fanden sich die Gäste bei der Ringspielbude ein, das heißt, sie taten ihr Bestmöglichstes, um die kleinen Ringe über die verschiedenen Gegenstände werfen zu können, was aber nur den wenigsten gelang; den glücklichen Gewinnern aber wurde ein um so schönerer Preis zuerkannt. Als Vorsitzende waren tätig die Damen: M. Lüders und A. Segel, sowie M. Josetti; als Helferinnen die Damen Kraut, Preiß, Margins, Tafe, Josetti, Bar, Scharsenberg und Bar jr.

Champagner-Stand.

Zu einem feinen, würzigen Tropfen lud der große Champagner-Stand ein, wo Frau Richter Brentano ihre Gäste mit freundlichem Lächeln begrüßte und sie zu den niedlich kleinen Tischchen führte. Eine anregende Unterhaltung war stets am Plage, und wenn gar noch die Herrenwelt sich zu der Damengesellschaft mengte, dann war Heiterkeit und Frohsinn in der schönsten Blüte, und viele wählten den harmonischen Champagner-Stand zu ihrem bleibenden Plätzchen, wo das fröhliche Plaudern und Erzählen durch ein köstliches Naß gewürzt wird. Als Vorsitzende fungierten die Damen: Th. Brentano und A. Schmitt; ferner die Damen: Otto C. Schneider, Clausenius, Glade, Disinger, Fischer, Propach, A. Lengan, Ortseisen jr., Ph. Redde, A. Schmitt, R. Smith, A. Smith, A. Sonntag, J. Blum, Windsberger, Knoop, R. Wilt, A. Schmitt.

Grocery-Stand.

Wer die köstlichen Wurstwaren und die appetitlichen eingemachten Früchte in dem Grocery-Stand betrachtete, der mußte sich unwillkürlich zu einem Kaufe verleiten lassen. Der saftige Schinken

und die langen Leberwürste lachten auf ihren Tellern zu den Umstehenden, als wollten sie ihnen so recht ans Herz legen, sie mit nachhause zu nehmen, damit die ganze Familie von der Kirmes einen Vorgesmack bekomme. Da waren als tüchtige Verkäuferinnen tätig die Damen: Oskar F. Meyer, Vorsitzende; als Helferinnen die Damen: Aug. Müller, H. Ericksen, R. Reichle, A. Wegener, R. Citel, E. Demme, G. Mayer, S. Belthof, S. Windgasser.

Postkarten-Stand.

Für eine sinnige Postkarte, einen Bogen Schreibpapier und andere notwendige Sachen und Säckelchen hat gewiß Jeder ein freigebiges Herz, und es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Damen an der Stationery-Bude unter schwarz-weiß-roter Flagge vollauf zu tun hatten, um die fleißige Kundschaft zu befriedigen. Vorsitzende: Frau C. Lambert; ferner die Damen Schulz und Rapp, Dunn und Genning.

Programm-Stand.

Ziellos und planlos ziehen die Besucher auf und nieder und ganz zufällig stoßen sie auf die Programm-Bude, wo sie sich ohne Zögern eins von den Dingen kaufen, um wenigstens über das ganze System orientiert zu werden.—Als tüchtige, gewandte Rednerin und Verkäuferin fungierte die Vorsitzende, Frau Emily Fleig, ferner die Damen: A. Röhn, A. Londerius, S. Londerius, S. Mohrdick, E. Gohlgraff, A. Siebold, A. Neuter, L. Pfeiler, E. Guderjahn, A. Guderjahn, C. Brinkmann, W. Dittmann, A. Ehler, S. Ehler, L. Strahn.

Jelly-Stand.

Für aparte Süßigkeiten sorgte die niedlich dekorierte Jelly-Bude, wo in allerliebsten Körben und Körblein die feinsten Früchte ausgestellt waren, und als Verkäuferinnen waren tätig die Damen: R. Rommel, Vorsitzende; M. Wiesner und Progly.

Kriegsraritäten-Stand.

Der ganzen Veranlassung am besten angepaßte Bude war sicher die Kriegsraritäten-Bude mit all den vielen Wunderdingen und Arbeiten, die deutsche Soldaten in der englischen Gefangenschaft verfertigt haben, und viele Holzartikelfchen trugen sogar die Inschrift des betreffenden Soldaten mit Angabe des Bataillons und des Ranges, was natürlich den Wert der Sachen erhöhte. Als Vorsitzende waren tätig Frau Baronin von Reismütz, Frau Dr. Wiener, Frä. Arnold, Frä. Mezza C. Wood, M. Garter, E. Fichner und F. Heine.

Candy-Stand.

In der reizenden Tracht der Schöfrinnen waren die Damen an der Candy-Bude tätig und taten ihr Bestmöglichstes, um recht viele Wagen einzubringen in den großen Saal der Wohltätigkeit. Die Damen, die so fleißig und unermüdet arbeiteten, waren: Frä. M. Pfeiffner, Vorsitzende; J. Lübker, R. Hartwig, S. John, A. Bandermann, E. Lisse, S. Lübker, D. Lübker, D. S. Meyer, M. Pollin, P. Warmann, E. Schulz, M. Schulz, E. Willner, A. Jense, E. Jense, R. Hoffe, J. Gausp, C. Christmann, M. Mayer.

Lunch-Counter.

Isolde und Marlitt Frauen-Verein.

In stattlichem schwarzen Kleide, mit blißblank weißer Schürze und einer roten Rose am Busen, so bewillkommten die Damen am Lunch-Counter ihre Gäste, die sich die Erfrischungen trefflich munden ließen. Vorsitzende Frau Helene Spreyner, Frau Rumpf, Frau Tschaupp, Frau Starkwetter, Frau Nahn, Frau Rodlinsky, Frau Hochmann, Frau Englund, Frau Vauz, Frau Verger, Frau Valentin.

Handarbeiten-Stand.

Gleich am Eingange gelegen, an der schönsten Ecke „Unter den Bänden“, traut der Handarbeiten-Stand mit seinen reizenden Schöpfungen fleißiger, geschickter

Frauenhände. Was da nicht alles angestellt ist! In weißer und farbiger Stückeri, Schürzchen, Tücher, Servietten und noch tausend Herrlichkeiten, die unter dem Namen „Fancy Work“ die Augen der Gäste auf sich zu lenken verstehen. In der Bude arbeiten als Vorsitzende Frau L. Guentzel, ferner die Damen: L. Abele, D. L. Schmitt, R. Pietsch, L. Schwill, M. Wilms, Wilkens und Nieke.

Ice-Cream-Stand.

In einem wunderhübschen Pavillon, mit Rosa und Weiß garniert, hantieren in reizenden, dazu passenden Kostümen die Damen des Ice-Cream-Standes, die mit flinken Händen ihre Gäste zu bedienen verstanden. Die Damen sind: A. D. Weiner, Vorsitzende; L. Mayer, A. Maylack, M. Ellert, E. Koch, A. McCall, A. Weiner, Otto Weiner.

Blumen-Stand.

In einem Blumengarten voll der schönsten Frühlingskinder aller Farben und Nuancen warteten die Damen der Blumenbude ihres Antes. Angetan mit einem herzig schönen grünen Blumenschürzchen und dazu passender Kopfsbekleidung, konnten die Gäste den fleißigen Verkäufern gar nicht widerstehen. Die Damen sind: Frau Paul F. P. Müller, Vorsitzende; ferner die Damen Fuchs, Schroeder, Burkhardt, Wiener, Gödecke, Nupprecht, Wiener, Kortin, Almer, D. Müller und S. Schulz.

Popcorn-Stand.

Unweit der gelungenen Spielanlagen hat die Popcorn-Bude ihren Platz aufgeschlagen und erfreute sich gleich am ersten Tage eines überaus zahlreichen Besuches. Vorsitzende der Bude ist Frau Wm. Seipp; Helferinnen sind die Damen: S. Brand, Gerstenberg, Gessert, D. Kröschel, Frä. Irma Kröschel, A. Schmitt, Blahn, W. Schüttler, L. Franz, D. Dwert, L. Diehl.

Preisruden-Stand.

In seiner ganzen süßen Herrlichkeit, auf einem Buderthrone, in einem weiß

lackierten Pavillon, ladet der riesige Preisruden seine Bekannten und Freunde zu Gäste, und verschenkt Jedem gegen eine Kleinigkeit eine Schnitte mit oder ohne des darin gebackenen Preises. Die Verkäuferinnen daselbst sind: Frau M. J. Weinscheiner, Vorsitzende; M. Rissel, M. Gassis, M. Hofmann, M. Schwarz, M. Erick.

„Staats-Zeitung“-Auto bewundert.

Allgemeine Verwunderung lenkte das prächtige Automobil auf sich, das von der Illinois Publishing Co. als zu verlosender Preis für die Kirmes geschenkt worden ist. Nach den Gewinnchancen, die in jeder der Buden der Kirmes und auch in der Office der „Illinois Staats-Zeitung“ zu haben sind, herrschte schon am Nachmittag und Abend rege Nachfrage. Derart anziehend war das Löff-Löff, daß die reizenden jungen Damen, die in der Tracht des Roten Kreuzes allerhand prächtige Souvenirs feilbieten, in dasselbe hineinkletterten und hier vom Lichtbildermann festgehalten wurden.

Ein Plakat von folgendem Wortlaut, das am „Staats-Zeitungs“-Auto befestigt ist, gibt darüber Aufschluß, wie es erworben werden kann: „Illinois Staats-Zeitung. Begründet 1847. Chicagos einzige tägliche Morgenzeitung in deutscher Sprache, schenkt dies Allen Automobil der Deutschen Kirmes. Es wird am letzten Kirmestag verlost werden. Tickets 50 Cents; kauft jetzt, während die Nummern in Auswahl vorhanden sind. Zu haben bei der Illinois Staats-Zeitung, 24 S. 5. Avenue, und in jeder Verkaufsbude hier.“

Das Auto hat im Südende des Kolosseums auf einer Plattform seinen Platz.

Prekel-Stand.

In appetitlichen Körben boten die Verkäuferinnen im Prekel-Stand ihre Ware an und erfreuten sich recht guter Geschäfte. Die Damen sind: Louise Schnitzler, Vorsitzende; M. Kaiser, E. Spieth, E. Weiersdorf.

Gambrinus Frauenverein-Stand.

Nördlich vom Haupteingang des Kosseums befindet sich zunächst die Garderobe und nächst dieser der Stand des Gambrinus Frauenvereins No. 45. Hier werden Schürzen, Sofaissen, Büro-Decken, Vorhänge, Hausschuhe, Silberwaren, Sandlatschen, allerliebste Morgenhäubchen und feine Handarbeiten und gehäkelte Waren aller Art, meistens Arbeiten von Mitgliedern des Vereins und Gaben von Freundinnen, und außerdem sogar Schinken und Würst feilgeboten. In diesem Stand wurde ein flottes Geschäft getan unter der kundigen Leitung von Frau Mary Peterßen, die heute den Vorsitz hatte und von den Damen Wenzel, Jung, Lang, Bauer, Buchholz, Köhler, Schäfer und Bock unterstützt war.

Herrenwaren-Spiel.

In dem Stand No. 47 waren gestern Frä. Louise Mayer und Frä. N. Schlottbauer. Sie hatten ein Lager von feinsten Taschentüchern und Halsbändern auf einem Brett, und es konnte jeder mit Ringwerfen sein Glück versuchen. Und wenn der Spieler auch nicht vom Glück begünstigt war, so belohnte ihn doch gewissermaßen ein freundliches Wort und Lächeln der jungen Damen für sein Werben um die Gunst der Dame Fortuna.

Wahrsager-Stand.

Im Stand No. 51 sind Frau Katharina Schott, Vorsitzende, Fräulein Emma Hoppe und Frau Gursell fleißig an der Arbeit gewesen. Wissensbegierigen aus den Adern ihrer Hände ihre künftigen Lebensschicksale zu prophezeien, und, soweit wir bemerkten, waren die meisten Kunden der Damen sehr mit ihrem zukünftigen Loos zufrieden, wie es ihnen von den Damen in sichere und unfehlbare Aussicht gestellt wurde. Die ganze Einrichtung des Standes, verbunden mit einem mystischen Salzbunkel, verlebte den Besucher in die nötige feierliche Stimmung, sein zukünftiges Schicksal mit Andacht zu vernehmen.

Beliebtheits-Wettstreit.

In dem Stand 49 ist das Hauptquartier für den „Popularity Contest“ für Damen. Es sind vier Preise ausgesetzt, die am Schlusse der Charity-Kirmes vergeben werden: Der erste Preis im Werte von \$1,000 besteht in einem Delgemälde der Gewinnerin, welches Herr Oskar Groß malen wird; der zweite Preis ist eine Diamanten-Brosche im Werte von \$400; der dritte Preis eine bronzene Souvenir-Gedenktafel der Kirmes, geschenkt von Maximilian Hoffmann, und der vierte Preis zwei Parfümläschchen von Glas und Silber, ein Geschenk von Frau Karl Bühl. Der Vorsitzende dieses Standes war heute Herr Fred J. Danese und seine Assistenten waren die Herren William Volbert, William E. Reeser, E. W. Uhlendorf, Henry Mary, C. Hagemann, William Dörscher, Joseph A. Ort und Arthur Phillips.

Holländische Weinstube.

Eines guten Besuches erfreute sich die holländische Weinstube mit Garten, No. 53 und 55. Hier gibt es feine Maibowle, Rhein- und Mosel- sowie einheimische Weine, ferner feinste Vikore aller Art, und jeden Abend ist Verlosung von Steinkrügen und Tellern. Hübsche junge Damen servieren den funkelnden Wein, aber auch alkoholfreie Getränke. Frau M. Meigner führte hier den Vorsitz, und ihre Gehilfsinnen in schmuder holländischer Landestracht waren die Damen Bauhoff, Rühstradt, Nichtsteig, Gerbard, Proskauer, Klemper, Strand und Vogt.

Lebkuchen- und Traubensaft-Stand.

Stand No. 31 erfreute sich gleichfalls bedeutender Beliebtheit. Hier präsidirte Frau von Wshow, und die Damen Erilsson, Zampolis, Benz, Benzhorn, Genninger, Torpe, Scheuermann, Gottmann und Neimers standen ihr treu zur Seite. Hier wurden Lebkuchen in Form von Eisernen Kreuzen und anderen Formen, sowie ein gutes Tröpfchen alkoholfreien Traubensaftes feilgeboten. Auch war

hier ein allerliebste ausgestatteter Candy-Laden zu sehen.

Musikinstrumenten-Stand.

In den Ständen No. 33, 35 und 37 hat sich der Chicago Singverein häuslich niedergelassen. Da gibt es musikalische Instrumente aller Art, Musikalien, Liederbücher u. s. w. in reicher Auswahl, und die Vorsitzende, Frau Kirchhoff, nebst den Damen Leich, Wm. Böppler, Rember, Leichsenring, Margaret Burkhardt, Hausmann, Helene Büttner, Anna M. Rizza und Ella Lüders, und die Herren G. Mehenschlein, Chas. Schneider, Bunzel und Wenigmann leisteten gleichfalls gute Dienste.

Körbe- und Taschen-Stand.

In diesem sehr hübsch ausgestatteten Stand No. 5 sind die Damen sicherlich in ihrem Element. Wenn es gilt, Körbe auszugeben, und das Geld für gekaufte Waren in die Taschen der Kirmes zu stecken, so kann dieser Stand einen „Nickel“ aufweisen. Man muß die Auswahl sehen, um die Anziehungskraft dieses Standes zu würdigen, in dem Frau Bartholomay den Vorsitz führte, unter Assistenz der Damen: Laura Krang, Robert Kochs, Edwin Seipp, Albert F. Madlener, Rich. Ostenrieder, James M. Hall, William Jürgens, Fr. Wiblein, Fr. Benson und Fr. Anderson.

Der Puppen-Stand.

Eine hübsche Auswahl allerliebster Puppen aller Art boten in Stand 1 Frau L. F. Good, Vorsitzende, und die Damen Chas. W. Richards, L. B. Weber, Louise Fehler, Edna Frauensfelder, Clara Melms, Frau Melms, Frau Weise zum Verkauf an. Hier erregte eine kleine Charaktergruppe die Aufmerksamkeit der Besucher, bestehend aus einer Miniaturfigur, welche Frau Karl Bühl darstellt und welche einem deutschen Soldaten die Rote Kreuz-Armbinde darreicht in Gegenwart einer Krankenpflegerin, zu deren Füßen ein Dachshund liegt. Diese Gruppe wurde von der Hilfs-Association

für Blinde gegeben und der Ertrag ist für ein Heim für erblindete Krieger bestimmt.

Hindenburg-Stand.

Im Hindenburg-Stand No. 13 liegen kunstreich gearbeitete Adressen auf, welche mit Hindenburgs Bild verziert sind und die Aufschrift haben: „Hindenburg zur Ehr' für seine Verdienste um Deutschlands Wehr,“ und worauf die Besucher gegen Bezahlung einer geringen aber beliebigen Gebühr ihren Namen setzen können. In diesem Stand präsidiert Frau Dr. Dender und ihr stehen zur Seite die Fr. Windmüller, Vertrams, Stoltenberg und Frau Dr. Käthe Dewey.

Parfüm- und Seifen-Stand.

Der Parfüm- und Seifen-Stand ist stets umlagert von Besuchern, und hier sind Frau Helene Geiß, Vorsitzende, und die Damen Brinkerhoff, Taylor, Utpatel, L. Schmied, Benninghofen, Sattermann, Belz, Minwegen, Schloß, Lowan und Meyerhaus anzutreffen.

Hilfs-Gesellschafts-Stand.

Der Stand 9 ist von dieser Gesellschaft verwaltet, welche darin Kornblumen-Souvenirs verkauft. Hier führte Fr. Mary Goldzier den Vorsitz und Fr. Emma Meyer und Frau Fleming standen ihr zur Seite. Auch hier wurden gute Geschäfte gemacht, und die Damen schienen mit ihrem Erfolge zufrieden zu sein.

Kanarienvögel-Stand.

Ein hübsch ausgestatteter, wenngleich kleiner Stand, ist auch der Kanarienvögel-Stand, an dem solche Tierchen ausgesetzt werden. Gelb gekleidete junge Damen flankierten den Stand, und Frau Sabel, Vorsitzende, Frau Schnauber, Fr. Emma Schnauber, Fr. Alma Jürgensen und Fr. Alma Ness walteten hier ihres Amtes als Verkäuferinnen.

Erdnüsse- und Popcorn-Stand.

Im Stand No. 7 waltete Frau William Seipp des Amtes einer Vorsteherin. Hier

gibt es Crackerjacks, Nüsse aller Art, geröstete Erdnüsse und Popcorn in Hülle und Fülle, und die Damen waren geschäftig, ihre Waren zu verkaufen. In diesem Stand halfen die Damen Gerstenberg, Clara Schmidt, Drh, Rühlmeyer, Dorothy Schmidt und Rahm mit, und zwar mit gutem Erfolg.

Schürzen-Stand.

Der Schürzen-Stand No. 19, 21 und 23 ist ein geschäftiger Platz, und insbesondere Hausfrauen und solche, die es werden wollen, waren in diesem Stand offenbar sehr interessiert. Hier führten Frau John Fuhrmann und Frau Ernst Denner den Vorsitz, und ihnen halfen die Damen Marie Scholer, Kassierererin, Melzer, Sieler, Busch, Rose Wiedemann, Sarabert-Eckart, Emily Jungblut, Genevieve Winkler, Etta Greisch, Vertende Hüller, Helene Hüller, Lucy Knirr, Gladys Marks, Lydia Jenning und Frieda Tröfer.

Ungarische Puzta.

In der Ungarischen Puzta, Stand No. 57, gibt es allerlei feine Handarbeiten, die hübsch ausgelegt sind, auch andere Waren, wie Bilderbücher u. s. w. Hier präsidierte Frau Käthe Girtenstein, und ihr zur Seite standen: Frau Silda Landes und Frau Sellinger. Im anstoßenden und hiermit verbundenen Café No. 59 wurde feuriger Ungarwein verkauft, und seiner Strudel mit Kaffee serviert von den Damen Beatrice Holsberg, S. S. Schwarz, M. Diamond, S. Neuhäusen, Ethel Kay, Josephine Reichmann, Schanzen, Bluch, Zahler, Emma Dahmer, Rea Pollos und Herr Nathan Niedermann war hier gleichfalls tätig.

Im nördlichen Teil befindet sich auch eine Station des Deutschen Hospitals für etwaige plötzliche Krankheits- oder Unglücksfälle und nahebei ist in No. 67 das Seemannshaus, das Weisoldaten und Osterhasen sowie Unterseebote zum Verkauf anbietet. Steward Heinrich Weidner vom Passagierdampfer „Prinzessin

Strene“ des Norddeutschen Lloyd führt den Vorsitz in diesem Stand.

Teutonia-Männerchor.

Der Matskeller unter dem Koliseum wurde in solenner Weise vom Teutonia Männerchor, der in corpore unter Leitung des Dirigenten H. M. Rehberg erschienen war, eingeweiht. Die vortrefflichen Sänger ließen ihre besten Lieder ertönen. Sie sangen u. a. „Stimmt an die Jubelchöre“ und „Wie schön ist die Jugendzeit“.

Herr Georg Landau, Präsident der Vereinigten Gesellschaften und seit 30 Jahren Mitglied der „Teutonia“, stellte den Sängern den Festpräsidenten, Herrn Otto C. Schneider, vor und ihm zu Ehren stiegen die Lieder „Das ist der Tag des Herrn“ und „Das Sängers-Hoch“ auf.

Kopf an Kopf standen die Menschen und lauschten den Vorträgen. Wer keine Konzerte der „Teutonia“ und der anderen großen Gesangsvereine besucht hatte, hatte ähnliches vorher selten so vorzüglich gehört.

Herr Edward G. Uihlein und Frau Katharina Seipp, die Ehrenpräsidenten; Präsident, D. C. Schneider; Herr Chas. H. Wacker, Herr Alfred Kohn, Vorsitzer vom Finanzausschuß, waren entzückt.

Die Pastoren John und Pistor erklärten, als kurz vor der Mitternachtsstunde der Saal sich zu leeren begann, daß ihre Erwartungen bezüglich des Erfolges der Airmess noch übertroffen worden seien. Sie wiesen darauf hin, daß die Damen und Herren, die den einzelnen Buden vorstehen, in wenigen Stunden tatsächlich Wunder geschaffen hätten. Nachmittags um 2 Uhr, als programmgemäß die Airmess eröffnet werden sollte, waren in allen Teilen des Saales noch Schreiner und Dekorateur an der Arbeit. Doch schon nach einer Stunde, als mit dem Nedenaktus begonnen wurde, herrschte ziemlich Ordnung, und am Abend ging alles wie am Schnürchen. Es fehlte nirgends mehr etwas.

Im Schaltjahr-Gericht.

Einer der Plätze, an dem es am interessantesten zuing, war das Schaltjahr-Gericht, in welchem Frau George A. Schneider ihres Amtes als Radin waltete. Mißfällter wurden ihr von den schönen Polizistinnen zu hunderten vorgeführt.

Röntgen-Strahlen-Augen sahen durch die Lajchen auf den Inhalt. Selten wurde dank der Personen- und Menschenkenntnis ein Fehler gemacht. Die Strafen waren zumeist sehr gnädig, nur wer sehr viel Geld hatte, oder sich den Anschein gab, mußte etwas mehr für die gute Sache opfern.

Die Assistenten Frau Schneiders, alle wirklich hübsche kleine „Cops“, sind die Fräulein: E. Megretti, Randall Anderson, Dorothy Brentano, S. Candlish, A. Cotter, G. Cumming, Bessie Gally, Virginia Gally, L. Headman, J. Helle, L. Knoop, A. Leichsenring, Merklin, Sophie Miller, E. Parker, Karl Montel, A. Schulz, Schuster, M. Steinhäuser, L. Wehrle und G. Woley.

Hunde-Stand.

In dem Stand No. 19 werden Paketen mit kleineren Waren verkauft, von denen einige Gewinn-Loose enthalten, mittels welcher fünf junge Rassehunde gewonnen werden können. Dieselben sind noch in sehr jugendlichem Alter und scheinen sich der Aufmerksamkeit, die sie auf sich ziehen, sehr zu erfreuen. Herr Otto Bernich hat diesen Stand zu leiten.

Wiener Wurstwaren-Stand.

In Stand No. 65 A hat die Vienna Sausage Co. ein Lager von Wiener Wurstwaren, die sehr saftig schmecken, und Herr Emil Reichl und Sam Ladanyi stehen diesem Stande vor.

Floh-Theater.

Daß auch kleine Großes fertig bringen, beweisen die großartigen Kunststücke im Floh-Theater, die eine große Besucherzahl hinlockte. Auf dem Tische tan-

zen da die Flohpaare, angetan im bunten Röcklein, und wurden nicht müde, den Besuchern ihre Künste zu zeigen. Die Sammlung zeigte deutsche, amerikanische und irische Exemplare, die verschieden in ihrer Dressur und ihrem Wesen, ganz eigenartige Künste zeigten, z. B. durch den Ring springen, Kanone, Rutschen ziehen — unglaublich und doch wahr — und es lohnt sich für alle Gäste, dem Floh-Theater einen Besuch abzustatten. Die Damen M. Drinhaus, J. Maurer und M. Schneider führen den Vorsitz.

Ecke-Ball.

Mit sicherem Wurf kann sich jedermann ein hübsches Souvenir holen bei der Ecke-Ball-Bude, wo sechs Spieler nebeneinander spielen können. Die Übung macht viel Spaß, umsomehr wenn man seine Kräfte nicht umsonst anspannen muß. An der Bude waren tätig: S. C. Pearl, Vorsitzende, A. Maynard, E. Maynard, S. Zimmermann, M. Heine, C. Spanholz und A. Thielberg.

Zitronen-Werfen.

Allgemeine Heiterkeit erregte der Zitronen-Werfer-Stand, bei welchem sich stets ein Haufen Menschen aufstellte, teils aus Neugierde und Belustigung, teils als Spieler. Für zehn Cents erhält man ein halbes Duzend Zitronen, die man nach einem Neger zielt, der seinen schwarzen Kopf durch eine Höhlung steckte, und wenn er getroffen, sich mit lautem Schreien zurückduckte. Um diese Belustigung in der gehörigen Form zu behalten, arbeiten die Damen: A. D. Rutschmeyer, Vorsitzende, E. Buchmeyer, E. Rauchenberger und B. Greenwood.

Schießstand.

Ein echt typisches Bild einer gemütlichen Kirmes zeigte der Schießstand, wo ganz besonders die Herrenwelt ihr Vergnügen fand. Den Treffern standen sehr hübsche Preise zur Verfügung, die von den Schießstandinhabern verteilt wurden. Die Damen sind: Frä. Theurer, Vorsitzende; Frä. Vensore, Herr und Frau Wigum.

Race Horse Stand.

Im Zirkus-Bezirk fehlte auch der Race Horse Stand nicht, wo die Bleipferdchen den glücklichen Gewinnern ihre Ziehungsnummern aussuchten und den einzelnen sehr feine Candys und Schokolade übermittelten. Wichtig arbeiteten dabei zum Verlaufe der Tickets die Damen: Emil Schmidt, Vorsitzende; J. Friedmann, B. Friedmann, Heymann, B. Moos, W. Diener, Grassner, E. Rubel, v. Rostkopf, E. Liebermann.

Kelley-Spiel.

In Reih und Glied marschierten die fischen Burken um die Runde; jeder trägt sein Tonpfeifchen im Munde und meint, wie sicher er damit sei; da, ein sicherer Wurf, und sein Pfeifchen ist in Stücken — und der glückliche Zieler zieht ab mit ein paar Zigarren als Gewinn. Der Stand steht unter der Leitung der Damen: E. Volter, Vorsitzende; M. Thompson, Frä. Carroll, Frä. Michel, Frä. Volter, Frä. Fischer, Frä. Baker, Frä. Mercer, Frä. Sullivan, Frä. Adams, Frä. Hauserer und Frä. Garver.

* * *

Wie aus dem vorstehenden Berichte ersichtlich, hat die Kirmes von ihren Besuchern nicht nur Opfer gefordert, sondern auch reichen Genuß geboten. Man wurde kaum daran erinnert, daß die Veranstaltung den Opfern eines grausigen Krieges diene, welcher nicht nur Tod auf dem Schlachtfelde, sondern auch namenloses Elend in friedlichen Wohnstätten

verbreitete. Wie die Sonne die Wolkenseken, so durchdrang das herrliche deutsche Gemüt den Sorgennebel, welcher eigentlich jedes Deutschen Geist umnachtet. Aber gerade darum war die Offenbarung des deutschen Gemüts umso überwältigender und jeder Besucher der Kirmes geriet demzufolge in die froheste Beberlaune.

Es sollen aber auch deshalb die Namen jener Damen nicht unerwähnt bleiben, die sich um das Zustandekommen und um das Gelingen der Kirmes besondere Verdienste erworben haben. Es sind dies:

Frau Emil Eitel, Sekretärin; Frau Albertine Meizner, Schachmeisterin; Frau Paul J. Müller, Frau Baronin von Reismütz, Frau S. Eberhart, Frau Horace L. Brand, Frau Felix von Whjow, Frau C. Cornells, Frau Chas. D. Wessenhoeft, Frä. Ida Lüblert, Frau Cornelius Sippel, Frau Louise Brinkerhoff, Frau Emil Heiß, Frau M. W. Schwane, Frau Anne Marie Baulal, Frau L. C. Schmidt, Frau Fanny Richter-Zuchs, Frau Geo. C. Jäes, Frau Hermann J. Krüger, Frau G. May, Frau Ida Schrader, Frau J. Baer, Frau C. H. Lorentz, Frau Fred W. Bloch, Frau Justine Wegener, Frau C. Wiener, Frau Hilda Landes, Frau Agnes C. Weiser, Frä. Elsie Detmer, Frä. Alma Staedter, Frau J. Fahrman, Frä. Irene Röttling, Frau S. C. Welker, Frä. Agnes Hansen, Frau Louis M. Schmid, Frä. Beatrice Goodhart, Frau S. C. Perl, Frä. Esther Wendheim, Frau Daniel Benninghoven, Frä. Elizabeth Teske, Frau Eugene S. Taylor.

Auch der Veteranen wird gedacht.

Weit öffneten sich die Herzen und die Taschen der Deutschen Chicagos für jene Brüder, die für Deutschlands Ehre am gewaltigsten Völkerringen teilnehmen und für jene Schwestern, die in ihren verwaisten Wohnungen Not und Elend und Trostlosigkeit klaglos ertragen.

Die Chicagoer Deutschen verweilten aber nicht bloß auf den europäischen Schlachtfeldern und in den deutschen Heimstätten, in welchen verlassene Frauen und Mütter und Jungfrauen in einem bangen, langen Fragezeichen zusammenwuchsen. Der Blick der Chicagoer Deutschen wanderte auch zu jenen Männern in Chicago, die mit dem Schwerte in der Hand die Geburt des Deutschen Reiches ermöglichten und nun hier in ihren armeneligen Wohnungen nicht nur an dem Elend litten, nicht mittun zu können, da das Vaterland in Gefahr ist, sondern auch an dem gewöhnlichen, abstoßenden Alltagselend, das den Tag noch grauer erscheinen läßt, als er in Wirklichkeit ist.

Und so war denn den Kämpfern, die in '70 und '71 für die Einigung Deutschlands bluteten, eine Festlichkeit in der Nordseite Turnhalle geweiht. Der historische Saal hat schon viele Zusammenkünfte des amerikanischen Deutschthums gesehen, selten war er so gedrängt besetzt wie damals.

Zwiefach war der Zweck des Zusammenkommens. Es galt, wenn auch verspätet, die Gründung des Deutschen Reiches zu feiern, dann aber, als Hauptzweck, Mittel aufzubringen, um den Kameraden zu helfen, die jetzt, wenig bemittelt, der Tage gedenken, als sie im Kriege gegen Dänemark in 1864, im Kriege von 1866 und später gegen Frankreich in 1870—71 ihr Leben in die Schanze schlugen.

Undankbarkeit warf noch niemand Deutschland vor. Dafür unterscheidet sich das alte Vaterland, in dem die allgemeine Wehrpflicht eingeführt ist, zu sehr von England, wo noch die Werbetrummel gerührt wird. Der Mann, der

für Deutschland stritt und litt, ist Fleisch von unserem Fleisch.

Meister Ballmanns Orchester leitete die Festlichkeit mit der Jubel-Overtüre von Carl Marie von Weber ein. Dann sangen unter Carl Ketzehs Leitung die vereinigten Männerchöre „Das ist der Tag des Herrn.“ Herrlich erklang der Passus „Ich bin allein auf weiter Flur“, wie nie zuvor. Jeder — eine große Anzahl der Sänger ist hier geboren — war sich bewußt, daß er dies Alleinsein gesellschaftlich wie politisch bekämpfen müsse.

Hierauf hielt Prof. Dr. Scherger die Festrede.

Prof. S. L. Scherger's Rede.

Verehrte Festversammlung!

Diese Erinnerungsfeier an die Gründung des neuen Deutschen Reichs versetzt uns in die glorreiche Zeit zurück, wo der Traum von Jahrhunderten in Erfüllung ging, indem die deutschen Staaten, die sich so lange gegenseitig gehaßt und bekämpft hatten, sich zu einer lebenskräftigen und unzertrennlichen Einheit verbunden. Die alte Sage von Kaiser Friedrich dem Rothbart, der im Rhythäuser schlafte, bis sein Volk sich erheben und ihn rufen würde, ist auf wunderbare Weise verwirklicht worden, als in den Augusttagen des Jahres 1870 ein Enthusiasmus sondergleichen das ganze deutsche Volk antrieb, sich unter die Regide des greisen Preußenkönigs Wilhelm I. zu stellen, um die deutsche Ehre zu retten. Das Feuer, das in der deutschen Volksseele lange geschlummert hatte, schlug jetzt in eine himmelhohe Flamme empor. Was große Führer wie Baron von Stein und Fichte nicht entzünden konnten, das that der Funke, der von Rußen durch die Hand Napoleons III. nach Deutschland hineingeworfen wurde. Eine höhere Vorsehung hatte Deutschland gerade zur rechten Zeit einen geschickten Schmied gegeben, der es meisterhaft verstand, mittels

dieses Feuers das neue deutsche Reich zusammenzuschmieden. Was Deutschlands Nachbarn so lange versucht hatten zu verhüten, wurde durch ihren eigenen frevelhaften Uebermut gefördert. Wie Joseph zu seinen Brüdern, so darf das deutsche Volk auch zu seinen Feinden sagen: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ Wie wurde ein Krieg so leichtsinnig entfacht wie der deutsch-französische von den Franzosen. Wie hat sich das Sprichwort merkwürdiger erfüllt: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Napoleon III., der Preußen demütigen wollte und „Revanche pour Sadowa“ verlangte, verlor seinen Thron, Frankreich verlor Elsaß-Lothringen, aus dem blutenden und zersplitterten Deutschland aber, das man seit dem dreißigjährigen Krieg verachtet und zertreten hat, wurde ein mächtiges deutsches Reich! „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“

Die deutschen Einheitsbestrebungen bilden den roten Faden, der sich durch die gesamte deutsche Geschichte zieht. Daß diese Bestrebungen erst nach einer historischen Entwicklung von 2000 Jahren ihren Abschluß fanden, ist das tragische Geschick des deutschen Volks gewesen und geblieben. Daß dies deutsche Volk erst vor 45 Jahren das errang, was das englische und französische Volk schon vor 700 Jahren erreicht hatten, ist die Ursache der Leiden Deutschlands in vergangenen Zeiten gewesen. Es ist auch die Hauptursache des gegenwärtigen Weltkrieges und wird auf lange Zeit hinaus für Deutschland Kampf bedeuten. Hätte dem deutschen Volke dasselbe gütige Geschick gelächelt wie England und Frankreich; wäre Deutschland wie jene schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ein zentralisierter und einheitlicher Staat geworden, so wäre es bei Zeiten eine Weltmacht geworden und hätte schon längst selbst Kolonien und einen Welthandel gehabt. Diese Dinge müssen heute im Kampfe gegen eine ganze Welt mühsam errungen werden. Wäre England Bundesgenosse gewesen gegen

Frankreich, so hätte es weder Kanada noch Indien erworben. Der deutsche Michel war immer gut genug, anderen, besonders dem Engländer, die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Heute, da er sein Selbstbewußtsein gefunden hat und auf seine eigenen Ziele losgeht, sagt man, er zerstöre das Gleichgewicht Europas. Man will ihm heute die Lebensluft entziehen und ihn zerdrücken. Er soll sich nicht so gewalttätig dehnen und recken. Es ist kein Platz für ihn da. Was hat dieser deutsche Michel für ein Recht, Handel zu treiben und Schiffe zu bauen und John Bull (besser genannt John Hog) auf die Behen zu treten! Wie durfte sich der deutsche Michel erdreisten, sich als Rivale des Franzmanns zu geberden! Was hatte er für eine Vollmacht, der Flut des Panславismus sich entgegenzustellen und zu sagen: „So weit und nicht weiter!“ Aschenbrödel darf keine Prinzessin werden!

So lag es im Interesse von Deutschlands Nachbarn, es zu verhindern, daß in der Mitte Europas ein starkes und lebenskräftiges Reich entstehe. Wir haben hier den Schlüssel zum Verständnis der deutschen Geschichte in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Deutschland zum Vasallen möchte jedes Land haben. Deutschland als ebenbürtiger Rivale will niemand haben. Diese Sachlage erkannte der Kaiser Napoleon III. von Frankreich nur zu gut. Deshalb suchte er die deutsche Einigung unter Preußens Führung zu vereiteln, indem er Preußen den Fehdehandschuh hinwarf. Der Moment war gekommen, der das Schicksal nicht nur Preußens, sondern ganz Deutschlands entscheiden sollte. Würde es Tod oder die Geburt Deutschlands bedeuten?

Einst hatte Fichte seinen Schülern die Losung gegeben: „Siegen oder sterben!“ Jetzt war die Losung das Wort Treitschkes: „Siegen um jeden Preis!“ Manches war in den letzten Zeiten anders geworden in Deutschland. Das Selbstvertrauen war gewachsen. Ohne Uebermut ging man in den Kampf, aber im sicheren Gefühle, daß die Deutschen den Franzo-

sen gewachsen waren. Man hatte sich vorbereitet auf gewaltige Ereignisse und fühlte, daß ein Wendepunkt in der Weltgeschichte gekommen sei. Die Zeit war schicksalschwanger.

Oft ist die Frage gestellt worden, ob die Geschichte das Produkt unpersönlicher Faktoren sei, oder ob der Einfluß großer Männer das Entscheidende ist. In der deutschen Geschichte von 1870—71 treffen diese beiden Momente auf wunderbare Weise zusammen. Die Zeit war günstig. Aber der Ausspruch Treitschkes: „Männer machen die Geschichte,“ bleibt hier vor allem wahr. Deutschland hatte an Bismarck den Mann, der seiner Zeit die Signatur ausdrückte. Er verstand es, die günstigen Konjunkturen zu erkennen und auszunutzen. Das Zeitalter Bismarcks war gekommen. An der Spitze des Volkes der „Dichter und Denker“ stand jetzt ein Mann der Tat.

Man erkannte Bismarck, daß die Einigung der deutschen Staaten nicht durch Parlamentsbeschlüsse erzielt werden könne, sondern nur durch „Blut und Eisen.“ Man hat sich oft an der Härte dieses Ausdruckes gestoßen, besonders hier in Amerika. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß es keine große amerikanische Republik gäbe ohne den Revolutionskrieg, der den Grund legte zu unserer Unabhängigkeit, und ohne den Bürgerkrieg, der unsere Union erhielt. „Krieg ist der Vater aller Dinge,“ sagte schon der griechische Weise Heraklit, etliche Jahrhunderte vor Christo. Wir mögen träumen vom goldenen Zeitalter des ewigen Friedens, aber dies Zeitalter liegt noch weit in der Zukunft.

Auch König Wilhelm I. hatte die Meinung gehabt, daß die Zukunft Preußens aufs Engste mit der Armeevernünftigkeit sei und hatte gleich bei seiner Thronbesteigung auf die Stärkung derselben gedrungen. Diese Heeresreform wurde durchgeführt, trotz der heftigsten Opposition. Ja, Bismarck hatte sich selbst eines Verfassungsbruchs schuldig gemacht, um die Reorganisation durchzusetzen. Der Krieg von 1864 gegen Dänemark und

der von 1866 gegen Oesterreich bewies, wie weise Bismarck gehandelt hatte.

Im Kriege von 1870—71 strahlte der Ruhm deutscher Waffen noch größer. Schlag folgte auf Schlag. Die Siege von Gravelotte, Spichern, Sedan, die Eroberung von Straßburg und Metz, die Einschließung von Paris — diese und andere Taten gehören zu den glänzendsten in der Geschichte. Sie bildeten das Vorspiel zu dem denkwürdigsten aller dieser Ereignisse — die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871. Kaifes Wort: „Wir kämpfen gegen Ludwig XIV.“ ging in Erfüllung. Im Schlosse desselben Königs, der so vieles getan hatte, Deutschland zu demütigen, durch den Raub Elßas-Lothringens und Straßburgs und durch die Verwüstung der Pfalz, fand die Erklärung des Neuen Deutschen Reiches statt. Welch eine Ironie des Schicksals!

So war das glorreiche Werk vollbracht. Bismarcks meisterhafte Diplomatie, die Tapferkeit der deutschen Heere, Moltkes Strategie, sowie der Segen des Himmels hatten alle dazu beigetragen, Deutschland den Sieg zu verschaffen. Das deutsche Volk war ein geeintes Volk geworden. Unberechenbar waren die Folgen dieser historischen Ereignisse.

Die Welt hat gesehen, was deutsche Tapferkeit leisten konnte; nun sollte sie sehen, was deutscher Fleiß bedeutete. Das deutsche Volk hoffte auf einen langen Frieden, während welchem es in friedlichem Wettbewerb mit anderen Völkern seine Kräfte betätigen konnte. Es ist anders gekommen. Nur 44 Jahre dauerte dieser Friede. In dieser Zeit entsfaltete sich Deutschland zu einer allseitigen Blüte, welche Staunen und Neid erregte. Die Revanchegefühle Frankreichs, der Haß und die Furcht Englands, die Ländergier Rußlands haben einen Weltkrieg entfesselt, wie ihn die Geschichte nie gesehen. Deutschland kämpft um Sein oder Nichtsein gegen eine Welt von Feinden. Wir glauben fest an einen deutschen Sieg, denn wenn dies neue deutsche Reich untergehen sollte, so hätte die Weltge-

schichte, wie es uns scheint, keinen Sinn. Deutschland wird siegen, weil es muß!

Laßt uns stolz sein als Amerikaner deutscher Geburt oder Abstammung auf die wunderbaren Taten des deutschen Volkes. Wir wollen uns auch freuen, daß wir diese ehrwürdigen Veteranen aus der glorreichen Zeit von 1864, 1866 und 1870—71 in unserer Mitte haben. Wir sind stolz auf ihre Taten und wünschen ihnen einen schönen Lebensabend."

* * *

Ballmanns Orchester spielte hierauf „Berlin, wie es weint und lacht," und den Kaiser Wilhelm = Franz Josephs-Marsch" von Martin Ballmann.

Später führten unter anhaltendem Applaus deutsche und österreichische Soldaten in Nationaltrachten die Verbrüderung Germaniens und der Doppel-Monarchie vor. Der Applaus wollte kein Ende nehmen, als im Hintergrunde der Vorhang sich erhob und George Washington, der Vater des Landes, auf das wir alle trotz zeitweiliger Widerwärtigkeiten stolz sind, seine Hände segnend ausbreitete.

Dann wurde der Gindenburg-Marsch gespielt und es erfolgte auch eine Theatervorführung, „Ein Feldlager von Warschau."

Das Erscheinen der feldgrauen Uniformen riß alle mit hin. Als gar die mitwirkenden Mitglieder des Deutschen Kriegervereins im Vortrag der Feldlieder ihre Stimmen erschallen ließen, gab es kein Halten mehr. Die Kapelle spielte „Deutschland, Deutschland über Alles," und das Truglied ist diesseits des Ozeans kaum je packender gehört worden. Selbst die Enkelkinder, die nur deutsch lallen können, sangen mit.

Die Herren, die sich um das Gelingen des großartigen Festes verdient machten, waren: Hermann Paepke, Ehrenpräsident; G. A. von Massow, Vorsitzender; Georg Meyer, Sekretär; F. C. Freese, Schatzmeister; Carl Eitel, Louis Güngel, Fridolin Pabst, G. Wollenberger, Fritz von Franke, Ad. Ortseifen, Joseph Schlenker, Ernst Kiel, F. C. Freese, Georg Schlenker, Hermann Hannig, Dietrich Paulsen, Anton Kercher, Moritz Kasch, Carl Schledorn und Aug. Ruffert.

Die Versammlung der Friedenspatrioten.

In die Blut deutschamerikanischer Begeisterung griff die Washingtoner Regierung bei jeder Gelegenheit mit eifriger Hand. Nicht allein mittels der insamen Verdächtigungen, welche sie gegen die deutschamerikanischen Bürger erhob und verbreitete, sondern hauptsächlich durch ihre ungerechte und unmenschliche Haltung Deutschland gegenüber. Aber je eifriger sich Washingtons Hände auf die deutsche Begeisterung legten, umso höher schlugen deren Flammen empor, umso mehr wuchs die Widerstandsfähigkeit der deutschen Bürger in dem patriotischen Streben, die Ideale, die Traditionen der Republik durch eine pflichtvergeßene Regierung nicht schänden zu lassen.

Herr Wilson knielte den Kongress, als dieser an amerikanische Bürger eine Warnung ergehen lassen wollte, sich von bewaffneten Handelsschiffen fernzuhalten. Er wollte mit Deutschland Verwicklungen heraufbeschwören und der Sufferfall schien ihm die langersehnte Gelegenheit zu bieten.

Der Kanaldampfer Suffer wurde von einem deutschen Tauchboot bedauerlicherweise in den Grund gebohrt. Präsident Wilson bemächtigte sich mit beiden Händen des Falles und richtete an die deutsche Regierung eine im schroffsten Tone gehaltene Note, in welcher überdies mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen gedroht wurde, falls Deutschland den

Lauchbootkrieg nicht den Wilsonschen Forderungen anpaßt. Und da es ausgeschlossen schien, daß Deutschland seine mächtigste Waffe gegen England auf Wilsons Befehl in die Kumpfkammer werfe, schien der Bruch, welchem Krieg folgen mußte, unvermeidlich.

Die Deutschen Chicagos erfahnten den grimmen Ernst der Situation, welche durch die Nachgiebigkeit Deutschlands später glücklicherweise geklärt wurde. Herr Horace L. Brand, der seine Zeitungen, sein Vermögen und seine Person seit Ausbruch des Krieges unentwegt in den Dienst der guten und ernsten Sache gestellt hat, rief nach der Redaktion der „Illinois Staats-Zeitung“ eine Konferenz ein, um eine Liga der Friedenspatrioten zur Erhaltung des Friedens zu gründen. An der Konferenz beteiligten sich Vertreter aller Kreise der deutschen Bürgerschaft. Prediger, Advokaten, Geschäftsleute, Vertreter verschiedener Vereine und Gesellschaften hatten dem Rufe zu dieser ersten Beratung Folge geleistet und aus den Reden derselben Klang heraus, wie dieses Verzicht auf die Empfindungen derselben gewirkt hatte. Herr Horace L. Brand führte den Vorsitz der Versammlung und Dr. S. Gerhard amtierte als Schriftführer. Nach längeren Beratungen wurde beschlossen, eine Massenversammlung einzuberufen, in welcher dafür gewirkt werden sollte, daß diesem Lande der Frieden erhalten bleibe. Zu dieser sollen alle Bürger eingeladen werden, die den ersten Wunsch haben, daß dieses unser Vaterland nicht in den europäischen Krieg hineingezogen werde.

Herr Pfarrer Albert Ebers von der St. Bonifaziuskirche sprach aus überzeugtem Herzen, wie notwendig nicht allein der Allgemeinheit des Landes die Erhaltung des Friedens sei, sondern trat auch entschieden dafür ein, daß im Interesse der ganzen Bevölkerung die Lügennachrichten aus London von der Regierung ebenso unterdrückt werden sollten, wie das betreffs der Lügenberichte aus Mexiko durch die Regierung geschieht. Durch solche falsche Berichte wird die

Ruhe des Landes, die ihm zur friedlichen Arbeit und Entwicklung so dringend notwendig, gestört. Die Geschäftswelt leidet unter diesen fortwährenden Beunruhigungen, die verschiedenen Nationalitäten, aus denen unser Volk besteht, werden gegen einander aufgereizt, der bürgerliche Friede des Volkes wird gefährdet, und es sei die Pflicht der Regierung, dieser beunruhigenden Agitation ein Ende zu machen.

Es waren bei der Besprechung u. a. die folgenden Herren anwesend: Horace L. Brand, Vorsitz; Dr. S. Gerhard, Sekretär; Gustav Jacobsen, Charles Christmann, Henry von Maatern, Dr. C. A. Weil, Geo. Landau, Adolph Gill, Rud. Seifert, Wilhelm Schmidt, Ferdinand Walther, Charles Kellermann, O. C. Schneider, Pastor R. A. John, Wm. Priester, Pfarrer A. Ebers, Leopold Neumann, Otto Dieb, Ernst Kufwurm, Jakob Willig, Pfarrer Kirch, August Wenz, Pastor Koenig, Konsul C. A. Solinger, Pastor Alfred Meyer, Ernst Riehl, Geo. Meyer, August Lüders, Dr. John Kercher, J. A. Glembow, Dr. O. Guenther, Dr. L. Schmidt, O. Kanitz.

Des Ergebnis der Versammlung war die Ernennung eines Komitees, das die Einberufung einer Massenversammlung aller, den Frieden liebender Bürger anberaumen und Zeit und Ort für dieselbe bestimmen soll.

Das Komitee bestand aus den Herren: Pfarrer Albert Ebers, Pastor A. Meyer, Georg Landau, Leopold Neumann, Ernst Kufwurm, Charles Christmann, Jakob Willig, Arnold Solinger, August Lüders.

Das Komitee arbeitete mit bewundernswertem Eifer und so gestaltete sich denn die am 14. Mai im Koliseum abgehaltene Friedensversammlung zu einer mächtigen Demonstration für den Frieden.

Ueber den Verlauf der gewaltigen Versammlung liegt der folgende Bericht vor:

Die Wogen aufregender Parteinahme gehen zurzeit hoch in unserem Lande. Nicht nur ist die Frage, die heute alle

Köpfe beschäftigt, eine innere, politische, sondern eine aus dem uns völlig fernstehenden europäischen Kriege in unser Volk mit Gewalt hereingezogene Frage, die den Frieden nicht nur im Volke selbst bedroht, sondern die Gefahr in sich trägt, uns in den Abgrund des Weltkrieges hineinzuziehen, damit Gut und Blut unseres amerikanischen Volkes auf dem Altar des Kriegsgottes geopfert werde. Unsere Regierung wird von den Mächten des krassesten Eigennutzes, von einer Sippenschaft wahnwitziger, feiler Gezer und von Männern, die in der Einbildung leben, ein siegreiches Deutschland bedeute eine gewaltige Gefahr für Amerika, fäglich gedrängt, an der Seite der Alliierten in den europäischen Krieg einzugreifen. Wehe dem Lande, dessen Wächter schlafen; wehe dem Volke, dessen Herrscher ein Kind ist; wehe der Regierung, die sich von jeglichem Windzug parteiischer Meinung hin und her bewegen läßt und vergißt, daß es ihre heiligste Pflicht ist, in allererster Reihe das Wohl des Vaterlandes, den Frieden der Nation im Auge zu behalten! Die geschichtliche Wahrheit, daß zu allen Zeiten, in den Sturm- und Drangperioden eines Volkes, sich immer wahre Patrioten gefunden haben, die, einem Winkelriede gleich, ihre Brust den Speeren der Feinde, sei es der äußeren oder inneren gegenüber entblößten, um der Freiheit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit eine Cassse zu bereiten, bewies die Massenversammlung der „Friedens-Patrioten“ im Koliseum. Und es war eine Versammlung der Massen des amerikanischen denkenden und fühlenden Volkes von Chicago, die auf den Ruf der Friedenspatrioten zum Koliseum zogen und die mächtige Halle zum größten Teil füllten. Noch hatte die Stunde für Eröffnung der Versammlung nicht geschlagen, als die Völkerwanderung begann. Nicht eine pro-deutsche oder pro-alliierte Versammlung war es, sondern eine Zusammenkunft solcher Bürger des Landes, deren Absicht es war, die Regierung in Washington wissen zu lassen, was das amerikanische Volk für Amerika will.

Die Flagge, unter deren Falten die Herzen aller patriotischen Bürger Amerikas begeistert schlugen, die Sterne und Streifen, waren der einzige Schmuck der großen Halle, und patriotische Weisen klangen, von Ballmanns Orchester ausgeführt, von der Tribüne, ehe die Versammlung zur Ordnung gerufen wurde. Hinter der Rednerbühne hatten die Mitglieder der Friedenspatrioten Platz genommen und im Schiffe der Halle und auf den Gallerien saßen Kopf an Kopf gedrängt Tausende von Männern und Frauen aller Nationalitäten, aus denen sich die Bevölkerung Chicagos zusammensetzt. Wie einmütig in ihrem Denken die Massen waren, bewies die Tatsache, daß, als lange vor Beginn der Reden das Orchester das Lied anstimmte: „My country, 't is of thee,“ alle Anwesenden ohne Aufforderung aufstanden und stehen blieben, bis der letzte Akkord verklungen war. Nach einer Reihe von Musiknummern, die Ballmanns Orchester in prächtiger Weise zu Gehör brachte und die Herren vom Arrangements-Komitee die Redner des Tages zur Tribüne brachten, erscholl dröhnender Beifall, der wieder von neuem ausbrach, als die Herren General Timothy S. Hogan von Columbus, Ohio, und der ehemalige Bundesabgeordnete Henry Bollmer von Davenport, Iowa, erkannt wurden.

Außer diesen nahmen die Herren Thomas W. Bonfield, Robert E. Burke, Pfarrer H. Ebers, Pastor H. Meyer, Schatzmeister Sidney Loeb, Geo. Landau, Ernst Kuhnswurm, Dr. Gerhard, Leopold Neumann und August Lüders auf der Tribüne Platz.

Versammlung von Horace L. Brand eröffnet.

Mit anhaltendem Beifall wurde Herr Horace L. Brand, Vorsitzender des Komitees der Friedens-Patrioten, begrüßt, als er sich erhob, um die Versammlung zur Ordnung zu rufen. Es wurde Herrn Brand mit Spannung gefolgt, während er die Ziele und Zwecke der Zusammenkunft und der Friedens-Patrioten aus-

einandersetzte. Immer von neuem wurde dem Redner zugejubelt, als er betonte, daß die Friedens-Patrioten in ihren Forderungen absolut auf der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung fußten und erstens eine völlige Freiheit und Unabhängigkeit von England für die Vereinigten Staaten verlangten; zweitens, daß die Unabhängigkeitserklärung das Recht gewährleiste, eine Regierung, die unerträglich werde, über den Haufen zu werfen, und daß man aus diesem Grunde mit den Irländern sympathisiere, die jetzt so schwer für den Versuch, sich vom englischen Joch zu befreien, zu büßen hätten.

Der dritte Grundsatz der Friedens-Patrioten sei der, daß eine Regierung ihr Recht einzig von den Regierten erhalte und deshalb keinen Krieg entgegen dem Willen des Volkes vom Zaun brechen dürfe. Schließlich müsse darauf bestanden werden, daß jeder Krieg, gleichviel mit welcher Nation er geführt werde, gerechte Ursachen habe.

Nachstehend die Rede von Herrn Brand in ihren wesentlichen Punkten:

Horace L. Brand's Rede.

Meine Damen und Herren! Verehrte Gäste und Fremdel!

Im Namen des Komitees, dessen Vorsitzender zu sein ich die Ehre habe und das diese Massenversammlung veranstaltet hat, begrüße ich Sie und bringe die Freude und Genugthuung des Komitees zum Ausdruck über die außerordentliche Zahl derer, die sich hier eingefunden haben. Es ist kein kleines Unternehmen, eine Massenversammlung im Koliseum in Chicago zu arrangieren, und jedes Mitglied des Generalkomitees wie des Vollzugskomitees fühlt, daß diese große Versammlung zum Teil eine Anerkennung der getanen Arbeit ist. Deshalb sehe ich in dieser großen Menge der Erschienenen nicht nur die Anerkennung der Bemühungen des Komitees, sondern einen Beweis des außerordentlichen Interesses für die Sache, um derenwillen diese Massenversammlung einberufen wurde. Die Zahl

der „Friedenspatrioten“ in Chicago ist Legion.

Diese Organisation steht auf eigenen Füßen und ohne Unterstützung von irgend einer Seite, ausgenommen der des Volkes, der Bürger und Bürgerinnen der Vereinigten Staaten. Sie wurde geboren, als die Menschenherzen von Gefühlen zerrissen wurden, und so lebt sie unter dem Namen „Die Friedenspatrioten“ durch die Grundsätze, die das vertreten, was sie ins Leben rief. Es sind Grundwahrheiten. Sie wurden ausgesprochen, als die Republik geboren wurde und sind der Ausdruck des ersten Kongresses der Vereinigten Staaten und wurden am 4. Juli 1776 in der Unabhängigkeitserklärung in Philadelphia angenommen, und zwar in folgenden Worten: „Die Vertreter der Vereinigten Staaten von Nordamerika erklären feierlichst, daß die Vereinigten Kolonien mit Recht freie und unabhängige Staaten sind und sein sollen; daß sie aller Abhängigkeit von der britischen Krone gegenüber los und ledig sind und daß alle politischen Verbindungen zwischen ihnen und dem Staatswesen von Großbritannien hiermit vollkommen aufgelöst sind und sein sollen.“

Auf dem Boden der Unabhängigkeitserklärung.

Demnach treten die „Friedenspatrioten“ für die Unabhängigkeitserklärung ein, d. h. eine völlige Freiheit und Unabhängigkeit von Großbritannien! Wir verstehen darunter jede Art von Unabhängigkeit und Freiheit — politisch, finanziell, gesellschaftlich — kurz, eine vollkommene Unabhängigkeit von Großbritannien. Einzelne unserer Bürger, besonders solche, deren Töchter in englische Familien hineingeheiratet haben, und solche, deren Reichthum durch von England ihnen gebotene Vorteile vermehrt wurde oder wird, scheinen unsere Unabhängigkeitserklärung nie gelesen zu haben oder halten sie, falls sie sie gelesen haben, für eine alterthümliche Kuriosität oder sonderbares Ueberbleibsel amerikanischer Geschichte. Eines oder das An-

dere muß der Fall sein, sonst kann man sich den Knechtsinn Englands Befehlen gegenüber, die Eier nach englischen Gefälligkeiten, den Einfluß englischen Geldes nicht erklären. Die Aufträge Englands haben die Millionäre des Ostens bereichert und das Gold, das in ihre Kassen floß, hat die Unabhängigkeit dieser Amerikaner in offenkundige Kriecherei verwandelt. Und das unamerikanische Sichbeugen vor dem Jorn Englands von Seite unserer Beamten in der Hauptstadt der Nation und ihr unamerikanisches Haschen nach freundlicher Beurteilung vonseiten Englands ist mehr als ein Schein der Wahrheit für die Anklage, daß unsere Regierung probritisch ist.

Aber wir dürfen hier die „dritte Macht“ im Staate, die Presse, nicht vergessen. Die Presse hat durch den Einfluß britischen Geldes sich moralisch so tief erniedrigt, ihre Aufrichtigkeit entehrt, ihr eigenes Nest beschmutzt, daß sie offen ein Bündnis mit England predigt, damit anratend, daß die Vereinigten Staaten ihre stolze Unabhängigkeit, für die unsere Väter kämpften, aufgeben sollen.

Gegen politische Bündnisse.

Die „Friedenspatrioten“ sind gegen jedes politische Bündnis mit England und sind für die Unabhängigkeit der Republik. Schande über solche Amerikaner, die für ein Linsengericht die Freiheit ihrer Kinder verkaufen wollen. Schande über solche Zeitungen, die die Freiheit ihres Vaterlandes für dreißig Silberlinge verhandeln wollen. Diese Zeitungen sollten die Freiheit ihrer Presse aufgeben und ihre Schreiber sollten zum Militär- und Flotterdienst herangezogen werden. Die 500 Amerikaner, von deren Bedeutung man erst erfuhr, als sie die Denkschrift veröffentlichten, in welcher sie für Amerikas Beteiligung an diesem Kriege an der Seite Englands eintreten, sollten sofort in die Armee eingereiht werden. In Boston, der Wiege der Freiheit, besudelte man das Andenken unserer Vorfäter, indem man in einer Versammlung ein Bündnis Amerikas mit

England predigte, und diese Gesellschaft nennt sich „Gesellschaft für Amerika und die Alliierten“.

Schande über sie! Sie sind Verräter an den heiligsten Interessen unseres geliebten Landes.

Das nächste Prinzip, für welches die Friedenspatrioten eintreten, ist im folgenden Satz der Unabhängigkeitserklärung enthalten: „Die Klugheit gebietet, daß eine lange bestehende Regierung nicht wegen leichter und vorübergehender Ursachen geändert werden sollte und jede Erfahrung hat erwiesen, daß die Menschheit mehr willens war zu leiden, so lange als die Uebel erträglich waren, als sich Recht zu schaffen, indem sie der Form, an die sie gewöhnt war, aus dem Wege ging. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und Gewalttätigkeiten, dauernd dasselbe Ziel verfolgend, den Beweis bringen, daß die Absicht vorliegt, das Volk unter absoluten Despotismus zu bringen, dann ist es das Recht, ja die Pflicht des Volkes, solche Regierung zu stürzen und für ihre zukünftige Sicherheit neue Schutzmaßregeln zu treffen.“— Wie unsere Väter unter der Tyrannei eines englischen Königs gelitten haben, so haben die Iren unter den gleichen Königen gelitten, und es ist ihr Recht, wie es das unsere war, sich vom Joche Englands loszumachen. Die Friedenspatrioten Chicagos halten es für ihr Recht und ihre Pflicht, ihre Sympathien für das irische Volk auszudrücken und jeder Tyrannei und jedem Despotismus in jeder Form in jedem Lande entgegenzutreten.

Das Volk muß bestimmen.

Der dritte Grundsatz, den die Friedenspatrioten vertreten, ist ebenfalls in klaren Worten in unserer Unabhängigkeitserklärung enthalten, und was zu Washingtons und Vincolns Zeiten galt, gilt auch noch heute: „Unsere Regierung erhält ihre gerechte Macht durch die Zustimmung der Regierten. Das Volk und die Regierung sind nicht zwei verschiedene Dinge. Wenn die Regierung nicht mehr eins ist mit dem Volk, hört sie auf, eine

repräsentative Regierung zu sein und soll gestürzt werden.“ Die Waffe, mit welcher wir im Lande, in dem ich geboren bin, eine Regierung stürzen, ist die Volkstimme. Und mit dieser Waffe des Friedens werden wir die gegenwärtige Regierung stürzen, wenn sie aufhört, eine Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk zu sein.

Wir haben ein Recht, unsere Vertreter auf irgend eine Weise wissen zu lassen, was das Volk will, Andere zu veranlassen, das Gleiche zu tun, Versammlungen wie diese zu halten, Redner zu hören, Beschlüsse zu fassen. Wir sind hier versammelt, um die Ansichten unserer Mitbürger über die hochwichtigen Fragen der Gegenwart zu erfahren. Fragen, die die Gemüther aller Amerikaner bewegen. Fragen, welche drohen, Zwiespalt unter den Bürgern hervorzurufen und das Land in Gefahr zu bringen.

Die größte Frage des Augenblicks ist die: „Sollen wir Frieden oder Krieg mit Deutschland haben?“ Ehe wir darüber schlüssig werden, ob die Vereinigten Staaten, sei es mit Deutschland, mit Mexiko oder irgend einem anderen Lande Krieg haben sollten, wird der Kongreß und das Volk erst alle Tatsachen, die als Argumente für einen Krieg ihnen vorgelegt werden, gewissenhaft prüfen. Mehr als das, sie werden die Vorteile und Nachteile eines Krieges abwägen und die Geschichte der Vereinigten Staaten befragen, um aus den Gründen früherer Kriege die Berechtigung eines neuen Krieges zu finden. Ich will den Rednern des Abends nicht vorgreifen, die in berechtigter Weise diese Angelegenheit Ihnen unterbreiten werden, und will zu Ihnen nur darüber sprechen, daß alle von den Vereinigten Staaten geführten Kriege gerechte Kriege gewesen sind.

Es würde wohl niemand heute zu behaupten wagen, daß der Unabhängigkeitskrieg und der des Jahres 1812 ungerechte Kriege waren. Amerika kämpfte und gewann in blutigen Kriegen seine Unabhängigkeit und stritt 1812 für seine neutralen Rechte und die Freiheit des

Meeres für seinen Handel und war siegreich. Kurze Zeit darauf fochten wir gegen die Räuberstaaten am Roten Meer und auch da für das Recht der Freiheit auf den Meeren, deren wir uns erfreuten, bis dieser große Krieg ausbrach.

Der nächste Krieg, den wir begannen, war der Bürgerkrieg, den wir für den Bestand der Union und die Abschaffung der Sklaverei siegreich beendeten, ein gerechter Krieg für die Sache der Menschlichkeit und die Erhaltung der Vereinigten Staaten.

Jeder Krieg muß gerecht sein.

So ist es meine Ueberzeugung, daß das Volk dieses Landes niemals seine Zustimmung zu einem Kriege geben wird, es sei denn, daß derselbe ein gerechter ist. Es muß aufseiten Amerikas die Gerechtigkeit sein, sonst geht Amerika in keinen Krieg.

Washington, der Vater unseres Landes, schrieb über Krieg und Frieden: „Wenn wir ein einiges Volk bleiben unter einer fähigen Regierung, dann wird die Zeit nicht fern sein, daß wir zwischen Krieg und Frieden zu wählen haben, für unsere Interessen, beeinflusst durch Gerechtigkeit.“ Das ist der Maßstab, nach welchem wir alle Tatsachen abwägen und abmessen sollen: Krieg oder Frieden, wie es unsere Interessen gebieten, geleitet von Gerechtigkeit. Das ist, wofür die Friedenspatrioten grundsätzlich eintreten. Unsere Interessen sollen uns nicht in einen Krieg ziehen, denn Amerika hat in der Vergangenheit nie einen Krieg geführt für seine Interessen, ausgenommen geleitet durch Gerechtigkeit, und nur dann wird auch in der Zukunft Amerika einen Krieg beginnen.

Ich kann nicht verstehen, in welcher Weise oder in welchem Maße die Interessen dieses Landes einen Krieg mit Deutschland in diesem Augenblick fordern. Wenn aber ein gewisser Teil unseres Volkes der Ansicht ist, daß unser Interesse — das Interesse der ganzen Nation — einen Krieg mit Deutschland jetzt fordert, dann haben diese Leute erst

den Beweis zu bringen, daß auch die Gerechtigkeit ihn fordert.

Solange beiden, unseren Interessen und der Gerechtigkeit, dadurch nicht gedient ist, wollen wir keinen Krieg anfangen.

So ist es die unerschütterliche Absicht der Friedenspatrioten, unserem Lande den Frieden mit unseren Nachbarkölkern und allen anderen Nationen zu erhalten und zu verhindern, daß große und einflußreiche Interessen in den Vereinigten Staaten um ihres persönlichen Vorteils willen uns in einen Krieg stürzen. Und diese Gefahr ist immer vorhanden.

Das Weitere über die drohenden Gefahren werden Sie von den Rednern hören, die mir folgen. Der erste derselben ist ein als bedeutender Rechtsgelehrter und Redner im ganzen Lande bekannter Bürger Ohios, in der Politik wie im Geschäftsleben hochstehend. Weil derselbe nicht probritisch ist, wurde er als unneutral beschrien von der voreingenommenen Presse des Landes. Wir jubeln ihm zu, wir ehren ihn, und ich stelle Ihnen denselben vor als das, was er ist: ein Amerikaner. Der achtbare Timothy S. Hogan.

Hogan jubelnd begrüßt.

Es währte beträchtliche Zeit, bis der Applaus sich gelegt hatte und Herr Hogan mit seiner Rede beginnen konnte. Der frühere Generalanwalt des Staates Ohio ist ein fesselnder Redner, der den richtigen Ton zu treffen weiß. Vor allem gewann er sich die Herzen, speziell der Irländer in der Versammlung, auch damit, daß er mit seiner Abneigung gegen England als Staatswesen keineswegs zurückhielt. Obwohl hier geboren, nannte er es doch ein Tyrannenreich, das mit einer Scheinhumanität paradiere und dabei stets schwächere Nationen unterdrücke und auslauge.

Bemerkenswert war auch der Passus der Hogan'schen Rede, der darthat, daß der amerikanische Kriegssekretär Walser sich angemacht habe, schon jetzt zur Friedenszeit zwischen hier geborenen und na-

turalisierten Bürgern den Unterschied zu machen, daß beim Legen von Minen vor amerikanischen Häfen nur hier geborene Leute, nicht aber naturalisierte Bürger Verwendung finden sollten. Der Inhalt seiner Rede war der Hauptsache nach wie folgt:

Rede von Timothy S. Hogan.

Das erste Bestreben eines jeden patriotischen Amerikaners sollte das dauernde Wohl seines eigenen Landes sein. Kein bloßer Wunsch, daß im gegenwärtigen europäischen Krieg die eine oder die andere Seite siegen möge, sollte sein Interesse von dieser Republik abwenden. Unser Volk schließt die besten Typen aller europäischen Länder ein. Es ist nur natürlich, daß hier gewisse Volksarten mit denen von verwandtem Blut jenseits des Ozeans sympathisieren, doch wir sollten gegenseitig Duldung üben. Meine Beobachtung geht dahin, daß, trotzdem dies ein neutrales Land ist, jene, die mit den Alliierten sympathisieren, für sich das absolute Recht beanspruchen, den Nationen, zu denen sie halten, Erfolg zu wünschen, dabei aber Andersdenkenden das Recht absprechen, mit den Zentralmächten zu sympathisieren. Die sogenannten Bürger mit dem Bindestrich suchen mit ihren Mitbürgern, gleichviel wie deren persönliche Sympathien sein mögen, keinen Unfrieden, aber sie beanspruchen für sich das gleiche Recht, selbst betreffs ihrer Sympathien zu entscheiden. Wir verlangen in erster Linie eine absolute und ehrliche Neutralität. Wir sind zuerst, zuletzt und immer Amerikaner, treu zum Sternenhanner, dem Wahrzeichen der größten Republik der Weltgeschichte haltend, jener Republik, die auf dem Prinzip aufgebaut wurde, daß dies eine Regierung des Volkes und zwar des ganzen Volkes, durch das ganze Volk und für das ganze Volk, und nicht nur einen Teil des Volkes, sein soll. Die Stellungnahme unseres Landes muß deshalb auch durch das ganze Volk und nicht durch einen Teil desselben bestimmt werden. Wir setzen unser Vertrauen in den Ausspruch Wash-

ingtons: „Freundschaft für alle, verwirkelnde Bündnisse mit keinen,“ und vertreten die Ansicht, daß dieser Ausspruch heute noch so wahr ist, als zu der Zeit, da der Vater des Landes ihn tat, und daß die Weisheit desselben heute klarer zu Tage tritt als je zuvor.

Bürger mit Bindestrich.

Nur dem Amerikaner mit dem Bindestrich ist es zu verdanken, daß dies Land nicht schon vor Jahren ein belastendes Bündnis mit England einging. Wir wurden damals wegen unserer Opposition gegen ein derartiges Bündnis getadelt, genau wie wir jetzt dafür geladelt werden, daß wir Maßnahmen opponieren, die England helfen sollen, die aber unsere neutralen Verpflichtungen mißachten. Wie gut ist es, daß wir jetzt wenigstens durch kein Bündnis verpflichtet sind, für die eine oder andere Seite kontraktlich einzutreten! Dadurch, daß wir uns abseits halten, unseren eigenen Geschäften nachgehen, unsere eigenen Interessen fördern und freundliche Beziehungen zu allen anderen Völkern aufrecht erhalten, ist unserer nationalen Ehre und unserer nationalen Sicherheit am besten gedient.

Die strikteste Neutralität sollte für uns das Leitmotiv sein. Neutrale sind unparteiisch. Kanzler Kent erklärte in einer seiner Reden über internationales Recht:

„Es ist nicht die Aufgabe des gemeinschaftlichen Freundes, zwischen kriegführenden Parteien den Richter zu machen, noch zu entscheiden, wer von ihnen Recht oder Unrecht hat. Der Neutrale darf den Einen zum Schaden des Anderen nicht bevorzugen, und es ist die Haupteigenschaft wahrer Neutralität, der einen keine Hilfe angedeihen zu lassen, die der Neutrale nicht auch in dem gleichen Maße der anderen Partei zu Teil werden lassen kann. Diese Neutralität sollte in Wirklichkeit und nicht nur dem Buchstaben nach bestehen.“

Das englische Sündenregister.

Wahre Neutralität bedingt nicht nur

Unparteilichkeit mit Bezug auf den Zustand und auf die Sympathien, die wir geben, sondern auch mit Bezug auf die Forderungen, die wir stellen. Wenn wir verlangen, daß eine kriegführende Partei die Grundsätze des internationalen Rechts beobachten soll, so gebührt es uns, gleichzeitig darauf zu bestehen, daß die andere kriegführende Partei dies auch tut. Es tut not, daß die Regierung sich nicht durch das Geschrei einer Faktion unter dem Deckmantel des einzig wahren Patriotismus dazu verleiten läßt, bei der einen Partei auf eine absolute Beobachtung des internationalen Rechts zu bestehen, während die andere Partei durch lahme Vorstellungen, denen die Galttheit aufgedrückt ist, darin bestärkt wird, das internationale Recht zu mißachten.

Unserer Ansicht nach besteht auch nicht der geringste Grund, um unsere Beziehungen zu Deutschland abzubreaken. Es tritt für ein derartiges Vorgehen Keiner ein, ausgenommen jene, denen es in erster Linie an England und in zweiter Linie an den Vereinigten Staaten liegt. Die Behauptung, daß unsere nationale Ehre dies erfordere, ist Spiegelfechtereie und ein ungehöriger, unwürdiger Appell an die Vorurteile. Deutschland ist unserer nationalen Ehre nicht zu nahe getreten, es hat dies niemals getan. Dieser Vorwurf kann einzig England gemacht werden. Deutschland gab nie auf die amerikanische Flagge einen Schuß ab, während England nie beanstandet hat, gegen das Sternenbanner vorzugehen. Wir haben nie mit Deutschland Krieg gehabt, während wir zwei große Kriege mit England hatten, und die Art, wie England die Konföderierten unterstützte, nahezu zum dritten Mal zum Krieg geführt hätte. Deutschland hat niemals die Wilden des Urwalds gedungen, um uns aus dem Hinterhalt niederzumachen; Deutschland setzte niemals einen Preis auf den Skalp amerikanischer Männer, Frauen und Kinder, die von Rothäuten eingeliefert würden; Deutschland arbeitete niemals unseren Feinden in die Hände, es frohlockte nicht über unsere

schwere Zeit und Noth, noch lieferte es im Bürgerkriege den Rebellen Schiffe und Geschosse. Das deutsche Volk versuchte nicht, wie England dies that, der jungen Republik in ihren ersten Jahren alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Deutschland preßte nie gewaltsam amerikanische Seelente in seinen Dienst, und Deutschland stemmte sich auch zu keiner Zeit der Ausdehnung des amerikanischen Handels und der Entwicklung amerikanischer Ideale entgegen. Dies sind aber Schmähungen, die die britische Regierung sich uns gegenüber wiederholt in der unverzeihlichsten und grausamsten Weise seit dem Ausbruch des gegenwärtigen europäischen Krieges gestattet hat. England hat in ganz unnötiger, frecher und hochmüthiger Art die Rechte des amerikanischen Handels mit Füßen getreten, es hat unsere Kauffahrteischiffe beschlagnahmt, unsere Waren konfisziert, unsere Post sistiert und hat sich sogar dazu verstiegen, daß Hospitalvorräthe, die für leidende Deutsche bestimmt sind, als Kriegskontrabande angesehen werden müssen.

Hohn auf Zivilisation.

Und trotz alledem halten unsere angelsächsischen Brüder uns England als die Nation vor, die die Humanität verkörpert. Ihrer Ansicht nach ist es für einen Amerikaner unpatriotisch, zu verlangen, daß der amerikanische Handel freigegeben wird. Nach ihrem Dafürhalten gebührt es uns nicht, Waren, die zum Leben notwendig sind, nach Schweden, Norwegen und Dänemark zu verschicken. Wir müssen von der britischen Regierung eine Lizenz erwirken, um unsere eigenen Waren nach neutralen Zonen zum Vesten der leidenden Menschheit zu senden. Der Genius des amerikanischen Volkes bäumt sich gegen eine solche schmachliche Vergewaltigung auf.

Ich habe erklärt, daß kein Grund besteht, um die diplomatischen Beziehungen mit Deutschland zu lösen. Deutschland wünscht uns nicht zu nahe zu treten. Was die Deutschen getan haben, thaten sie aus Gründen, die nach ihrem Dafürhalten

von der Nothwehr bedingt wurden. Sie führten die Schläge gegen den Feind. Wenn nun ein Amerikaner, der es vorzieht, unter englischer Flagge zu reisen, zu Schaden kommt, ist es gerecht zu behaupten, daß die Deutschen unserem Stolz oder unserer Nation zu Schaden wünschen?

Wohlthuend ist es, daß unsere Nation die Bedingungen der letzten deutschen Note angenommen hat und daß die Machthaber in Washington geneigt zu sein scheinen, einzusehen, daß die kaiserliche Regierung nicht darauf aus ist, zu verletzen, sondern bestrebt ist, mit unserer glorreichen Republik die guten Beziehungen aufrecht zu erhalten.

Die Verdienste der Deutschen.

Wir bestreiten, daß England das Mutterland Amerikas ist. Jene von deutschem Blut haben ihren Teil dazu beigetragen, die amerikanischen Farmen zu bewirtschaften, die amerikanische Wildnis in ein fruchtbares Paradies zu verwandeln. Sie haben ihren Mann gestellt, um die amerikanischen Städte aufzubauen und haben überhaupt im Leben, in der Entwicklung und im Wachstum unserer Nation eine bemerkenswerte Rolle gespielt. Ihr Patriotismus ist nie in Frage gezogen worden und ihre Ergebenheit gegenüber den Sternen und Streifen ist heute genau so stark, als zu der Zeit, da Franz Siegel und seine Mannen sich den Ägeln der Konföderierten, die von den Segenswünschen der Engländer begleitet waren, gegenüberstellten.

Ich glaube, daß ich mit der Volksansicht, wie sie in Ohio, dem großen Buckeye-Staat, vorherrscht, gründlich vertraut bin. Ich habe in allen Theilen jenes prächtigen Gemeinwesens Umfrage gehalten und aus Ohio bringe ich Ihnen die Botschaft, daß die große Masse der Bürger dort absolut gegen Krieg ist. Sie sind gegen die Störung des guten Einvernehmens, das unter den Bürgern der verschiedenen Abstammung bestanden hat; sie protestieren dagegen, daß dies große Land aus einer unabhängigen Re-

publik, die in ihren Beziehungen zu den übrigen Regierungen absolut neutral sein sollte, zu einem Bündel der englischen Krone gemacht wird.

Kein Grund für Krieg.

Für Krieg liegt kein Grund vor. Die Differenzen zwischen diesem Lande und irgend einer europäischen Nation sind einzig Begleiterscheinungen des unseligen Krieges, der die europäischen Länder hefallen hat. Das entsetzliche Blutvergießen dieses Krieges, der schrecklichsten Heimtuchung in der Weltgeschichte, sollte uns zu denken geben. Jene hier, die den Bürgerkrieg mitmachten, sind jetzt die eifrigsten Gegner eines Krieges. Sie durchlebten und empfanden die Kriegsschrecknisse und sie würdigen am ehesten die Wahrheit des Sherman'schen Wortes: „Der Krieg ist die Hölle.“ Krieg kann nur dann gerechtfertigt werden, wenn es absolut notwendig wird, einen Angriff von außen abzuwehren, unsere Interessen in der Fremde zu verteidigen und in vernünftiger Weise unsere nationale Ehre zu wahren. Außerdem, wie könnten uns dadurch Vorbeeren erwachsen, daß wir jetzt uns in den europäischen Krieg einmischen? Sowohl jene, die mit den Alliierten, wie auch jene, die mit den Zentralmächten sympathisieren, verdammen gleichmäßig die Ziele der Italiener. Unsere Regierung wahrte am besten unsere nationale Ehre durch die Wahrung des Friedens, durch Beobachtung absoluter Neutralität und dadurch, daß allen europäischen Nachbarn gleichmäßig unser Wohlwollen gezeigt wird, damit, wenn der unselige Krieg sich seinem Ende nähert, wir mitberufen werden, die Schwierigkeiten beizulegen und den Frieden zu ebnen, und zwar im Geiste wahrer Unparteilichkeit einer Nation, die allen Ländern gegenüber die gleichen Interessen wahrte. Dadurch, daß wir das Gleichgewicht bewahren, sichern wir uns die Bewunderung der ganzen Zivilisation; unsere Gerechtigkeitsliebe sollte für die gesamte Menschheit ein Wahrzeichen sein.

Wir verpflichten uns für die Erhal-

tung des Friedens, für den Schutz der Freiheit und der Rechte Aller. Der Amerikaner mit dem Bindestrich, ob Englisch-Amerikaner, Deutsch-Amerikaner, Züdisch-Amerikaner oder sonst ein Amerikaner, besteht auf seinem Recht, seinen Ansichten Ausdruck zu verleihen in einer Sprache, die nicht mißverstanden werden kann und so seine Rechte zu vertreten. Man mag uns Propagandisten nennen. Es sei denn. Gott verhüte, daß je der Tag hereinbricht, wo es amerikanischen Bürgern verwehrt wird, an die Vertreter im Kongreß Petitionen zu schicken, diese auffordernd, den Wünschen ihrer Konstituenten Rechnung zu tragen.

Als Irländer gegen England.

Meine eigene Ansicht zum Ausdruck bringend, säume ich nicht, meinen persönlichen Abscheu gegenüber der englischen Regierung kund zu tun, einen Haß, den ich ererbt habe, einen Haß, den ich großgezogen und genährt habe, einen Haß, der auf dem gleichen Prinzip beruht, wie der Haß gegen alles Schändliche. Jeder wahre Irländer haßt die englische Regierung und sollte sie hassen. Kein wahrer Irländer wird für die britische Flagge kämpfen. Keiner wird es tun, der der Brutalität eingedenk ist, die seine Vorfahren Jahrhunderte hindurch durch England haben erdulden müssen. Es wird es auch keiner tun, der zu würdigen weiß, mit welchem Muthurst England die Sinn Fein-Patrioten mordet, deren einziges Verbrechen das ist, Erin zur Republik erheben zu wollen. Großbritannien kann nie und nimmer die Sympathien eines wahren Irländers haben. England verkörpert in sich alles, das der wahre Irländer haßt. Dadurch, daß England jenseits des Meeres Patrioten ohne auch nur einen Schein eines Prozesses ums Leben bringt, dadurch, daß es sich wie ein Nautlier auf dieselben stürzt, hat es seine Saat gesflanzt, deren Früchte auf lange Zeit hinaus ihm die Ruhe stören werden. Wohl dem, daß es so ist. Gerechtigkeit wird schließlich siegen und den Nationen der Welt wird

über kurz oder lang die Einsicht kommen, daß die dauernde Oberherrschaft Großbritanniens der Freiheit der Menschheit keinen Segen bringt.“

Die Resolutionen angenommen.

Glücklich gewählt war es, daß, nachdem der Beifall ob der Rede Herrn Hogan's verklungen war, die Kapelle ein irisches Lied ertönen ließ. Die Aufmerksamkeit wurde von der ganzen Versammlung mit Applaus quittiert.

Sodann verlas Herr Hugh O'Neil die folgenden Resolutionen:

Wir, die Friedens-Patrioten der Stadt Chicago, bekräftigen von neuem in der heutigen Massenversammlung, was wir in unserem täglichen Leben betätigt haben, daß unser erster Gedanke und unsere ungeteilte Treue dieser großen Republik, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, gehört.

Wir erklären es als unsere Pflicht als Bürger der Vereinigten Staaten, in nicht mißzuverstehenden Worten zum Ausdruck zu bringen, worin nach unserem Dafürhalten die wahren Prinzipien darin bestehen, unser Land in dieser Stunde in Frieden und Sicherheit zu führen.

Wir erklären, daß es unsere höchste Aufgabe sein sollte, einen bleibenden Frieden zu erhalten und unsere Freundschaft allen Nationen gegenüber in gleichem Maße und gleicher Bereitwilligkeit zu beweisen, und weder mit irgend einem Lande die diplomatischen Verbindungen abzubreaken, noch gegen dasselbe den Krieg zu erklären, es sei denn, daß das unbedingt notwendig ist, um unsere nationale Ehre zu erhalten, Leben und Eigentum unserer Bürger zu beschützen und unsere unzweifelhaften und billigen Rechte zu wahren.

Wir sind der Ueberzeugung, daß eine Krisis, die einen Krieg mit Deutschland notwendig machen würde, vorderhand nicht vorhanden ist. Unsere Küsten sind nicht von Deutschland bedroht und die Angriffe von Unterseebooten, die den Verlust amerikanischen Lebens und Eigentums in den Kriegszonen Europas zur

Folge hatten, sind Zufälligkeiten des Weltkrieges, deren Wiederholung durch Anwendung von Klugheit vermieden werden könnte und die niemals gegen uns gerichtet waren, mit der Absicht, unsere rühmliche Stellung unter den Nationen zu schädigen oder unseren Stolz vor der Welt zu demütigen.

Wir erklären, daß der Friede und die Sicherheit einer Nation unermesslich weit über der Bequemlichkeit irgend einer Klasse der Bürger steht und daß ein Bürger, der auf seinen Reisen absichtlich die Sicherheit, die ihm die eigene Flagge gewähren würde, von sich weist und sich auf den Boden eines fremden Schiffes begibt, und es vorzieht, die Gefahrszone des europäischen Krieges unter fremder Flagge zu betreten, soweit er in Frage kommt, den Schutz seiner Landesflagge aufgegeben hat. Wenn ihm ein Unglück passiert, so geschieht das nur, weil er ein anderes Banner erwählt und den Schutz einer fremden Nation angenommen hat. Und wir als Amerikaner sollten ihn als einen ungetreuen, unlovalen Sohn ansehen, dessen Verteidigung nicht so heilig ist, daß wir sein fragwürdiges Recht durch Waffengewalt und das Blut der Nation beschützen sollten.

Wir erklären, daß es die Pflicht der Beamten Amerikas ist, sich wohl zu überlegen, was im Interesse unseres Landes ist, ehe sie neue Prinzipien eines internationalen Gesetzes festlegen betreffs des Unterseebootkrieges. Als ein Land, das einer nationalen Verteidigung der größten Meeresküste irgend eines Landes benötigt, sollten sie die Macht der Unterseeboote als Waffe der Küstenverteidigung nicht begrenzen und jedwede Regel, die heute festgestellt und erzwungen wird, und den U-booten die Macht zu beschneiden sucht, beraubt unsere Flotte ihrer stärksten Verteidigungswaffe.

Unsere Regierung befürwortet eine Kriegsführung mit Unterseebooten, die, falls dieselbe von den kriegsführenden Nationen Europas angenommen wird, unsere Unterseeboote nutzlos in unseren Küstengewässern macht und uns militä-

rischen Mächten gegenüber, die uns möglicherweise angreifen könnten, ohne Verteidigung läßt. Wir verlangen, daß die Männer, welche die Zukunft unserer Nation im Augenblick in Händen halten, uns nicht in diesen Weltkrieg stürzen, um unsere Ehre zu retten wegen Bürger, die durch ihre eigenen Handlungen das Land entehrt und den Frieden desselben gefährdet haben. Wir warnen dieselben Männer davor, nur weil wir stark sind, den kriegsführenden Ländern Gesetze für den Unterseebootskrieg aufzuzwingen, die uns, imfalle unsere Nation gezwungen werden sollte, zu den Waffen zu greifen, uns unserer ganzen Flottenmacht berauben würden.

Wir brandmarken die unfreundliche Stellung eines Teiles unserer öffentlichen Presse den Zentralmächten gegenüber.

Wir protestieren gegen die Agitation für einen Krieg und das fortdauernde Geschrei von einem uns drohenden Krieg, wodurch die Ruhe des Geschäftes im Lande gestört, die Spannung vergrößert und der friedliche Verkehr unter unserem eigenen Volke in gefährlicher Weise bedroht wird.

Zuletzt protestieren wir mit vereinigter Stimme gegen den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit den Zentralmächten Europas oder irgend einem anderen Lande aus einem der oben angegebenen Gründe, weil dieselben einen solchen weitgehenden Akt nicht rechtfertigen, und rufen denen, die uns regieren, zu: „Verlangt von unseren eigenen Bürgern, mögen sie auf dem Lande oder auf der See sein, daß sie vor allen Dingen erst die Ehre ihrer Nation im Auge haben sollen, und wenn sie das unterlassen, wir sie die Folgen ihrer leichtsinnigen Handlungen tragen lassen werden, während wir als Nation der höchsten Pflicht nachkommen werden, in Frieden und Wohlwollen fortzuleben und den unterdrückten Menschen zivilisierter Völker fortdauernd eine Stätte des Friedens und der Glückseligkeit zu bieten.“

Herr O'Neil stellte hierauf den formellen Antrag auf Annahme der Resolutionen. Vorsitzter Brand ersuchte Alle, die zu Gunsten des Antrages seien, dies durch Erheben von den Sitzen kund zu tun. Nicht ein Mensch im Saal blieb sitzen.

Es wurde sodann noch beschlossen, Kopien der gefaßten Beschlüsse an den Präsidenten und an jedes Mitglied beider Häuser des Kongresses zu schicken.

Während nunmehr das Orchester erneut seine Weisen ertönen ließ, folgte in liebenswürdiger Weise eine beträchtliche Anzahl Damen einem von Herrn Leopold Neumann gestellten Ersuchen, mit Körbchen unter die Versammelten zu gehen, um eine Kollekte entgegenzunehmen, die mithelfen sollte, die nicht unbedeutenden Unkosten der großen Demonstration zu decken. Die Sammlung hatte einen recht hübschen Erfolg. Die hundert Körbchen, die die Damen zu dem Zweck herumreichten, waren in freundlicher Weise von der „Riedlein Basket Company“, No. 713 Milwaukee Avenue, zur Verfügung gestellt worden.

Ehe Vorsitzter Brand alsdann dazu schritt, den nächsten Redner der Versammlung, den früheren Kongreßabgeordneten Henry Vollmer aus Davenport, Iowa, vorzustellen, intonierte das Orchester das „Star Spangled Banner“. Jeder Mann, jede Frau im Saale war im Nu auf den Beinen und sang mit Verbe das prächtige Nationallied mit.

Ovation für Henry Vollmer.

Mit Bezug auf Herrn Vollmer betonte Herr Brand lebhaft, daß derselbe durch seine früheren vortrefflichen Reden hier dem Chicagoer Publikum in einer Weise bekannt sei, daß eine längere Einführungsrede nicht vonnöten ist.

Der jubelnde Beifall, mit dem Herr Vollmer begrüßt wurde, bewies, daß der Vorsitzter Recht hatte. Es währte mehrere Minuten, ehe der wackere deutsch-amerikanische Staatsmann vom jenseitigen Ufer des Mississippi sich Gehör verschaffen konnte. Schon die einseitenden Worte

Herrn Bollmer's, daß er auf sein deutsches Blut stolz sei und den Bindestrich keineswegs als Makel betrachte, fachten den Enthusiasmus in einer solchen Weise an, daß er das mächtige Gebäude fast bis in die Grundmauern erzittern ließ. Auch während der ganzen Rede, die im Nachstehenden der Hauptsache nach wiedergegeben ist, wiederholte sich immer von neuem jubelnder Applaus:

„Ich bin ein amerikanischer Bürger. Ich wurde im Nachbarstaate Iowa geboren, wurde dort groß, habe mein ganzes Leben dort verbracht und meine ganzen Interessen sind dort. Mein Gesichtspunkt wird durch keine geteilte Anhänglichkeit getrübt.

Das Wappen meiner Familie weist keinen Makel des Landesbetrugs oder der Unloyalität auf. Seitdem sie das deutsche Vaterland verließ und sich hier niederließ, hat sie in der Anhänglichkeit an die Vereinigten Staaten nie gewankt. Da wir gegenwärtig wegen des deutschen Blutes, das in unseren Adern fließt, verdächtigt werden, weise ich mit Stolz darauf hin, daß mein Vater und sein Bruder Freiwillige des ersten Turner-Regiments von St. Louis waren, das den Staat Missouri im Jahre 1861 der Union erhielt. Meinem Onkel drang bei Wilson's Creek eine konföderierte Kugel durch beide Lungen.

Ich vermag persönlich auf keinen militärischen Rekord hinzuweisen, doch ich habe meiner Stadt, meinem Staat und meiner Nation in vielen öffentlichen Stellungen gedient, habe ihnen viele Jahre meines Lebens gewidmet und fordere irgend einen Menschen heraus, auch nur auf irgend eine Handlungsweise während dieser Zeit hinzudeuten, die, mag sie auch nicht besonders wertvoll gewesen sein, nicht von echtem amerikanischem Patriotismus bedingt wurde.

Sie werden diesen kleinen persönlichen Hinweis entschuldigen. Sie müssen bedenken, daß seit dem Herinbruch dieses unseligen Krieges mit der Störung des guten Einvernehmens unter den Bürgern dieses Landes der angebliche Binde-

strich, der mir wegen meiner deutschen Abkunft anhaftet, das Ziel so vieler von Lory-Redakteuren abgegebenen Pfeile gewesen ist. Die organisierte Presse hat uns „sanft gehänselt“ und mich nicht allzu sanft, weil ich im Interesse wahrer Neutralität mit meinen Ansichten keineswegs zurückhielt.

Ich fühle, daß, wenn ich dank meiner Geburt und meiner Erziehung befähigt bin, bis zu einem gewissen Grade zwischen dem amerikanischen und deutschen Volke eine Art Vermittler zu spielen, weil ich sie beide verstehe, ich ein Feigling und ein Undankbarer sein würde, falls ich in dieser kritischen Zeit für unser Land und für die Welt nicht mein Scherflein beitrüge, um eine bessere Verständigung herbeizuführen.

Warnung an Präsidenten.

Einer der größten deutschen Philosophen sagte: „Der Mensch, den ich hasse, ist der Mensch, den ich nicht kenne.“ Rassenhaß und Rassenvorurteile, durch welche Kriege geschaffen werden, basieren auf Unkenntnis und Mangel an gegenseitigem Verständnis. Ich glaube, daß jene unter uns, die sowohl für deutsche wie für angelsächsisch-jüdische Zivilisation ein sympathisches Verständnis besitzen, besser befähigt sind, betreffs des blutigen Krieges in Europa gerecht zu entscheiden, als solche, die nur mit der einen Seite sympathisieren. Ich bezweifle, daß irgend ein Mann, gleichviel wie groß er sein mag, für diese Rolle fähig ist, wenn er bei dem Begriff Menschlichkeit nur an eine Rasse denkt. Auch hat kein Einzelner, gleichviel wie hoch seine Stellung ist, das Recht, für das amerikanische Volk zu entscheiden, auf welcher Seite die wahren Menschlichkeitsinteressen involviert sind, speziell wenn er durch die Geburt, durch Erziehung und Umgang einseitig geworden ist. Ferner glaube ich, daß kein einzelner Mann, gleichviel, was die verfassungsmäßigen Befugnisse seiner Stellung sind, das moralische Recht besitzt, willkürlich die Beziehungen zu den Zentralmächten zu lösen, dem Kongreß nur

ein „fait accompli“ vorzulegen und das Volk, entgegen dem Willen seiner Vertreter und gegen die überwältigende Mehrheit der Wähler in diesen Krieg hineinzuhetzen, nur um England zu helfen.

Uns wird gesagt, daß die Krise vorüber ist. Indes, wer bietet die Garantie, daß morgen nicht eine neue entsteht?

Mächtige Interessen sind in diesem Lande am Werk, um solches herbeizuführen, falls es nur möglich ist. Sie kontrollieren einen sehr bedeutenden Teil der Presse, speziell der New Yorker Presse. Sie haben durch böswillige Lügen das Unterscheidungsvermögen vieler Amerikaner in solchem Maße geschwächt, daß viele jetzt die Wahrheit überhaupt nicht zu hören wünschen. Bei einigen ist die Voreingenommenheit direkt zum Wahnsinn geworden und zwar ist dieses nicht einzig mit Bezug auf Leute aus dem ungebildeten Haufen wahr, sondern ich bin mit so vielen Führern des Volkes in Berührung gekommen, die wegen ihres haarsträubenden Vorurteils, verknüpft mit der krassesten Ignoranz, mir direkt Leid taten.

Deutsch-Amerikaner loyale.

Ich frage Sie, meine amerikanischen Mitbürger, ist es rätlich, daß gerade gegenwärtig Deutsche oder Oesterreich-Ungarn aus den Beratungszimmern der Nation ferngehalten werden? Sie verstehen wenigstens beide Seiten, was sich betreffs der meisten, die sie so heftig angreifen, nicht sagen läßt.

Das große Justizdepartment mit allen seinen Spionen und Angebern ist nicht imstande gewesen, Deutsch-Amerikaner mit Komplotten gegen Munitionsfabriken zu verquiden. Trotz der Provokation und der Versuchungen, die die Sachlage hier schuf, sind „Verschwörungen“ so vereinzelt gewesen, daß dies für die hervorragenden Bürgertugenden und für die gewohnheitsmäßige Gesellschafter der Bürger deutscher Abstammung Wände spricht.

Betreffs dieser höchst wichtigen Frage, ob Amerika sich in den europäischen Krieg

stürzen sollte, sollten die Ansichten aller Arten von Bürgern eingeholt werden, und ich bestreite irgend einem Einzelnen oder einer Clique das Recht, in dieser Sache zwanzig bis dreißig Millionen unseres Volkes das Bestimmungsrecht zu nehmen.

Und trotzdem ist es genau das, was sie tun, wenn sie unsere Petitionen, unsere Bücher, unsere Pamphlete, unsere Reden mit einem höhnischen Lächeln und der sarkastischen Bemerkung, daß wir nur Deutsch-Amerikaner sind, zur Seite werfen. Ich bestreite den Organen der Munitionsfabrikanten das Recht, unsere heiligsten Gefühle, unsere tiefinnersten Ueberzeugungen in den Staub zu treten.

Wir haben nie verlangt, daß Amerika in diesen Krieg eingreife, um Deutschland zu helfen. Wir haben von den Pflichten wahrer Neutralität eine zu hohe Auffassung. Wir würden einem solchen Ansinne, gleichviel von welcher Seite es käme, entgegentreten. Falls Amerika sich auf irgend einer Seite in den Krieg einmischen würde, so wäre es dauernd mit der glücklichen Sonderstellung, die es bis jetzt vor dem europäischen Unglück bewahrte, vorbei.

Unsere Sonderstellung bedroht.

Unsere glückliche Sonderstellung ist nicht so sehr die Folge unserer geographischen Lage, als des Umstandes, daß wir uns gehütet haben, verwickelte Bündnisse einzugehen. Falls wir von diesem Standpunkt abweichen und uns in den jetzigen europäischen Krieg stürzen, so werden wir ewig an Europas Bündnisse und Ententes gefettet sein. Stets würden wir in der Kette, die als „Machtbilanz“ Europas Boden mit Blut getränkt hat, ein Glied bleiben.

Unsinnig ist es, zu glauben, daß, wenn wir so leichtsin für ein Etwas, das gewisse Leute „Humanität“ zu nennen belieben, in diesen Krieg hineintreten, wir ebenso leicht uns wieder zurückziehen können. Es wird uns gehen wie dem Zauberlehrling, wir werden die Geister, die wir riefen, nicht mehr los. Der Mephisto

der britischen Diplomatie versucht sein Möglichstes, uns in den Krieg hinein zu zerren: gelingt es ihm, dann Gnade uns Gott, wir kommen schwer wieder frei.

Ich befürchte, daß ein gut Theil geheime Diplomatie betrieben wird, von der das amerikanische Volk nicht unterrichtet ist, und daß die Hauptgefahr darin liegt, in dieser Art in den Krieg verwickelt zu werden. Geheime Diplomatie trägt für Europas Unglück die Hauptschuld. Ich bin zum Beispiel überzeugt, daß falls Earl Grey vor dem Krieg dem englischen Volk gesagt hätte, daß Deutschland sich erboten habe, Belgien nicht zu betreten, falls England sich aus dem Krieg fernhalte, England vielleicht nie in den Krieg gegangen wäre.

Falls wir uns jetzt in den Krieg einmischen, geraten wir nicht nur in die europäische Teufelsküche, sondern wir schaffen uns hier zu Hause einen Hexenkessel. Es würden die Bürger einer Abstammung gegen solche anderer Abstammung in blindem Haß entflammt. Von Anbeginn des Krieges war es meine feste Ueberzeugung, daß die einzige Art, wie wir unser Staatsschiff sicher durch die jetzt tosende Brandung steuern können, die ist, sowohl dem Buchstaben wie dem Geiste nach die strikteste Neutralität zu bewahren. Das haben wir aber leider nicht getan.

Unsere Neutralitätsbrücke.

Unsere Waffen und unsere Munition sind in immer riesigeren Mengen an nur eine Partei geschickt worden. Das Geld des Volkes ist den Banken und den Versicherungsgesellschaften zum Besten der Alliierten entnommen worden und unsere friedlichen Industrien wurden in immer weitgehenderem Maße einzig zum Zwecke des Kriegsgeschäfts in deren Interesse von Grund aus umgekrempelt.

Trotz dieser weitgehenden Dienste, die durch die Vereinigten Staaten John Bull geleistet worden sind, gibt er sich immer noch nicht zufrieden. Er will jetzt auch das Blut und die Knochen amerikanischer Jungen.

Unsere Geldaristokraten des Ostens, die mit dem verlotterten Geburtsadel Englands an einem Strang ziehen, unterstützen John Bull in seiner Forderung, doch ich glaube, daß Wall Straße sich gewaltig verrechnet und eine kurzsichtige Politik betrieben hat. Wer half den Wall Street-Interessen, als sie durch die Greenback- und Freisilber-Bewegung bedroht waren? Es war die deutsche Wählerschaft, die gleich einer Schweizer-Garde sich der Konfiszierung und Regierung von Schulden entgegenstemmte. Falls erneut für die Herren der Wall Street Tage der Angst hereinbrechen, werden sie es wieder wagen, sich an jene zu wenden, die sie jetzt so grausam und perfide zu verkaufen versuchen? Ihnen dürfte gesagt werden, wendet euch an eure Vusenfreunde, die britische Wählerschaft.

Nach in anderer Hinsicht haben die Wall Street-Interessen eine haarsträubende Kurzsichtigkeit bewiesen. Während man sich drüben die Gasse abschnitt, wurde uns die Gelegenheit, eine amerikanische Handelsmarine aufzubauen, auf einem silbernen Teller dargebracht. Die Wall Street-Leuchten ließen sich von England breitschlagen. Statt die Gelegenheit für die friedliche Ausbreitung des amerikanischen Handels zu ergreifen, gaben sie sich damit zufrieden, nur vorübergehend aus der Herstellung und dem Verkauf von Mordinstrumenten Geld zu machen und dadurch Großbritannien und dessen Verbündeten doppelt einen Gefallen zu erweisen. Der in dieser Art erlangte Profit ist Blutgeld und keineswegs ein allgemeiner, dauernder Wohlstand.

Soll Europa kosatisch werden?

Die Behauptung, daß wir in den Krieg eingreifen sollten, um das demokratische Prinzip zu wahren, leuchtet mir angesichts der Hintertüren-Politik, die in diesem Lande betrieben worden ist, in keiner Weise ein. Wir wissen, daß, soweit es sich darum handelt, die Allgemeinheit der Volkswohlfaht theilhaftig zu machen, das deutsche Kaiserreich in weit größerem

Maße wirklich demokratischen Geist beweist, als die sogenannten demokratischen Gemeinwesen des Westens. Falls Deutschland durch unsere Hilfe wirklich aus dem Sattel gehoben wird, so würde der Bär, der wie ein Mensch einhergeht, den Hauptvorteil davontragen. Er würde seine räuberischen Taten auf das ganze europäische Festland legen und es mit den Segnungen der Knute und der Zudenpogrome beglücken.

Napoleon sagte einst, daß Europa republikanisch oder kosakisch werden würde. Durch Amerikas Beihilfe soll es kosakisch werden, und die besondere Marke der Menschlichkeit, die die Kosaken mit sich führen, mußte leider Ostpreußen im Winter des Jahres 1914 verspüren.

Indessen, ehe durch eine derartige unnatürliche Koalition infame Resultate gezeitigt werden können, muß mit gewissen Herren wie Hindenburg und Mackensen gerechnet werden, sowie mit dem letzten Mann, ja sogar der letzten Frau einer geeinigten deutschen Nation. Käme die Unterjochung durch amerikanische Hilfe, so machten wir uns an dem größten Verbrecher gegen die Menschheit, das die Weltgeschichte je sah, mitschuldig.

Das psychologische Element, das Kriege schafft, heißt Furcht. Wenn eine Nation in weitgehender Weise mit Kriegsrüstungen beginnt, so versetzen sie die Nachbarn in Angst und Schrecken, daß die Rüstungen gegen sie gerichtet sind. Auch sie beginnen deshalb solche. Die Konkurrenz wächst ins Ungeheure, wie sie es in Europa tat. Auch hier steht zumteil hinter dem Verlangen nach weitgehender Kriegsbereitschaft die blasse Furcht — das böse Gewissen, daß, wenn der europäische Krieg vorüber ist, Deutschland möglicherweise Vergeltung anstreben könnte für das, was wir demselben in seiner Zeit der Bedrängnis angetan.

Deutschland nicht zu fürchten.

Ich teile diese Furcht nicht, und ich werde meine Gründe entwickeln. Trotz der wenigen Beachtung, die seit Beginn des europäischen Krieges unserm deutsch-

amerikanischen Volkselement von der Administration und der Presse geschenkt worden ist, glaube ich doch, daß Deutschland schon aus dem Grunde Amerika nicht bekämpfen würde, weil hier so viele Bürger deutschen Blutes sind. Doch selbst, falls ich mich darin, daß solche sentimentalischen Rücksichten mitspielen könnten, irre, bin ich doch überzeugt, daß es weder in der Macht noch im Interesse Deutschlands liegen kann, uns zu schädigen. Deutschland wird an Menschen, Vorräten und Geld auf Jahre hinaus geschwächt sein, und Generationen werden vergehen, ehe die geschlagenen Wunden verwachsen und ehe die neuen Interessensphären, die der deutsche Sieg, an den ich mit aller Bestimmtheit glaube, bringen wird, mit deutscher Gründlichkeit entwickelt werden können. Zudem wissen wir, daß die Deutschen friedliebend sind und sich freuen werden, wenn sie, wie seit Anno 1871, erneut 44 Jahre Ruhe haben dürfen.

Kriege werden nicht, wie hier in kinderlicher Einfalt behauptet wird, von Königen oder Kaisern gemacht, sondern sie erwachsen, wenn nationale und Handelsinteressen auf einander stoßen. Ich selbst betrachte den gegenwärtigen Krieg vom ganz unpersönlichen Standpunkte aus. Ich habe vielleicht ebenso viele Freunde in England als in Deutschland. Es war mir vergönnt, viel in den Tropen zu reisen und dort habe ich viel mit englischen Offizieren der Flotte und der Armee, sowie mit diplomatischen Vertretern geplaudert. Sie machten kein Hehl daraus, daß das Endziel der Politik des siebenten Edward sei, Deutschland zu isolieren und ihm dann, figürlich geredet, den Hals zu brechen.

Deutschland machte sich an, an dem Prinzip zu rütteln, daß England allein die Meere beherrsche. Der Selbsterhaltungstrieb bedingte, daß diese Annahme erstickt werde, so lange es noch Zeit sei.

Vom Standpunkt eines britischen Untertanen mag an diesem Gedankengang nicht viel auszusetzen sein, doch ein Deutscher hatte das gute Recht zu antworten.

daß Deutschland seinen Kindern eine bessere Schulung gebe als England, daß Deutschland auf dem Gebiete der Technik, der Industrie und in jeder modernen Betätigung voranmarschiere und deshalb ein gutes Recht auf einen Platz an der Sonne besitz.

Der Kampf um den Handel.

Außerdem hatte Deutschland einen überseeischen Handel von fünf bis sechs Milliarden Dollars jährlich aufgebaut, und zwar so schnell, daß der Umsatz in wenigen Jahren selbst England zu überreffen drohte. Um eventuell seinen zunehmenden Handel zu beschützen, vergrößerte Deutschland seine Flotte, ohne Rücksicht auf den englischen Standpunkt, daß Großbritanniens Marine immer so groß sein müsse, als die Seemacht irgend zweier anderer Länder. Die Folge war der Entschluß, Deutschlands Armada in der gleichen Weise zu vernichten, wie dies mit Spaniens und den Flotten Hollands, Frankreichs und Dänemarks geschehen war, als diese England unbequem zu werden drohten.

Gleichviel, ob es gewissen Amerikanern paßt oder nicht, die Wahrheit bleibt, daß in diesem Kriege Deutschland tatsächlich für die Freiheit der Meere kämpft und daß in dieser Beziehung die Interessen Amerikas mit denen Deutschlands absolut identisch sind.

Dann wiederum ertönt der Schreckruf: „Schaut den entsetzlichen Militarismus in Deutschland!“ Auf die Art der Entscheidung und auf die Notwendigkeit wird keine Rücksicht genommen. Gelegt den Fall, Kanada hätte 165 Millionen halbbarbarische Bewohner, einzig durch einen brutalen Autokraten regiert und auf eine Eroberungspolitik verpflichtet! Gelegt, wir wüßten, daß es seit Jahrhunderten das schreckliche Bestreben dieser Norden gewesen sei, sich das Mississippi-Tal zu eigen zu machen und in New Orleans sich eine Welthauptstadt einzurichten, würden nicht wir uns wappnen?

Deutschlands Militarismus berührt uns weit weniger als Englands Navalis-

mus, der uns bis auf drei Meilen nahe kommt und täglich uns am Ausbau unseres eigenen dauernden Handels hindert, den wir entwickeln konnten. Trotzdem hielten wir es für nötiger, den Briten im Namen der Menschlichkeit Schieß- und Explosivmaterial zu liefern.

Die Tauchbootfrage.

Nun mit Bezug auf das Geschrei über die Tätigkeit der deutschen Tauchboote. Hier wird gezeifert, daß einige amerikanische Bürger ums Leben gekommen sind. Die Zahl derselben wird nicht ein Zehntel eines Prozents der Deutschen ausmachen, die durch amerikanische Munition Leiden oder Krüppel geworden sind. Es sind die wenigen Amerikaner zu Schaden gekommen, weil sie, trotz genügender Warnung, darauf bestanden, auf schwimmenden Arsenalen unter feindlicher Flagge in die Kriegszone hineinzufegeln. Pflicht der amerikanischen Regierung wäre es gewesen, die Bürger direkt zu warnen, sich von solchen Fahrzeugen fernzuhalten.

Auch sollten wir nie vergessen, daß wir selbst eine Küstenstrecke von tausend Meilen haben und daß wir in die Lage kommen mögen, in der weitgehendsten Weise zu den Tauchbooten als Verteidigungsmittel Zuflucht zu nehmen. Unsinnig ist es, uns selbst betreffs der Verwendung dieser Abwehrwaffe Fesseln anzulegen.

Bei Präsident Wilson ruht gegenwärtig die weitgehendste Verantwortlichkeit. Er ist einem Riesendruck seitens der großen, selbstsüchtigen Interessen der Munitionsfabrikanten und der Finanziers, die mit Bonds und anderen Verpflichtungen der Alliierten überladen sind, ausgesetzt. Dieselben können einen Kampagnenfond in irgend einer Höhe ausbringen und sie kontrollieren eine dienstbare Presse, die den Massenhaß systematisch schürt.

Doch nicht allein im eigenen Lande wird der Knüttel über ihm geschwungen. Die „Gebietlerin der Meere“ vermag die gelbe Gefahr herauszubekennen. Außerdem kann sie eine Panik schaffen, indem sie ihre Rauffahrtsschiffe unserem Handel entzieht, und eine Panik wäre gerade

vor der Wahl der Administration und den Politikern derselben höchst unbequem.

Falls der Präsident die moralische Stärke besitzt, diesem Druck zu widerstehen und das Staatsschiff sicher zwischen Scylla und Charybdis hindurch zu lootsen, er würde von der Geschichte als einer der größten Wohltäter der Menschheit, der die Zivilisation vor dem Chaos bewahrt hat, gepriesen werden.

Falls er bei der Probe unterliegt, so werden die Geschichtsschreiber der Zukunft den Verfall der amerikanischen Nation von der Zeit der Administration von Woodrow Wilson an rechnen. Dieser Verfall wird aber keineswegs den Bürgern mit dem Bundesstrich, die deutschen Ursprungs sind, zuzuschreiben sein, denn sie werden in jeder Eventualität für das Land eintreten, mag dabei das Herz ihnen auch bluten.

In dieser schweren Krise kann Deutschland wohl gehen, der zum Ausdruck Thomas Jefferson's, des Schutzpatrons der demokratischen Partei, hält, daß wir gegen alle Nationen Freundschaft üben, uns aber jedes verwickelnden Bündnisses

enthalten sollen. Auch des Rats von George Washington, des Vaters unseres Landes, müssen wir eingedenk bleiben:

„Lebt Treue und Gerechtigkeit allen Nationen gegenüber. Pfllegt Frieden und Eintracht mit allen. Ein freies Volk muß stetig gegen die räuberischen Verlockungen fremder Einflüsse auf der Hut sein. Uebermäßige Voreingenommenheit für eine Nation und übermäßige Abneigung gegen eine andere bewirkt, daß jene, die sich so beeinflussen lassen, nur auf der einen Seite Gefahr sehen und dient dazu, die Beeinflussungskünste der anderen Seite zu verschleiern und sogar zu fördern. Wirkliche Patrioten, die den Intriguen der bevorzugten Nation zu widerstehen vermögen, sind der Gefahr ausgesetzt, anrüchig und verdächtig zu werden, während sich ihre Werkzeuge und Verleiteten den Applaus und das Vertrauen des Volkes, das seine Interessen preisgibt, zu eigen machen. Falls wir ein Volk unter einer tüchtigen Regierung bleiben, ist die Zeit nicht fern, wo wir den Frieden oder den Krieg wählen können, wie es unsere Interessen, durch Gerechtigkeit bedingt, uns raten.“

Deutsche Zeitungsherausgeber in Chicago.

Nichts spricht deutlicher dafür, daß Chicago fortan als das Zentrum des Deutschthums in den Vereinigten Staaten angesehen wird, als der nicht zu unterschätzende Umstand, daß die Herausgeber deutscher Zeitungen behufs Fassung gemeinsamer Pläne die Notwendigkeit einer Zusammenkunft erkannt und Chicago zu ihrem Beratungsorte gemacht haben.

Die Beratungen, welchen in der anglo-amerikanischen Presse und zweifellos auch in politischen Kreisen ein revolutionärer Charakter angedichtet wurde, welche aber in Wirklichkeit mehr der Zukunft der deutschen Presse als den Augenblicksfragen der Politik galt, wurden am 28.

Februar im Hotel Kaiserhof aufgenommen. Selbstverständlich wurden auch die das Deutschthum näher berührenden Fragen erörtert, doch waren jene Erörterungen schon deshalb nicht für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt, weil keine entschiedene Stellungnahme erfolgte. Die Stellungnahme wurde für eine spätere Gelegenheit hinausgeschoben und fand auch, wie an anderer Stelle mitgeteilt werden wird, in geeigneter Weise statt.

Ueber den Verlauf der Beratungen der Zeitungsherausgeber liegt folgender Bericht vor:

Die Sitzungen der in Chicago versammelten Vertreter der deutschen Zei-

tungen des Landes wurden gleich zu Beginn durch ein von den Besitzern des Kaiserhof - Hotels, den Herren Reich und Köhler, den Gästen gegebenes Gabelfrühstück unterbrochen, um am Nachmittag fortgesetzt zu werden. Während der Mahlzeit hielt Herr L. Ph. Wolf von Peoria eine humorvolle Rede, und Herr Segeramer sprach in herrlichen patriotischen Worten über die Aufgaben der deutschen Bürger dieses Landes. Dröhnender Beifall belohnte den begeisterten Redner. Die Zeit nach der Sitzung verbrachten die Herren mit der Auffrischung alter Bekanntschaften und folgten am Abend einer Einladung der Illinois Staats-Zeitung zum Besuche des Deutschen Theaters.

Die an den Sitzungen teilnehmenden Herausgeber und Vertreter deutscher Zeitungen des Landes sind folgende Herren:

Zulius Stoll, Abendpost, Rochester, N. Y.; Otto Kreselbach, Post, Mendota, Ill.; Max Heinrich, Gazette, Philadelphia; A. F. Schader, Herald und Germania, Elgin, Ill.; Dr. A. Rostinger, Abendpost, Detroit; George Sylvester Viereck, Fatherland, N. Y.; Hermann Bethke, Express und Westbote, Columbus, O.; Albert Steinhäuser, Post, New Ulm, Minn.; Richard Bartholdt, St. Louis, Deutscher Herald, N. Y.; F. Lauenstein, Evansville Demokrat, Evansville, Ind.; Adolph Candrian und Franz Krieselbach, Nordstern, La Crosse, Wis.; Henry C. Fosteneck, Toledo Express, Toledo, O.; Gerhard Guelsmann, Volksblatt, Cincinnati, O.; John Bartholomaeus, Westlicher Volksfreund, Mo.; Bernhard Ridder, New Yorker Staatszeitung, N. Y.; Karl Raid, W. von Rostitz, C. W. Maedge, Wächter und Anzeiger, Cleveland, O.; W. C. Brumder, Germania und Herald, Milwaukee, Wis.; F. C. Girsch, Volksblatt und Wahrheitsfreund, Pittsburg, Pa.; Theodor Lange, Abend-schule, St. Louis, Mo.; Valentin J. Peter, Tribune, Omaha, Neb.; L. Ph. Wolf, Sonne, Peoria, Ill.; J. J. Auer, Herald, Eau Claire, Wis.; S. A. Garburo, Colorado Herald, Denver, Colo.;

Carl Gleefer, Missouri Staatszeitung, Kansas City, Mo.; Max Burgheim, Cincinnati Freie Presse, Cincinnati, O.; Carl Zwanzig, La Salle County Herald, Ottawa, Ill.; Adolph Petersen, Iowa Reform, Davenport, Ia.; Fred A. Fischer, Davenport Demokrat, Davenport, Ia.; Hans Sadel, Westliche Post, St. Louis, Mo.; Prof. F. Bente, Abend-schule, St. Louis, Mo.; August J. Brodland, Amerika, St. Louis, Mo.; Chas. Vog, Journal, Sedalia, Mo.; J. J. Walter Heer, Toledo Express, Toledo, O.; Richard J. Meyer, Volksfreund, Appleton, Wis.; J. Schnell, Rundschau und Wecker, Portage, Wis.; J. J. Witte, Central Illinois Wochenblatt, Ottawa, Ill.; C. J. Segeramer, Philadelphia, Pa., Präsident des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes; Louis C. Lamade, Deutscher Volksführer, Altoona, Pa.; Hermann Madwiz, Freie Presse und Staatszeitung, Fort Wayne, Ind.; Jakob Schmidt, Pekin Freie Presse, Pekin, Ill.; Louis Wirthwein, Express und Westbote, Columbus, O.; Emil Reich, Westlicher Herald, National Farmer, Minneapolis Freie Presse, Winona, Minn.; Alex. C. Oberländer, Syracuse Union, Syracuse, N. Y.; Edwin S. Prieth und William von Katsler, N. Y. Freie Zeitung, Newark, N. J.; August C. Lamm, Telegraph und Tribune, Indianapolis, Ind.; Horace L. Brand, Illinois Staats-Zeitung, Chicago, Ill.; Paul F. Müller, Abendpost, Chicago, Ill.; Peter Klein, Volksfreund, Aurora, Ill.; A. Weixbaum, Lima Courier, Lima, O.; Nicholas Gonner, Luxemburger Gazette und Katholischer Westen, Dubuque, Ia.; Hans Demuth, Sioux Falls, S. Dakota; Dr. Vergmeier, Volkszeitung, St. Paul, Minn.; F. F. Matenaers, Der deutsche Farmer, Chicago, Ill.; Heinrich Raul, Nachrichten aus Schleswig-Holstein, Chicago, Ill.; Wm. Hofmann, New Yorker Staatszeitung, New York.

Herr Paul F. Müller wurde zum Vorsitzenden und Herr Hermann Lemke von Philadelphia zum Sekretär ernannt. Die

Komitees setzten sich aus folgenden Herren zusammen:

Ueberseeischer Nachrichtendienst: Bernhard Ridder, Vorsitzender, Hans Gadel, Julius Stall, jr.; Washingtoner Nachrichten: Horace L. Brand, Vorsitzender, Max Burgheim, Max Heinrich; Matrizen und Platten: Valentin Peter, Vorsitzender, Fred. Fischer, J. C. Girsch; Anzeigewesen: Max Burgheim, Vorsitzender, Bernhard Ridder, Emil Leicht, Dr. Bergmeier, Louis Wolf, Dr. Rosinger, Louis Lange; Zweckverband: Paul F. Müller, Vorsitzender, Carl Zwanzig, Max Heinrich, Adolph Petersen, S. Demuth, S. Gadel; Arbeiterangelegenheiten: Horace L. Brand, Vorsitzender, Gerhard Hülsmann, Hermann Lemke, Victor Ridder; Deutsche Sprache: Prof. Rand; Organisation: Paul F. Müller.

In der der Organisierung folgenden Morgensitzung der Herausgeber deutscher Zeitungen kam es zu wichtigen Beschlüssen, die durch die eingereichten Berichte der verschiedenen Komitees veranlaßt wurden. Besonders wichtig und interessant war der Bericht des Komitees für „Deutsche Sprache“. Prof. Vente, Suprintendent der Abendsschulen in St. Louis, sprach über die Fortschritte des deutschen Unterrichts in den Schulen St. Louis; Herr Carl Zwanzig teilte die erfreuliche Zunahme der Schüler für den deutschen Unterricht in Chicago unter Leitung Herrn Schmidhofers mit, und Herr Valentin J. Peter, Herausgeber der Tribune in Omaha, Neb., berichtete über den Sieg des Deutschen in seinem Staate. Das Obergericht Nebraschas hat das Gesetz für den Unterricht in Fremdsprachen vom Jahre 1913 durch eine dahin lautende Entscheidung aufrecht erhalten. Damit ist der deutsche Unterricht für alle, die an ihm teilnehmen wollen, vom 5. Schuljahr an gesichert.

Organisation aller deutschen Zeitungen.

Das Komitee für Organisation, Vorsitzender Herr Max Heinrich, schlägt vor, daß die Konferenz es für zweckmäßig er-

kläre, einen Interesserverband der deutschen Presse zu gründen, unter dem Namen „National - Verband deutscher Zeitungs-Herausgeber“. Ein temporärer Vorstand sollte durch Rundschreiben Wesen, Ziel und Zweck desselben sämtlichen deutschen Zeitungs-Herausgebern mitteilen und dahin gehende Aufklärungen denselben geben. Dieses Komitee hat einen Unterausschuß ernannt, denen die Herren Bernhard Ridder, Hans Gadel, W. C. Brumder und George Sylvester Biered angehören und der diesen Beschluß zur Ausführung bringen soll. Der Zweck dieser „National German-American Publishers Association“ soll die Förderung der geistigen und materiellen Interessen der deutschen Zeitungen sein. Im Speziellen: 1. Verbesserung des Nachrichtendienstes, 2. Verbesserung des Lesestoffs, 3. Hebung des Anzeigewesens, 4. Festsetzung gemeinsamer Rechtsprechung, 5. Gemeinsame Beratung über technische und andere einschlägige Angelegenheiten, einschließlich eines Auskunfts- und Nachweisungs-Büros. Zur Mitgliedschaft berechtigt sollen Herausgeber sämtlicher deutschen Zeitungen und Zeitschriften sein, mit der Verechtigung der Stellvertreter.

Für die vorläufige Organisation soll 1. ein Vorsteher ernannt und erwählt werden, 2. ein temporärer, bezahlter Schriftführer vom Vorsitzenden mit Zustimmung des Verwaltungsrates ernannt werden, der aber nicht Mitglied des Verwaltungsrates sein darf. 3. Der Verwaltungsrat soll aus 11 Mitgliedern bestehen, welche die verschiedenen Staaten und Interessengruppen vertreten. 4. Die Kosten der vorläufigen Organisation sollen durch freiwillige Beiträge gedeckt werden. 5. Der Verwaltungsrat soll aus Vertretern folgender Staatsgruppen bestehen: 1. Für Illinois, Herr P. F. Müller; 2. Für New Jersey und die Neu-England Staaten, 3. Californien und die Pazifikküste, 4. Ohio, Indiana und Michigan wurden noch keine Vorschläge gemacht; 5. New York, Herr Bernhard Ridder; 6. Wisconsin, Herr W. C. Brumder; 7.

Mississippi und der Südwesten, Herr Hans Gadel; 8. Pennsylvanien, Herr J. C. Girsch; 9. Dakota und Iowa, Herr Hans Demuth; 10. Minnesota, Montana und die Mountain-Staaten, Herr Dr. Bergmeier; 11. Nebraska, Kansas, Arkansas und Colorado, Herr Valentin J. Peter.

Komitee für Arbeiterangelegenheiten.

Für die Zwecke der Arbeiterangelegenheiten soll ein Zentralbüro gegründet werden, das aus Arbeitern und Arbeitgebern bestehen und die German-American Press & Plate Co. in Cleveland, O., einschließen soll, und Cleveland soll die Zentralfstelle dieses Büros werden. Durch dieses Büro wird die Stellenvermittlung für das Sekerpersonal wie für die Redaktionshilfe besorgt werden. Auch soll dasselbe eine Statistik über Arbeiterverhältnisse in den verschiedenen Zeitungen führen. Der Vorsitzende dieses Büros ist Herr Karl Reid.

Neden würzen das Mahl.

Nach Schluß der Vornittagsitzung nahmen die Anwesenden ein gemeinschaftliches Mittagessen ein, bei dem die Herren Bernhard Ridder, Richard Bartholdt und Harry Rubens interessante Ansprachen hielten.

Dem Andenken der Abgeschiedenen.

Im Laufe des letzten Jahres verlor die deutsche Presse zwei ihrer hervorragenden Vertreter: Herrn Hermann Ridder, den Herausgeber der „New Yorker Staats-Zeitung“, und Herrn Emil Prätorius, den Herausgeber der „Westlichen Post“ in St. Louis. Herr Valentin J. Peter brachte inbezug auf den ersten folgende Resolution ein, die einstimmig angenommen wurde, und das Andenken der Verstorbenen wurde von den Anwesenden durch Erheben von den Sichen gebührend geehrt.

Resolutionen des Beileids.

Die deutsch-amerikanische Presse hat dieses Jahr einen sehr herben Verlust er-

litten durch den Tod Hermann Ridders, des genialen, tatkräftigen Leiters der New Yorker Staats-Zeitung.

Die deutsche Presse dieses Landes schuldet Hermann Ridder unauslöschlichen Dank für sein allezeit mannhaftes Auftreten für deutsche Ideale. In seinem Kampfe stellte er das Vorbild eines nationalen Deutschamerikaners für die Nachkommen dar. Unbestechliche Wahrheitsliebe, unbeirrtes Vorwärtsgen in Allen, was er für recht erkannt hatte, ehrlicher Kampf dem Gegner, treue Freundschaft dem Freunde — das waren die Haupteigenschaften des Verstorbenen.

Seine Söhne hat er in diesem gleichen Sinn erzogen, mögen sie in die Fußstapfen ihres Vaters treten und das große Werk als ein Vollwerk für das Deutschtum in den Vereinigten Staaten fortführen mit gleichem Glück und Geschick.

Die heute hier versammelten Vertreter der deutschen Presse von Amerika drücken daher ihrem zu früh dahingegangenen Berufsgenossen als Nachruf die ungeteilte Anerkennung seiner großen Verdienste um das deutsche Zeitungswesen im Besonderen, wie um das Deutschtum im Allgemeinen aus.

In der Nachmittagsitzung wurde von Herrn L. Ph. Wolf eine ähnliche Resolution dem Andenken Herrn Emil Prätorius gewidmet, von der Versammlung angenommen, und gleichfalls die Achtung der Anwesenden durch Aufstehen von ihren Sichen zum Ausdruck gebracht.

Nach Erledigung der noch vorliegenden Geschäfte verlagte sich die Versammlung, und mit Herzen voll der besten Hoffnungen für die Zukunft der deutschen Presse Amerikas zogen die Herren ihren heimatlichen Gesilden wieder zu.

So lautete natürlich der trodene Geschäftsbericht. In Wirklichkeit einigten sich aber die berufenen Vertreter des Deutschtums auch in Fragen, die einen weniger geschäftlichen Charakter hatten. Und es kam zuweilen zu einer Aussprache, welche an Kraft nichts zu wünschen übrig ließ und welche die erfreuliche

Entschlossenheit der deutschen Zeitungs-herausgeber verriet, für die Ehre und das Wohl des Deutschamerikanertums ihr ganzes Können einzusetzen. Aber selbst ein Hindenburg kann eine Armee nur deshalb zum Siege führen, weil er eine Armee hat. Ohne Armee wären seine treffsichersten Pläne wertlos. Auch die deutschen Zeitungen bedürfen begeisterter Truppen. Nur wenn die Deutsch-

amerikaner deutsche Zeitungen lesen und verbreiten, nur wenn sie darauf bestehen, daß die Geschäfte, in welchen sie ihre Einkäufe besorgen, in deutschen Zeitungen anzeigen, wird der Wert und mit dem Werte die Macht der deutschen Zeitungen wachsen. Erfolgreich beschützt kann nur der werden, der sich beschützen läßt und an dem Verteidigungswerke mitarbeitet.

Gegen einen Krieg mit Deutschland.

Genau so wie die „Friedenspatrioten“, über deren Versammlung im Koliseum an anderer Stelle bereits ausführlich berichtet worden ist, hat auch die „American Truth Society“ Veranlassung genommen, gegen eine Politik zu protestieren, welche die Gefahr eines Krieges mit Deutschland gewaltsam herausbeschwört. Die glänzende Versammlung fand im Auditorium statt und nicht nur Deutsche, Oesterreicher, Ungarn und Irländer, sondern auch viele klarsehende Amerikaner von der Sorte, denen man seit Generationen keinen Vindictisch hat vorwerfen können, nahmen an der Versammlung teil und jubelten den Ausführungen der beiden vortrefflichen Redner, Jeremiah O'Leary von New York und Patrick S. O'Donnell von hier, in frenetischer Weise zu.

Zweck der Versammlung war, wie erwähnt, gegen die fortgesetzten Kriegshebereien zu protestieren und der Erhaltung des Friedens das Wort zu reden. Zum Heil der Nation wäre es gewesen, falls jeder amerikanischer Bürger von Ozean zu Ozean die zwingenden Argumente hätte hören können, durch die dargetan wurde, daß es direkt ein Verbrechen an der Menschheit sein würde, wenn die Vereinigten Staaten sich in das große Völkerringen jenseits des Ozeans einmischten, nur um England die Kastanien aus dem Feuer zu holen

und den amerikanischen Bankiers, die ihr Geld für Anleihen an die Militierten riskierten oder Millionen in Munitionsfabriken anlegten, vor drohenden Verlusten zu bewahren.

M. J. Girtten als Vorsitzer.

Als Vorsitzer der Versammlung fungierte Herr Michael J. Girtten. Herr S. D. Lange, der das Präsidium hatte führen sollen, war durch Unwohlsein am Kommen verhindert. Richter Girtten hob hervor, daß die große Versammlung beweise, daß den Amerikanern der Wunsch nach „fair play“ nach wie vor inne wohne. Sodann wies er auf Aussprüche von Kaiser Wilhelm, sowie von dem früheren Präsidenten Taft hin. Ersterer habe tränenden Auges auf dem Schlachtfelde angesichts tausender Gräber blühender Menschen erklärt, daß dies Blutvergießen nicht seine Schuld sei, und der Monarch habe hiernit die Wahrheit gesprochen. Gleich wahr habe Präsident Taft geredet, als er kürzlich auf einem Bankett die denkwürdigen Worte sprach: Leicht ist es, die Vereinigten Staaten in den unseligen europäischen Krieg zu verwickeln, doch schwer ist es zu sagen, wie die Sache enden wird und welche Folgen solche Verwicklung für uns haben wird.“

„Wird, falls wir tatsächlich mit Deutschland einen Krieg anfangen, Präsident Wilson später mit gutem Gewissen

sagen können, daß er ein solches Unglück nicht hätte verhindern können?", fragte Herr Girtin, und tausendstimmig kam von der Versammlung als Antwort ein donnerndes Nein. Der Vorsitzter schloß seine Ansprache mit der Bemerkung, daß die große Mehrheit des amerikanischen Volkes einen Krieg mit Deutschland als eine Kalamität, die nicht entschuldigt werden könne, betrachten werde.

Den Ansprachen der Hauptredner gingen Musikvorträge der Ballmannschen Kapelle unter Direktor Martin Ballmanns persönlicher Leitung voraus. Auch wurden im Laufe des Abends mehrere hübsche Lieder zum Gehör gebracht. So sang Herr Frank Johnson, der über eine hübsche Baritonstimme verfügt, das Lied „The Star of Peace“, während Fräulein Helene Powers Arien aus „Carmen“ und „Madame Butterfly“, sowie das ewigschöne „Die Sterne“ von Rogers unter großem Beifall vortrug.

O'Leary jubelnd begrüßt.

Herr O'Leary, der der Präsident der „American Truth Society“ ist, wurde mit anhaltendem Applaus begrüßt.

Zunächst erklärte Herr O'Leary, daß ein Teil der anglo-amerikanischen Presse vergeblich versucht habe, die Versammlung torzuschweigen. Zwei Zeitungen hätten sich sogar geweigert, bezahlte Ankündigungen für dieselbe aufzunehmen, und es sei kaum zu bezweifeln, daß sie betreffs der Demonstration nachträglich erklären würden, es seien nur einige Deutsche und Irländer zusammengekommen, um zu frusteln. Von Anfang an habe ein Teil der amerikanischen Presse versucht, Volksversammlungen unmöglich zu machen. Den amerikanischen Bürgern solle das eigene Denken abgewöhnt werden; sie sollten dahin gebracht werden, daß, was ihnen das Vorurteil von Anglophilen oder die Sabotage von Börsenspekulanten verbete, als lautere Wahrheit anzunehmen. Weil die Wahrheit nicht an den Tag

kommen dürfe, werde die „American Truth Society“ auch so herzlich gehaßt. Tatsache indes bleibe, daß diese Gesellschaft schon drei Jahre vor dem gegenwärtigen Krieg ins Leben gerufen worden sei. Schon längst sei es offenkundig gewesen, daß eine Clique darauf hinarbeite, den Vereinigten Staaten die wirtschaftliche Unabhängigkeit zu rauben und sie von England abhängig zu machen. In Chicago seien diese Pläne weniger hervorgetreten wie im Osten und speziell in New York. Dort sei seit langem von Börsenlern und Zeitungen, die direkt durch britisches Gold kontrolliert würden, der „Dementia Britannia“ Vorschub geleistet worden.

Sodann nahm Herr O'Leary auf die kürzlich von Präsident Wilson auf dem Jefferson-Bankett in Washington gestellte Frage Bezug, ob die guten Bürger auch bereit seien, in einem Krieg ihr Leben in die Schanze zu schlagen? Wem galt die Drohung? Doch nur Deutschland, und mit Herrn O'Leary rief die ganze Versammlung: „Zu einem derart ungerechten Krieg sind wir nicht bereit!“

Sekt-Helden keine Kämpfer.

Mit feiner Satire hob der Redner noch hervor, daß von den Sekt-Helden, die auf dem Bankett dem Präsidenten lauschten und ihm versicherten, für einen Krieg bereit zu sein, auch nicht ein einziger die Waffen ergreifen werde. Sich eventuell „fleischiger Verthas“ gegenüberzustellen, würden sie hübsch anderen überlassen.

Zu verwundern sei es, daß man selbst in Administrationskreisen in Washington nicht nachgerade merke, daß das amerikanische Volk keinen Krieg mit Deutschland wolle. Wenn nichts anderes, so hätte die Stimmenabgabe in Michigan, wo die Wählerschaft sich für Herrn Ford für die Präsidenschaft erklärte, ihnen die Augen öffnen sollen. Falls Wilson und der Mann von Oyster Bay mit dem großen Stod ihren Kriegsgelüsten keine

Jügel anlegen könnten, so werde das Volk sich die Präsidentschaftskandidaten aus dem Westen, wo die gesunde Vernunft noch herrsche, holen. Präsident Wilson möge glauben, daß ein Krieg ihm einen weiteren Termin gewährleiste. Er wird sich täuschen, denn grundlos einen Krieg anzufangen, sei zu ernst, als daß selbst das alte Argument, daß man keine Pferde wechseln dürfe, während man einen Fluß kreuze, darüber hinweghelfen wird.

Zu seiner im Voraus ausgearbeiteten Rede übergehend, sagte Herr O'Leary des Weiteren Folgendes:

Jeremiah O'Leary's Rede.

„Ich bringe Ihnen heute abend eine Botschaft des Friedens, nicht des Krieges. Ich bin gekommen, um dem Volke des Westens die Tatsache auseinander zu setzen, daß die Hazardspieler der Wall Street, die Zeitungen der Wall Street, alle Mittel anwenden, um diese große Nation in den Krieg zu treiben. Ich komme nach dem Westen, weil ich den Westen als den Heiland der Nation betrachte. Ich beabsichtige die ganze Angelegenheit im allgemeinen zu schildern und Ihnen dann die Frage vorzulegen, ob die Sachlage den verderbenbringenden Schritt rechtfertigt. Ich glaube, daß der Präsident ein Mann des Friedens ist, aber daß er in diesem Krieg zwischen die Hörner eines Dilemma geraten ist. Er ist ob der Verluste amerikanischer Menschenleben entsetzt, aber er hat die Tatsache, daß amerikanische Menschenleben gerettet werden können, wenn wir uns von allen Kriegsführenden lösen, nicht genügend erwogen. Befremdend wirkt, daß Wall Street für Humanität eintritt; daß die New York Times und die New York Sun sich über den Verlust amerikanischer Leben weitgehend aufregen und zur gleichen Zeit amerikanischen Bürgern raten, ihr Dasein auf britischen Munitions-Schiffen aufs Spiel zu setzen. Es liegt jenen nicht an Menschenleben, sondern am Geschäft des Herrn Morgan und Charley

Schwab, das durch amerikanische Leben gesichert werden soll.

Die Frage ist die: Soll J. P. Morgan, Charley Schwab und Cleveland Dodge und den Munitionsfabrikanten gestattet werden, unser Land in den Krieg zu treiben, um ihren Vorteil zu befriedigen und ihre Börse zu spekulieren?

Laßt uns die Sachlage, wie sie wirklich ist, betrachten. Kurz nach Ausbruch des europäischen Krieges verlegte Großbritannien das internationale Gesetz, indem es die Liste von Konterbande und möglicher Konterbande, wie sie bisher für alle Nationen maßgebend gewesen war, revidierte. Der Zweck dieser ungesetzlichen Handlung war, zu verhindern, daß Deutschland gewisse Materialien erhalte, auf welche dies Land nicht nur unter internationalem Recht, sondern nach allen Gesetzen der Menschlichkeit ein Anrecht hatte. Die Vereinigten Staaten erhoben gegen diese Ungesetzlichkeit einen nur schwachen Protest, obwohl dieselbe einen schweren Schlag gegen unseren fremdländischen Handel bedeutete. Nachdem den Vereinigten Staaten jede Gelegenheit geboten worden war, dem Protest Gehör zu verschaffen, und als klar zutage trat, daß es die Absicht Großbritanniens sei, den amerikanischen Protest einfach zu mißachten, begann Deutschland als direkte Verteidigungsmaßnahme und als eine Vergeltungsmaßregel gegen die englische Ungesetzlichkeit mit dem Unterseebootkrieg gegen britische Kauffahrteischiffe, die in weitgehendem Maße mit dem Transport von Munition aus den Vereinigten Staaten für die Alliierten beschäftigt waren.

Gegen einige Phasen dieses Unterseebootkrieges wurde von den Vereinigten Staaten protestiert und Deutschland wies darauf hin, daß Amerika es unterlassen habe, unseren Rechten gegenüber England Nachdruck zu verleihen und daß dies einer der Gründe für die neue Art der Kriegführung sei. Großbritannien beschloß hierauf, in den ungesetzlichen Handlungen auf hoher See noch

weiter zu gehen und eine Ozean-Blokkade gegen Deutschland zu erklären, eine Blockade, die unter allen Kriegsgefehen ungerechtfertigt war, da, um gesetzlich zu sein, sie effektiv sein mußte. Sie konnte nicht effektiv gestaltet werden, da es unmöglich war, die deutschen Ostseehäfen zu blockieren und derart den Handel zwischen Schweden und Deutschland zu verhindern. Falls Schweden ohne nachteilige Folgen den Handel mit Deutschland aufrecht erhalten konnte, mußte allen anderen Ländern das gleiche Recht zugestanden werden. Die Vereinigten Staaten protestierten auch gegen diese Blockade, doch der Protest wurde in der gleichen Weise wie der vorausgegangene einfach ignoriert. Am 7. Mai 1915 wurde die Lusitania torpediert, und mehr als hundert Amerikaner büßten das Leben ein. Die Lusitania war, wie Sie sich entsinnen werden, mit Munition beladen. Unsere Nation wurde aufgerüttelt und nach mehrmonatlichen diplomatischen Unterhandlungen wurde die Kontroverse schließlich derartig erledigt, daß Deutschland für die Amerikaner, die ihr Leben einbüßten, einen Schadenersatz zahlen und sich verpflichten sollte, in Zukunft keine Passagierdampfer zu zerstören, ohne dieselben zuerst zu warnen und den Passagieren Gelegenheit zu geben, sich in Sicherheit zu bringen. Deutschland ging hierauf ein und hielt das Abkommen getreulich inne. Passagierdampfer wurden nicht mehr zerstört, bis sich vor einigen wenigen Wochen der bedauernswerte Sussex-Vorfall ereignete. Die Arabic wurde zum Sinken gebracht, ehe noch die Unterhandlungen mit Deutschland betreffs des Lusitaniasalles zum Abschluß gebracht worden waren und die Ancona, die zu entfliehen versuchte, wurde durch ein österreichisches Tauchboot zerstört.

Innerhalb der letzten dreißig Tage sind vier Frachtdampfer mit amerikanischen Bürgern als Mitglieder der Besatzung an Bord durch deutsche Tauchboote zum Sinken gebracht worden. Deutschland vertrat den Standpunkt,

daß in der Lusitania-Vereinbarung es keineswegs versprochen hatte, Frachtdampfer nicht anzugreifen. Die Vereinigten Staaten behaupteten, daß Frachtdampfer miteingeschlossen seien.

In der Zwischenzeit war eine neue Frage dadurch entstanden, daß die alliierten Mächte offen und geheim ihre Kauffahrteischiffe bewaffnet hatten, zu dem Zweck — wie von Deutschland nachgewiesen worden ist — sich gegen Tauchboote zur Wehr zu setzen und diese zu zerstören. Unsere Regierung ersuchte nun die alliierten Mächte, die Kauffahrteischiffe nicht zu bewaffnen, doch das Gesuch wurde verworfen. Aus Gründen, die nur den verantwortlichen Persönlichkeiten in Washington bekannt sind, änderte unsere Regierung jetzt ihren Standpunkt in dieser Frage. Sie scheint jetzt die Ansicht zu vertreten, daß Kauffahrteischiffe sich für Verteidigungszwecke bewaffnen dürfen, von der Theorie ausgehend, daß das internationale Gesetz dies gestattet, damit sie gegen Seeräuber einen Schutz haben, trotzdem tatsächlich heutzutage keine Piraten mehr die Meere befahren.

Nur gesagt sind dies die Fragen, die unsere Regierung an den Rand eines Krieges mit Deutschland gebracht haben.

Viel ist über den Barbarismus des deutschen Tauchbootkrieges gesagt worden. Viele glauben, daß, was „deutsche Unmenschlichkeit“ genannt wird, die Ursache für die Stellungnahme unseres Staats-Departements in dieser Angelegenheit gewesen ist. Ich bin zu der Ansicht gekommen, daß Menschlichkeitsrücksichten hier in keiner Weise mitreden, sondern daß einfach Wall Street diktiert und daß wir Großbritannien gegenüber es überhaupt unterlassen haben, auf unseren Rechten zu bestehen.

Der Präsident selbst hat durch seine Nachgiebigkeit England gegenüber die gegenwärtige gefahrdrohende Situation geschaffen. In seinem allerersten Protest gegen England brauchte er Gemeinplätze statt kräftiger, deutlicher Worte. Er nannte England die „Güterin der

Freiheit der Meere". Der Note gebrach es an Festigkeit. Der ganze Ton war auf Entschuldigung gestimmt und eine direkte Einladung, mit den ungesetlichen Handlungen fortzufahren. Als Geschichtsschreiber mußte der Präsident, daß England nicht die „Hüterin der Freiheit der Meere ist. Er wußte, daß Großbritannien in der Ausübung der Seemacht keine Skrupeln kenne; daß in 1812 die Vereinigten Staaten zum Kriege gegen Großbritannien gezwungen wurden, weil das gesetzlose englische Treiben zur See den Krieg bedingte. Der Präsident wußte, was England in den Kriegen gegen Holland, Frankreich und Spanien getan hatte, daß es in heimtückischer Weise im Hafen von Kopenhagen die dänische Flotte zerstörte und daß es im amerikanischen Bürgerkrieg den amerikanischen Handel von den Meeren verjagte. Er wußte, daß England die Nation sei, auf die die Bezeichnung „Hüterin der Freiheit der Meere“ am ehesten paßte. Großbritannien hatte bei Beginn des jetzigen Krieges genau die Pläne für die Entwicklungen, wie sie zu Tage getreten sind, gelegt. Mit einer Flotte, die doppelt so groß war, wie die irgend einer anderen Nation im Zusammenwirken mit den großen Flotten von Japan und Frankreich, war es die offenkundige Absicht, alle konventionellen Vorschriften, alle internationalen Bestimmungen, alle Rechte der Neutralen wie der Kriegführenden einfach mit Füßen zu treten, sofern solche Bestimmungen dem Vorfall, die Zentralmächte auszuhungern, im Wege stünden.

Die einzige Art von Staatskunst, die einer solchen Sachlage hätte gerecht werden können, war die altamerikanische Art. Die Alliierten bedurften unserer Materialien, speziell unserer Munition. Wir brauchten England nur zu sagen: „Wenn Du unsere Handelsrechte mit Füßen trittst, brauchst Du von uns keine Waren zu erwarten.“ England hätte sofort klein beigegeben. Großbritannien war nicht in der Lage, das Verlangen

der Vereinigten Staaten zu mißachten. Als wir noch eine schwache Nation waren, hatten wir England zweimal besiegt und jetzt, wo wir erstarkt sind, könnten wir es mit Leichtigkeit wieder tun. Kanada ist auf diesem Kontinent die britische Achillesferse. Um sich Kanada zu erhalten, wird sich England stets hüten, die Vereinigten Staaten anzugreifen, falls es hierbei nicht auf die Unterstützung anderer militärischer Nationen wie Japan oder Deutschland rechnen könnte.

Schon hier wurde ein Fehler gemacht. Es war der erste falsche Schritt, der für andere Zertümler den Weg pflasterte. Unser schlecht geleitetes Land wurde von dem Moment an auf Krieg hingesteuert. Wer konnte erwarten, daß Deutschland sich geduldig den Ungesetlichkeiten, die sich die Feinde zuschulden kommen ließen, fügen würde, falls diese Ungesetlichkeiten seine Niederlage und seinen Ruin als Nation zur Folge haben würden.

Als noch die Möglichkeit vorlag, ein Halt zu gebieten, als die Waffe bereit lag, die grausame Kette zu durchschneiden, die den deutschen Säuglingen die Milch und der Zivilbevölkerung andere für den Lebensunterhalt notwendige Sachen vorenthielt, wurde Deutschland gezwungen, zum Äußersten zu schreiten.

Jetzt droht den Vereinigten Staaten die Kriegsgefahr, weil sie es unterließen, ihren Rechten Gebrauch zu verschaffen. Jetzt soll Amerika etwas weit unmenschlicheres, als der deutsche Tauchbootkrieg es ist, unternehmen, und doch könnte ein Krieg durch einen einfachen Befehl an amerikanische Bürger, sich der Benutzung der Munitionsschiffe der Kriegführenden Nationen zu enthalten, vermieden werden. In genau dergleichen Weise hatte Herr Bryan Amerikanern gesagt, daß sie aus Mexiko fernbleiben sollten, weil ihnen dort Gefahr drohe. Als die Vereinigten Staaten gegen die deutsche Art der Kriegsführung als unmenschlich protest erhoben, geschah dieses, nachdem die Gelegenheit verpaßt worden war, England mit einem solchen zu drohen.

Woodrow Wilson hätte sich den großen Amerikaner Thomas Jefferson als Richtschnur nehmen sollen. Als Staatssekretär schrieb Jefferson in der gleichen Frage, daß England keineswegs das Recht habe, den Vereinigten Staaten zu verbieten, Getreide an Frankreich, mit welchem Lande es in Krieg verwickelt war, zu verkaufen. England möge den Wunsch haben, ein feindliches Land auszuhungern, doch es habe keineswegs das Recht, dies durch Schädigung des amerikanischen Handels zu tun oder die Vereinigten Staaten als Werkzeug zur Erreichung des Zweckes zu verwenden.

Deutschland nahm den Standpunkt ein, den jedes Land einnehmen sollte, daß Selbsterhaltung der erste Naturtrieb ist und daß Not kein Gebot kennt. Deutschland tat dar, daß neutrale Passagiere kein Recht haben, sich zu Schützern der Schiffe der Feinde zu machen, wo doch englische Kreuzer die Ladungen konfiszieren, die bestimmt sind, die Leben der Frauen und Kinder in Deutschland zu erhalten. Um dem britischen maritimen Goliath zu zeigen, daß Krieg Krieg ist und daß er sich nicht alles gestatten dürfe, ohne am eigenen Leibe Wunden davonzutragen, schickte Deutschland die winzigen Nußschalen aus, die in britischen Schiffsfahrtsreifen Seulen und Zähneklappern verursacht haben.

Würde unter gleichen Verhältnissen Amerika anders gehandelt haben? Die Waffe, die Deutschland zur Anwendung brachte, war direkt eine amerikanische Erfindung. Im Jahre 1875 hatte der Irish-Amerikaner John B. Holland das erste praktische Tauchboot gebaut. Englischer Einfluß wußte zu verhindern, daß die amerikanische Marine sich die Tauchboote in wirklich weitgehender Weise zu Nutzen machte. Hierbei wurde der Standpunkt vertreten, daß auch die größte Seemacht hilflos werden mag, wenn winzige Kähne instande sind, mit großen Panzerschiffen aufzuräumen. Die Vereinigten Staaten wurden durch England um die Früchte einer amerikanischen Erfindung gebracht und jetzt ver-

langt England, daß Amerika dauernd sich gegen die möglichst weitgehende Verwendung von Unterseebooten erklären soll.

Zur Zeit, als England mit der ungeseligen Blockade begann, hatten die Vereinigten Staaten eben angefangen, einen gesunden, friedlichen Handel mit allen europäischen Nationen aufzubauen. Die englische Blockade zerstörte diesen Handel und zwang die Vereinigten Staaten, nur mit den Alliierten Geschäfte zu tun und sich die amerikanischen Industrien und Handeltreibenden kommerziell direkt zu englischen Vasallen zu machen. Wir wurden in eine Lage herabgewürdigt, wo England uns vorschreiben konnte, was wir im eigenen Lande fabrizieren und an wen wir unsere Fabrikate verkaufen dürfen.

Pflicht der Washingtoner Administration wäre es gewesen, das amerikanische Volk von einem derartigen Sklavenjoch zu befreien. Die Administration war dies der Unabhängigkeitserklärung, war es den Manen von Washington und Jefferson, war es der nationalen Ehre schuldig, doch nein, alles wurde dem Lande geopfert, das so oft versucht hatte, das Ausfließen des amerikanischen Handels zu verhindern. Als die Zentralmächte sodann den Mut bewiesen, der uns festhielt, und England zu zwingen versuchten, den Bestimmungen der Menschlichkeit und des internationalen Rechts Rechnung zu tragen, bemühte sich die Administration sogar, diese Gegenmaßnahmen der Feinde Englands null und nichtig zu machen. Es wurde gezeigt, daß die Beziehungen zu England den Mächthabern in Washington über alles gingen, indem alle Hebel in Bewegung gesetzt wurden, Deutschland zu zwingen, sich der einzigen wirksamen Waffe gegen britische Übergriffe zu entschlagen.

Als der Krieg zum Ausbruch kam, lag es mit der amerikanischen Prosperität im argen. Mit Genugthuung sah die Administration, daß ungeheure Munitionsaufträge hier plazierte wurden, denn es ließ sich durch solche wenigstens der

Schein des industriellen Wohlstandes erwecken. Offenbar wurde auch geglaubt, daß den Alliierten der Sieg sicher sei, deshalb wurde ihnen der ausgedehnteste Kredit gewährt. Nachdem diese kurzfristige Handelspolitik einmal eingeschlagen worden war, mußte das Geschäft, das mit England in die Wege geleitet worden war, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln gefördert und geschützt werden. Es war unumgänglich notwendig, daß die bestellte Munition auch sicher abgeliefert werde. Jedes Schiff, das einem Tauchboot zum Opfer fiel, wurde gleichsam als ein Exportzoll, den die Vereinigten Staaten zahlen mußten und der die „Prosperität“ beeinträchtigte, angesehen. B. B. falls England 3000 Maulesel zu \$200 das Tier hier kaufe und eine Ladung von 1000 Tieren würde auf den Meeresgrund versenkt, so kämen die übrigen 2000 Maulesel statt auf \$200 das Stück auf je \$333 zu stehen.

Letzten Montag wurde berichtet, daß deutsche Tauchboote acht Schiffe mit einem Gesamttonnengehalt von 25,000 versenkt hatten. Von diesen kamen sechs Schiffe aus amerikanischen Häfen. Der Wert der Ladung derselben mag auf anderthalb Millionen geschätzt werden und die Fahrzeuge selbst auf etwa die gleiche Summe. An einem Tage hatte Deutschland also zerstört, was dem Wert des Exports aus den Vereinigten Staaten für zwei Tage gleichkommt. Es ist also ersichtlich, weshalb der Aktienmarkt an der Wall Street zittert. Der amerikanische Handel ist auf englische Schiffe angewiesen und jedes Mal, wenn ein deutsches Tauchboot ein englisches Schiff sinkt, wird dem amerikanischen Handel ein Schlag versetzt.

Robert Patterson Houston, Parlamentsmitglied für Liverpool, erklärte am 12. April, daß Großbritannien seit Beginn des Tauchbootkrieges 950 Ozeanfahrzeuge mit einem Gesamttonnengehalt von drei Millionen verloren habe. Er schlug vor, daß die Neutralen, die noch keine der internierten deutschen Schiffe benutzt haben, gezwungen werden sollten,

sofort dies zu tun. Der Zwang solle durch die Drohung, solchen neutralen Ländern, eventuell die englischen Schiffe zu entziehen, ausgeübt werden. Dies ist nichts anderes als internationale Erpressung und internationale Seeräuberei. Es wird Woodrow Wilson mit einer Panik an der Wall Street gedroht, falls er nicht die deutschen Schiffe, die in unseren Häfen liegen, beschlagnahmt. Der amerikanische Präsident hätte hier die allerbeste Gelegenheit, jemanden höher zu hängen, als der Galgen Samanns. Doch wer sollte dies sein? Vielleicht Herr Morgan, dieser arme Mann, der ein Zwitterding zwischen einem englischen Regierungsagenten und einem amerikanischen Banquier ist?

Die Administration hätte sich das ganze Ungemach ersparen können, falls sie von Anfang an darauf bestanden hätte, daß die britischen ungesenklichen Uebergriffe zur See eingestellt werden müßten.

Meine Damen und Herren! Sie sehen also jetzt klar, was „deutscher Barbarismus“ für die Wall Street bedeutet. Sie begreifen jetzt, weshalb amerikanische Leben auf englischen Munitionsschiffen so überaus wertvoll sind, während sie während der letzten vier Jahre in Mexiko nicht genügend hoch im Werte standen, um überhaupt nur zur Abfassung einer Note zu führen. Eine Wall Street-Panik würde den trummern Finanzpraktikanten, die sich während der letzten fünfzehn Monate an dem europäischen Unglück bereichert haben, die Maske vom Gesicht reißen. Der Wahn, daß die Alliierten die Zentralmächte klein kriegen könnten, ist schon zerstoßen. Jetzt wird alles aufgewandt, die Vereinigten Staaten zu veranlassen, Deutschland den Krieg zu erklären. Geschieht dies wirklich, so würde Deutschland erst recht freie Hand bekommen und in den Stand gesetzt werden, die Welt von dem schädlichsten, grausamsten und scheinhelligsten Auswuchs, den es überhaupt jemals unter den Nationen gegeben hat, zu befreien.

Seit zwanzig Monaten haben viele Amerikaner den europäischen Krieg als eine Art Baseball-Spiel betrachtet. Sie haben auf den Ausfall gewettet. Sie haben die Kriegsergüsse in der Presse gelesen, ohne dabei an die entsetzlichen Leiden zu denken, die dies Völkerringen im Gefolge hat. Die Zeitungen haben mit viel Geschick die Leser ins Lager der Alliierten getrieben. Die Schäden, die eine derartige Einseitigkeit geschaffen hat, sind außer Acht gelassen worden und die kriegsführenden Nationen sind direkt dazu aufgefordert worden, amerikanische Rechte zu mißachten.

Das amerikanische Volk weiß sogar heute noch nicht den Beistand, den es den pro-britischen Einflüssen hat zuteil werden lassen, vollständig abzuschätzen. Es ist Wall Street ermöglicht worden, die Administration in Washington in ihrer Stellungnahme den kriegsführenden gegenüber vollständig einzuschüchtern. In- des ein plötzliches und ein unangenehmes Erwachen wird folgen. Die entsetzlichen Kriegswolken, die seit einem Jahr am Horizont lagerten, ziehen sich immer drohender zusammen. Der ökonomische Bau, der auf falschen Prämissen aufgebaut wurde, droht zu purzeln. Das Tauchboot hat die verkehrte Handelsdoktrin unterminiert. Falls die bestellten Kriegsmaterialien nicht abgeliefert werden können, fallen die Kriegsaklien von Morgan, Ryan, Schwab, Dupont und Dodge in sich zusammen und die Banken, die aus den riesigen englisch-französischen Kriegsanleihen enorme Profite erwarten, müssen auf einen Niesenfrach, der sich bald im ganzen Osten einstellen dürfte, gefaßt sein.

Die Finanzinteressen, nicht das Volk des Landes, heben den Präsidenten in den Krieg. Sie betören sich damit, daß ein Krieg der Schiffsknappheit abhelfen würde. Amerika würde, so raunen die Geldfürsten sich gegenseitig zu, imstande sein, das stolze, 50,000 Tonnen große deutsche Schiff „Vaterland“ und alle anderen großen diesseits des Ozeans liegenden deutschen Dampfer einfach zu be-

schlagnahmen. Ein Krieg würde England ein noch größeres Recht geben, an den Vereinigten Staaten die Daumschrauben anzulegen. Die natürlichen Hilfskräfte der jungen westlichen Republik könnten dann voll und ganz von den Monarchien Europas, denen jetzt der Verfall droht, ausgebeutet werden.

Dies sind die Hoffnungen, die die Kriegsschreihähne der Wall Street befeelt. Die Hoffnungen sind mit denen identisch, die während der letzten achtzehn Monate für die britischen Staatsmänner maßgebend gewesen sind. Deutsche Manneszucht, deutsche Tüchtigkeit und deutsche Tauchboote haben alle übrigen englischen Hoffnungen zuschanden werden lassen.

Und durch derartige Berechnungen soll unser großes, reiches, friedliches Land dem Kriegsteufel in die Arme getrieben werden. Wirklich, immer wieder steigt einem der Spruch auf: „Menschlichkeit, welche unsägliche Verbrechen sind in deinem Namen verübt worden.“ Hat die Humanität sich wirklich hinter dem goldenen Kalb versteckt? Wahre Menschlichkeit ist mehr in den Güten der Armen zu Hause als in den Palästen und Büros der Reichen; sie befindet sich mehr in Deutschland, wie in England und in Amerika. Die Frauen und Kinder Deutschlands sind die eigentlichen Führer der Unterseeboote. Durch diese hoffen sie ihre Väter, Väter und Söhne davor zu bewahren, den Sprenggeschossen, die aus amerikanischen Fabriken stammen, zum Opfer zu fallen. Unterseeboote sollen die darbenenden deutschen Babies, denen England die amerikanische Milch vorenthält, rächen. Die Humanität, meine Freunde, ist nicht die Förderung des Krieges. Die Verkörperung der Nächstenliebe verweigert kein Schiedsgericht, sie stachelt auch nicht die Mitbürger auf, in kritischer Zeit auf feindlichen Schiffen Luftfahrten, die entsetzliche Folgen haben können, zu unternehmen. Wahre Menschlichkeit macht Lebewesen nicht zu Versicherungsprämien, um die glückliche Ablieferung von

Munition, die dem Massenmord dienen soll, zu gewährleisten. Sie lächelt auf der einen Seite nicht freundlich, während sie auf der anderen drohend dreinblickt. Sie nennt die Ungefeßlichkeiten der einen Partei nicht gut und schön, während sie der andern sich zu wehren untersagt. Menschlichkeit sollte nie angerufen werden, um der Hand Einhalt zu gebieten, die Ungefeßlichkeiten verhindern möchte.

Amerikanische Humanität bedingt, daß die Vereinigten Staaten den Frieden wahren sollen. Das amerikanische Volk will keinen Krieg. Das amerikanische Volk will, daß wir in diesem blutigsten aller Kriege uns als Friedensstifter und nicht als Gezer betätigen sollten. Der amerikanische Gerechtigkeitsinn fordert, daß wir England in genau der gleichen Weise wie Deutschland zwingen, unsere rechtlichen Forderungen zu respektieren. Falls England unsere Rechte respektiert, wird der deutsche Unterseebootkrieg gegen Rauffahrteischiffe von selbst aufhören.

Sind es gibt noch andere Gründe, die uns zur Erhaltung des Friedens zwingen sollten. Würden wir durch einen Krieg der Menschlichkeit nützen? Sind wir überhaupt für einen Krieg vorbereitet? Selbst Amerikas Beteiligung am Krieg würde den deutschen Sieg nicht verhindern können. Ich glaube sogar, daß ein deutscher Sieg dadurch noch sicherer werden würde. Die Vereinigten Staaten könnten selbst als direkte Verbündete den Alliierten nicht mehr Kriegsmaterial schicken, als sie es jetzt tun. Jede Bahn im Lande befördert von diesem Material so viel als nur möglich. Wir mögen heute die deutschen Schiffe beschlagnahmen, doch morgen würden sie vernichtet werden. Leuchtet es denn dem Präsidenten und seinen Ratgebern nicht ein, daß England die deutschen Schiffe gerne vernichtet sehen möchte, damit es nach dem Kriege von der deutschen Konkurrenz befreit wäre? Der Tauchbootkrieg würde selbstverständlich aus der gegenwärtigen Kriegszone auf den ganzen

Ozean ausgedehnt werden und die Schiffsverluste würden entsprechend steigen.

Deutschlands Lichtigkeit ist imstande gewesen, für Material, das durch die englische Blockade dem Lande vorenthalten wird, Ersatz zu schaffen. Die Alliierten haben kein derartiges Erfindertalent bewiesen. Ein Verwendung der deutschen Tauchboote bis zur letzten Konsequenz würde England und seine Verbündeten in noch größerem Maße schaden als bisher. Ich betrachte die kleinen Unterseeboote als die besten Friedensstifter. Sie sind es, die die Briten schließlich zur Vernunft bringen werden.

Und was würde der Krieg unserem eigenen Lande bringen? Die Panik, der die Finanzgenies durch eine Kriegserklärung zu entgehen hoffen, würde sich umso bestimmter einstellen. Unser gesamter Handel würde den deutschen Unterseebooten preisgegeben sein. Die Wertpapiere, die die Alliierten uns aufgebürdet haben, würden stark entwertet werden und die Leute, die bisher durch das Blutvergießen drüben sich hier gemästet haben, würden, hungrigen Wölfen gleich, immer neue Profite suchen und schließlich unter den Trümmern der künstlich aufgebauten Prosperität begraben werden.

Der Massenhaß, den eine feile Presse gesät und gepredigt hat, würde wahre Orgien feiern. Es würde eine tatsächliche Revolution drohen. Hungersnot, Brandstiftung, Ruin, Kerker und Mord würden sich breit machen. Laßt uns zu Gott beten, daß eine derartig entsehlige Zukunft uns erspart werden möge. Laßt uns hoffen, daß unser Präsident Einsicht bekommt und die Rege, die Morgan, Schwab, Dupont, Dodge, Ryan und die anderen Dämonen der Zivilisation des 20. Jahrhunderts ihm stellen, zerreißt.

Laßt uns schließlich hoffen, daß, falls der Präsident stranchelt, der Kongreß dem aufrichtigen Wunsch des Volkes auf Erhaltung des Friedens Rechnung tragen wird. Der Ruf nach Frieden muß aus dem Westen kommen. Der Westen wird weder durch deutsche Tauchboote

berührt, noch hat er mit den Wölfen von Wall Street etwas gemein. Unser Aus-landshandel beträgt kaum ein Fünftel un-seres Gesamthandels. Die 95 Prozent des Geschäfts dürfen den fünf Prozent die Kontrolle nicht in die Hand geben. Wir sind ohne den Handel mit Deutsch-land fertig geworden, jetzt laßt uns der Welt zeigen, daß wir auch ohne engli-schen Handel und englische Schiffe zu existieren vermögen.

Henry Clay sagte: „Wir haben mit den europäischen Verwicklungen nichts zu schaffen.“ Laßt uns hoffen, daß von Präsident Wilson der Ausspruch kommt, daß das Volk und nicht die Wall Street in Amerika ausschlaggebend ist. Laßt uns dem Präsidenten dartun, daß wir das Vertrauen zu ihm nicht eingebüßt haben, daß seine Auneigung zu ihm in der Potenz steigen wird, falls es ihm gelingt, uns dauernd den Frieden zu er-halten. Kriege kommen wie die Diebe in der Nacht. Es erfordert beständige Wachsamkeit, um Kriege zu verhindern. Wir leben in einer Demokratie. Theo-retisch wenigstens hat das Volk das Recht in Händen. Gewisse Zeitungen bemühen sich, dem Präsidenten vorzuspiegeln, daß das Volk nach einem Krieg mit Deutsch-land verlangt. Es ist unsere heilige Pflicht, diese Behauptung Lügen zu stra-fen. Wer seine Stimme jetzt nicht er-hebt, dem wäre besser, er hätte nie eine Stimme gehabt. Die Zeitungen können wohl Reden, die in Massenversammlun-gen gehalten werden, unterdrücken, doch den drohenden Schritt marschierender Bataillone können sie nicht unterdrücken. Der Kongreß bleibt die letzte Burg, auf die das Volk die Hoffnung setzen kann. Laßt uns beten, daß der Kongreß bis zum letzten Ende das unvergeßliche Wort Washington's hochhalten wird: „Han-delsbeziehungen mit allen Ländern, doch verwickelnde Bündnisse mit keinem.“

Mit Witz gewürzt.

Nach Musik- und Gesangsvorträgen wurde Herr Patrick O'Donnell der Ver-

sammlung als zweiter Redner vorgestellt. Er schuf schon mit seinen ersten Worten eine enthusiastische Stimmung.

„Ehe wir von Krieg reden, sollten wir lieber erst Billa singen,“ meinte er. Weiter sagte er: „Ehe wir versuchen, ir-gend jemanden zu verhaften, sollten wir uns bewußt werden, daß wir seit Beginn des europäischen Krieges einem großen Teil unserer eigenen Bürger fortgesetzt Fußtritte ver-setzt haben. Die Art und Weise, wie Bürger deutscher Abstammung geschnüht und verdächtigt worden sind, ist empörend. Wer soll, wenn es Krieg gibt, denn kämpfen? Bisher taten es gewohnheitsmäßig die Deutschen und Ir-länder. Daß sie sich für England, die Geldhaie der Wall Street und für die Munitionsbarone, denen jetzt um ihr Geld hängt, opfern sollen, kann ihnen kaum jemand zumuten.“

Das Unglück mit Amerika und mit unserem Präsidenten ist, daß gleich bei Beginn des europäischen Krieges ver-hängnisvolle Fehler begangen wurden. Der schwerste Mißgriff war der, daß Herr Wilson John Bull schriftlich das Kom-pliment zollte, er sei von jeher der Hüter der Freiheit der Meere und des Handels gewesen. England ist joviell Güter der Meere wie Beelzebub ein christlicher Mi-sionär. Unser Präsident aber band sich, als er sich vor den Briten verbeugte, selbst die Hände. Er lud sie direkt ein, amerikanische Postschachen zu rauben und von Schiffen, über die das Sternenban-ner wehte, nach Belieben Angehörige der kriegführenden Nationen herunterzuho-len. Der internationale Rechtsgrund-satz, den Daniel Webster aufgestellt hatte, daß ein amerikanisches Schiff absolut amerikanischer Grund und Boden ist, war von unserer Administration selbst über den Haufen geworfen worden. Es wurde John Bull gestattet, was Billa nicht tun durfte, die Grenze zu überschreiten und den Menschenraub zu betreiben.

Herr O'Donnell erzählte, daß ein wichtiger Sohn der grünen Insel verraten habe, wie die ganze Streitfrage zwischen Amerika und Deutschland sich beilegen

lasse. Man solle aus dem Weißen Hause alle Schreibmaschinen stehlen. Wenn Herr Wilson alle seine diplomatischen Noten mit der Hand schreiben müsse, werde er es vielleicht mit einem Briefe bewenden lassen und die gleiche Kopie an alle kriegsführenden Länder schicken. Scharf geißelte der Redner, daß die Administration überhaupt geduldet habe, daß an die Kriegsführenden Munition geschickt werde. Von vornherein hätte allen Kämpfenden Kund getan werden sollen, daß sie selbst für ihre Waffen zu sorgen hätten. Wenn die Vereinigten Staaten jemals mit Japan in einen Krieg verwickelt würden, werde sich die Kurzsichtigkeit schwer rächen, denn es könne dann keiner europäischen Nation verargt werden, wenn sie die Mordinstrumente gegen die Amerikaner liefere. Ein Unglück für die Menschheit nannte Herr O'Donnell es, falls Deutschland in diesem Kriege unterliege. Zu befürchten sei, daß dann Japan und Rußland gegen den Rest der Welt gemeinsame Sache machen würden.

Direkt riesig war der Applaus, als der Redner erklärte, daß die wahre Freiheit der Meere gewährleistet werden würde, wenn der Kaiser nach der Einnahme von Verdun die Friedensbedingungen diktiere.

Im Uebrigen war die Ansprache von Herrn O'Donnell wie folgt:

Patrick M. McDonnell's Rede.

Würde die amerikanische Regierung eine weniger feindliche Stellung Deutschland gegenüber und eine weniger feindliche England gegenüber befunden, Amerika würde sich nicht in solchen Schwierigkeiten befinden, und die Zukunft würde nicht so gefährvoll erscheinen für unsere Nation, wenn der Krieg vorüber sein wird.

Die Freundschaft Englands hat niemals Wert gehabt. England hat das Wohlwollen jeden Volkes geopfert, wenn es sich darum handelte, seinen Handels-ehrgreiz, seine Herrschsucht zu befriedigen; auf der anderen Seite hat es den Ruin jedes Rivalen zu Wasser und zu Lande

herbeigeführt, wo es sich durch seine Flotte stark genug fühlte, oder durch Bündnisse mit anderen Völkern die Aussicht hatte, siegreich auf dem Lande zu sein.

Deutschland dagegen ist stets ein treuer Freund der Vereinigten Staaten gewesen und hat ebenso jedem Einwanderer, welcher Nation er auch angehören mochte, Freundschaft erwiesen. Kein Irischer kann sagen, daß die deutsche Bevölkerung Amerikas es ihm schwerer gemacht hat, sein Fortkommen hier zu finden, oder ihm im Wege gestanden, Erfolg zu haben, und was die Irischen sagen und bezeugen können, kann jede andere Nationalität im Lande ebenso für sich bestätigen.

Aber das angelsächsische Element in Amerika hat fortdauernd einen feindlichen Druck auf unsere und alle anderen Rassen ausgeübt, die auf dem Boden dieses Landes dafür Stellung genommen haben, daß Amerika für die Amerikaner sein solle und von jeder Herrschaft oder Intrigue irgend einer fremden Macht frei bleibe.

Als der gegenwärtige Krieg ausbrach, ist das irische Volk in Amerika einstimmig mit allen, die für Unparteilichkeit und Menschlichkeit ihre Stimme erhoben, dafür eingetreten, daß unsere Neutralität eine solche sein solle, daß, wenn der Krieg vorüber sein würde, keine fremde Nation sagen könne, Amerika habe es an der rechten Unparteilichkeit fehlen lassen.

Wenn aber der Frieden endlich kommen wird, dann wird jeder Amerikaner und jeder Deutsche in Europa sagen müssen, daß wir als Freunde kein Vertrauen verdienen und nicht wissen, was es heißt, unparteiisch und neutral zu sein.

Dieser Krieg hat die Zahl unserer Feinde mit Recht vergrößert, denn wir haben von Beginn desselben an nur partiell und feindlich gegen die Centralmächte gehandelt, und es ist ersichtlich, daß die regierenden Gewalten dieses Landes ihre ganze Macht, bei der geringsten Gelegenheit und ohne gerechte Ursache gebrauchen würden.

Wir reden von der Welt, und zu dem
der Zeit verfahren wir unsere Gesinnung
den Leistungen von Fortschrittsmaterial an
den Willen zu verfahren. Das ist
das ist klar, daß das unter dem
internationalen Gesetz steht und er-
laubt ist. Es gibt wenige verständliche
und internationale Verordnungen, die zu
jedem einer Zeit von keinem Gesetz ver-
boten werden, aber es werden doch alle
nicht weniger schädlich auch ohne Gesetz.
Als sie es werden, nachdem ein Gesetz ge-
schaffen worden; und auf dem Gesetz-
büchern Europas lassen abzuheben. Es
scheint schädlich in diesem Zusammenhang
als es kein wird, wenn nicht mehrere
Güter ein Gesetz gegen solchen Handel
geschaffen haben werden.

Wir werden die Nationen besser be-
lehren, wenn der Krieg verboten sein wird,
und die Staatsanwalter schon jetzt schon,
daß wenn wir in Lebensversicherung mit
allen Nationen ein Lebensversicherung auf
solche Nationen abgeben können, das
Reich, und damit ein internationales
Gesetz gegen diese Art des Handels ge-
schaffen werden. Wir werden durch seine
menschliche, menschen und geistliche Land-
kundschaft seine Güter und willkür-
liche Ausübung nicht gewährt. Als
wenn es keine Güter verabschiedet hätte.
Wenn beginnt unsere gegen die Japan-
ische Gefahr aufzugehen, und das ist eine
wirkliche Gefahr im Augenblick. Aber
wenn wir wirklich gewissermaßen nicht
einen allgemeinen Krieg, sondern das
Reich zu haben, wenn wir ein Gesetz
geschaffen hätten, wodurch die Bürger
nachdem Nationen die Verordnungen
mit Verordnungen der Regierung nicht
verordnen dürfen, wenn dann eine Na-
tion gegen Japan nachzugehen? Wir ist
von einem Willensmaterial nach Japan

so billig und möglich sein, einen Krieg
mit uns zu beginnen, als wenn eine der
schwierigsten Nationen der Welt.
Wer doch, daß nur durch unsere
Gesinnung eine internationale Na-
tion geschaffen haben kann Japan und
betragen nach dem alles nötige Kriegs-
material über die japanische Nation von
ganz Europa bekommen, und wir werden
nicht durch ein Gesetz, noch durch unsere
Wille es verhindern können, daß ganz
Europa Japan mit allem Kriegsma-
terial versorgt, das es nötig hat, um uns
an der Küste des Stillen Ozeans anzu-
greifen, ebenso wie wir uns jetzt
schon einsehen können, daß wir im Krieg
sind, wenn wir die Probleme unserer
Kunstwissenschaften auf die japanische-
ten Geschichtlichen Europas landen.
Seine Nation kann ungeschädlich un-
menschlich und für uns gefährlich, ohne
eines Tages vor dem Welt aller Nationen
von der Menschheit gegen zu werden.
Wir werden unumwunden für die Zeit des
Ständebuchs und haben mit dem Willen
der Nationen nicht alles den Japaner
Landes gegeben, um diese Schande aus-
zusprechen. Wir haben das mit der
werden über die Schicksale der Japan-
ischen Nationen, und haben den Japan-
ern nicht die Antwort darauf können
nicht, wenn wird sie mit dem können-
den japanischen Geschichtlichen und
den japanischen Nationen können, die
verloren und gefährlich sein werden durch
die Verordnungen, von den Nationen
geleistet, die wir in diesem Kampf nicht
unterstützen. Dann wird unsere er-
kennen, was die Probleme waren, als sie
letzten: Schicksal eine Nation gegen die
Kunst von Japan; sehr wichtig in
diesem großen Kampf.

Deutschamerikaner am Vorabende der Konvention.

Deutschland hat einen Krieg mit Amerika durch seine bewundernswerte Nachgiebigkeit vermieden. Deutschamerika hat aber den Fehdehandschuh aufgenommen, welcher ihm von den Herren Woodrow Wilson und Theodore Roosevelt in Verkennung der amerikanischen Ideale, in Mißachtung der Verfassung und in Verhöhnung der Rechte der Bürger hingeworfen worden ist. Und in dem Augenblicke, da die drei großen politischen Parteien zu den Konventionen rüsteten, rüstete auch Deutschamerika, um sein volles Gewicht für seine Rechte, und hauptsächlich für ein ehrliches Amerikanertum in die Schale zu werfen.

Und wieder ist Chicago zum Mittelpunkt nicht nur der amerikanischen politischen Welt geworden, auch drüben, im Lager der Alliierten sowohl, wie in den Regierungsgebäuden der Zentralmächte verfolgte man mit gespannter Aufmerksamkeit, ob es Deutschamerika gelingen wird, die Verräter an einer ehrlichen Neutralität und an den heiligen Ueberlieferungen der Republik zu bestrafen.

Deutschamerika ist auf der Höhe seiner Aufgabe gestanden. Theodore Roosevelt mußte eingestehen, daß die Deutschamerikaner ihn aus dem Sattel gehoben haben, in welchem er sich überaus sicher gefühlt hat, und Woodrow Wilson wird im November erkennen, daß Deutschamerika das wirkliche Amerika ist, das die Schänder der nationalen Ehre zum politischen Tode verurteilt und die Macht besitzt, das Urteil zu vollstrecken. Der 28. Mai 1916, an welchem Deutschamerika in Chicago zu den Nationalkonventionen der politischen Parteien und somit zu den Präsidentschaftswahlen Stellung genommen hatte, war nicht nur ein Tag des Wiedererwachens des Deutschtums zur Selbstverteidigung, sondern auch zur Verteidigung der höchsten Güter der Republik. Der 28. Mai 1916 war ein Tag des Gerichts und die Sänder erblakten.

Ueber Aufforderung des Verbandes der deutschen Zeitungsherausgeber und des Deutschamerikanischen Nationalverbandes trafen am 28. Mai aus allen Teilen des Landes amerikanische Bürger deutscher Geburt oder Abstammung in Chicago im Hotel Kaiserhof zu ernstlichen Besprechungen zusammen. Aus allen Teilen des Landes waren sie gekommen, um ihren Ansichten betreffs der bevorstehenden nationalen Wahlkampagne und des Anteils, den die Bürger deutschen Blutes an derselben nehmen sollten, Ausdruck zu verleihen. Viele Vereinigungen, die keine Vertreter hatten schicken können, übermittelten Schreiben, die Ratschläge enthielten und die erklärten, daß man sich an die Beschlüsse, die auf der Chicagoer Konferenz gefaßt würden, halten werde. Alle diese Zuschriften, die aus allen Staaten, von Vermont bis Kalifornien, von Neu-Mexiko bis Wyoming stammten, wurden an das Komitee für Resolutionen verwiesen, das der Versammlung Bericht zu erstatten hatte.

Bei der ersten Versammlung wurden keine langen bombastischen Reden gehalten; auch erging man sich nicht in scharfen Verurteilungen einzelner Persönlichkeiten, obwohl unumwunden erklärt wurde, daß Wilson, Roosevelt und Root den amerikanischen Wählern deutschen Blutes absolut unannehmbar seien.

Um Entstellungen in der anglo-amerikanischen Presse zu verhindern, wurden die Verhandlungen in Exklusivsitung geführt. Herr C. B. Maher aus Philadelphia, der zum Vorsitzenden der Versammlung erwählt wurde, gab später seine Zustimmung, daß folgende Auszüge aus seiner Eröffnungsansprache, die den Geist der Zusammenkunft klar widerspiegeln, veröffentlicht werden.

Herr Maher, dessen Ansprache durch jubelnden Beifall belohnt wurde, sagte im wesentlichen:

Ansprache des Vorsitzers E. B. Mayer.

„Ich begrüße Sie als amerikanische Bürger. Wir selbst gebrauchen das Beiwort deutsch, weil wir auf unsere deutsche Abstammung stolz sind und noch stets bewiesen haben, daß wir trotz dieses Beiworts Amerikaner von bester Art sind. Wir möchten in die neue Heimat hineinpflanzen, was in der alten gut und schön und edel war. Deshalb gerade sage ich, daß wir Deutschamerikaner bessere Amerikaner sind, als viele andere. Und weil wir für dies Land nur das Beste wollen, haben wir auch das Recht und die Pflicht, uns an der Entscheidung öffentlicher Fragen zu beteiligen, und zwar in größerem Maße, als bisher. Wir protestieren entschieden dagegen, daß unsere Stellungnahme so gedeutet wird, als stünden wir in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis zur deutschen Regierung. Wir sind hier zusammengekommen, um Angriffe zurückzuweisen, die auf uns als amerikanische Bürger gemacht worden sind, und gleichzeitig, um unser eigenes politisches Selbstbewußtsein zu stärken. Wir sind hier, um zu betonen, daß wir der Anfeindungen müde sind, und daß wir fest entschlossen sind, die Waffe zu benutzen, die uns als amerikanischen Bürgern gegeben ist — den Stimmzettel.“

Beamte und Komitees.

Die Herren, die zu Beamten der Konferenz ausersehen wurden, waren die folgenden:

Vorsitzender, E. B. Mayer, Philadelphia; 1. Vizevorsitzender, Joseph Frey, New York; 2. Vizevorsitzender, Dr. Friedrich Vente, St. Louis; Schriftführer, Pastor S. G. von Basse, Wilmington, Del.; Korrespondierender Sekretär, Adolf Timm, Philadelphia; Schatzmeister, Ferdinand Balthar, Chicago.

Der wichtige Ausschuß für Resolutionen wurde wie folgt zusammengesetzt: Richter John Schwaab, Cincinnati; Dr. S. Gerhard, Chicago; S. Hellinger, Cleveland; George Seibel, Pittsburg;

A. Schopp, Kalifornien; Edgar Winter, Portland, Ore.; Max Gottleit, Milwaukee; Horace L. Brand, Chicago; Dr. J. Sixel, Buffalo; P. Meerjheidt, San Antonio, Tex.; Walter Geer, Toledo, O.

Nachgenannte Herren wurden zum Komitee für die Prüfung der Mandate ernannt: William J. Benkieser, Pittsburg; Charles Christmann, Chicago; Capt. Edgar Schramm, San Antonio, Tex.; J. M. Groß, Peoria, Ill.; Karl Raid, Cleveland, O.

Organisations-Komitee: Max Gottleit, Milwaukee; Adalbert Schopp, Woodland, Cal.; Dr. S. Gerhard, Chicago.

Zuschriften in Menge.

Die Einmütigkeit, die unter der Wählerschaft deutscher Abstammung bezüglich der Frage herrscht, daß alles aufgeboten werden muß, um die Nomination, resp. Erwählung von Wilson oder Roosevelt zu verhindern, ergab sich schon klar aus den hunderten von Zuschriften aus allen Landesteilen, deren Verlesung allein mehr als eine Stunde in Anspruch nahm.

Duzende von deutschen Geistlichen aller Bekenntnisse in fast allen Staaten der Union gaben die feste Zusicherung, daß auf ihre weitgehendste Unterstützung gerechnet werden könne, falls der Konvent für das einzig wahre amerikanische Prinzip eintrete, daß dies Land wirkliche Neutralität beobachten müsse und weder für oder gegen eine der in Europa kämpfenden Nationen Partei ergreifen dürfe.

Selbst aus Staaten wie Georgia, Vermont, New Hampshire, New Mexico, Delaware und Oregon lagen derartige Zuschriften vor.

Besonderen Beifall rief ein Schreiben aus dem fernen Westen hervor, das die folgende poetische Mahnung enthielt:

“Our glorious Union forever,
Roosevelt or Wilson never.”

Der anhaltende Beifall, der der Verlesung des Spruches folgte, zeigte deutlich die Stimmung, die unter den Delegaten herrschte.

Vom Verband der deutsch-amerikanischen Zeitungsherausgeber, der Vormittags eine von etwa vierzig Mitgliedern abgehaltene Beratung hatte, wurden von Herrn Geo. Seibel aus Pittsburg dem allgemeinen Konvent die folgenden Beschlüsse unterbreitet, auf welche die Herausgeber sich einstimmig geeinigt hatten:

Beschlüsse der Herausgeber deutsch-amerikanischer Zeitungen.

Wir beklagen und verdammen alle Versuche, die Amerikaner mit einander zu entzweien, und irgend eine Rasse, ein Glaubensbekenntnis oder irgend eine Gattung dadurch, daß man ihnen einen individuellen Vindestrich verleiht, zu beleidigen oder zu brandmarken. Leute aus allen Teilen der Welt haben hier eine neue Heimat gefunden, ein Land der Freiheit und Gleichheit, mit Gelegenheit, sich emporzuarbeiten, und alle haben mit ihrem Schweiß und ihrem Blut zum Aufbau sowohl wie zur Verteidigung unseres großen Volksstaates beigetragen. Sie sind vielleicht Vindestrich-Amerikaner, aber ihr Amerikanismus hat keinen Vindestrich. Jeder Versuch, gegen irgend eine Volksklasse oder Nationalität Haß zu erwecken, wie er von manchen, veranlaßt durch schlaunen Ehrgeiz oder unfontrollierbare Heftigkeit gemacht wurde, ist ein Verbrechen. Allen Demagogen, welche aus nationalen Antipathien Gewinn ziehen und ihre eigene Loyalität dadurch zu betonen versuchen, daß sie die anderer anfechten, sollte nicht Gehör geschenkt werden.

Wir glauben an ausreichende Rüstung, die sich auf Patriotismus stützt und in Schlagfertigkeit gipfelt, aber von Politik und Jingoismus frei ist. Wir sind gegen eine übergroße Militärmacht, die für Eroberungszwecke oder zur Einschüchterung der Arbeiter verwendet werden könnte.

Wir glauben, daß eine amerikanische Handelsflotte geschaffen und beschützt werden sollte, so daß amerikanische Schiffe unter den Sternen und Streifen unseren Auslandsverkehr betreiben könnten, und aus diesem Grunde glauben wir, daß der Panamakanal, der von amerikanischen Männern mit amerikanischem Gelde gebaut wurde, für alle amerikanischen Schiffe absolut frei sein sollte, und wir sind der Ansicht, daß alle, welche sich einer derartigen Politik widersetzen, die amerikanischen Interessen außer Acht lassen und deshalb aus dem öffentlichen Leben scheiden sollten.

Wir glauben an die Freiheit der Meere und an die Politik der offenen Tür, an eine freimütige Diplomatie und an ein internationales Entgegenkommen, im Gegensatz zu einem zweifachen Maßstabe in bezug auf die auswärtigen Beziehungen, wobei die Irrtümer der einen Nation mit größter Strenge verurteilt werden, die Vergehungen der anderen dagegen mit einer akademischen Mißbilligung davon kommen.

Wir glauben, daß alle amerikanischen Rechte allezeit gegen alle Uebergriffe aufrecht erhalten werden sollten, ohne unnötige Strenge und Eile auf der einen und ungehörige Nachgiebigkeit und Verzögerung auf der anderen Seite. Wir glauben nicht dazu berufen zu sein, die Parteigänger oder gar die Feinde irgend einer Nation zu sein, die in einem Kampfe begriffen ist, dessen Ursachen und Zwecke für die meisten in Dunkel gehüllt sind, und wir glauben, daß eine unansehnliche Neutralität gegen alle, mit beständigen und unaufhörlichen Ratschlägen zum Frieden, unsere Politik als Amerikaner sein sollte, anstatt leidenschaftliche Sympathie, Beschuldigungen, Schmähungen und ein feiler Handel mit den zum Kriege nötigen Bedarfsartikeln. Die weisen Ratschläge Washingtons, die humanitäre Staatskunst Jeffersons sollten auf diesen schwierigen und oft irreführenden Wegen der auswärtigen Politik für die Amerikaner ein ausreichender Wegweiser sein.

Die Beschlüsse, deren Verlesung allseitiger Beifall folgte, wurden an das Resolutions - Komitee verwiesen. Im Uebrigen erörterten die Zeitungsherausgeber nur Sachfragen. Sie werden sich heute Vormittag um 9 Uhr wieder versammeln, während der allgemeine Konvent um 10 Uhr vormittags zusammentritt. Den Vorsitz in der gestrigen Sitzung der Herausgeber führte Herr Paul F. Mueller von hier. Als Schriftführer fungierte Herr Max Heinrich aus Philadelphia.

Zentralbüro angeregt.

Im Laufe der gestrigen Verhandlungen sprach sich der Vorsitzende Maher auch entschieden für die Schaffung einer Zentralstelle, einer Art „Clearing House“, aus, in welcher jeder Staat Vertretung haben solle, um in der tatkräftigsten Art dafür einzutreten, daß Bürger deutscher Abstammung nicht als Bürger zweiter Güte betrachtet werden. Er hob hierbei hervor, daß die Bürger irischer Abstammung, obwohl bei weitem nicht so zahlreich, es verstanden hätten, sich in einer Weise Geltung zu verschaffen, daß selbst die größten Anglophilen sich hüteten, sie so brutal zu beleidigen, wie dies den Abkömmlingen deutschen Stammes gegenüber geschehen sei.

„Wir wollen einmal Hammer und nicht Ambos sein, und zwar ein tüchtiger Hammer. Es ist nicht unsere Absicht, vorzuschreiben, wer von den Parteien nominiert werden soll, aber wir wollen deutlich zum Ausdruck bringen, wer nicht nominiert werden sollte,“ schloß er unter tosendem Beifall.

Es hielten gestern auch Pastor S. G. von Vosse aus Wilmington, Del., der zum Sekretär ausersehen wurde, sowie der zum 1. Vizepräsidenten erwählte Herr Joseph Frey aus New York, Präsident des Deutschen Römisch - Katholischen Nationalbundes, der 150.000 Mitglieder zählt, kurze Ansprachen.

Herr Frey erklärte, daß er vom Deutschen Römisch - Katholischen Nationalbund kein Mandat habe, daß er aber kaum fehl

gehe, wenn er behaupte, daß die große Mehrzahl der Mitglieder das Empfinden hätte, daß irgend etwas geschehen müsse. Um aber allen Mißverständnissen vorzubeugen, müsse er betonen, daß einige der Staatsverbände sich dagegen erklärt hätten, daß für oder gegen bestimmte Präsidentschafts - Kandidaten Stellung genommen werde.

Pastor von Vosse tat dar, daß auch er nicht als Vertreter der Kirche an der Konferenz teilnehme, daß aber die Wählerschaft seiner Synode, mehr als 10.000 an der Zahl, in dem Verlangen hinter ihm stehe, daß auf eine wirklich amerikanische Neutralität gedrungen und gegen Personen Stellung genommen werde, von denen eine solche Neutralität nicht zu erwarten sei.

Neben Chicago, respektive Illinois, sind auf dem Konvent Milwaukee, respektive Wisconsin, am stärksten vertreten. Aus Milwaukee haben etwa vierzig Damen und Herren die Fahrt hierher gemacht, und auch Madison, Manitowoc und andere Städte sind gut vertreten. Die Wisconsiner Abgesandtschaft hielt vor der gestrigen Hauptberatung eine Sonderbesprechung ab, in der beschlossen wurde, darauf zu dringen, daß in dem zu ernennenden Konferenzkomitee Wisconsin durch Herrn Max Gottlieb von Milwaukee vertreten werde. Herr Gottlieb ist Nationalpräsident des Bundes deutscher Militär- und Kriegerverbände, sowie ebenfalls Präsident des Kriegerbundes von Wisconsin.

Zu den interessierten Zuhörern bei den gestrigen Verhandlungen zählte auch Herr Robert C. Burke, der zum Delegat at-large für den Staat Illinois zum demokratischen Nationalkonvent erwählt wurde, trotzdem er, oder gerade weil er entschieden erklärt hatte, nicht für die Wiedernomination Wilsons stimmen zu wollen.

Am nächsten Tage wurde die von den Zeitungsherausgebern ausgearbeitete Prinzipienklärung und die den Nationalkonventionen der großen politischen Parteien zu unterbreitenden De-

schlüsse, welche ich weiter unten dem Portlaute nach wiedergeben werde, mit großer Begeisterung angenommen.

Den Herren Hermann Ridder von New York, Horace L. Brand, Chicago, George Seibel, Pittsburg, und Mar Heinrich, Philadelphia, die im Namen der Zeitungsherausgeber die Prinzipien-erklärung ausgearbeitet hatten, wurde von der Konferenz durch Erheben von den Sigen der Dank für die vortreffliche Arbeit abgestattet. Das gleiche geschah dem Komitee für Resolutionen gegenüber, welches die Beschlüsse entworfen hatte.

Es wurden diese Beschlüsse von dem Vorsitz der Ausschusses, Richter John Schwaab aus Cincinnati, eingereicht und von dem Konferenz-Sekretär Pastor S. G. von Basse von Wilmington, Del., verlesen.

Damit jeder Delegat eine Gelegenheit habe, sich über die Beschlüsse auszusprechen, wurden dieselben paragraphenweise zur Debatte vorgelegt. Nur betreffs des zweiten Paragraphen gab es eine Besprechung und schließlich wurde derselbe wie empfohlen angenommen.

Eine andere Resolution, die angenommen wurde, sagt der deutsch-amerikanischen Presse des Landes für die mann-hafte Art, wie sie die Interessen der amerikanischen Bürger deutschen Blutes vertritt, aufrichtigen Dank und fordert das deutsch-amerikanische Element zur kräftigen Unterstützung dieser Presse auf.

Weiter wurde beschlossen, einen Publizitätsausschuß einzusetzen, um für die Ziele, wie auf dieser Konferenz kundgetan, die möglichst weitgehende Propaganda zu betreiben.

Das Komitee für Organisation, das an einem Plan arbeitet, eventuell durch Einrichtung einer Zentralstelle gleichfalls der Propaganda Vorstoß zu leisten, wird während der Nachmittags-sitzung Bericht erstatten. Gleichzeitig wird alsdann über den angeregten Plan debattiert werden, ein Komitee einzusetzen, das mit den politischen Führern

und den Leitern der Parteikonvente konferieren soll.

Ovation für Robert E. Burke.

Durch Herrn Horace L. Brand wurde Robert E. Burke von Chicago, Delegat at large von Illinois zum demokratischen Nationalkonvent, der Konferenz vorgestellt. Herr Brand hob hervor, daß Herr Burke erwählt wurde, weil er sich ausgesprochen gegen die Wiedernomination Wilsons erklärt habe und daß hieraus ein deutlicher Schluß betreffs der Volksstimmung gezogen werden könne.

Herrn Burke wurde unter enthusiastischem Beifall zu einer Ansprache das Wort erteilt. Er sagte der Hauptsache nach:

„Ich gehöre der Deutsch-Frischen Allianz an und zwar nicht nur dem Verband, der diesen Namen trägt, sondern ich habe mir auch eine Deutsche zur besseren Hälfte genommen. Soweit ich unterrichtet bin, bin ich bis jetzt der einzige Delegat zum demokratischen Nationalkonvent, der sich direkt gegen Wilsons Nominierung erklärt hat. Ich würde mir lieber die Hand abhacken, ehe ich für ihn stimme. Ich erklärte dies schon vor der Delegatenwahl und trotzdem wurde ich als Delegat erwählt.“

Ich bin absolut der Ansicht, daß Wilson nicht wiedernominiert werden sollte. Noch nie hatte Amerika einen Präsidenten von derart kleinem Kaliber. Falls er nominiert wird, wird er ärger geschlagen werden, als irgend ein anderer Präsidentschaftskandidat vor ihm. Ich sage offen heraus, ich halte Wilson seinem Herzen nach für keinen Amerikaner, sondern für einen Engländer. Nicht nur, daß die Bürger deutschen Blutes nicht für ihn stimmen werden, die große Mehrheit der amerikanischen Wählerschaft wird gegen ihn sein. Im gegenwärtigen europäischen Völkerkrieg ist Wilsons Neutralität von Anfang an reine Hohn gewesen. Er war stets bemüht, die Sache Deutschlands nach Kräften zu schädigen und die Sache Englands in der weitgehendsten Weise zu fördern.

Wie gesagt, ich werde unter keinen Umständen für ihn stimmen, und wäre ich der einzige offene Gegner im Konvent."

Der deutsch-amerikanischen Konferenz und der Wählerschaft, die durch dieselbe vertreten ist, sollte Herr Burke noch den Rat, sich in der nachdrücklichsten Weise politisch Geltung zu verschaffen. Ihr Element sei mächtig genug, die Parteimachtthaber zu zwingen, allen berechtigten Forderungen Rechnung zu tragen. Nur sollte man nicht bitten, sondern mit Nachdruck fordern.

Als Herr Burke geendet, erklärte Herr Bernard Bidder aus New York, daß er immer noch eine ganz schwache Hoffnung habe, daß sich vielleicht verhindern lassen werde, daß Wilson bei der ersten Abstimmung die benötigte Zweidrittelmehrheit erhalten werde. Es empfänden nämlich eine ganze Anzahl Delegaten wie Herr Burke, obwohl sie nicht den Mut besäßen hätten, sich gegen die Parteimaschine aufzulehnen.

Herrn Bidders Hoffnung hat sich allerdings nicht bewahrheitet, was schließlich besser ist. Denn ein Mann wie Wilson muß von dem Gesamtvolke erfahren, daß er erkannt worden ist. Und er wird es im November erfahren. Der Mann mit dem größten Munde wird als der kleinste Mann in die Geschichte des Volkes übergehen, dessen Ansehen er geschändet, dessen Wert er verringert, dessen Rechte er verkuppelt hat.

Auf den anderen Präsidentschafts-aspiranten, auf Herrn Theodore Roosevelt, waren aber die Beratungen in Chicago eingestandenemassen von unmittelbarer Wirkung. Er selbst erklärte in öffentlichem Schreiben, daß die in Chicago gefaßten Beschlüsse der Deutsch-Amerikaner seine Nomination durch die republikanische Partei hintertrieben haben.

Am Tage nach den Konferenzen schrieb ich unter dem Titel „Unser politisches Glaubensbekenntnis“:

Die Vertreter des Deutschtums in Amerika, die sich am Sonntag und Montag in Chicago zu einer wichtigen

politischen Beratung zusammengefunden haben, erbrachten wieder einmal den erfreulichen Beweis dafür, daß die Deutschen in Amerika selbst in der Abwehr unverdienter Schmähungen ihrer besseren Erziehung eingedenk sind. Der würdevolle, beinahe vornehme Verlauf der Verhandlungen hat aber die Meute, welche sich kläffend an die Fersen der Deutschamerikaner heftet, nicht zum Schwoeigen gebracht.

Eine Zeitung wagt es, es ein Verbrechen an Amerika zu nennen, daß Deutschamerikaner im Interesse einer auswärtigen Macht zur amerikanischen Politik Stellung nehmen. Wie bei jeder Gemeinheit, welche dem amerikanischen Volke seit Ausbruch des Krieges von seiner Presse aufgetischt worden ist, wird natürlich auch in diesem Falle die Beweisführung dafür unterlassen, daß die Deutschen in Amerika in irgendwelcher, selbst in der entferntesten Weise eine Bevorzugung ihres Geburtslandes anstreben. Wenn sie es aber täten, würden sie nur dem Beispiele jener Vollblut-amerikaner folgen, die in New York und in Boston die Regierung auf das entschiedenste verdammt, weil diese das Volk nicht in den Krieg gegen Deutschland geschickt hat. Sie würden dem Beispiel jener „repräsentativen“ Amerikaner folgen, die eine Suldigungsadresse an die Alliierten abschickten, dem Beispiele des Abgeordneten Gardner, der dem Kongreß eine Resolution zugunsten der Alliierten unterbreitete. Wenn amerikanische Bürger in Versammlungen und in der Gesetzgebung sich das Recht herausnehmen, gegen Deutschland Stellung zu nehmen, dürfen andere amerikanische Bürger füglich auch für Deutschland das Wort ergreifen. Und es muß als empörende Gemeinheit zurückgewiesen werden und es wird hiermit als empörende Gemeinheit zurückgewiesen, daß man jedes deutschfreundliche Wort als Attentat gegen die Republik zu brandmarken versucht. Wenn Roosevelt sich das Recht herausnimmt, die Wilsonsche Administration ihrer Aus-

Landpolitik wegen in der stärksten und derbsten Weise anzugreifen, darf wohl auch der Durchschnittsbürger, selbst wenn seine Wiege am Rhein gestanden hat, Kritik üben. Und wenn Roosevelt dementsprechend als Demagog verschrien wird, der bloß selbstsüchtige Ziele verfolgt, darf wohl auch der Deutschamerikaner sich Ansichten über den Raubreiter bilden und dieselben aussprechen. Ausgenommen natürlich, daß die deutsche Abstammung an sich schon ein Verbrechen ist und den also Behafteten von vornherein entrectet.

Die gegen die Deutschamerikaner aus Anlaß der soeben stattgehabten Konferenz begangene Gemeinheit ist umso empörender, weil in der Konferenz tatsächlich mit keinem Worte der Beziehungen dieser Republik zu Deutschland gedacht wurde, weil in der Prinzipienklärung und in den Beschlüssen dem amerikanischen Geiste mehr Rechnung getragen worden ist, als in allen Reden Wilsons und Roosevelts.

Wir möchten außer den Gurratrioten auch nur einen einzigen, wirklich unabhängigen Amerikaner sehen, der die am Sonntag erlassene Prinzipienklärung der Deutschamerikaner nicht freudigen Herzens unterschreiben wollte. Dieselbe lautet:

„Wir beklagen und verdammen alle Versuche, Amerikaner miteinander zu entzweien und irgend eine Rasse; ein Glaubensbekenntnis oder irgend eine Hautfarbe dadurch, daß man ihnen einen gehässigen Vindestrich gibt, zu beleidigen oder zu brandmarken. Leute aus allen Teilen der Welt haben hier eine neue Heimat gefunden, eine Zufluchtsstätte vor der Tyrannei und eine Gelegenheit, sich emporzuarbeiten, und alle haben mit ihrem Schweiß und Blut zum Aufbau sowohl wie zur Verteidigung unseres Volksstaates beigetragen. Sie sind vielleicht Vindestrich-Amerikaner, aber Amerikanismus hat keinen Vindestrich. Jeder Versuch, gegen irgend eine Volksklasse oder Nationalität Haß zu erwecken, wie er von manchen, veranlaßt durch schlaunen

Ehrgeiz oder unkontrollierbare Gessigkeit, gemacht wurde, ist ein Verbrechen. Keinen Demagogen, welche aus nationalen Antipathien Gewinn ziehen und ihre eigene Loyalität dadurch zu betonen versuchen, daß sie die anderer anfechten, sollte Gehör geschenkt werden.

„Wir glauben an ausreichende Rüstung, die sich auf Patriotismus stützt und in Schlagfertigkeit gipfelt, aber von Politik und Jingoismus frei ist. Wir sind gegen eine übergroße Militärmacht, die für Eroberungszwecke oder Einschüchterung der Arbeiter verwendet werden könnte.

„Wir glauben, daß eine amerikanische Handelsflotte geschaffen und beschützt werden sollte, sodaß amerikanische Schiffe unter den Sternen und Streifen unseren Auslandshandel betreiben können, und aus diesem Grunde glauben wir, daß der Panamakanal, der von amerikanischen Männern mit amerikanischem Gelde gebaut wurde, für alle amerikanischen Schiffe absolut frei sein sollte und wir sind der Ansicht, daß alle, welche sich einer derartigen Politik widersetzen, amerikanische Interessen außer Acht lassen und deshalb aus dem öffentlichen Leben scheiden sollten.

„Wir glauben an die Freiheit der Meere und die Politik der offenen Tür, an eine freimütige Diplomatie und an internationales Entgegenkommen, im Gegensatz zu einem zweifachen Maßstabe in bezug auf die auswärtigen Beziehungen, wobei die Irrtümer der einen Partei mit größter Strenge verurteilt, die Vergehungen der anderen dagegen mit einer akademischen Mißbilligung übergegangen werden.

„Wir glauben, daß alle amerikanischen Rechte allezeit gegen alle Uebertreter aufrecht erhalten werden sollten, ohne unnötige Strenge und Eile auf der einen und ohne ungehörige Nachsicht und Verzögerung auf der anderen Seite; wir glauben, nicht dazu berufen zu sein, Parteigänger oder gar Urteilsvollstrecker an irgend einer Nation zu sein, die in einem Kampfe begriffen ist, dessen Ur-

sachen und Zwecke für die meisten von uns in Dunkel gehüllt sind, und wir glauben, daß eine wohlwollende Neutralität gegen alle, mit beständigen und unausführlichen Ratschlägen zum Frieden, unsere Politik als Amerikaner sein sollte, anstatt leidenschaftliche Sympathie, Beschuldigungen, Schmähungen und ein feiler Handel mit den zum Kriege nötigen Bedarfsartikeln. Die weisen Ratschläge Washingtons, die humanitäre Staatskunst Jeffersons sollten auf den schwierigen und oft irreführenden Wegen der auswärtigen Politik für Amerikaner ein ausreichender Wegweiser sein."

Diese Prinzipienerklärung enthält die Lehren vom wahren Amerikanismus, nicht aber jene bombastischen Reden, mit welchen das amerikanische Volk fortwährend gefüttert wird und hinter welchen sich da eitle Selbstsucht, dort feiger Verrat an amerikanischen Rechten verbirgt.

Und wir haben in den letzten zwei Jahren kaum eine einzige Äußerung vernommen, welche sich mit Bezug auf reinen Amerikanismus und echtem Patriotismus mit den Beschlüssen messen könnte, welche in der Montagkonferenz gefaßt worden sind. Hier die Beschlüsse:

„Wir, die autorisierten Vertreter von Millionen von Stimmgebern in den Vereinigten Staaten, die heute, am 29. Mai des Jahres 1916 in Chicago, Ill., zu einer Konferenz versammelt sind,

Beschließen:

1. Wir verlangen eine Neutralität, die in absolutem Einklang mit der Ermahnung George Washingtons steht, wie dieselbe in seiner Abschiedsrede an das amerikanische Volk enthalten ist.

2. Wir befürworten eine äußere Politik, die amerikanische Leben und amerikanische Interessen überall mit der gleichen Festigkeit und Gerechtigkeit beschützt.

3. Wir verurteilen jede amtliche Handlung oder Politik, die eine leidenschaftliche Anhänglichkeit für eine kriegsführende Nation oder eingewurzelte Antipathie gegen eine andere Nation bekundet.

4. Wir bedauern jene Auslassungen, die von Beamten, früheren Beamten und anderen gemacht worden sind, die darauf hingenzielen oder darnach angetan sind, eine Spaltung nach Rassenzugehörigkeit in unserem Volk zu schaffen.

5. Wir hoffen, daß keine Partei einen Kandidaten für die Präsidentschaft aufstellen wird, dessen Ansicht darnach angetan ist, eine derartige Spaltung herbeizuführen.

6. Wir vertrauen darauf, daß der republikanische Konvent alle Elemente in dieser Partei auf einen Kandidaten vereinen wird, dessen Ansichten mit den hier zum Ausdruck gebrachten übereinstimmen.

7. Wir vertrauen darauf, daß der demokratische Konvent für die Präsidentschaft einen Mann nominieren wird, der den hier geäußerten Ansichten beipflichtet.

8. Wir betonen, daß irgend ein Kandidat für die Präsidentschaft, der nicht mit den hier niedergelegten Ansichten übereinstimmt, der Unterstützung einer freien und unabhängigen Wählerschaft unwert ist."

Diese Beschlüsse und jene Prinzipienerklärung bilden das politische Glaubensbekenntnis der deutschen Bürger dieser Republik, und wer sich diesem Bekenntnis widersetzt, wer die in demselben aufgestellten Gebote mißachtet, mag immerhin ein guter politischer Parteimann sein, ein guter Amerikaner ist er nicht. Diese Republik ist nicht erobert, sie ist von ihren Bedrückern freigemacht worden. Ein großes Prinzip war der Erbauer der Republik und nur durch große und reine Prinzipien kann sie erhalten bleiben. Wie immer, sind es auch diesmal die Deutschamerikaner, die ein staatserhaltendes Prinzip entrollen. Der Deutsche Karl Tollen ist als erster für das Prinzip der Befreiung der Sklaven eingetreten. Die Deutschen von Wexburg County in North Carolina haben als erste ihre Unabhängigkeit von England erklärt. Die Chicagoer Konferenz wird in die Geschichte übergehen als ein

Kampf der Deutschamerikaner gegen Vereinigenommenheit in der äußeren, gegen Demagogie und Selbstsucht in der inneren Politik der Republik. Und Wilson und Roosevelt werden längst aufge-
hört haben, den inneren und äußeren Frieden der Republik zu bedrohen, wenn diese patriotische Tat der Deutschamerikaner in der Erinnerung noch fortleben wird.

Und einige Tage später fanden die Nationalkonventionen der republikanischen, der progressiven und der demokratischen Partei statt. Die Furcht vor den

mannhaften Beschlüssen der Deutschamerikaner in Chicago machte sich in allen Konventionen bemerkbar, besonders in der demokratischen, deren Prinzipien-
erklärung von Woodrow Wilson eigenhändig geschrieben wurde und welche schon dadurch die Furcht vor den Deutschen verrät, daß sie eine Planke gegen die Deutschen enthielt.

Und damit ist die Geschichte des abgelaufenen Jahres abgeschlossen. Auf die kleineren, zumeist gesellschaftlichen Ereignisse im Schoße des Deutschtums komme ich an anderer Stelle zurück.

Schlussbetrachtung zur Geschichte des Jahres.

Solch häßlichen Anfeindungen sich auch das Deutschtum in dem abgelaufenen Jahre gegenüber befunden hat, es kann mit Bestimmtheit gesagt werden, daß diese Anfeindungen bloß vorübergehende und eines weit weniger schlimmen Charakters sind als jene früherer Jahre. Der Fremdenhaß und natürlich auch der Deutschenhaß der früheren Jahre entsprang inneren Motiven und drohte deshalb gefährlicher und dauerhafter zu sein. Diesmal kam nicht der Fremdenhaß, sondern der Deutschenhaß zum Vorschein über äußere Einwirkungen und deshalb darf angenommen werden, daß mit dem Aufhören der Einwirkungen auch der Haß ein Ende nehmen wird und die Deutschen eine bessere Stellung in dem politischen und gesellschaftlichen Leben des Landes einnehmen werden können, falls sie eine solche mit ernster sittlicher Kraft anstreben.

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte der Fremdenhaß ärgere Blüten getrieben. Man erinnere sich, daß in Massachusetts für Bürgerkandidaten eine zweijährige Probezeit in Vorschlag gebracht wurde, und man erinnere sich des Terrors, welchen die Knowthings zur selben Zeit verbreitet ha-

ben. Die Fremdgeborenen haben alle Stürme überdauert, und die Deutschen hätten längst eine führende und gebieterrische Stellung in diesem unserem Adoptiv-Vaterlande einnehmen können, wenn sie gewollt hätten. Der Vorwurf kann und soll uns nicht erspart bleiben, daß wir allein, die wir numerisch und kulturell das stärkste fremdgeborene oder nicht angelsächsische Element sind, es verschuldet haben, daß die Hydra des Fremdenhasses zeitweilig ihr Haupt erheben darf und daß man im Verlauf der letzten zwei Jahre mit der Beschuldigung an uns heranzutreten wagte, daß wir Bürger sind, die des Bürgerrechtes gar nicht wert sind. Man versteht uns Deutsche nicht, weil wir in ruhigeren Zeiten zu bequem waren, den Mißbürgern ein besseres Verständnis beizubringen, weil wir an dem Lande sündigten, indem wir es nicht darüber aufklärten, daß die Kulturwerte, welche wir mit uns gebracht haben und deren Pflege man uns übelnimmt, lediglich der sich im Werden begriffenen Nation zugute kommen.

Wir verabshäumten, die folgenden Worte Karl Heinzens ins Praktische zu übersetzen: „Die Einbürgerung und Kultivierung der deutschen Sprache und

Literatur als eines unentbehrlichen amerikanischen Entwicklungselements wird diesem Lande mehr Ruhm und Nutzen bringen, als die ganze Weisheit jener bevorzugten Geister, welche durchaus die „Fremden amerikanisieren“ und „Amerika regieren“ müssen. Sie ist auch das einzige Mittel, die Scheidewand umzuwerfen, welche die entscheidenden Teile der amerikanischen Bevölkerung noch trennt. Wenn die Amerikaner es als einen Gewinn betrachten lernen, geistig deutsch zu werden, können die Deutschen es nicht mehr als einen Verlust ansehen, politisch Amerikaner zu werden. Nicht „Amerikaner“ müssen Amerika regieren, sondern die Intelligenz, die humane Bildung und die Grundsätze der Freiheit. An diesem Regiment aber werden wir Deutschen unseren berechtigten Anteil haben.“

Wenn wir in den fünfzig Jahren, welche seit dem Bürgerkriege verflossen sind, in welchem die Deutschen ihr wirkliches Amerikanertum mit Blut besiegelt haben, den vor dem Bürgerkriege gepredigten Worten Karl Heinzen durch systematische Arbeit einen Weg in die amerikanischen Köpfe gebahnt hätten, wenn wir anstatt aus feiger Furcht, Anstoß zu erregen, uns mit unserem deutschen Wesen nicht verkrochen und das Angelsachsentum dessen belehrt hätten, daß eine gegenseitige Kulturaufnahme die Vereinheitlichung der Nation fördern wird, wenn wir unser Wesen selbstbewußt behauptet, unsere Vorzüge selbstständig zur Geltung gebracht und das Gute in uns aufgenommen hätten, das auch dem Angelsachsentum innewohnt, man hätte uns lange nicht mehr als Fremdlinge angesehen und die Segnungen deutscher Art vollauf zu würdigen gelernt.

Weil wir von der Annahme ausgingen, es liege in der Natur der Sache, daß das Angelsachsentum dem Deutschtum feindlich gegenüberstehen muß, hat die Klust sich allmählich erweitert und weil uns die Energie noch heute abgeht, glauben wir, die Klust kann nicht überbrückt werden.

Mit diesem bitteren Gefühl im Herzen machen auch wir jede Annäherung unmöglich und erwecken somit den Verdacht, als wollten wir tatsächlich einen Staat im Staate bilden. Und die natürliche Folge hiervon ist, daß sich das Angelsachsentum dagegen zur Wehre setzt, deutsche Sprache und deutsche Sitten für eine Gefahr ansieht und den Kampf gegen dieselben aufnimmt.

Nur so konnte es kommen, daß beispielsweise der Schriftsteller William Gard in dem Deutsch-amerikanischen Nationalbund eine Zweigniederlage der deutschen Regierung erblicken konnte, daß er die deutsche Sprache aus dem Lande zu verbannen wünscht und daß sogar der hochherzige Erzbischof Mundelein, in dessen Adern deutsches Blut rollt, dem Lande damit auf die Beine helfen zu können glaubt, indem er in seinen Parochialschulen den Kindern die Möglichkeit entzieht, die deutsche Sprache zu erlernen.

Der bereits erwähnte William Gard hat in der vielgelesenen New Yorker Zeitschrift „Metropolitan“ einen langen, mit verführerischen Daten versehenen Angriff auf die deutsche Sprache, auf das deutsche Wesen in Amerika unter dem Titel „Do we want Deutschthum?“ veröffentlicht.

Ich habe den Angriff damals mit dem folgenden Aufsatz beantwortet:

Unter diesem Titel, welcher schon an sich die antideutsche Tendenz verrät, ist in der Monatsschrift „Metropolitan“ aus der Feder eines Herrn William Gard ein ziemlich langer Aufsatz erschienen, welcher eine Menge von Daten enthält, mit welchen er beweisen will, daß die deutsche Regierung die Vereinigten Staaten in die Westentasche zu stecken beabsichtigt und daß die deutschen Vereine und besonders der deutschamerikanische Nationalbund sich zu diesem Verhufe als nur zu willige Werkzeuge der deutschen Regierung erweisen, der Nationalbund sogar direkt zu diesem Zwecke gegründet wurde.

Der auf mehrere Druckseiten sich erstreckende und sogar reich illustrierte Aufsatz entlockt den Kennern der Verhältnisse natürlich bloß ein Lächeln. Aber wie viele der Leser jenes Aufsatzes kennen diese Verhältnisse? Und aufgereizt seit zwei Jahren durch die Tagespresse werden die Leser jenes mit Daten gespickten Aufsatzes in der Annahme bestärkt, daß die Deutschen in Amerika eine Gefahr für Amerika sind und daß demzufolge alles unterdrückt werden muß, was in irgendwelcher Weise nach Deutschland riecht.

Das Britentum in Amerika mit der Pflege britischer Sitten, das Franzosentum, das Belgierthum, das Slaventum, ja sogar das Chinesentum mit der Pflege der entsprechenden Sprachen und Gebräuche scheinen im Sinne jenes Aufsatzes ein Vortheil für die Vereinigten Staaten zu sein, bloß das verhaßte Deutschland muß ausgerottet werden, soll dieses Land das glorreiche Land bleiben, welches es gerade mit Hilfe des Deutschlands geworden ist.

Do we want Deutschthum? bezieht sich der Aufsatz. Wir zweifeln nicht daran, daß Amerikaner von dem Schlage Harbs das Deutschthum nicht wünschen. Die Frage sollte aber anders gestellt werden. Sie sollte lauten: Do we need Deutschthum? Und sogar Theodor Roosevelt hat diese Frage in einem längeren Aufsatz und in einer langen Rede bejahend beantwortet. Man mag den deutschen Militarismus, die deutsche Regierungsforn, das, was man Hohenzollerntum nennt, verachten, verspotten und hassen, das Deutschthum verkörpert ganz anderes. Unter Deutschthum soll Freude an dem Leben, warmherzige Geselligkeit, Begeisterung für Musik und Dichtung, Gründlichkeit in der Arbeit, Ehrlichkeit und Offenheit im Verkehr mit den Mitmenschen verstanden werden. Und dieses Deutschthum hat für Amerika bereits segensvolles bewirkt, dieses Deutschthum ist auch in der Zukunft ein dringendes Bedürfnis für Amerika.

Seitdem die hundert Opfer britischer Glaubensverfolgung nach Amerika gekommen sind und trotz ihrer sonstigen guten Eigenschaften alles aus diesem Welttheile zu verbannen suchten, was den Menschen innerlich und äußerlich dem Menschen näherbringt, blieb es dem Deutschen vorbehalten, die Eisblumen von den Fenstern der amerikanischen Herzen hinwegzuschmelzen, auf daß die Sonnenstrahlen echter Gemüthlichkeit, warmen Zusammenlebens in dieselben eindringen. Das Deutschthum hat den Amerikanern den Sinn für erfrischende Musik und Gesang, für das die Menschen zusammenführende Vereinswesen, die Freuden des Christfestes gebracht. Dem Deutschthum verdanken die Amerikaner das Turnwesen, den die Kinder beglückenden Kindergarten.

Und dennoch fragt William Harb: Do we want Deutschthum? Er verrät aber, was er damit meint. Sogar mit verblüffender Offenheit. Er will eine Bewegung einleiten, auf daß der deutsche Sprachunterricht aus den Volksschulen ausgeschaltet werde. Er hält die deutsche Sprache für eine Gefahr für Amerika, uneingedenk oder vielleicht gar unwissend dessen, was einer der größten Amerikaner in den Anfangsjahren der Republik, was Moses Stuart gesagt hat: Es ist nicht so sehr ein Lob, die deutsche Sprache zu verstehen, als es eine Schande ist, sie nicht zu verstehen.

Die Deutschen in Amerika haben von jeher, besonders aber in der letzteren Zeit, viele Schmähungen über sich ergehen lassen. Aber in ihrer Liebe für Amerika werden sie den Kampf für deutsche Kultur für Amerika beherzt und entschlossen aufnehmen. Denn nicht die Frage ist entscheidend, ob Amerikaner vom Schlage William Harbs Deutschthum wünschen, sondern ob sie Deutschthum benötigen. Und weil wir überzeugt sind, daß in der Welt auch Amerika an deutschem Wesen genesen wird, werden wir als gute Amerikaner für die Pflege des Deutschthums in Amerika eintreten.

Dieser Aufsatz, wie beinahe jeder meiner Aufsätze war weniger für die Befehung der wirklichen und verminderten Deutschenhasser, als vielmehr zur Belehrung und zur Ermüdung der Deutschen geschrieben worden.

Zur Belehrung, daß das Land unserer bedarf und daß wir ihm unsere Medizin genau so geben müssen, wie die Mutter sie dem Kinde verabreicht, obwohl dasselbe sich gegen die Medizin sträubt, heult, mit Händen und Füßen strampelt.

Und zur Ermutigung. Denn wir haben bei Ausbruch des Krieges übersehen, daß der plötzlich erwachte Deutschenhaß in Amerika nicht aus amerikanischem Boden emporgewuchert, sondern aus England hierher verpflanzt worden ist. Wir haben übersehen, daß jedes Land zeitweilig eine schwache oder korrupte Regierung und eine käufliche Presse haben mag.

Wenn erst der Krieg ein Ende nehmen
und die gegenwärtige Regierung durch

eine stärkere abgelöst werden wird, werden auch die Bogen des Deutschenhasses sich glätten. In den normalen Zeiten soll aber dann unser geistiger Kampf beginnen. Wir müssen Deutsche bleiben ohne Teutonismus.

Karl Heinsen sagte, daß Deutschland
 muß in Amerika eine Zukunft haben,
 oder seine Vergangenheit war eine
 Lüge.

Die Steubens, Kalbs, Gertheimers, Mühlenbergs, Tollens, Sigels, Schurzs, Geefers, Körners und tausend andere sind Zeugen dafür, daß die Vergangenheit keine Lüge war. Wir würden sie zur Lüge stempeln, wollten wir von den Taten jener Männer abweichen, wollten wir nicht unentwegt daran glauben, daß wir den Kampf für deutsche Sprache und für deutsche Kultur, für deutschen Kollektivismus im Interesse unseres Adoptiv-Vaterlandes mit deutscher Zähigkeit und deutscher ehrlichen Offenheit auszufechten haben.

Deutscher Antheil an der Jahrhundertfeier des Staates Illinois.

Von Professor Dr. Julius Goebel.

Im Augenblick, wo der Staat Illinois sich rüstet, die Jahrhundertfeier seiner Zulassung zur Union zu begehen, wird es zur geschichtlichen Pflicht, des Antheils zu gedenken, den die Deutschen an der Gründung und dem Ausbau unseres Gemeinwesens gehabt haben. Eine umfassende Darstellung dieser deutschen Mitwirkung zu geben, wird die Aufgabe der historischen Kommission sein, an deren Spitze der um die amerikanische Geschichtsforschung verdiensteste Deutsch-Amerikaner, Herr Dr. Otto R. Schmidt von Chicago, steht. An dieser Stelle soll hauptsächlich von den Anfängen des Deutschtums in Illinois und einigen seiner Hauptvertreter die Rede sein.

Jakob Grimm hat einmal von der Urzeit deutscher Geschichte die schönen Worte gesagt: an ihrem Anfang steht wie ein verheißungsvolles Morgenrot die Germania des Tacitus. So steht am Beginn unseres Volkstums in diesem Staate der Jugendtraum Karl Follens von einem freien deutschen Gemeinwesen in Amerika, von dem ich in dem Aufsatz über Follen an anderer Stelle des Jahrbuchs berichtet habe. Es ist billig, diesen Traum, den damals viele Hunderte nachträumten und in die Wirklichkeit zu übertragen suchten, heute zu belächeln. Ihn zu verstehen, denke man sich, daß nach den unsäglichen Opfern und den Heldentaten des gegenwärtigen Krieges Deutschland in die unsichere Lage vor dem Kampfe zurückgeworfen wurde, daß England, wie bisher, die brutale Herrscherin des Meeres bliebe, und daß es trotz aller deutschen Siege der Diplomatenkunst Englands, Rußlands und Frankreichs beim Friedensschluß gelingen würde, Deutschland auf unabsehbare Zeit zu politischer Ohnmacht und zum Spielball der

Alliierten herabzuwürdigen. Man stelle sich das Absurde eines solchen Ergebnisses in allen Einzelheiten vor und man hat das Gefühl der unerträglichen Lage, in der sich die deutschen Patrioten und Kämpfer der Freiheitskriege nach dem Wiener Kongreß von 1815 fanden. Es ist die Zeit, in der, wie F. Görres uns erzählt, die Lehre entstand, die wir auch in unseren Tagen aus England wieder vernommen haben: „Der Deutsche sei darauf angewiesen, in schöner Universalität allen Völkern anzugehören; zugleich Schweizer, Trödeljude, Sakai und Kopfflechter der ganzen Welt, solle er des Vaterlandes, das sie in Fesseln zerissen, nimmer gedenken unter Strafe und strenger Ahndung.“

Kein Wunder, daß Karl Follens Plan einer Massenauswanderung nach Amerika wie die Verheißung der Befreiung aus dem ägyptischen Diensthause empfunden wurde, zumal von der deutsch-patriotischen Jugend. Als dann Ende der zwanziger Jahre die begeisterten Briefe Gottfried Dudens über die Fruchtbarkeit und Schönheit des Staates Missouri erschienen, da war den Auswanderern der Weg ins gelobte Land gewiesen. Es bildete sich die bekannte Giesener Auswanderungsgesellschaft, deren eigentlicher Organisator und Führer Paul Follen (latinisiert Follenius), der Bruder Karl Follens war, ein Mann von außerordentlicher Charakterstärke und hohen Geistesgaben, dessen Laufbahn leider allzufrüh einen Abschluß fand.

Obwohl das Ziel der Giesener Gesellschaft zunächst die von Duden so hochgepriesene Gegend in Missouri war, so erschien manchen der von ihm angeregten Auswanderer das nahegelegene St. Clair County in Illinois nicht weniger

verlockend. Hier hatten sich schon im Jahre 1818 mehrere deutsch-schweizerische Familien angesiedelt. Die unmittelbare Nähe von St. Louis, dem Landungsplatz der von New Orleans den Mississippi hinauffahrenden Einwanderer-Züge, bestimmte gerade diesen Teil von Illinois zum frühesten Sammelpunkt des Deutschtums. Noch war ja Chicago, der Hauptsitz des westlichen Deutschtums in der Gegenwart, damals ein Dorf, und der Zug der Deutschen nach dem Nordwesten sollte erst später einsetzen. So kam es, daß St. Louis auf langehin der Mittelpunkt des Deutschtums im Mississippi-Thal und somit auch für die frühen deutschen Ansiedlungen in Illinois war.

Von diesen darf die schon erwähnte Niederlassung in St. Clair County im Jahre 1833 als die wichtigste und für die Geschichte des Staates einflußreichste gelten. Hier fanden sich neben den Mitgliedern der Siedener Gesellschaft eine solche Anzahl hochgebildeter Männer zusammen, wie sie bis dahin wohl keine deutsche Ansiedlung in Amerika aufzuweisen hatte. Nur einige der hervorragendsten Namen, die sich in ihrer nächsten Umgebung oder später in den weiteren Kreisen des Staates Illinois und über dessen Grenzen hinaus auszeichneten, seien hier genannt. Ich erwähne vor allem Gustav Körner, die Juristen Theodor Silgard, Karl Schreiber, August Hassel, Karl und Eduard Pittmann, die früheren Forstbeamten Friedrich Engelmann und Johann Scheel, die Aerzte Dr. Verhelmann, Dr. Georg Engelmann, Dr. Reuß, Dr. Gustav Bunsen, Dr. Konrad, Dr. Wislizenus und schließlich die Pädagogen Anton Schott und Georg Bunsen. Von diesen Männern hat sich Gustav Körner als Geschichtsschreiber, Politiker und Staatsmann den größten Ruf erworben. Unter den Nachkommen der Ansiedler haben sich namentlich der Mathematiker Julius E. Silgard und der Geologe und Chemiker Eugen Waldemar Silgard hervorgetan.

Im Gegensatz zu den hochgebildeten Einwanderern späterer Zeit, die sich vorzüglich den Städten zuwendeten, kamen die ersten Ansiedler von Illinois, von denen hier die Rede ist, mit der bestimmten Absicht nach Amerika, sich hier der Landwirtschaft zu widmen. So erhielten diese Kolonien von Akademikern bald den Beinamen der „lateinischen Settlements“ und ihre Bewohner den Rosenamen „lateinische Bauern.“ Der Spott, der in dieser Bezeichnung lag, war vom Standpunkt des wirklichen Bauern gewiß nicht unberechtigt. Denn nur mit Kopfschütteln konnte dieser die sonderbare Wirtschaft beobachten, welche die gelehrten Herren auf ihren neuangelegten Ansiedlungen führten. Wie sehr diese selbst gegenüber den erfahrenen Landwirten ihrer Nachbarschaft sich im Nachteil fühlten, das zeigt ein Bericht Dr. G. Engelmanns aus den ersten Jahren der Niederlassung. „Es läßt sich denken,“ so schreibt er, „daß die Ansiedler im Anfang Alle außerordentlich viel mit sich selbst und ihrer ersten Einrichtung zu tun hatten; sie waren in einen neuen Kreis geworfen, in dem sie sich fast Alles erst schaffen mußten, selbst wenn sie Besitzungen gekauft hatten, die für die genügsamen Bedürfnisse der früheren Bewohner sehr wohl eingerichtet waren. Da waren Häuser zu bauen und zu verbessern, oder einzurichten und zu verschönern, Keller und Brunnen zu graben und Backöfen aufzurichten; da mußten Gärten in Ordnung gebracht werden, man begnügte sich nicht mit Gemüse, man wollte auch Blumenbeete haben, legte Lauben an oder Alenplätze; oder man hatte Stallungen aufzuschlagen oder in Stand zu setzen, oder vielleicht verfallene Umzäunungen herzustellen, alte zu ersetzen und neue zu errichten; man suchte Alles bequemer und netter zu machen, um sich behaglicher fühlen zu können und versäumte nicht selten im Bestreben Alles zu tun, das Wesentliche, den Feldbau und die Viehzucht; ohne dies hatten sich die

Allerwenigsten früher je damit befaßt, und wenn auch, so kannten sie doch nicht die hiesige Weise und erreichen mit viel Aufwand von Zeit, Kräften und Mitteln nicht das, was viel einfacher und leichter ihre amerikanischen Nachbarn erzielen."

"Der gebildete Deutsche hat (im Vergleich mit dem gewöhnlichen amerikanischen und deutsch-amerikanischen Bauer) weniger „Hände“ zur Arbeit und weniger Kenntnisse davon; er hat dagegen oft eine große Familie zu ernähren, die ihm nicht so unmittelbar behilflich sein kann; darum sind seine Ernten im Anfang meist geringer; dagegen bedarf er viel mehr Geld sowohl als Arbeitskräfte, denn ein Leben wie es jenen Weiden keine Aufopferung kostet, ist für ihn, für seine Familie wenigstens, fast unerträglich; daher muß Wohnung und Garten in guten Stand gesetzt werden; viel Geld wird in den Hausrat gesteckt; die Lebensmittel, welche seine Wirtschaft liefert, sind nicht hinreichend, andere müssen dazu gekauft werden; die europäischen Kleider sind bald ausgetragen und nun sind neue ein teurer Artikel, selbst wenn sie im Hause gemacht werden und nur die Zeuge dazu aus dem Laden kommen, anzuschaffen; auch hierin kann er sich nicht so behelfen, wie seine Nachbarn, sondern trägt sich besser. Die Einnahmen sind gering; denn außerdem daß er weniger zieht als der deutsche Bauer oder amerikanische Farmer, behält er das Beste für sich, was ich freilich nicht tadeln will, und verkauft nur gerade das, was ihm überflüssig ist. So geht es freilich nicht allen, aber im Allgemeinen ist das das Bild, was sich bei den gebildeten deutschen Landleuten hier zeigt."

Was der gute Engelmann hier mit einer gewissen schulmeisterlichen Trockenheit vorträgt, hat später Bert Göbel, Sohn des Koburger Gymnasialprofessors David Göbel, in seinem ausgezeichneten Buche „Länger als ein Menschenleben in Missouri“ mit großer Anschaulichkeit und feinem Humor geschildert. Wer aber verstehen will, welche

Tragik zugleich in dem Schicksal dieser deutschen Idealisten lag, die sich freiwillig in die rohe, harte Existenz des Hinterwaldlebens begeben hatten und dann heldenmütig rangen, sich und ihre Kinder vor der gänzlichen Verbauierung und geistigen Versumpfung zu bewahren, der lese den ergreifenden Brief Paul Follens, den ich im letzten Bande des Jahrbuchs der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft veröffentlicht habe.*)

Es ist daher um so höher anzuschlagen, daß sich in diesen „lateinischen“ Ansiedlungen doch ein gewisses geistiges Leben regte, soviel deutsche Kultur mit den hochgebildeten Männern und Frauen auch klanglos zu Grabe ging. B. Engelmann berichtet über die geistigen Zustände der jungen Niederlassung im Jahre 1837 Folgendes: „Die Erziehung der Kinder ist zunächst ganz auf das, was Mutter und Vater ihnen geben können, beschränkt; wie das mit der Zeit werden wird, wenn das junge Volk heranwächst, und das Bedürfnis nach Unterricht sich vermehrt, muß sich zeigen."

„Geistige Tätigkeit, durch Erziehung und Gewohnheit den Meisten ein Bedürfnis geworden, leidet allerdings etwas durch die vermehrten Geschäfte draußen und im Hause, indessen wird sie doch rege erhalten; auf beinahe allen Niederlassungen findet sich eine artige Bibliothek, die bei einigen Ansiedlern selbst bedeutend ist und wohl benutzt wird. Außerdem bildet eine Gesellschaftsbibliothek, auf Betrieb von Dr. Anton Schott errichtet, einen geistigen Vereinigungspunkt; sie ist jetzt freilich noch nicht sehr umfassend, wird aber mit der Zeit wohl die achtungswürdige Grundlage größerer Anstalten bilden. Musik ist vielen eine angenehme Erholung, und bei 4 Familien, glaube ich, findet man Pianofortes."

Da die Niederlassung in St. Clair

*) Jahrbuch der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft, 15. Jahrgang 1915, S. 352 ff.

County, das heutige Belleville, in Georg Bunsen einen hervorragenden Pädagogen und Vorkämpfer des Pestalozzischen Erziehungssystems besaß, so scheint er zuerst in einer Art Privatschule die Kinder seiner Nachbarn unterrichtet zu haben. Als die deutsche Ansiedlung sich später zum organisierten Gemeinwesen entwickelte, ward er zum Direktor der öffentlichen Schulen von Belleville und schließlich zum Superintendenten der Schulen von St. Clair County, sowie zum Mitglied des Staatserziehungsrats (State Board of Education) erwählt. In diesen Stellungen, besonders aber durch die Gründung des Lehrerseminars (Normal School) von Bloomington hat Bunsen auf die Entwicklung des Erziehungswesens in Illinois bedeutenden Einfluß ausgeübt. Mit Recht sagt Gustav Körner in seinem trefflichen Buche „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten“: „Vielleicht kann der Deutsche in den Vereinigten Staaten auf nichts mit so viel Stolz und Freude blicken, als auf das Bestreben fast aller seiner bedeutenden Männer, das Unterrichtswesen in der Volksschule und in den höheren Unterrichtsanstalten zu heben und zu verbessern. In dieser Richtung allein schon hat sich das amerikanische Deutschthum in seinem neuen Vaterlande ein unschätzbbares Verdienst erworben.“

Daß neben der Schule auch die Kirche eines der wichtigsten Organe ist, wodurch sich deutsches Geistesleben äußert und deutsches Volksthum sich lebendig erhält, scheint in die „lateinischen“ Ansiedlungen, die sich der Zeitstimmung gemäß gerne ihres „Freisinn“ rühmten, weniger anerkannt worden zu sein.

Schon bald nach ihrer Ankunft theiligten sich die jungen Ansiedler an den politischen Fragen ihrer neuen Heimat, und die Wahlkämpfe des Jahres 1810, sowie die Umtriebe der Nativistenpartei, von denen auch Illinois nicht unberührt blieb, führten zur Gründung der ersten deutschen Zeitung im Staate. Sie nannte sich „Der Freiheitsbote für

Illinois“ und wurde in Belleville 1810 herausgegeben. Ihr folgte im Jahre 1814 der „Belleville Beobachter“ und im Jahre 1849 die „Belleville Zeitung“. Beide Blätter wurden von Theodor Engelsmann begründet. Nur die „Illinois Staatszeitung“ von Chicago, die im Jahre 1847 entstand, kann ein größeres Alter beanspruchen als das zuletzt genannte Blatt.

Als Zeugnis für die geistige Regsamkeit in den jungen Kolonien sei hier auch die von Dr. Georg Engelmann und C. Meyfeld herausgegebene, in Heidelberg gedruckte Zeitschrift „Das Westland“ (1837) erwähnt. Nach Gustav Körner „hatte diese in zwanglosen Hefen erscheinende Zeitschrift zunächst den Zweck, die in Deutschland wohnenden Deutschen wahrheitsgetreue und sachkundige Berichte über dieses Land zu geben, im Gegensatz zu den vielen romanhaften und phantastischen Schilderungen, welche gerade zu jener Zeit Deutschland überschwemmten; dann aber auch, um die hiesigen neuangekommenen Deutschen über ihre neue Heimat zu belehren.“ Zu den Mitarbeitern an der Zeitschrift, die es leider aus Mangel an Unterstützung nur auf einen Band brachte, gehörten Gustav Körner, Theodor Hilgard, Wilhelm Weber und Friedrich Münch.

Betrachtet man den Inhalt des Bandes, so muß man sich über die Helle des Blickes freuen, mit dem die Ankömmlinge die neuen Verhältnisse anschauten. Nicht weniger angenehm berührt die sachgemäße, fast wissenschaftliche Art der Darstellung, und man muß staunen, wie die Männer, die von Tag zu Tag die größten Bauernarbeit zu verrichten hatten, Zeit und Lust zu literarischer Tätigkeit finden konnten. Es gibt meines Wissens aus den Anfängen anglo-amerikanischer Niederlassungen nichts Aehnliches, das sich mit diesem Unternehmen vergleichen könnte.

In diesen Tagen, wo das amerikanische Deutschthum mit dem wiedererwachten Nativismus zu kämpfen hat, muß es uns ganz besonders interessieren zu

vernehmen, wie weit der Gedanke der Begründung eines deutschen Staatswesens in den „lateinischen“ Ansiedlungen fortlebte. Der einleitende Aufsatz zu der Zeitschrift „Westland“ spricht sich über die Stellung der Deutschen in Amerika in einer Weise aus, die uns um so überraschender klingt, als der Artikel kaum vier Jahre nach dem Eintreffen der Vießener Einwanderer geschrieben ist. Der Abschnitt lautet:

„Das deutsche Element hat sich noch wenig geltend gemacht im amerikanischen Leben. Die meisten Deutschen, welche früher herübergekommen sind, gehören zu den ungebildeten Massen, die sich entweder als Einzelne bald unter der Masse verloren, oder wo sie zusammen blieben, sich oft in ausschließender Absonderung erhielten; nichtsdestoweniger gewannen sie sich einen rühmlichen Namen durch ihre Redlichkeit, ihren Fleiß, ihre Sorgsamkeit und durch ihren freilich oft starren und falsch verstandenen Republikanismus. Was man ihnen vorwarf, war namentlich eine gewisse geistige Beschränktheit oder Trägheit und Mangel an Sinn für allgemeine Ausbildung.

„Ganz anders ist seit drei bis vier Jahren die Einwanderung der Deutschen, welche sich namentlich nach den Mississippigegenden gewandt hat, während sich die früheren Emigranten vorzüglich in Pennsylvanien angesiedelt haben. Seit dieser Zeit sind viele gebildete und tüchtige Männer herübergekommen, welche dem deutschen Leben hier einen neuen Aufschwung gegeben haben. Viele von ihnen freilich haben, durch übel verstandenen Patriotismus und Nationalgefühl verleitet, unter der Mehrzahl der Deutsch-Amerikaner ein Bestreben hervorgerufen, als Deutsche zwischen den Amerikanern fortbestehen zu wollen, ja einen eigenen deutschen Staat zu gründen. Wie solche Ideen in Deutschland gefaßt werden mochten, ist begreiflich, wie sie aber hier Wurzel schlagen mochten, können wir kaum erklären. Dem Streben liegt allerdings ein rühmliches Selbstgefühl zu Grunde, das richtig ge-

leitet, gewiß schöne Früchte bringen wird. Die meisten von denen, welche jetzt diese Richtung haben, werden von ihrem Irrtum zurückkommen und mit einem großen Teile ihrer Stammesgenossen einsehen, daß deutsches Nationalleben, einmal seinem eigentümlichen Boden entrissen, viel schöner und besser im anglo-amerikanischen Leben untergeht, um in ihm als ein verjüngendes und veredelndes Prinzip zu wirken und fortzubestehen. So wirkten vor Zeiten schon die germanischen Stämme auf Römer, Gallier, Kelten und Slaven, in ihrer Nationalität untergehend, aber auferstehend in der höheren Entwicklung und dem geistigen Leben dieser Völker.“

So ernüchternd also hatte nach kurzem Aufenthalt das amerikanische Leben auf diese deutschen Patrioten gewirkt und so tief hatte sich die verruchte Lehre von der nationalen Charakterlosigkeit der Deutschen, die, wie oben erwähnt, Görres schon geißelte, in die Gedanken der Besten eingegriffen, daß sie sich mit einer Art heimlicher Vegeisterung als Völkerdünker fühlen konnten. Zu dem „schönen Untergehen im anglo-amerikanischen Leben“ sollte es freilich zum Glück nicht so schnell kommen. Dafür sorgte neben dem amerikanischen Nativismus, der im eingewanderten Deutschen höchstens den politisch rechtlosen Hausknecht oder Schuhpuger sah, vor Allem die niedrige Kulturstufe des anglo-amerikanischen Volkes selbst. Das wird besonders klar durch einen Aufsatz über „Die Zeitungen in den Vereinigten Staaten, insbesondere die deutschen Blätter daselbst,“ der ebenfalls in der Zeitschrift „Westland“ erschien und Wilhelm Weber, den geistvollen Redakteur des „Anzeigers des Westens“ in St. Louis zum Verfasser hatte. Auch Weber, ein politischer Flüchtling, der im Jahre 1834 nach Belleville kam, spricht sich über den Gedanken einer deutschen Staatsgründung aus. Er erklart ihn „für ebenso unausführbar hinsichtlich seiner selbst, als ungerecht gegen die älteren Bewohner des Landes und

verderblich für die Harmonie der Union“ und fährt dann fort:

„Viel allgemeiner und entschiedener zeigt sich dagegen ein Streben der Deutschen, durch Unternehmungen anderer Art ihre wachsende Selbstständigkeit inmitten der Amerikaner zu bekräftigen; Unternehmungen, die berechnet sind, theils das Wohl der Deutschen unmittelbar zu fördern, theils ihrem Namen in den Augen der Amerikaner Ehre zu machen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß in einem Lande, wodem Ankömmling fast nichts geboten wird, als die nackte Möglichkeit, sich selbst etwas zu schaffen, durch gemeinschaftliche Anstrengungen Vieles begonnen werden muß, was das Leben daselbst wertvoller und genußreicher machen, und zum Ersatz für die vielfachen Vorteile und Annehmlichkeiten der verlassenen Heimat dienen kann. Den Deutschen in Amerika muß das rühmliche Zeugnis gegeben werden, daß sie im Verlaufe weniger Jahre alles getan haben, was nur erwartet werden konnte. Während Franzosen schon Jahrhunderte lang in verschiedenen Theilen der Union gemeinsam angesiedelt leben, ohne für Erziehung, Belehrung und Sitten nur irgend ein nennenswerthes Beförderungsmittel ins Leben gerufen zu haben, und während Isländer zu Tausenden in das Land strömen, ohne die Bildungsmittel für ihre grobe Unwissenheit und die geselligen Vereine zur Mäßigung und Verfeinerung ihrer Sitten zu benutzen, können die Deutschen an jedem Orte, der einige Hunderte derselben vereinigt, herrliche Beweise aufstellen, daß ihnen beim Uebergang in die neue Welt nicht bloß daran gelegen war, ihren materiellen Zustand zu verbessern.“ Zum Beweis für das Streben, deutsche Kultur in die neue Heimat zu verpflanzen, erwähnt Weber die Gründung deutscher Volks- und Elementarschulen, deutscher Bildungsvereine, deutscher Bibliotheks-

gesellschaften, deutscher Singvereine, deutscher Bürgergarden und deutscher Zeitungen in vielen Theilen des Landes.

Ueberblickt man heute die vielen Bestrebungen und Neuerungen deutschen Kulturlebens, die damals ihren Anfang nahmen, auf ihre Geschichte hin, so kann man nicht leugnen, daß sie für die Entwicklung der amerikanischen Zivilisation von der größten Bedeutung waren. Zugleich aber kann man sich des wehmüthigen Gefühls nicht erwehren, daß so viel vom Besten deutschen Wesens und Strebens ohne Bestand war und klanglos dem Untergange verfallen mußte, weil dem amerikanischen Deutschtum der Zusammenhalt der Organisation fehlte. Leider war schon damals das Deutschtum durch religiöse Gegensätze zu sehr gespalten, um es zu einer festen Organisation bringen zu können. Wäre sie dagegen gefunden worden, hätte sich der Deutsche von dem Wahne befreit, Völkerringen sein zu müssen, und hätte er vor allem damals, wo die amerikanische Nation noch im ersten Werden war, die abstrakte Schulmeisterrolle widerlegt, daß zur politischen Einheit der Republik die starre Uniformität beschränkter Puritanerzivilisation gehöre, dann wäre manches anders gekommen und Millionen deutscher Nachkommen wären von der Höhe deutscher Kultur, die ihre Väter mitbrachten, nicht herabgesunken. Anstatt sich mit dem beklagenswerten Schicksal der edlen Germanenstämme zu trösten, die von der ebenso hochentwickelten wie innerlich faulen Römerzivilisation aufgesogen oder verdorben wurden, wäre es heilsamer und fruchtbringender gewesen, sich der ältesten Republik, der Schweiz zu erinnern, wo, ohne Schaden für die politische Einheit, verschiedene Volksarten, Sprachen und Kulturen in friedlichem Wettstreit, zum Wohle des Ganzen, seit Jahrhunderten neben einander bestanden haben und heute noch bestehen.

Vergessen wir jedoch über diese Betrachtungen nicht die Schwierigkeiten, mit denen die ersten deutschen Ansiedler

zu kämpfen hatten, und freuen wir uns des von ihnen Geleisteten. Wenn ich bisher von der Niederlassung im St. Clair County fast ausschließlich gehandelt habe, so geschah es, weil sie die zahlreichste und in vieler Hinsicht die vorbildlichste war. Gleichzeitig mit ihr oder nur wenig später entstanden deutsche Ansiedlungen im Madison und Morgan County und zu den Städten, wo sich früh deutsche Einwanderer finden, gehören Alton, Quincy, Beardstown und Peoria. Der Strom deutscher Einwanderung, der Anfang der dreißiger Jahre in Illinois einsetzte, hat durchs ganze 19. Jahrhundert fortgedauert, sei es, daß er sich in die fruchtbaren Prärien ergoß, sei es,

daß er in die aufblühenden Städte floss und die ungeahnte Entwicklung von Handel und Industrie im Staate befruchtete. Wenn heute der Staat Illinois als eine Hochburg des amerikanischen Deutschtums gelten darf, dann sollten wir bei der Jahrhundertfeier der Männer gedenken, die dazu den Grundstein legten. Zwar ist dem Jugendtraum Karl Tollens die Erfüllung, wie er sie gehofft hatte, versagt geblieben. Daß aber der Geist des tapferen deutschen Mannes, seine Wahrheitsliebe, seine Pflichttreue und seine Begeisterung für deutsches Wesen unter uns lebendig bleibe, das ist die Pflicht, welche die Jahrhundertfeier uns Nachlebenden auflegt.

wurde, zwischen den gebildeten Deutschen von St. Louis und Vicksburg ein lebhafter Verkehr und eine Gemeinsamkeit geistiger Interessen besteht, so sind die beiden Städte doch an sich sehr verschieden von einander und gehören zu dem groß verschiedenen Staaten an.

Von St. Louis nach dem südöstlich gelegenen Vicksburg ist nur ein Sprung, aber dieser Sprung führt aus dem Staate Missouri in den Staat Illinois, und was sollte er zugleich aus dem Frühling wieder in den Winter führen, der freilich inmitten grüner Kluren nur als eine rauhe Kahlfläche erschien, aber doch Kälte genug brachte.

Am Mittag des 6. April kamen wir in Vicksburg an, wo uns Erzbischof Norner, Dr. Bremer, Superintendent Graner und noch einige Doctoren auf dem Bahnhof empfingen und von dort nach dem Körner'schen Hause geleiteten, wo alle ganz Gabelsträucher blieben. Es besaß das in der Gesellschaft auch Herr Karl von Steinbock, eine noch jugendliche, sehr sympathische Erscheinung. Er war früher preussischer Offizier gewesen

brachte ich beim Ankommen in der Kiste zu, um jeder ein neues Buch beizubringen. In diesem Buch war allem aber der wichtigste Inhalt, der als junger Mitarbeiter zum 1. Jahre 1883 nach Illinois gekommen, von vornherein nach demselben Plan sein Leben zu gestalten, wie es noch jetzt weiter führt. Bereits im Jahr vor ihm hatten sich die zu ihm gehörige Verwandtschaft, darunter auch ein Gdgar aus einer in der Gegend im County St. Louis ansässigen und bedeutenden Grundbesitzerfamilie. Den Spuren dieser Verwandtschaft waren der ältere in Chicago, Vicksburg und Paris die Nachbarn der jüngeren in Chicago, die Vorkriegszeit nicht, hatte, folgte ihnen mit einer ganzen Anzahl von Freunden und Verwandten, von denen Fritz Friedrich Engelmann als einer der gelehrtesten Freunde steht. Auch ihn hatten die verstorbenen Väter Ludowig nach Illinois gezogen, wo er sich ganz nahe bei den Verwandten in dessen Gdgar auf einen Grundbesitz kaufte, der von Vicksburg in nördlicher Richtung nach Chicago liegt. Zu Vicksburg am Rhein 1778 geboren, fand er schon in der Mitte der Fünfziger, als er in die Neue Welt überseelte. Sein Vater Theodor Engelmann war vorher reformirter Prediger und geistlicher Inspektor der Stadt, ein

* Aus des Verfassers im Jahre 1882 veröffentlichtem Werke „Von Illinois zum Stillen Ocean“. Ich bringe diesen Aufsatz als Ergänzung des ersten Aufsatzes von Prof. Julius Weidel über die Jahrhundertfeier.

Belleville und die deutschen Ansiedler im County St. Clair.*

Von Friedrich Bodenstedt.

Durch meinen Auszug nach Belleville, wohin Attorney Ebensted die Freundlichkeit hatte mich zu begleiten, wurde mein Aufenthalt in St. Louis nur um wenige Tage unterbrochen. Doch wollte ich diese Unterbrechung nicht in meine Schilderung übertragen und habe deshalb das Kapitel über St. Louis im Zusammenhang geschrieben. Denn obwohl, wie schon früher hervorgehoben wurde, zwischen den gebildeteren Deutschen von St. Louis und Belleville ein lebhafter Verkehr und eine Gemeinsamkeit geistiger Interessen besteht, so sind die beiden Städte doch an sich sehr verschieden von einander und gehören zu dem zwei verschiedenen Staaten an.

Von St. Louis nach dem südöstlich gelegenen Belleville ist nur ein Sprung, aber dieser Sprung führt aus dem Staate Missouri in den Staat Illinois, und mich sollte er zugleich aus dem Frühling wieder in den Winter führen, der freilich inmitten grüner Föhren nur als eine raue Aprillanne erschien, aber doch Kälte genug brachte.

Um Mittag des 6. April kamen wir in Belleville an, wo uns Ergouverneur Körner, Dr. Bremer, Superintendent Cramer und noch einige Herren auf dem Bahnhof empfingen und von dort nach dem Körner'schen Hause geleiteten, wo alle zum Gabelfrühstück blieben. Es befand sich in der Gesellschaft auch Herr Kurt von Seinfelder, eine noch jugendliche, sehr sympathische Erscheinung. Er war früher preussischer Offizier gewesen

und ist jetzt Herausgeber des Belleviller deutschen Journals „Der Beobachter.“

Nach dem Frühstück, welches bei sehr munterer Unterhaltung verlief, machte Körner mit mir eine längere Fahrt durch die wohlangebaute Umgegend, welche in der Abwechslung ihrer wellenförmig weitgeschwungenen Bodenerhebungen eine Fülle anmutiger Landschaftsbilder entrollte. Den Abend brachte ich beim Kaminfeuer in der Familie zu, wo jeder ein gutes Stück Lebensgeschichte zu erzählen hatte, vor allem aber der vielerjahrere Hausherr, der als junger Rechtsgelehrter schon im Jahre 1833 nach Illinois gekommen, von vornherein nach wohlbedachtem Plan sein Leben so einrichtete, wie er es noch jetzt weiter führt. Bereits ein Jahr vor ihm hatten sich die zu seiner näheren Verwandtschaft gehörigen Gebrüder Hildgard aus Speier in der Rheinpfalz im County St. Clair angesiedelt und bedeutendes Grundeigentum erworben. Den Spuren dieser Hildgards, wovon der ältere in München, Heidelberg und Paris die Rechte, der jüngere in Hohenheim die Landwirtschaft studiert hatte, folgte Körner mit einer ganzen Karavane von Freunden und Verwandten, an deren Spitze Friedrich Engelmann als Haupt einer zahlreichen Familie stand. Auch ihn hatten die verlockenden Berichte Dudens nach Missouri gezogen, wo er sich ganz nahe bei den Besetzungen seiner Neffen Hildgard auf einem Hügelabhang ankaupte, der von Belleville in nordöstlicher Richtung nach Lebanon läuft. Zu Bacharach am Rhein 1779 geboren, stand er schon in der Mitte der Fünfziger, als er in die Neue Welt übersiedelte. Sein Vater Theodor Erasmus Engelmann war erster reformierter Prediger und geistlicher Inspektor der Stadt, ein

* Aus des Verfassers im Jahre 1882 veröffentlichtem Werke „Vom Atlantischen zum Stillen Ocean“. Ich bringe diesen Aufsatz als Ergänzung des trefflichen Aufsatzes von Prof. Julius Goebel über die Jahrhundertfeier.

Mann von umfassender Gelehrsamkeit und von seiner Gemeinde wie ein Patriarch verehrt. Friedrich studierte mit besonderem Eifer Mathematik und Naturwissenschaften, wurde schon früh als Regierungsgeometer angestellt und war zur Zeit seiner Auswanderung Forstmeister zu Winnweiler im bairischen Rheinkreise. Alle, die ihn gekannt haben, rühmen seinen vortrefflichen Charakter, seine imposante Gestalt und den unwiderstehlichen Zauber, den er auf jeden übte, der mit ihm in Berührung kam. Sein ältester Sohn Theodor hatte in Heidelberg, Jena und München die Rechte studiert, beteiligte sich aber 1833 an dem Frankfurter Attentat, flüchtete durch Frankreich nach Havre und traf noch glücklich mit seiner Familie vor deren Einschiffung nach den Vereinigten Staaten zusammen. Er hat sich ebenfalls im County St. Clair niedergelassen, eine Zeit lang in Belleville die Rechtspraxis betrieben, aber später mit größerem Eifer auf einer Farm den Weinbau, in welchem er als Autorität gilt. Dasselbe wird seinem jüngeren Bruder Adolf nachgerühmt, der auch seine Laufbahn als Advokat begonnen, aber als der Krieg gegen Mexiko ausbrach, mit ins Feld zog, in der Schlacht von Buena Vista schwer verwundet wurde und erst ein Jahr später den Gebrauch seiner Glieder wieder gewann. Er machte dann eine Reise nach Deutschland, und derselbe Eifer, mit welchem er für sein neues Heimatland gekämpft hatte, trieb ihn in die Reihen der Schleswig-Holsteiner, als diese, von den anderen deutschen Mächten verlassen, 1850 allein den Kampf gegen Dänemark aufnahmen. Der unglückliche Ausgang dieses Krieges führte ihn nach Illinois zurück, wo er die Farm seines Bruders, der zur See verunglückt war, übernahm. Das Kriegsjahr 1861 fand ihn als Landwirt und Obstzüchter, und namentlich als erfolgreichen Weinbauer. Er verließ sein Heim und seine junge Frau und wurde als schon in zwei Feldzügen erprobter Offizier zum Oberstleutnant des 43. Infanterieregiments von Illinois erwählt.

In der blutigen Schlacht von Shiloh, wo der Oberst fiel, erhielt Engelmann das Kommando des hart mitgenommenen Regiments, schlug damit bei Jackson in Tennessee Forrests Kavallerie zurück und führte dann drei Jahre eine Brigade. Nach dem Friedensschluß verließ er als Brigadegeneral die Armee, um sich in seinem ländlichen Heim wieder ganz den Arbeiten des Friedens zu widmen. Als ich ihn am Tage nach meiner Ankunft in Belleville auf seiner ein paar Stunden davon entfernt liegenden Farm besuchte, wußte ich noch nichts von seinen kriegerischen Erlebnissen. Er erschien mir als der schönste Mann, den ich bis dahin in Amerika gesehen. Große, feurige, blaue Augen, edelgeformte Gesichtszüge und eine stattliche Gestalt vereinten sich, seine Erscheinung zu einer auffallenden zu machen. Besonders fiel mir bei den 55 Jahren, die er schon zählte, seine noch jugendlich freie Haltung und die frische Röthe seiner Wangen auf, die ihm kaum das Aussehen eines Vierzigers gaben. Er war uns unbedeckten Hauptes entgegengekommen, als wir aber das Haus verließen, um unter seiner Führung eine Wanderung nach dem in einiger Entfernung davon liegenden Familienbegräbnis anzutreten, trug er eine Soldatenmütze, und durch diese erst bin ich auf die Spur seiner früheren militärischen Laufbahn gekommen, von welcher, ohne mein Fragen, gar nicht die Rede gewesen sein würde. Die wenigen Einzelheiten, die ich oben davon mitgeteilt, habe ich auch nicht ihm, sondern dem Buche Körners: „Das deutsche Element in Amerika“, entnommen, denn er selbst ging über seine Kriegsfahrten so flüchtig wie möglich hinweg, und sprach am liebsten von seinem Obst und Weinbau, durch welchen er sich im ganzen Lande einen großen Ruf erworben hat. Nicht weit von seiner Farm lag diejenige seiner Schwester (oder Schwägerin), einer verwitweten Frau Engelmann, bei welcher wir mit ihm zu Tisch blieben und seine eigenen Weine durchkosteten. Dieses „wir“ bezieht sich auf die liebens-

würdige Frau Körner, die mich zu dem Ausflug veranlaßt hatte, und auf ihren Sohn, der sein Zweigespann dabei selbst lenkte. Beiden fühle ich mich sehr zu Dank verpflichtet, daß sie mir durch diese Fahrt, welche den ganzen Tag in Anspruch nahm, so bequeme Gelegenheit geboten, das Landleben im County St. Clair im Verkehr mit den ältesten und interessantesten deutschen Ansiedlern kennen zu lernen.

Wälder und Felder prangten schon im frischen Grün, die Pflirsch- und Apfelbäume in den wohlgepflegten Gärten standen in voller Blüte, und wenn es dazu käme, wie ich es erlebte, noch ein bißchen fror und schneite, so konnte das nur meine Erinnerungen an Deutschland auffrischen, wo der Kampf des Winters mit dem Frühling sich oft bis in den Mai hineinzieht. An Deutschland wurde ich überhaupt auf Schritt und Tritt erinnert, ja, es wollte mich fast bedünken, als ob echt deutsche Art und Weise sich unter den Ansiedlern im County St. Clair reiner erhalten habe, als man sie bei uns heutzutage insgemein findet. Das erklärt sich daraus, daß diese Ansiedler, welche fast alle aus gebildeten, zum Teil auch wohlhabenden Familien stammen, nicht als Abenteuerer in die Neue Welt zogen, sondern in geordneten Verhältnissen kamen, um sich und ihren Kindern ein neues Heim zu gründen, welches ihnen größere Vorteile und Freiheit in der Bewegung bot als das alte. Sie waren hier die ersten Träger einer höheren Kultur, als sie vorfinden, und hielten, im vollen Bewußtsein dieses Vorzuges, der keines Stillestands bedurfte, um sich geltend zu machen, an Brauch und Sitte der alten Heimat mit einer Zähigkeit fest, die sich bis heute nicht verleugnet hat. Ein glücklicher Zufall hat es so gefügt, daß die hervorragendsten Häupter unter den ältesten Ansiedlern hier und im nahen Missouri aus deutschen Pfarrhäusern stammten, von welchen W. Körner behauptet, daß sie in ihren Sprößlingen der Auswande-

rung nach dem fernen Westen die besten Führer geliefert.

Gerade in dieser Zeit sozialer und konfessioneller Zerfahrenheit in der Alten Welt mag es von allgemeinem Interesse sein zu hören, wie ein Deutscher von hoher Bildung nach fast halbhundertjährigem Aufenthalt in der Neuen Welt über das deutsche Pfarrhaus urteilt. Ich führe deshalb hier eine der betreffenden Stellen aus dem Körnerschen Buche an, als am besten den Geist veranschaulichend, welcher unter den ältesten Ansiedlern von Illinois und Missouri der herrschende geblieben ist:

„Unter den von mannigfachen Uebeln begleitenden Segnungen der Reformation in Deutschland ist vielleicht keine von größerer Bedeutung für unsere Kultur, und besonders unsere Literatur geworden als die Segnung des protestantischen Pfarrhauses. Kein Volk hat auch nur im entferntesten eine solche Pflanzstätte der Bildung, der Tüchtigkeit des Mannes sinnes aufzuweisen. Seine Wirkungen in den drei Jahrhunderten, welche dem Auftreten des kühnen Mönchs von Wittenberg folgten, auf das sittliche Leben in Deutschland sind in ihrem Zusammenhang noch viel zu wenig gewürdigt worden. Wohl ist es weltbekannt, wie viele unserer größten Männer und vorzugsweise Schriftsteller in dem ländlichen Pfarrhause das Licht erblickt haben. Aber auch die weniger begabten Landgeistlichen haben nach oben und nach unten mehr an dem Aufbau des deutschen Volkes gearbeitet und ihm seinen eigentümlichen Charakter aufgedrückt, als irgend eine andere Klasse der Bevölkerung. Die auf der Schule, dem Seminar, der Universität erlangte gelehrte Bildung stieß in dem Pfarramt in den kleinen Städten und Dörfern mit dem praktischen, rauhen, egoistischen Wesen des Landbewohners zusammen. Der Idealismus mußte sich notgedrungen mit dem Realismus abfinden. Die Abwechslung, welche das Studierstübchen mit Gottes freier Natur, die geistige Beschäftigung mit oft mühseliger Handarbeit gab, bil-

dete in der Regel einen kernigen und doch zugleich nach Höherem und dem Höchsten strebenden Stand. Die Mäßigkeit, zu welcher die beschränkten Verhältnisse zwangen, erbte sich fort und wurde die Quelle vieler Tugenden. . . . Diese durch das ganze protestantische Deutschland verbreiteten Pfarrhäuser, in denen die verständige und liebevolle Hausmutter selten fehlte, säten Kultur in Millionen von Landbauern und Arbeitern und steuerten der Rohheit und Verwilderung, die wir selbst heute noch in den Ländern sehen, deren Geisteslichkeit familienlos und deshalb auch vaterlandslos ist."

Nicht bloß in den Wohnhäusern auf den Farms ihrer Verwandten, zu welchen Frau Körner mich führte, sondern auch in ihrem eigenen Hause in Belleville fand ich noch eine allen modernen Prunk verschmähende Einfachheit der Einrichtung, die mich an manches deutsche Pfarrhaus in der alten Heimat erinnerte, wie es mir aus meiner Jugend vorschwebt. Und doch hat die würdige Frau an der Seite ihres Gemahls, während dieser stellvertretender Gouverneur des Staates Illinois und später Gesandter in Spanien war, eine lange Reihe von Jahren hindurch den Glanz und Prunk der großen Welt nicht bloß nach allen Richtungen kennen gelernt, sondern auch mitmachen müssen. Sie mußte sehr hübsch davon zu erzählen, aber sehnte sich nicht danach zurück, weil ihr die einfache Lebensführung, welche ihre Jugend zu einer friedlich glücklichen gemacht, auch im Alter mehr zusagte als das glänzende Zwischenspiel des Hof- und Salonlebens.

Gustav Körner, der bereits im 74. Lebensjahr steht, hat sich, nachdem er, außer den schon genannten, noch eine Menge anderer Ämter versehen (als Mitglied des obersten Gerichtshofs, Präsident verschiedener Kommissionen, Oberst des während des Bürgerkrieges von ihm selbst organisierten 43. Illinois Infanterie-Regiments u. s. w.), in seinen alten Tagen keineswegs zur Ruhe gesetzt, sondern betreibt die Rechtspraxis, womit er seine Laufbahn begonnen, noch ebenso

eifrig, wie er in der Jugend getan. Sein Sohn Adolf hat mit Glück dieselbe Laufbahn eingeschlagen wie der Vater, auch bereits einen eigenen Hausstand gegründet und war gerade während meines Aufenthalts in Belleville mit dem Bau seines neuen Hauses beschäftigt, welches neben dem väterlichen sich erhebend, dieses einigermassen ausstechen wird.

Ich war erstaunt über die Menge von Rechtsgeslehrten, welche ich in Belleville fand, und doch schienen sie alle zu florieren, ein Beweis, daß es an diesem Gerichtssitze des County St. Claire an Prozeßes nicht fehlt.

Die Stadt Belleville hat ihre Bedeutung erst durch die Einwanderung der Deutschen (seit 1833) gewonnen, die zwei Dritteile ihrer noch jetzt kaum die Zahl von 10,000 erreichenden Einwohner bilden. Inmitten reicher Kohlenminen gelegen, nährt sie eine bedeutende Industrie, die sich auch zum großen Teil in deutschen Händen befindet. Ihre hervorragendsten Gebäude sind der Justizpalast und eine große katholische Kirche im normannisch-gothischen Stil erbaut und mit einem Kloster und einer Erziehungsanstalt verbunden. Die protestantischen Kirchen fallen weniger in die Augen. Die öffentlichen Schulen werden sehr gerühmt.

In der Geschichte der deutschen Einwanderung spielt die kleine Stadt schon dadurch eine große Rolle, daß sie vom Anbeginn die besten Elemente in sich vereinigte und durch diese lebhafteren Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten nahm, als die Deutschen in Amerika der Regel nach zu tun pflegen, woher es sich denn auch erklärt, daß ihre politische Machtstellung bei weitem nicht im Verhältnis zu ihrer numerischen Stärke steht. Der Gründe dafür gibt es viele; die wichtigsten aber sind wohl diese: daß anfänglich die große Masse der Einwanderer dem Bauern- und Handwerkerstande angehörte und den besten Teil ihres Lebens hindurch mit näher liegenden Sorgen zu kämpfen hatte als mit politischen; ferner, daß die alte Heimat

früher überhaupt nicht dazu angetan war, praktische Politiker zu bilden, und endlich, wie ich oft klagen hörte, daß die Einwanderer das alte deutsche Erbübel des Neides und der Uneinigkeit auch in der Neuen Welt noch immer oft genug offenbaren. Der treffliche Rattermann in Cincinnati bringt über diesen Punkt in seiner Zeitschrift „Der deutsche Pionier“ (Bd. 11, Heft 4) eine Zusammenstellung von Urteilen und Beispielen, welche beweisen, daß die Israeliten, obgleich in den Vereinigten Staaten zwanzigmal geringer an Zahl als die Deutschen, diese doch an politischer Bedeutung übertreffen. In dem Aufsatze wird unter anderem gesagt: „Noch niemals hat ein Deutscher im öffentlichen Leben dieses Landes eine Rolle gespielt, der nicht von seinen eigenen Landsleuten am grimmigsten verfolgt und angefeindet worden wäre. Wir brauchen gar nicht an die Niederträchtigkeiten zu erinnern, welche früher, und zwar stets von Deutschen, gegen Karl Schurz ausgeübt wurden, wir dürfen nur erwähnen, mit welchem Haß Brentano in letzter Zeit wieder in Chicago verfolgt worden ist, und wie gegenwärtig die Deutsche Gesinnungstüchtigkeit es im Westen versucht, sich an den beiden wackeren Repräsentanten Deuster und Pöhler zu reiben. Wie kann ein Deutscher Achtung und Rücksicht von den Amerikanern fordern, solange diese sehen, daß er an seinen eigenen Landsleuten keinen Rückhalt hat, daß vielmehr deutsche Zungen und Federn fortwährend beschäftigt sind, ihn zu untergraben? Nie wird man ein ähnliches Treiben unter den Israeliten bemerken, sie mögen sich untereinander ebenso grimmig hassen, sie mögen sich ebenso unnaheföchtig bekriecheln, aber es dringt selten an die Öffentlichkeit. Ferner, der Jude darf in diesem Lande noch so reich und noch so angesehen, er darf, wie August Belmont, ein Matador des Turf und der Börse werden, er darf sich im sozialen Leben vollkommen amerikanisieren, er wird immer in gewissem Rapport mit seiner Klasse bleiben; dieses ver-

leiht dem Judentum in den Vereinigten Staaten den politischen Einfluß. Der Deutsche dagegen ist für das Deutschtum verloren, sobald er sich amerikanisiert hat; er schämt sich desselben nicht selten und entzieht dem Deutschtum das Gewicht seiner sozialen Stellung. — Ob dieses jemals zu ändern sein wird, ob es nicht vielmehr in der Natur und dem Wesen der Germanen tief begründet liegt, diese Fragen möchten wir nicht zu entscheiden versuchen.“

Auf dieses gibt der bekannte jüdische Politiker Simon Wolf von Washington die folgende Erwiderung:

„Das große Geheimnis (warum die Israeliten trotz ihrer verhältnismäßig geringen Zahl eine solche Macht im Lande sind), ist leicht erklärt. Es ist gar nicht schwierig, irgend einen Zweck zu erreichen, besonders einen guten, lobenswerten Zweck, solange die Klasse, zu deren Gunsten gearbeitet wird, sich im „Hauptquartier“ vertreten läßt. Dieses haben die Juden immer freudig zugestanden; aber während Einer die Arbeit tat, ernteten Alle die Wohlthaten derselben. Die Deutschen haben ihre Repräsentanten immer verleugnet und sie bei jeder Gelegenheit verhöhnt; denn jeder Bierwirt hält sich für einen Schurz, und wenn Bismarck heute sterben würde, so könnten sie in irgend einer Bierkneipe dieses Landes mit verbundenen Augen einen besseren oder wenigstens ebenso tüchtigen Staatsmann finden. Wo sich vier Deutsche versammeln, finden sie fünf verschiedene Ideen. Das Gefühl des kleinlichen Neides und der Eifersucht ist so überwiegend, daß der Geist des umfassenden Liberalismus, welcher der Erziehung entspringt, wie sie die Deutschen besitzen, gänzlich erstickt wird. Das Gold der Kohäsivkraft wird mit dem Kupfer kleinlicher Streitsucht ersetzt, und auf diese Weise werden die Aussichten, politische Faktoren zu sein, zerstört. Der Deutsche naht sich seinem in Amerika geborenen Vetter mit einem Gefühl der Fügbarkeit und Unterwürfigkeit; jeder amerikanische Drahtzieher kann einen

deutschen Denker lenken, wenn er ihm die Hand freundlich auf die Schulter legt. Dieses kann er nicht mit einem Juden tun. Derselbe ist die Verkörperung der Kühnheit, welche man in Amerika „braß“ nennt, die aber, wie Emerson sagt, Genie ist. Der Jude ist aggressiv, positiv, selbstbewußt und ehrgeizig; er arbeitet dafür, daß seine Stammesgenossen in der öffentlichen Achtung steigen.

„Es war der Einfluß des amerikanischen Judentums, welcher es durchsetzte, daß in dem Berliner Vertrage Rumänien gezwungen wurde, die Juden anzuerkennen; es war der Einfluß des amerikanischen Judentums, welcher die Aufhebung des Sklavens veranlaßte, der die Juden aus Bessarabien verbannte, und dieser Einfluß hat sein Werkzeug und konzentriert seine Kraft in dem früheren Reformator Simon Wolf. Und warum nicht? Diese Forderungen sind gerecht, und Recht darf wagen, kühn zu sein; ein kühnes Verlangen nötigt zur Achtung, ein bittender Wunsch ist eine Beleidigung sowohl für den Bittenden als für den Angebeteten.“

Das eingewanderte Deutschtum bildet reichlich den achten Teil der ganzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten und müßte demnach, wenn es sich politisch geltend machen wollte, durch 9 Senatoren und 37 Repräsentanten, also zusammen durch 46 Abgeordnete im Kongreß vertreten sein. Statt dessen war es (abgesehen von einem Schweizer, Albert Gallatin) bis 1866 gar nicht im Kongreß vertreten und seit der Zeit nur durch einen einzigen Senator (Karl Schurz), und etwa ein Duzend Repräsentanten.

Einer der ältesten und angesehensten Deutschen in New York sagte mir zur Erklärung des oben erwähnten Mißverhältnisses: „Die meisten nach Amerika verpflanzten politischen Flüchtlinge suchten ein Unterkommen bei der Presse, und gar viele von ihnen trieben nach dem Vorgange von Karl Heinzen sogenannte „Flüchtlingspolitik“, d. h. sie schimpften in ihrer Verbitterung weiblich auf das

deutsche Vaterland. Es mochte dazu manche Veranlassung sein, allein es war nicht der Weg, die Achtung der Amerikaner zu gewinnen, welche nach dem Sprichwort urteilen: daß nur ein schlechter Vogel sein eigenes Nest beschnüßelt. Die Verständigeren unter den Journalisten begriffen mit der Zeit sehr gut, daß sie sich durch den angeschlagenen gehässigen Ton selbst am meisten schädeten, allein es bot sich keine rechte Veranlassung, ihn zu ändern. Dem wiederhergestellten Bundestag, der in Deutschland selbst zum Spott der Weisen geworden, konnten sie in Amerika doch kein Loblied singen. Erst das Jahr 1859 brachte in der Feier von Schillers hundertjährigem Geburtstag der deutsch-amerikanischen Presse die lange ersehnte Gelegenheit, den Ton patriotischer Begeisterung in einer Weise anzuschlagen, die alles mit forttrieb. Schon zu Anfang des Jahres bildeten sich in allen größeren Städten der Union Festkomitees, die mit der Presse wetteiferten, die Deutschen im Lande anzufeuern zur Verherrlichung unseres populärsten Dichters, den Amerikanern ein Schauspiel zu bieten, wie sie noch keins gesehen. Das Haupt-Komitee hatte seinen Sitz in New York; Dr. W. Löwe-Kalbe war Vorsitzender und W. Nussermann sein Stellvertreter und Schatzmeister. Diese Schiller-Feier, an welcher sich in New York auch hervorragende Amerikaner beteiligten (Dr. Löwe-Kalbe hielt die deutsche und Oberrichter Daly die englische Festrede), gestaltete sich durch die Großartigkeit ihrer Ausführung zu einem Ereignis, welches die Deutschen gewaltig im Ansehen der Amerikaner hob.“

In ähnlicher Weise wurde zehn Jahre später die Humboldt-Feier begangen, welcher dann bald die herzerhebende Feier der deutschen Siege über Frankreich folgte. Der Enthusiasmus der Deutschen in Amerika kannte damals keine Grenzen und gab sich nicht nur in glänzenden Demonstrationen und Aufzügen kund, von so großartiger Entfaltung, wie die Neue Welt dergleichen noch

nicht gesehen hatte, sondern auch durch opfermutige Hilfe für die im Kriege Verwundeten.

Das alles imponierte den Amerikanern höchlich; allein solche Eindrücke, ohne entsprechende Fortsetzungen, halten bei ihnen nicht lange vor. Sie sind ein Volk, welches immer neuer Aufregungen bedarf, eine womöglich stärker als die andere. Diese aber konnte ihnen Deutschland nicht bieten; denn so weltbewegende Ereignisse wie die der Jahre 1870—71 wiederholen sich nicht leicht, und für die unendlichen Schwierigkeiten des inneren Ausbaus unserer durch das Schwert errungenen Einigung haben die Amerikaner kein Verständnis. Ein Jahrzehnt verging seit den Tagen unseres großen Aufschwungs, ohne ihnen etwas erfreulich in die Augen Fallendes zu bieten. Sie sahen die Sozialdemokratie, die in Amerika für ihre Bestrebungen den dankbarsten Boden in der Welt findet, in Deutschland bedrohlich um sich greifen und alle Errungenschaften unserer Siege wieder in Frage stellen. Sie sahen den

alten, unseligen Zwiespalt zwischen Staat und Kirche sich erneuern und daraus die Maigesetze erblühen, ohne Frucht zu tragen. Sie sahen eine Reihe trüber Jahre über uns kommen, Jahre des Mißwuchses und schwerer Prüfungen, welche die Armut im Volke steigerten und Hunderttausende rüstiger Männer über den Ozean trieben; — kurz, der Amerikaner fühlt sich wieder in einer Ueberlegenheit, wie der Reiche dem Dürftigen gegenüber.

Alein das deutsche Element greift in Amerika in einer Weise um sich, die ihm eine große Zukunft sichert. Es wächst nicht bloß durch die Einwanderung, sondern auch durch die Fortpflanzung in demselben Maße, als das amerikanische abnimmt bei seinen vielen kinderarmen und kinderlosen Ehen. Auch lernen die Deutschen täglich mehr einsehen, daß Einheit stark macht; das Streben danach äußert sich überall und jeder Schritt, der sie dem Ziele näher führt, wird auch ihren politischen Einfluß mehren.

„Nur ein Land der Welt ist von den großen nationalen Erhebungen, die Deutschland im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erlebte, so tief und so bleibend berührt worden als gerade unser Land. Es ist für den Kenner der Geschichte darum nicht zufällig, daß der Völkerringkampf, den das deutsche Volk heute zu bestehen hat, auch bei uns die Geister in ihren Tiefen erregte. Wenn wir einmaligen Bürger-Deutscher Allianz sah-

ten, nach es rent sein Sturm auch un-
ler Schwingen auf.“ Denn auch wir
Deutsch-Amerikaner sind zu den Kampf-
um deutsches Blut und deutsche Adler,
der die alte Welt erfüllt, hinzugezogen,
und eine Studie über das Leben und
Wirken eines Mannes, der als einer der
größten Vorkämpfer des deutschen Ge-
dankens in Amerika während des her-
ausragenden Jahrhunderts gelten darf,
müßte daher gerade heute von Interesse
sein.

Ein anderes Land der Welt ist von
den großen nationalen Erhebungen, die
Deutschland im Laufe des neunzehnten
Jahrhunderts erlebte, so tief und so blei-
bend berührt worden als gerade unser
Land. Es ist für den Kenner der Ge-
schichte darum nicht zufällig, daß der
Völkerringkampf, den das deutsche Volk heute
zu bestehen hat, auch bei uns die Geister
in ihren Tiefen erregte. Wenn wir eines-
maligen Bürger-Deutscher Allianz sah-

ten, nach es rent sein Sturm auch un-
ler Schwingen auf.“ Denn auch wir
Deutsch-Amerikaner sind zu den Kampf-
um deutsches Blut und deutsche Adler,
der die alte Welt erfüllt, hinzugezogen,
und eine Studie über das Leben und
Wirken eines Mannes, der als einer der
größten Vorkämpfer des deutschen Ge-
dankens in Amerika während des her-
ausragenden Jahrhunderts gelten darf,
müßte daher gerade heute von Interesse
sein.

Am Jahre 1796 als Sohn eines hoch-
gebildeten, deutsch-patriotisch gesinnten,
bavischen Beamten geboren, wurde Karl
Follen schon auf dem Gymnasium durch

Karl Follen.

Ein Gedenkblatt von Professor Dr. Julius Voebel.

Das ist das Wunderbare der großen deutschen Zeit, die wir heute mit unseren Brüdern im alten Vaterlande erleben, daß sie uns auf eine Höhe der Betrachtung erhebt, auf der wir, wie selten zuvor, längst Vergangenes und unseren besten Bestrebungen Verwandtes uns nah und gegenwärtig empfinden. So verstehen wir heute die große Zeit der Freiheitskriege ganz anders als noch vor anderthalb Jahren, und selbst aus fernen Jahrhunderten reden die deutschen Heldengestalten der Geschichte wie der Dichtung in anderer Sprache zu uns als vordem. Es ist uns, als sei alles Kleine und Zeitliche verschwunden, und nur das Große der deutschen Vergangenheit sei geblieben, um uns Mut und Kraft zu spenden.

Auch uns Deutsch-Amerikanern blüht, um mit den Worten unseres großen Dichters Gölderlin zu reden, „aus ferne tönendem Gewölkt die Flamme des Zeitengottes, und es regt sein Sturm auch unsere Schwingen auf.“ Denn auch wir Deutsch-Amerikaner sind in den Kampf um deutsches Wesen und deutsche Kultur, der die alte Welt erfüllt, hineingezogen, und eine Studie über das Leben und Wirken eines Mannes, der als einer der größten Vorkämpfer des deutschen Gedankens in Amerika während des vergangenen Jahrhunderts gelten darf, möchte daher gerade heute von Interesse sein.

Kein anderes Land der Welt ist von den großen nationalen Erhebungen, die Deutschland im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erlebte, so tief und so bleibend berührt worden als gerade unser Land. Es ist für den Kenner der Geschichte darum nicht zufällig, daß der Riesenkampf, den das deutsche Volk heute zu bestehen hat, auch bei uns die Geister in ihren Tiefen erregte. Denn wir amerikanischen Bürger deutscher Abkunft füh-

len das Große, das die deutsche Volkseele in diesen Tagen durchschwingt, nicht nur darum so innig mit, weil uns die Bande des Blutes und des gemeinsamen Geistes mit ihr verknüpfen. Uns steigt in dieser großen Zeit auch die Erinnerung auf an jene früheren Erhebungen: die Freiheitskriege, die dreißiger Jahre und schließlich das Jahr 1848, die uns die Führer und Träger jener Erhebungen zu Tausenden zuführten und mit ihnen eine Fülle vom besten deutschen Geistes und deutscher Kultur in unser eigenes nationales Leben gossen.

Nur auf dem Hintergrunde der großen nationalen Bewegungen der Freiheitskriege und aus den inneren Mächten, die damals den deutschen Geist zu ungeahnter Höhe trugen, läßt sich die Erscheinung Karl Follen's begreifen. Es war die Zeit, wo die Besten der Nation sich zuerst bewußt wurden, daß nur im eigenen Volkstum die herrlichen Träume der großen Denker und Dichter von einem höheren Menschentum sich verwirklichen ließen, die Zeit, wo im Lebenskampf gegen den übermütigen Gedrückter sich das Volk seiner Kraft und seiner Rechte bewußt wurde und wo die junge Nation bei aller politischen Zerrissenheit doch die süße Macht des Einheitsgefühles zum ersten Male seit Jahrhunderten wieder erfuhr und nach dem nationalen Körper eines neuen Staates verlangte. Der Drang nach Selbsterneuerung und nationaler Gesundung rief die Turnerbestrebungen Vater Jahn's wach, und das Ganze der nationalen Erhebung erhielt seine Weihe durch ein Erwachen des religiösen Geistes, wie es seit den Tagen der Reformation Deutschland nicht erfahren hatte.

Im Jahre 1796 als Sohn eines hochgebildeten, deutsch-patriotisch gesinnten, heftigen Beamten geboren, wurde Karl Follen schon auf dem Gymnasium durch

Professor Welcker, dem berühmten Archäologen und deutschen Patrioten, mit den innersten Triebkräften der Zeitbewegung bekannt gemacht. Schon damals scheint ihn Schillers und Körners Poesie und vor allem der Geist Fichtes und Schleiermachers ergriffen zu haben. Als der große Freiheitskampf im Jahre 1813 ausbrach, da eilte er mit seinen beiden Brüdern als Freiwilliger zu den Fahnen, um sein Leben für die höchsten Güter, die Freiheit und die Einheit seines Volkes einzusetzen. Ich glaube, wir können die Wirkung seiner Erlebnisse in diesen Jahren der Erhebung und des Kampfes auf die Entwicklung seines mannhaften, entschlossenen Charakters nicht hoch genug einschätzen. Nach Beendigung des Feldzuges kehrte er im Jahre 1815 auf die Universität Gießen zurück, um seine juristischen Studien fortzusetzen und zu vollenden. Aber sein innerstes Streben ist seit seiner Rückkehr auf die politische, die soziale und die religiöse Wiedergeburt seines Volkes gerichtet. Wie Tausende der jungen Freiheitskämpfer empfand er die Enttäuschung, welche die Diplomaten nach dem Sturze Napoleons den nationalen Hoffnungen bereiteten, aufs Tiefste und Bitterste. Aber während die ältere Generation sich müßig und verzweifelt zurückzog, ließ das jüngere Geschlecht die Hoffnung auf Deutschlands Zukunft nicht fahren. Mit Recht hat ein Zeitgenosse gesagt: „In der studierenden Jugend wurde die deutsche Nation sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt.“ An der Gründung und dem Ausbau der deutschen Burschenschaft, die so eng mit der politischen Entwicklung Deutschlands verknüpft ist, hat Karl Follen den größten Anteil. Wir mögen heute über vieles Unreife, ja Phantastische in den Anfängen dieser Bewegung lächeln, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie es war, die in den kommenden Jahrzehnten, aller Anfeindung und Verfolgung zum Trotz, das Beste der großen Freiheitszeit festhielt.

Es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen zu zeigen, wie Follen zuerst in Gießen

und dann als junger Dozent in Jena im Kreise der Burschenschaft für seine politischen Reformgedanken wirkte, und wie er dann, als durch die feindliche Haltung der deutschen Regierungen die patriotischen Hoffnungen rücksichtslos unterdrückt wurden, in der Aufrichtung einer deutschen Republik die einzige Rettung aus der nationalen Not erblickte und in Wort und Schrift für diesen Gedanken eintrat.

Da stellte sich ein Ereignis ein, das auch diesen Traum vernichten und für das Schicksal Follens entscheidend werden sollte. Am 23. März 1819 wurde August von Koberbe, der bekannte Verfasser zahlreicher leichter Theaterstücke und das politische Werkzeug des russischen Despotismus, durch den Jenaer Burschenschafter Sand ermordet. „Die Sympathie im deutschen Volke für Sand war außerordentlich,“ berichtete ein Zeitgenosse, und wir können verstehen, wie Follen und seine republikanischen Gesinnungsgenossen von dieser Tat erwarteten, daß sie das Zeichen zu einer allgemeinen Volkserhebung und zur Aufrichtung der deutsch-christlichen Republik geben werde. Um so grausamer war daher die Enttäuschung, als sich herausstellte, daß die breiten Volksmassen sich nach wie vor zurückhaltend und untätig verhielten. Für die Regierungen und vor allem für Fürst Metternich, den österreichischen Staatskanzler und Erzfeind aller deutsch-patriotischen Regungen, ward die Tat Sands zum willkommenen Anlaß, diese Regungen nun mit rücksichtsloser Gewalt zu unterdrücken. Mit den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen setzte jetzt die Knebelung der Presse, die Unterdrückung der akademischen Freiheit und die Verfolgung der hervorragendsten Patrioten ein.

Follen selbst wurde unter dem Verdacht, den Mord mit geplant zu haben, verhaftet und vor Gericht gestellt. Zwar konnte er der Teilnahme und Mitwisserschaft an der Tat nicht überwiesen werden, aber er konnte sich bei all seiner eisernen Willenskraft der Erkenntnis

nicht länger verschließen, daß seine und seiner Gesinnungsgenossen Rolle in Deutschland nun ausgespielt sei.

In diesen Tagen bitterster Enttäuschung war es, wo er zuerst die Blicke nach Amerika richtete, als der Stätte, wo er seine Ideale vielleicht verwirklichen könne. Wir besitzen von ihm aus dem Jahre 1819 eine Denkschrift, die uns seine innersten Gedanken erschließt und gerade für seine Tätigkeit als Vorkämpfer deutscher Kultur von größter Wichtigkeit für uns ist.

„Statt Volkseinheit und allgemeiner gleicher Freiheit,“ so führt er aus, „ist uns Volkszerstückelung und allgemeine gleiche Knechtschaft geworden. Ackerbau und Gewerbe sind durch Uebermäßigkeit der Steuern niedergedrückt, die Geistesfreiheit nahezu vernichtet.“ Aber dieses Verhängnis kann den deutschen Patrioten weder im Glauben an sein Volk wanken machen, noch in seinem Entschlusse, „das Urbild der Menschheit im eigenen Volke zu retten und aufrecht zu erhalten.“ Da aber das Wirken zum wahren Wohle des Vaterlandes auf deutschem Boden unmöglich geworden ist, so gilt es, im Ausland eine Freistätte zu suchen, für die nur die nordamerikanischen Freistaaten in Betracht kommen können.

So entwirft er den Plan einer gemeinsamen Auswanderung der deutschen Demokraten als Grundlage für die Bildung eines deutschen Idealstaates in der neuen Welt. Als Mittelpunkt des neuen Staates beabsichtigt Follen die Gründung „einer alle Zweige umfassenden deutschen Bildungsanstalt, einer deutschen Universität, die den politisch Verfolgten eine Zuflucht gewähren und ferner unter den Deutsch-Amerikanern die Liebe zu ihrer vaterländischen Art, Sprache und Bildung stärken und dadurch der Erhaltung des Deutschtums dienen soll.“

Und noch höher faßt er das Ziel, das der deutschen Kultur in Amerika gesteckt ist. Da es nach ihm die höchste Aufgabe des amerikanischen Gemeinwesens ist, die Idee der Freiheit und Gleichheit in rein-

ster Form zu verwirklichen, so muß „von Deutschland, als dem Mittelpunkt der ganzen neueren Bildung, auch für Amerika der tiefe geistige Gehalt ausgehen, der allein die Grundlage seines Weltstrebens ausmachen kann.“

Zur Errichtung eines deutschen Idealstaates in Amerika sollte es nicht kommen, auch nicht zur Gründung einer deutschen Universität. Aber mit den zuletzt angeführten Worten hatte er in wahrhaft prophetischer Weise, noch ehe er die amerikanischen Verhältnisse kannte, ausgesprochen, welchen Veruf die deutsche Kultur in der Entwicklung der amerikanischen Zivilisation zu erfüllen habe: Amerika den tiefen geistigen Gehalt der deutschen Bildung zu vermitteln, das ist das Lebensideal für ihn geworden, dem er, nachdem die Verhältnisse ihn wirklich in dieses Land getrieben hatten, mit einer Treue und Aufopferung diente, die ans Märtyrertum streiften.

Wir dürfen es als eine besonders günstige Fügung ansehen, daß Follen in der wichtigen Periode nach diesem Land kam, wo das amerikanische Geistesleben die ersten Versuche machte, eine eigene bodenständige Kultur zu entwickeln. Nicht minder bedeutsam war es, daß Follen seinen ersten Wirkungskreis am Harvard College fand, der Stätte, wo man damals den hohen Wert der neuen, von unseren großen Dichtern und Denkern geschaffenen Geisteskultur zu ahnen begann, und von wo die Führer des jungen amerikanischen Geisteslebens während der nächsten Jahrzehnte ausgingen.

Durch General Lafayette, den Follen in Paris kennen gelernt hatte, an George Ticknor, den glänzenden jungen Gelehrten empfohlen, erhielt Follen durch diesen die Anstellung als Lehrer des Deutschen am Harvard College. Zehn Jahre lang hat er hier als Pionier des deutschen Unterrichts gewirkt und diesem auf Jahrzehnte hin den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Da es noch keine Lehrmittel für den deutschen Unterricht gab, so galt es vor allem, eine deutsche Grammatik und ein Lesebuch für die Studen-

ten zu schaffen. Obwohl er kein Philologe von Fach war, so hat er diese Aufgabe für seine Zeit glänzend gelöst, ja für die Einführung in den Geist der deutschen Literatur mehr geleistet, als die meisten seiner Nachfolger. So erfolgreich war er in seinem Wirken, daß Anfang der dreißiger Jahre eine besondere Professur des Deutschen für ihn geschaffen wurde. Beim Antritt derselben hielt er eine öffentliche Rede, die wegen ihres geschichtlichen Weitblicks und ihrer tiefen Auffassung der Ziele des deutschen Unterrichts in diesem Lande noch heute als Meisterstück gelten darf. Es gibt aus jener Zeit keine Charakteristik des deutschen Geistes, die sich mit Follens's feinsinniger und umfassender Darstellung vergleichen könnte. Er schilderte den Unterschied zwischen der formgewandten, aber innerlich von Skeptizismus und Materialismus zersessenen französischen Kultur jener Zeit, und der neuen, idealistischen, auf Tiefe des Gehaltes dringenden deutschen Geistesbildung, deren höchste Ervingenschaft ihm die Geistesfreiheit erscheint, wie Kant, Fichte und Schiller sie verkündeten. Den schönsten und edelsten Ausdruck, so führt er aus, hat das Wesen des deutschen Geistes in der klassischen Literatur, den Werken eines Alopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller gefunden. Den amerikanischen Studenten die Schätze dieser deutschen Literatur zu vermitteln und ihren erhebenden und begeisternden Gehalt der akademischen Jugend zugänglich zu machen, das schwebte ihm als die höchste Aufgabe seines Lehramtes vor. Zugleich aber will er durch den Hinweis auf den gemeinsamen Hintergrund deutscher und englischer Sprache und Dichtung das Bewußtsein der ursprünglichen Einheit und Zusammengehörigkeit der beiden germanischen Völkergruppen wecken und so zu ihrem friedlichen Zusammenwirken beitragen.

Ich kenne bis auf diesen Tag kein anderes Programm für den Kulturkampf und die geistige Vermittlerrolle des deutschen Lehrers in Amerika, das sich mit diesem messen könnte. Und wie auf

dem Gebiete der Literatur, so hat er auf dem der Philosophie und Religion in gleichem Geiste gewirkt. Hervorgegangen aus jener Blanzzeit deutschen Geisteslebens, wo Dichtung, Philosophie und Religion Hand in Hand arbeiteten, um ein neues Leben zu schaffen und zu begründen, sah Follen auch in der Philosophie und Religion die Offenbarung des einen deutschen Geistes.

Bald nach seiner Anstellung als deutscher Lehrer am Harvard College wurde ihm auch das Amt eines Dozenten der Philosophie und Ethik an dem theologischen Seminar von Harvard übertragen. Bedenken wir, daß das religiöse Interesse damals noch das alles überwiegende im amerikanischen Geistesleben war, dann möchte ich seinen Einfluß gerade auf diesem Gebiete vielleicht am höchsten einschätzen. Es war die Zeit, wo die Unitarische Kirche, unter der Führung Channings, sich von der abstrakt rationalistischen Philosophie Englands zuerst abzuwenden begann und den Anschluß an die deutschen Denker suchte, auf die Madame de Staël und Coleridge bereits hingewiesen hatten. Freilich, eine wirkliche Kenntnis der deutschen Denker war damals weder in England noch in Amerika zu finden, und es kann daher nicht stark genug betont werden, daß Follens philosophische Vorlesungen, in denen er Kant und Fichte auslegte, die erste wahre Kunde vom deutschen Idealismus nach diesem Lande brachte. Kein Berufener hätte sich denn auch finden können, als gerade Follen, der den Geist der neuen deutschen Philosophie von Jugend auf eingesogen hatte. Die eigentlichen Führer der späteren transzendentalistischen Bewegung: Emerson, Theodore Parker, Ripley, Acott, James Freeman Clarke u. A. waren damals Follens Schüler, und ich stehe nicht an zu behaupten, daß seiner begeisterten Lehre die Entstehung jener Bewegung nicht zum geringsten zu verdanken ist. Auch hier ist Follen zum geistigen Befreier geworden, nicht nur von den Banden einer überwundenen, verknöcherten Philosophie, sondern auch

von den Fesseln einer engherzigen Dogmatik und einer im Gesezesdienst befangenen Religiosität.

Das ist das Große und Unterscheidende in der deutschen Geistesbildung, wie sie vor allem in Fichtes Lehre und Leben verkörpert war, daß sie sich nicht länger mehr, wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, begnügte, ein Wollenheim des Idealismus zu errichten, sondern darauf drang, die geschauten Bilder eines neueren höheren Lebens in die Tat, in die Wirklichkeit von Staat und Gesellschaft umzusetzen.

Es war Follen, wie wir gesehen haben, nicht vergönnt gewesen, seine Freiheitsideale in Deutschland zu verwirklichen, dafür war er nun berufen, als einer der Ersten in den großen Kampf einzutreten, der während der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die amerikanische Geschichte ausfüllt. Ich meine den Kampf um die Abschaffung der Sklaverei und um den Bestand der Union.

In ihrem mit zarter Pietät geschriebenen Leben Follens hat uns seine Witwe erzählt, wie er auf der Rückkehr vom Gottesdienst in einem benachbarten Orte einen alten Neger traf, ihn einlud, in seine Kutsche zu steigen und durch das Gespräch mit dem Alten von der trostlosen Lage der Sklaven im Innersten ergriffen ward. Von nun an gehört sein ganzes Wesen der Befreiung der Unglücklichen. Er sucht nun die Bekanntschaft William Lloyd Garrisons und der kleinen Abolitionistengruppe in Boston und wird ihr entschlossener Mitkämpfer. Seine Ansprache vor der Legislatur von Massachusetts, seine Pamphlete und Artikel, besonders aber seine „Rede an das Volk der Vereinigten Staaten“ sind das Beste, was in der Frühzeit der Abolitionistenbewegung geleistet wurde. In ihrer rücksichtslosen Forderung der ewigen Menschenrechte, in ihrer Begeisterung für das Freiheitsideal und in ihrem glühenden Patriotismus atmet diese Rede den Geist Fichtes. Und es ist erschütternd und erhebend zugleich, wie

dieser größte Kampf seines Lebens zur Tragik seiner Laufbahn wird.

Will man die Größe seines Geldmutes ermessen, dann muß man bedenken, was es hieß, daß ein Professor an einer amerikanischen Universität, wo es heute noch als taktlos gilt, sich in öffentliche Fragen zu mischen, ja daß ein Ausländer (foreigner) in den Kampf eintrat. Er verlor denn auch bald seine Professur und mußte von nun an das kümmerliche Brot eines wandernden Predigers essen. Wohl hätte ihm seine glänzende Verebbarkeit in verschiedenen Städten, wie New York und Washington, eine wohlbezahlte Pfarrstelle verschaffen können, aber er war kein Kompromißmensch, und er verschmähte es als deutscher und als Geistlicher, seine heiligsten Ueberzeugungen zu verheimlichen, oder um den Preis einer gesicherten Lebensstellung zu verschachern.

Da trifft den unerschrockenen Kämpfer ein Schlag, der ihn noch tiefer verlegt als der Verlust seiner Professur. Das korrupte Sklaventhaltentum, das in ihm seinen unversöhnlichsten Feind erblickte, verbindet sich mit dem Nativismus, dem Deutschenhaß des Neuengländischen Puritanertums, um ihn durch Schmähungen und Verdächtigungen mundtot zu machen. Da wir Deutsch-Amerikaner in diesen Tagen Ähnliches erleben, so ist es vom größten Interesse, zu verfolgen, wie Follen den hinterlistigen Angriffen begegne. Auch in diesem Kampfe kennt er kein Kompromiß, kein feiges Zurückweichen oder Ducken vor der vergifteten öffentlichen Meinung, kein Leisetreiben oder gar Verleugnen. Mit dem heiligen Zorn des Propheten, der seiner göttlichen Sendung und seines verbrieften Bürgerrechtes gewiß ist, hat er die Angriffe der Nativisten in glänzender Rede zurückgewiesen. Ich wähle aus ihr die folgende bezeichnende Stelle:

„We look upon the foreigner who holds up before us the law of liberty, proclaimed in our Declaration of Independence, in opposition to the law of servitude, imposed and enforced by

our free institutions upon one-sixth of our population, as a true friend; and we see, in his open rebuke, the secret pledge of confidence in our love of truth and sense of justice. On the other hand, the violent attempts at preventing the free expression of sentiment on this great moral subject, by strangers or citizens,—the lawless, shameless, and merciless proceedings against all who are convicted or suspected of nothing worse than a consistent adherence to the first principles of the Declaration of Independence,—seems to us more criminal when perpetrated or tolerated in this country than in any other, simply because we have "pledged our lives, our fortunes, and our sacred honor" to the support of the equal rights of all. Our Constitution has secured a government of law, freedom of conscience, the liberty of speaking and printing, to every citizen, nay, to every stranger sojourning amongst us. As citizens of the world, as members of the human family, as Christians, we look upon everyone as a fellow-citizen, as a neighbor who defends the rights, and respects the feelings of all men, while he who does not see in every human being an equal and a brother, whether he be born here or elsewhere, he alone is regarded by us a stranger and an enemy."

Mit Recht hat Friedrich Rapp gesagt, daß wenn einst die Geschichte der großen Bewegung geschrieben würde, die in der Befreiung der Sklaven endete, Follen die Rolle eines der größten Vorkämpfer müsse zugewiesen werden. Leider hat die amerikanische Geschichtschreibung diese Ehrenpflicht bis heute noch nicht erfüllt, und das Wirken des Mannes, in dem

wir den hervorragendsten Deutsch-Amerikaner des vergangenen Jahrhunderts sehen dürfen, ist fast der Vergessenheit anheimgefallen, so tief sein tragisches Ende damals auch die Besten seiner Zeitgenossen erregte.

In der Blüte der Mannesjahre, auf der Höhe seiner Schaffenskraft, fand er auf der Seereise von New York nach Boston, auf der das Schiff verbrannte, einen grausigen Tod.

Wie erschütternd die Nachricht von dem furchtbaren Unglück auf Follens zahlreichen Freundeskreis wirkte, das können wir heute noch aus den tiefempfundenen Strophen ahnen, die der Dichter Whittier dem Dahingeshiedenen widmete:

Friend of my soul! as with moist eye
I look upon this page of thine,
Is it a dream that thou art nigh,
Thy mild face gazing into mine?

That presence seems before me now,
A placid haven of sweet moonrise,
When, dew-like, on the earth below
Descends the quiet of the skies.

The calm brow through the parted hair,
The gentle lip which knew no guile,
Softening the blue-eyed thoughtful care
With the bland beauty of thy smile.

Thou livest, Follen! not in vain
Hath thy fine spirit meekly borne
The burden of Life's cross of pain,
And the thorned crown of suffering won.

'Tis something to a heart like mine
To think of thee as living yet;
To feel that such a light like thine
Could not in utter darkness set.

Aus Abraham Lincoln's Tagen.*

Der Einfluß des Deutschtums auf seine Erwählung.

Von Dr. Otto Günther.

Eines der glanzvollsten und ehrreichsten Kapitel in der Geschichte unseres Deutschtums bildet dessen machtvolle und hingebende Beteiligung an der Erwählung Abraham Lincolns. Fast von dem ersten Tage an, an dem der schlichte Land-Advokat auf der politischen Oberfläche erschien, hatte er die Herzen der deutschen Wähler des Westens für sich eingenommen, die gleich bei der Bildung der republikanischen Partei ihr in hellen Scharen zugeströmt waren. Sein kluger Sinn, seine demokratische Einfachheit, seine glänzende Beredsamkeit in der Verfechtung der Grundsätze der jungen republikanischen Partei und seine scharfe Logik in seinen Debatten mit seinen politischen Gegnern hatten ihm die Bewunderung und Wertschätzung der Deutschen gesichert. Seine glänzende Debatte mit Stephen Douglas, dem damaligen Illinoiser Bundes senator, der später Lincoln als demokratischer Präsidentschaftskandidat gegenüber stand, hatte die Bewunderung der gesamten republikanischen Partei auf ihn gelenkt. Die Deutschen der Mittelstaaten ahnten aber gewissermaßen in ihm den Volksmann und Geistesriesen, der am besten geeignet war, die gewaltigen Fragen der Zeit zu lösen und der tausendköpfigen Hydra der Sklaverei das Haupt zu zertreten. Vor und während der historischen republikanischen National-Konvention im Wigwam in Chicago war es die unabhängige Agitation der deutschen Republikaner des Westens und ihre Presse, die unendlich viel

dazu beitrug, Lincoln in der National-Konvention den Sieg über Seward von New York, der später sein Staatssekretär wurde, zu sichern.

Den Republikanern des Ostens war Lincoln eine fast unbekannte Größe. Besonders die in den Neu-England-Staaten, in New York und in Pennsylvanien nahmen den Illinoiser Advokaten nicht ernst. Ihrer Ansicht nach konnte aus dem wilden Westen keine Staatsmannschaft kommen. Die eifrigsten deutschen Streiter in Chicago für die Nomination Lincolns waren Georg Schneider, damals einer der Eigentümer der Illinois Staatszeitung und später Präsident der National Bank of Illinois; Lorenz Brentano, Redakteur der Staatszeitung, später amerikanischer Konsul in Dresden und nachher Mitglied des Unterhauses des Kongresses, in den er von der republikanischen Partei des Kongreßdistrikts, der die Nordseite von Chicago umfaßt, erwählt worden war; Kaspar Vug, der sich als Dichter und Krieger im Streite bereits einen Namen weit über Illinois hinaus gemacht hatte, aber noch mehr als Achtundvierziger und gewesenes Mitglied des kurzlebigen Frankfurter Parlaments die Achtung und das Vertrauen der Deutschen besaß. Unter den vielen Deutschen in Illinois außerhalb Chicagos, die am meisten und hingebendsten für Lincoln wirkten, war Friedrich Secker, der glänzende Held der badischen Revolution. In Wisconsin waren Carl Schurz und Paul Domishe, Redakteur des Milwaukeeer Herald, die hervorragendsten Anwälte der Nomination Lincolns. In Ohio war es Friedrich Dausaurek, Redakteur des Cincinnati Volksblatt, und in Missouri der lebenswürdige Emil Prätorius, aus Alzey her-

* Aus den ungedruckten Memoiren desselben deutschen Journalisten, dem ich die interessante Skizze über Präsident Garfield und die Deutschen, die im vorigen Jahrgang dieses Jahrbuchs erschien, zu verdanken hatte. — Dr. M. S.

stammend, der in seiner „Westlichen Post“ am eifrigsten für Lincoln eintrat.

Und da ich gerade von Missouri spreche, mag es in dieser Zeit, wo das große amerikanische Volk der Verdienste seiner deutschen Mitbürger um die Erhaltung der Union vergessen zu haben scheint und ein gut Teil des Volkes den Verleumdungen und Verunglimpfungen des Deutschthums Ohr und auch Glauben zu schenken geneigt ist, am Platze sein, der retten-den Rolle zu gedenken, die gerade dieser Staat im Momente, wo die ganze Zukunft der Republik auf dem Spiele stand, führte. Als die Südstaaten eine Konvention nach Montgomery, Alabama, berufen hatten, um die Lostrennung des Südens vom Norden zu beraten und zu beschließen, war der spätere Bundes-senator West von Sedalia, Mo., als Vertreter seines Staates nach Montgomery geschickt worden. West war schon damals einer der einflußreichsten Männer der demokratischen Partei seines Staates. Jefferson Davis von Mississippi, der bald darauf Präsident der Konföderierten Staaten wurde, hielt den Anschluß Missouris an die Rebellion für den Erfolg seiner Sache als unbedingt notwendig, und um diesen Staat an seine Sache zu fesseln, hatte er West als Mitglied seines Kabinetts in Aussicht genommen und ihn später auch als solches ernannt. Daß Missouri sich nicht der Rebellion anschloß, hatte Jefferson Davis später als Unglück für seine Sache erklärt und einen weit schwereren Schlag als den Verlust einer Schlacht. Und daß Missouri sich dem Süden nicht angelgeschlossen, war das Verdienst der St. Louiser deutschen Bürger.

Als in der Staatslegislatur in Jefferson City die Frage der Sezession aufs Tapet kam, da waren es die deutschen Mitglieder aus St. Louis und Umgebung, die bei der Abstimmung den Ausschlag zugunsten des Verbleibens des Staates in der Union gegeben hatten. Der Führer der deutschen Union-Partei in der Legislatur war, wie ich glaube, Herr Louis Gottschalk, später Kreisrichter in St. Louis und nachher unter der

Administration des Präsidenten Garri-son Konsul in Stuttgart, wo er bis 1892 blieb.

Aber mit der denkwürdigen Entscheidung der Legislatur war das Werk der Erhaltung des Staates in der Union noch lange nicht erledigt. Die überwiegende Mehrheit der Landbevölkerung des Staates sympathisierte mit der Sache der Konföderierten. Wests Freunde und die meisten demokratischen Politiker wählten in allen Teilen des Staates unablässig für die Sache des Südens und machten Anstalten, sich zu erheben und den Armeen des Südens sich anzuschließen. General Marmeduke, der nächst dem neulich verstorbenen General Mosby der gefährlichste und kühnste Guerillenbandenführer wurde, organisierte militärische Erhebungen gegen die Autorität der Vereinigten Staaten. Es schien eine zeitlang, als würde es den Massen gelingen, den Staat in Aufruhr gegen die Regierung in Washington zu bringen.

Rebellische Banden scharten sich bereits zusammen, um nach St. Louis zu marschieren, um die Stadt, die von größter strategischer Wichtigkeit war, in ihre Gewalt zu bringen. Da waren es unter der uniontreuen Bevölkerung von St. Louis vor allem die Deutschen der Stadt, unter ihnen besonders die Turner, die sich zur Verteidigung organisierten und die Stadt, damals die bedeutendste und einflußreichste im Südwesten, hielten, bis Bundesstruppen einzogen und den Platz behaupteten. Was damals das St. Louiser Deutschthum für die Union geleistet, wird für alle Zeiten ein Ruhmesblatt in der amerikanischen Geschichte des Deutschthums bleiben.

Welche Wendung ein Anschluß Missouris an die Rebellion dem gewaltigen Ringen gegeben hätte, ist natürlich schwer zu sagen. Wenn es dem Süden, der verzweifelt für seine Sache kämpfte und sich der Sympathien und moralischen wie finanziellen Hilfe Englands und Frankreichs erfreute, deren Regierungen an der Zerstörung der Union und der Schaffung von zwei schwachen Republiken an-

stelle einer mächtigen Union gelegen war, auch schließlich nie gelungen wäre, die Konföderation zu erhalten, so hätte jedenfalls der Bürgerkrieg länger gedauert und unendlich mehr Gut und Blut gefordert.

Probejahre für naturalisierte Bürger.

Die Neu-England-Staaten sind seit ihrer Besiedelung durch die Pilgerväter immer die Brutstätten nativistischer und intoleranter Bestrebungen gewesen. In Maine begann schon in den vierziger Jahren die prohibitionistische Strömung, die sich im Laufe der Jahre über das ganze Land verbreitete. In Connecticut und Rhode Island waren die ersten strengsten Sonntagsgesetze erlassen und in Massachusetts sprangen der Nativismus und das „Know-nothingtum“ auf. Fast scheint es, als gliche der Charakter Neu-Englands dem Alt-Englands, denn bekanntlich sind die Engländer das freihheitsliebendste Volk der Welt für sich selbst allein, während sie alle anderen Völker, über die sie die Herrschaft gewannen, nur grausam unterdrückten. Massachusetts stand in der vordersten Reihe der östlichen Staaten in dem Kampfe gegen die Sklaverei. Welche Ueberraschung war es deshalb, als die republikanische Partei, die im Staate bereits am Nuder war, mit Hilfe von Nativisten und Sonntags-Mudern anfangs 1859 in der Legislatur den Beschluß durchsetzte, ein Amendement zur Konstitution des Staates der Volksabstimmung vorzulegen, wonach naturalisierte Bürger nicht sofort nach Erhaltung des Bürgerbriefes ihr Stimmrecht ausüben sollten, sondern erst nach zweijähriger Probezeit. Das war ein Faustschlag ins Gesicht der Deutschen und Irländer, deren Einwanderung damals die größte war, und auch eine Auflehnung gegen die Plattform der republikanischen Partei, die sich in ihrer ersten National-Convention gegen alle Minderungen und Verschärfungen der Naturalisation erklärt hatte. Die größte Aufregung rief das Massachusetts Amendement in der republikanischen Partei des

Westens hervor und besonders unter den Deutschen, die die republikanische Partei gründen geholfen und tausende ihrer Stammesgenossen veranlaßt hatten, die der Sklaverei ergebene demokratische Partei zu verlassen und sich der republikanischen Partei anzuschließen.

In jener Zeit wurde von Männern wie Horace Greeley in New York und Joseph Medill, der damals an der Spitze der „Preß und Tribune“ von Chicago stand, dem Volke, dessen Nachfolger die heutige Chicagoer Tribune ist, der Verdacht ausgesprochen, daß Agitatoren des Südens, denen es daran gelegen war, die gewaltige Strömung im Norden für Abschaffung der Sklaverei abzuschwächen und neue Probleme aufzuwerfen, es waren, welche mit Hilfe nativistischer Whigs die Massachusetts Legislatur veranlaßt hatten, jenes Amendement zur Volksabstimmung zu bringen, offenbar um das deutsche Element gegen die junge republikanische Partei zu erbittern.

In einem glänzenden Artikel in der „Preß and Tribune“ vom 21. März 1859 donnerte Medill gegen die Ungerechtigkeit des Amendements. In dem Artikel „An die Wähler von Massachusetts“ sagte Medill:

“It is due to the integrity of our organization, composed as it is of the masses of the educated foreigners of all nationalities that a measure in itself so unjust and unexpected—one against which they supposed that the Republican National Convention at Philadelphia in 1856 had given them a sufficient guaranty—should meet with its quietus by Republican hands. Good faith and fair dealing with those who separated themselves from the bogus Democracy to assist the party of Freedom in the accomplishment of the results which it proposes—who have for the sake of principle been willing to fraternize with Know Nothings, their most deadly enemies—and who have, in their action on national questions at issue between parties, displayed a degree of patriotism and fidelity which

many an American might imitate with advantage,—good faith to these demands that there should be no hesitation, no dodging, no compromise in this thing. It must be killed, or Republicanism in all the Northwestern States and not a few of the Eastern States is needlessly and imminently imperiled!"

Die erste bedeutende Staatswahl, die in jenem Jahre stattfinden sollte, war die Gouverneurswahl in Iowa. Selbstverständlich hatte das Massachusetts Amendement in Iowa die größte Aufregung und Erbitterung hervorgerufen und die demokratischen Blätter des Landes wetteiferten in fanatischen Angriffen auf die Treulosigkeit der republikanischen Partei und warnten die Deutschen unablässig vor derselben. Die Erbitterung der Deutschen in Iowa wurde zur Gluthitze, als die Nachricht kam, daß bei der Abstimmung am 9. Mai 1859 das Amendement mit 21,129 Stimmen gegen 15,398 Stimmen angenommen wurde. Da die Gesamtstimmenzahl von Massachusetts sich auf über 150,000 belief, zeugt diese geringe Stimmenzahl, wie gering das Interesse der Bevölkerung an wichtigen Amendements oft ist. In Iowa begannen sofort die republikanischen deutschen Zeitungen die republikanischen Führer des Staates auf den Bahn zu fühlen. In wiederholten Versammlungen wurde beschlossen, an die republikanischen Kongreßmitglieder und Kandidaten für Staatsämter die folgenden Fragen zu richten und deren sofortige Beantwortung zu fordern:

1. Are you in favor of the Naturalization laws as they now stand, and particularly against all and every extension of the probation time?

2. Do you regard it a duty of the Republican party as the party of equal rights, to oppose and war upon each and every discrimination that may be attempted to be made between the native born and adopted citizens, as to the right of suffrage?

3. Do you condemn the late action of the Republicans in the Massachusetts legislature, attempting to exclude the adopted citizens for two years from the ballot box, as unwise, unjust, and uncalled for?

Alle republikanischen Führer und Kandidaten antworteten sofort mit unumwundener Verdamnung des Massachusettser Amendements. Auf dem republikanischen Staats-Ticket befand sich Kirkwood als Gouverneurskandidat und der Deutsche Nikolaus G. Brusch von Scott County, ein früherer Demokrat und geschäftlich in einer Brauerei interessiert, als Vizegouverneur. Das Ticket wurde später mit einer enormen Majorität erwählt und damit ein weiterer Schritt zur Stärkung der republikanischen Partei des Westens gemacht.

Lincoln und die Probezeit für naturalisierte Bürger.

Selbstverständlich hatten die Vorgänge in Iowa auch riesige Aufregung unter den Deutschen in Illinois hervorgerufen. In einem Briefe, den Dr. Theodor Canisius, Redakteur des eben in Springfield gegründeten Wochenblattes „Illinois Staatsanzeiger“ an Abraham Lincoln gerichtet hatte, ersuchte er um Beantwortung derselben drei Fragen, und die Antwort, die er erhielt, lautete wie folgt: Springfield, May 17, 1859.

DR. THEODORE CANISIUS.

Dear Sir:—Your note asking, in behalf of yourself and other German citizens, whether I am for or against the constitutional provision in regard to naturalized citizens, lately adopted by Massachusetts, and whether I am for or against a fusion of the Republicans and other opposition elements, for the canvass of 1860, is received.

Massachusetts is a sovereign and independent State; and it is no privilege of mine to scold her for what she does. Still, if from what she has done an inference is sought to be drawn as to what I would do,

I may without impropriety speak out. I say, then, that as I understand the Massachusetts provision, I am against its adoption in Illinois, or any other place, where I have a right to oppose it. Understanding the spirit of our institutions to aim at the *elevation* of men, I am opposed to whatever tends to *degrade* them. I have some little notoriety for commiserating the oppressed condition of the negro; and I should be strangely inconsistent if I should favor any project for curtailing the existing rights of *white men*, even though born in different lands and speaking different languages from myself.

As to the matter of fusion, I am for it, if it can be had on Republican grounds, and I am not for it on any other terms. A fusion on any other terms would be as foolish as unprincipled.

It would lose the whole North, while the common enemy would still carry the whole South. The question of *men* is a different one. There are good patriotic men and able statesmen in the South, whom I would cheerfully support if they would now place themselves on Republican ground; but I am against letting down the Republican standard a hair's breadth.

I have written this hastily, but I believe it answers your questions substantially.

Yours truly,

A. LINCOLN.

Hier haben wir Lincoln in seiner ganzen Aufrichtigkeit und Prinzipientreue, der Mann, der niemanden erniedrigen würde. Gleiche Briefe wurden an andere hervorragende Republikaner von Illinois gerichtet und sie alle antworteten in gleichem Tone. Das beachtenswerteste und das Deutschum am meisten interessierende Antwortschreiben ist wohl das von E. B. Washburne, der damals in

Galena wohnte und später, als der Krieg ausbrach, derjenige war, der tatsächlich den späteren General Grant entdeckte und zum Wiedereintritt in die Armee veranlaßte. Es ist das derselbe Washburne, der im Jahre 1870 amerikanischer Gesandter in Paris war und während des Krieges sich als unerjchrodener Beschützer der Deutschen in Frankreich hervortat, wofür ihm später Kaiser Wilhelm I. durch eigenhändiges Schreiben und ein lebensgroßes Delgemälde dankte. Das Bild befindet sich heute in der Familie Washburne's in Chicago. Sein Sohn ist der noch jetzt lebende Hempstead Washburne, der in 1887 Bürgermeister von Chicago war.

Hier der Brief E. B. Washburne's, adressiert an Herrn Georg Schneider, damaligen Redakteur der „Illinois Staatszeitung“:

Galena, Illinois, May 11, 1859.

MY DEAR SIR:—

I have the honor to acknowledge the receipt of your favor of yesterday propounding to me the following questions:

“1. Are you in favor of the naturalization laws as they now stand, and particularly against all and every extension of the probation (time)?

“2. Do you regard it a duty of the Republican party, as the party of equal rights, to oppose and war upon each and every discrimination that may be attempted to be made between the native-born and adopted citizens, as to the right of suffrage?

“3. Do you condemn the late action of the Republicans in the Massachusetts Legislature, for attempting to exclude the adopted citizens for two years from the ballot-box, as unwise, unjust and uncalled for?”

In answer to the first question I state that I am in favor of maintaining the present naturalization

laws intact, and am utterly opposed to extending the time of probation.

In regard to the second proposition I most certainly regard it as one of the highest duties of the Republican party to resist all discrimination between native-born and adopted citizens as to the right of suffrage.

Referring to the third question: I desire to say: I can find no language to express my abhorrence of the action of those Republicans in the Massachusetts Legislature who passed the law proposing the Amendment to the Constitution of that State, excluding the adopted citizens from the right of suffrage for two years, and also the Republicans out of the Legislature who have just voted for the adoption of the Amendment. This action is the outgrowth of that "intolerant Know-Nothingism" which culminated in what is known as the "Heiss" of 1855 and is not only "unwise, unjust and uncalled for," but is a lasting disgrace and reproach to the State. Denouncing Know-Nothingism in the heyday of its power and strength, I should be unjust to myself if I did not now denounce its last and meanest act in securing the adoption of the illiberal, unnecessary and cowardly amendment to the Constitution of Massachusetts. The Republicans of Massachusetts—the Republicans in that State, who have voted for the amendment, have placed themselves beyond the pale of sympathy with the Republicans of the other states, who universally condemn their action and who will not hold themselves responsible for it in any way, shape, or nature. I am,

Very truly yours,

(Signed) E. B. WASHBURNE.

Wie ganz anders klingen diese ehrlichen und offenen Antworten von Män-

nern, deren Namen unvergänglich leben werden in der Geschichte dieses Landes, als die ihrer Epigonen, die in der Beurteilung ihrer Haltung in wichtigen Fragen oder in der freien Rundgebung von Ansichten der Bürger nur — „Blat-mailing“ sehen.

* * *

Seinem Abraham Lincoln war das Deutschtum, das zu seiner Erwählung unendlich viel beigetragen hatte, bis zu seinem tragischen Ende treu geblieben, und als wäre ihm die deutsche Treue und Ergebenheit bis zum letzten Augenblicke gefolgt, fügte es ein Zufall, daß er im Hause eines Deutschen in Washington, in dem von Louis Schade, das dem Ford-Theater gegenüberlag und wohin er gebracht wurde, seine edle Seele aufhauchte.

Die edelste Gestalt in der Geschichte unserer Republik war gerade der Mann, der unser zum Idealismus hinneigendes Volk begeistern konnte. War für manche der Kampf um Aufhebung der Sklaverei nur eine ökonomische Frage, eine ökonomische darum, weil an ein Aufblühen von Industrien im Norden, solange durch den Bestand der Sklaverei im Süden Arbeit nicht als Ehre, sondern als Schande gelten mußte, — für die Deutschen Amerikas war der Kampf nie etwas anderes als ein Kampf für menschliche Freiheit gegen menschliches Unrecht.

* * *

In seinem Werke „Twenty Years in Congress“ erzählt James G. Blaine, einer der größten Staatsmänner, den dieses Land je hervorgebracht, in reizender pietätvoller Weise von der rührenden Trauerkundgebung der Deutschen New Yorks, als die Leiche auf dem Wege zur letzten Ruhestätte in Springfield aus New York eintraf und in der Stadthalle aufgebahrt wurde. Bis um Mitternacht umdrängten riesige Menschenmassen das Stadthaus, um ihrer tiefen Trauer um den hingemordeten Präsidenten Ausdruck zu geben.

Da wurden gegen die Mitternachtsstunde, so erzählt Blaine — ich zitiere nach dem Gedächtnis, da ich das Buch Blaines nicht vor mir habe — in der Ferne zahllose Fackeln sichtbar und man sah Tausende in geschlossenen Reihen gegen das Stadthaus ziehen. Es waren das deutsche Gesangsvereine, die angezogen kamen, um dem großen Toten durch ein seiner würdiges Lied die letzte Ehre zu erweisen. Und als sie die Stadthalle umringten und das herrliche Lied „Integer vitae scelerisque purus“ anstimmten, da herrschte die andachtsvollste Stille, außer dem Viede war kein Laut hörbar und kein Auge blieb trocken.

Die herrlichste, weihvollste, ergreifendste Guldigung des großen Toten, des ersten und größten Vertreters eines wahren, unverfälschten, tatkräftigen Amerikanismus kam aus den Herzen und von den Lippen deutscher Bürger.

* * *

Und noch viele Jahre nach der Beisetzung Lincolns in Springfield waren es Deutsche, die jedes Jahr am Sterbetag des Märtyrers zu seinem Grabe wie zu einem Heiligenschein pilgerten, um dort durch eine Andachtsfeier ihre Treue für den Amerikanismus zu erneuern, für den Amerikanismus, der keinen anderen Glauben kennt als den an eine unteilbare Union — the Union forever — für die Abraham Lincoln gelebt und gestorben, und keine andere Flagge als die, welche bei Yorktown mit der Vernichtung der britischen Armee unter Cornwallis geboren wurde. Der Flagge, deren Souveränität unter allen Herrschern Europas zuerst vom Preußenkönig Friedrich dem Großen anerkannt wurde.

Diesem Amerikanismus entsprangen die regelmäßigen Pilgerfahrten deutscher Turner und Säger aus St. Louis und dem südlichen und mittleren Illinois zum Grabe Lincolns.

* * *

Und nun zum Schluß ein kleines Geschichtchen zur Charakterisierung der Gutmütigkeit Lincolns, ein Geschichtchen,

das ich Herrn Ernst Schierenberg verdanke, der mehrere Jahrzehnte in St. Louis journalistisch tätig war, zuerst an der „Westlichen Post“ und dann am „Anzeiger des Westens“, und vor ungefähr vierzehn Jahren hochbetagt in Wiesbaden, wohin er sich zurückgezogen, starb.

Einer der ersten treuen Freunde Lincolns war der oben genannte Dr. Theodor Canisius, ein Achtundvierziger aus Oesterreich, der sich in Springfield niedergelassen hatte und dort ein deutsches Wochenblatt „Illinois Staatsanzeiger“ herausgab, das leider nie zu rechter Blüte kam. Zwischen Lincoln und Canisius hatte sich eine intime Freundschaft gebildet. So oft Lincoln von seinen Berufsreisen in dem Gerichtsprengel, in dem er als Rechtsanwalt wirkte, oder von politischen Versammlungen und Debatten nach Springfield zurückkam, pflegte er oft Dr. Canisius aufzusuchen, um mit ihm in einer deutschen Wirtschaft bei einem Glase Bier ein Stündchen zu verplaudern. Als Lincoln Präsident wurde, gedachte er bei der Verteilung der Aemter auch seines Freundes Canisius und trug ihm in Würdigung seiner Fähigkeiten die Stellung als General-Konsul in Wien an, die auch angenommen wurde. Während der ersten Zeit, da Canisius in Wien amtierte, war der Bürgerkrieg in vollem Gange, aber der Kriegsgott war den Fahnen des Nordens nicht hold und dieses Mißgeschick ging dem guten Canisius sehr zu Herzen.

Eines Morgens erschien Staatssekretär Seward im Weißen Hause und erklärte, den Präsidenten sofort sprechen zu müssen. Lincoln war gerade noch halb angekleidet am Waschtisch, ließ Seward aber sofort eintreten und da hielt Seward ein Exemplar eines eben in Washington eingetroffenen Morgenblattes in Händen, in welchem mitgeteilt wurde, daß nach in London eingetroffenen Nachrichten aus Wien Dr. Canisius dem italienischen Freiheitskämpfer Garibaldi den Oberbefehl über die Armeen des Nordens angetragen hatte.

„Sehen Sie, Herr Präsident,“ rief der erregte Seward aus, „was Ihr Mann Canisius angestellt hat? Der Mann muß den Verstand verloren haben; das fehlte uns noch jetzt, wo England und Frankreich gegen uns sind, auch Oesterreich, wo Garibaldi der verhaßteste Mensch ist, gegen uns aufzustehen. Canisius sollte sofort desavouiert und ad-huc-rufen werden.“

Darauf soll Lincoln, der aus seiner philosophischen Ruhe nicht zu bringen war, lächelnd entgegnet haben: „Saben Sie von Oesterreich schon über die Sache gehört?“ Und als Seward das verneinte, sagte Lincoln ganz ruhig, sich die Hände trocknend: „Laßt uns lieber zuerst von Oesterreich hören.“ Von Oesterreich ist aber niemals über die Sache gehört worden. Die von einer New Yorker Zeitung gebrachte Nachricht, als deren Quelle London angegeben wurde, mag

eine englische Erfindung gewesen sein, denn in London verstand man es damals gerade wie heute, politische Enten auszubrüten und in die Welt hinauszuschicken.

Dr. Canisius blieb noch einige Zeit in Wien und kehrte dann auf eigenes Ersuchen um Entlassung aus dem Dienste nach den Vereinigten Staaten zurück. Er selbst soll niemals Bekannten gegenüber über die Sache gesprochen haben, möglich, daß weder er, noch seine Bekannten von dem Vorfall im Weißen Hause gehört hatten. Dieses interessante Geschichtchen verdanke ich, wie schon gesagt, Herrn Schierenberg und gebe es wieder, wie ich es von ihm gehört.

Dr. Canisius verlebte seine letzten Jahre in nicht gerade guten Verhältnissen in Chicago und starb, wenn ich mich recht erinnere, in 1888 im Cook County Hospital.

Wesen und Aufgabe der deutschen Kultur.

Von George L. Scherger, Ph. D.

Professor der Geschichte am Armour Institute of Technology.

I.

Der Ausdruck „Deutsche Kultur“ ist eins der Hauptschlagworte des gegenwärtigen Weltkrieges geworden. Gleich zu Anfang dieses Krieges erhoben Deutschlands Feinde die Anschuldigung, daß das deutsche Volk der ganzen Welt seine Kultur ausdrängen wolle. Die Deutschen selbst wiesen diese Beschuldigung zurück und behaupteten, daß sie nie die Bedeutung englischer, französischer oder italienischer Kultur unterschätzt hätten. Nur im Vergleich mit dem russischen Barbarismus fühlten sie die Superiorität der deutschen Kultur, und indem sie den Kampf mit den russischen Gorden so wie mit den Japanesen und den wilden Kolonialtruppen aufnehmen mußten, empfanden sie den Krieg als einen Kampf um die Wahrung ihrer heiligsten Güter. Sie hatten sie behauptet, daß ihre Kultur alle anderen Kulturen verdrängen müsse. Im Gegenteil. Kein anderes Volk hatte fremden Kultureinflüssen größere Beachtung geschenkt oder fremde Kulturgüter bereitwilliger angenommen. Im Herzen Europas gelegen, war Deutschland stets in enger Berührung mit seinen Nachbarn geblieben. Keine andere Kultur ist so effektiv wie die deutsche. Kein anderes Volk hat mit solcher Vorliebe fremde Sprachen gelernt oder fremde Sitten und Gebräuche nachgeahmt.

Lehrt nicht die Geschichte, daß es seit der Völkerwanderung der Fluch der Deutschen gewesen ist, daß sie so wenig Selbstgefühl besaßen und so sehr ihre eigene Größe unterschätzten; daß sie stets allzu bereit waren, ihre eigene Sprache, ihre eigenen Sitten preiszugeben, um fremdländisches Wesen anzunehmen?

Gaben nicht ganze Völkerschaften, wie Ost- und West-Gothen, Vandalen, Longobarden und Franken ihre Identität vollständig eingebüßt, indem sie allzu schnell auf keltisch-römisches Wesen eingingen? Und wie viele Millionen Auswanderer sind im letzten Jahrhundert dem deutschen Vaterlande verloren gegangen und haben das Ausland bereichert durch ihre Intelligenz, ihre Sparsamkeit und ihre Arbeitsamkeit? Gibt es irgend eine andere Nationalität, die sich hier in Amerika so rasch assimiliert wie die Deutschen, die man jetzt als Vindictivler verleumdet? Und wie huldigten die Deutschen im achtzehnten Jahrhundert der französischen Kultur und im neunzehnten der englischen! Wo wurde der Ausländer mit solcher Zuvorkommenheit behandelt wie in Deutschland? Wo sonst hatten ausländische Künstler eine solche Gelegenheit, sich auszubilden und Karriere zu machen? Wo sonst wurden ausländische Bücher so rasch übersetzt und so gerne gelesen? Gaben Shakespeare, Dickens, George Eliot, Mark Twain und Edgar Allan Poe nicht größere Anerkennung in Deutschland gefunden als in ihrem eigenen Lande?

Deutschland hat sich nie gegen das Ausland abgeschlossen oder mit einer chinesischen Mauer umgeben, wie England dies von jeher getan hat. Es war immer kosmopolitisch gesinnt. Es war immer bereit, vom Ausland zu lernen. Kant empfing seine Anregung von Rousseau, Gume und Locke und baute ihre Gedanken zu einem System aus. Nädel sah die Tragweite des Darwinismus. Die Deutschen adoptierten und vervollkommneten ausländische Erfindungen wie das Unterseeboot, das Maschinenge-

wehr und viele andere. Mopstods Worte sind hier besonders treffend:

„Wie war gegen das Russland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht
edel genug
Zu sehen, die schön dein Fehler ist.“

Es ist Tatsache, daß Deutschland seine Nachbarn viel besser kannte, wie es von diesen erkannt wurde. Den Engländern besonders war das heutige Deutschland mit seiner wunderbaren Leistungsfähigkeit terra incognita. Daher ihre Ueber-
raschung über die ungeahnte Kraft, die in diesem deutschen Volke lag. Es schien, als ob Aschenbrödel über Nacht eine Prinzessin geworden war.

Der Engländer lernt ja aus Prinzip keine fremden Sprachen. Mag die ganze Welt englisch lernen, das ist für ihn viel bequemer. Daher die völlige Unkenntnis deutschen Wesens seitens der Engländer. Sie belachten sogar das Wort „Kultur“. Sie geberdeten sich, als ob es sich um ein neu entstandenes Ding handle. Sie suchten Kultur mit Kanonen, Krieg, Militarismus und „Atrocities“ in Verbindung zu bringen. Sie stellten Vergleiche an mit ihrem Wort „Culture“; wiesen darauf hin, daß „Culture“ nicht mit K buchstabiert wird und behaupteten, daß während der Deutsche mit seiner Kultur prahle, er doch ein Barbar, ein Hunne oder Vandal sei. Bald interessierte sich die ganze Welt für das römische Wort Kultur, wenn auch bis heute nur wenige Engländer und Amerikaner verstehen, worum es sich eigentlich handelt. Sie besitzen nicht genug Sprachkenntnis zu wissen, daß wenn man im Englischen das Wort „Culture“ gebraucht, man es mit dem deutschen Wort „Bildung“ übersetzen muß, während das deutsche Wort „Kultur“ sich mit dem englischen und französischen Wort „Civilization“ deckt. Culture, bez. Bildung ist subjektiv und bezieht sich auf den Einzelnen, während Kultur oder

Civilization etwas Objektives oder Menschliches bezeichnet.

Es ist Blödsinn zu behaupten, daß den Deutschen „Culture“ im englischen Sinne abgeht und daß sie den Ausdruck nicht kennen. Es gibt in Wirklichkeit kein Land, wo Bildung höher geschätzt wird und weiter verbreitet ist, wie in Deutschland. Man kann dort kein vernichtenderes Urteil über einen Menschen fällen, als ihn ungebildet zu nennen. Man darf das deutsche Volk getrost als das gebildetste Volk der Welt betrachten und zwar aus folgenden Gründen. Erstens gibt es in Deutschland weniger Analphabeten als sonstwo. Aus 1000 Personen können in Rußland 617 weder lesen noch schreiben; in Serbien 434; in Italien 306; in Oesterreich-Ungarn 220; in Belgien 92; in Frankreich 30; in England 10; in Amerika 5; in Deutschland 0,5. Zweitens, ist in Deutschland das durchschnittliche Bildungsniveau höher als sonstwo. Es werden dort mehr Bücher, besonders gelehrte Werke, gedruckt und gelesen. Drittens, ist das deutsche Erziehungssystem das beste in der Welt. Es ist seit lange für die ganze Welt vorbildlich gewesen. Während England heute noch kein richtiges Volksschulsystem hat und sich immer noch an das Privatschulsystem hält, reicht die Geschichte des öffentlichen Volksschulunterrichts in Deutschland zurück in die Zeit der Reformation. Wie viel verdanken die Vereinigten Staaten dem deutschen Erziehungssystem! Was wäre unsere amerikanische Pädagogik ohne den Einfluß eines Kant, eines Herbart, eines Ziller, eines Rein? Unsere besten amerikanischen Universitäten sind nach deutschem Muster organisiert, besonders Hochschulen wie Harvard, John Hopkins, Chicago und die Staatsuniversitäten. Ueberall finden wir deutsche Methoden, wie z. B. die Einrichtung von Laboratorien; die Erteilung des Grades Ph. D., die man weder in England noch Frankreich kennt; die Doktordissertation; das Studium der Geschichtsquellen. Unsere amerikanischen Psychologen z. B. sind

fämtlich geschult in den Methoden Bundts, Fechners, Ziehens, Stumpfs, Fledhags. Die großen Historiker Amerikas und Englands, besonders George Bancroft, Stubbs, Freeman und Gardiner schreiben die Geschichte im deutschen Sinne. Die Philosophen und Theologen Amerikas, Englands und Schottlands der Neuzeit haben wenig Originelles geleistet und haben sich fast ganz beschränkt auf eine Reproduktion deutscher Geistesarbeit. Verdanken nicht englische Schriftsteller wie Coleridge, Sir Walter Scott, George Eliot, Mathew Arnold ihre Inspiration wesentlich dem deutschen Geiste? Und wie groß war die Verehrung des Schotten Carlyle für Deutschland. Noch kurz vor Ausbruch des Krieges sagte Lord Salisbury: „Germany is my spiritual home.“ Der große Apostel dessen, was die Engländer „Culture“ nennen, war Mathew Arnold, der Mann, der dies Wort eigentlich erst einführte in England, und er hat einfach das deutsche Ideal der Klassikerperiode adoptiert. Dies deutsche Bildungsideal ist eine Weiterbildung des alten griechischen, wie man ja die Deutschen als die Griechen der Neuzeit betrachten kann und es wird wohl nie möglich sein, dies Ideal zu verdrängen oder zu vervollkommen, denn es ist ein Streben nach wahrer Humanität und schöner Menschlichkeit, ein Streben nach allseitiger und harmonischer Entwicklung und Betätigung aller Kräfte, die im Menschen schlummern. Die großen Geistesheroen Deutschlands, besonders Herder, Lessing, Schiller und Goethe, haben dies herrliche Ideal formuliert und zu erreichen versucht. Dieser Ruhm darf nicht vor ihnen genommen werden. Wahre Geistes- und Herzensbildung kann nicht erhabener gekennzeichnet werden als im Ausdruck Goethes, daß des Menschen höchstes Ziel sei, „Im Ganzen, Guten, Schönen resolut zu leben,“ oder in den Worten Schillers, „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

England ist das Land der Halb-Bildung. „We are a nation of amateurs,“

sagte kürzlich ein hervorragender Engländer. Es mag sein, daß es in Deutschland im gewissen Sinne eine Professorenzunft gibt und daß man dort den Privatgelehrten nicht ganz für voll ansieht. Ich will auch nicht leugnen, daß in England Männer wie Gibbon, Grote, Morley, Spencer und andere, die nicht zur gelehrten Zunft gehörten, Großes geleistet haben. Im Großen und Ganzen jedoch herrscht in England der Dilettantismus. Wie trocken und engherzig war zum Beispiel der Stodengländer Herbert Spencer, der sich rühmte, keine Sprache außer der englischen zu kennen. Während gewisse englische Denker wie Locke, Darwin, Hobbes, Tyndall, Huxley Männer von großer Originalität waren und oft wesentlich neue Gesichtspunkte fanden, war ihr Gesichtskreis oft ein beschränkter, weil ihnen eben jene allseitige Ausbildung, jenes universale Wissen abging, die wir bei deutschen Gelehrten finden wie Leibniz, Kant, Hegel, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Goethe, Ranke, Mommsen, Helmholz, Du Bois Reymond und vielen anderen. Es ist zweifelhaft, ob England seit Milton ein einziges Universalgenie gehabt hat.

II.

Nachdem ich den englischen Begriff „Culture“ erörtert habe, komme ich nun zum deutschen Wort „Kultur“. Wenn der Deutsche von seiner Kultur spricht, meint er die Errungenschaften seines Volkes in geistiger, sowie in materieller Beziehung. Man kann unterscheiden Geistes-Kultur und materielle Kultur. Geisteskultur umfaßt die intellektuelle, religiöse, ethische, politische, soziale sowie die künstlerische Entwicklung, während die materielle Kultur es mit der technischen, industriellen und gewerblichen Entwicklung zu tun hat. Die Kulturgeschichte beschäftigt sich mit der Entwicklung der Kultur nach all diesen verschiedenen Seiten. Nur die deutsche Sprache besitzt dieses bequeme Wort, das gleichbedeutend ist mit dem englischen und

französischen Ausdruck „history of civilization“ (Histoire de la civilization“.)

Es ist natürlich unmöglich, dies kolossale Gebiet der deutschen Kulturgeschichte in den Rahmen eines einzigen Aufsatzes zu zwängen. Wir müssen uns bescheiden mit dem Versuch, zu erklären, was die Ideale des deutschen Volkes sind und wie sie sich als treibende Kräfte in der Entwicklung des deutschen Geistes gezeigt haben. Der erste Charakterzug deutscher Kultur ist tiefe Innerlichkeit. Alles Oberflächliche ist dem Deutschen widerwärtig. Er zieht das Bedeagene dem Bruchhaften vor. Sein Wahlspruch ist „esse quam videri.“ Er dringt auf Sein, nicht bloß auf Schein und verabscheut alles Strebertum. Bescheidenheit wird in Deutschland jedem Kinde gepredigt. Vielleicht allzusehr. Die Berliner Verbesserung des Sprichworts lautet: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr.“ Etwas mehr Selbstgefühl könnte dem Deutschen nicht schaden. Er sollte in dieser Beziehung vom Engländer und Irlander lernen, die immer oben an stehen. Der deutsche Michel hat lang genug den Vasallen gespielt. Auch in Amerika hat das Deutsch-Amerikanische lange nicht die Rolle gespielt, die es hätte spielen sollen. Manche tüchtige Leute sind aus allzu großer Bescheidenheit im Hintergrund geblieben. Der Engländer bringt es hier weiter, trotzdem er mit einem kleineren Kapital von Intelligenz und Tüchtigkeit wirtschaftet. Seine Maschine trägt gewöhnlich ein sehr lautes Horn.

Die deutsche Innerlichkeit offenbart sich auch in den religiösen und moralischen Anschauungen des Deutschen. Seine Sprache ist die einzige, welche das Wort Gemüt besitzt. Der Deutsche muß in ein intimes persönliches Verhältnis zu Gott und der Welt treten. Im religiösen Leben offenbart sich dies Bedürfnis in der deutschen Mystik, wie sie uns bei Meister Eckhart, Tauler, Jakob Böhme entgegentritt. Auch bis auf die Gegenwart hat sich diese mystische Tendenz in Deutschland erhalten. Sie zeigt sich bei Luther,

Zinzendorf, August Hermann Franke, Schleiermacher, Tholuck und vielen anderen namhaften Theologen. Sie sucht die Religion nicht in äußeren Zeremonien und Formen, noch in trockenen Lehrsätzen, sondern erstrebt eine Verinnerlichung derselben. Die Seele soll unmittelbar mit Gott in Beziehung treten und mit ihm vereint werden. „Will die Seele Frieden und Freiheit des Herzens in einer stillen Ruhe finden,“ schreibt Meister Eckhart, „so muß sie wieder heimrufen alle ihre Kräfte und sie sammeln von allen zerstreuten Dingen, in ein inwendiges Wirken.“ Dieselbe Auffassung finden wir in zahlreichen Kirchenliedern, wie z. B. bei Teerstegen:

„Alles in mir schweiget,
Andachtsvoll vor dir sich neiget.“

Schleiermacher, der Erneuerer der modernen Theologie, weist der Religion als ihren Hauptsitz das Herz oder Gemüt zu, nicht den Kopf. „Pectus est quod theologum facit,“ sagt Bengel. In diesem Sinne nennt Fichte die Deutschen das Volk des Gemütes. Der Deutsche muß wirklich, wie die Engländer ihm vorgeworfen haben, einen deutschen Gott haben, das heißt, einen Gott, zu dem er in ein gemütvolles, kindliches, persönliches Verhältnis treten kann. Religion ist ihm Geist und Leben, nicht totes Formenwesen.

Auch muß der Deutsche eine Weltanschauung haben und wieder ist es charakteristisch, daß nur seine Sprache dies Wort besitzt. Er will hier in dieser Welt zu Hause sein. Sie soll ihm ein Heim, nicht ein Hotel sein. „Wie ist doch die Erde so schön,“ singt er. Er liebt den Wald und die Bäume, wie seine schönen Waldeslieder bezeugen. Er liebt die Blumen und die Vögel. Es ist nicht eine fremde Welt, sondern seine eigene. Ja, der deutsche Idealismus behauptet sogar, daß jeder Einzelne sich seine eigene Welt aufbauen muß. Kant behauptet, daß der Verstand nicht seine Gesetze aus der Natur empfängt, sondern diese Gesetze

der Natur selber vorschreibt; daß sich die Dinge nach unseren Begriffen richten müssen, nicht umgekehrt. Er verlegt den Schwerpunkt nicht ins Objekt, sondern in das Subjekt.

Nach in der deutschen Auffassung der Moral offenbart sich diese Tendenz des Subjektivismus. Der Deutsche will handeln aus eigenem inneren Antrieb, nicht durch äußeren Zwang. Er verlangt volle Freiheit in seinem Tun und Lassen. In der kantischen Moral kommt dies besonders zum Vorschein. Kant sucht das Moralgesetz im Innern des Individuums, das auf diese Weise sein eigener Gesetzgeber wird. Der gute Wille ist das Entscheidende, nicht das äußere Gebot. Kant sagt: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden als allein der gute Wille.“ Kant hat hier den deutschen Begriff der Freiheit begründet aus dem Innern des Menschen. Persönlichkeit ist ihm „Freiheit und Unabhängigkeit vom Mechanismus der ganzen Natur.“ Charakter definiert er als „diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher das Subjekt sich selbst an bestimmte praktische Prinzipien bindet, die es sich durch seine eigene Vernunft unänderlich vorgeschrieben hat.“ Dieser kantische Begriff der moralischen Freiheit ist tief eingedrungen in den Charakter des deutschen Volkes. Es ist eigentlich derselbe Begriff, wie ihn Luther vertritt, wenn er redet von der Freiheit eines Christenmenschen vom äußeren Gesetz. Es ist auch der wahre evangelische Geist, wie ihn Jesus und Paulus besitzen.

Das Puritanerthum Englands und Amerikas hatte wenig von diesem Geist, denn es fiel wieder zurück in den engen Mosesismus mit seiner juristischen Tendenz. Leider lebt dieser alttestamentliche Geist des äußeren Zwangs immer noch fort in Amerika und England, wo man die Menschen zwingen will, gut zu sein.

Dieser deutsche Idealismus, wie er von Kant, Fichte und anderen zu einem

philosophischen System ausgearbeitet wurde, aber von diesen großen Denkern aus der deutschen Volksseele gleichsam herausgeholt wurde, ist das größte Geschenk, das dies Volk der Dichter und Denker der Welt gegeben hat. Wie ungemein schöner und erhabener ist er als das trodene, materielle Nützlichkeitsprinzip englischer Denker, welche nur Sinn für das Nützliche haben und die Welt für eine Muster betrachten. Mögen andere Völker diese Weltanschauung annehmen oder nicht, das bleibt dem deutschen Volk gleichgiltig. Es wird selber nie von diesem Idealismus lassen, denn es ist durch den Einfluß desselben reich an innerem Gehalt geworden.

III.

Der zweite Charakterzug deutschen Wesens ist Liebe zur Arbeit um ihrer selbst, nicht um äußeren Lohnes willen. Nur solche Arbeit gewinnt ethische Bedeutung — ja, eine Art religiöse Weihe. Gustav Freytag erkannte die Bedeutung der deutschen Arbeit und in seinem Roman „Soll und Haben“ schildert er das Leben seines Volkes von dieser Seite aus. „Ehret eure deutschen Meister,“ sind die Worte, die Wagner in den Mund von Hans Sachs legt in den „Meistersingern von Nürnberg.“ Die tiefste Weisheit liegt im deutschen Sprichwort „Luft und Liebe zum Ding, macht Mühe und Arbeit gering.“ Der Deutsche liebt seinen Beruf und besitzt in hohem Maße Berufsstolz und Berufstreue. Wo findet man ein solch pflichttreues und tüchtiges Beamtenum wie in Deutschland? Wo findet man ein solches Offizierkorps?

England mag die allgemeine Wehrpflicht einführen, aber es wird ein Jahrhundert dauern, ehe es solche tüchtigen und pflichtgetreuen Offiziere heranbilden kann, wie Deutschland sie besitzt. Und wenn wir das „Spoils System“ im politischen Leben Amerikas betrachten, finden wir, daß hier selten ein Mann, der ein öffentliches Amt bekleidet, eine spezielle Vorbereitung für dies Amt besitzt.

Man hat hier in Amerika die Anschauung, daß das Amt für den Beamten besteht. Wie viel billiger und tüchtiger ist das deutsche Verwaltungssystem, wo darauf gedrungen wird, daß der Beamte ein Fachmann sei. Besonders in der städtischen Verwaltung, sowie im diplomatischen und Konsulardienst kann Amerika viel von Deutschland lernen, denn dort werden öffentliche Ämter nicht als politische Pfünden betrachtet. Amerika wird nie den südamerikanischen, orientalischen und russischen Handel an sich reißen können, ehe es nicht seinen Konsulardienst nach deutschem Muster einrichtet. Ebenso ist es lächerlich, Zivilisten an die Spitze des Kriegs- und Flottendepartements zu stellen, weil dieselben unmöglich ihrer Aufgabe gerecht werden können. Man scheint in Amerika zu glauben, daß der gemeine Mann zu allem tüchtig ist und im Handumdrehen eine andere Profession ergreifen kann. Das deutsche System dringt auf spezielle Begabung und gründliche Ausbildung für jeden besonderen Beruf.

Wie tüchtig ist der deutsche Handwerker! Er würde es für eine Schmach ansehen, schlechte Arbeit zu liefern oder minderwertige Waren auf den Markt zu bringen. Er hat sein Fach gründlich gelernt und ist stolz im Gefühl der Meisterhaft.

Kein anderes Volk besitzt solche Arbeitskraft wie das deutsche. Läßt Einer hier in Amerika vom Handwerker etwas verrichten, er wird selten zufrieden sein mit der geleisteten Arbeit. In Deutschland hingegen würde der Handwerker es als eine persönliche Beleidigung ansehen, wenn man seine Arbeit tadeln würde. Das deutsche Volk hat durch bittere Not arbeiten gelernt. Dieses Volk war das Leben nie so bequem, wie den Engländern und den Amerikanern, denn Deutschland ist verhältnismäßig arm an Rohstoffen. Preußen wurde oft von seinen Nachbarn wegen seines schlechten Bodens „die brandenburgische Streusandbüchse“ genannt. Es galt dort entweder unterzugehen oder

wirtschaften zu lernen. Und heute sieht jeder, daß die deutsche Arbeit fast Unmögliches geleistet hat. Wegen seiner Arbeitsamkeit ist der Deutsche überall der gefürchtete und deshalb der gehasste Konkurrent geworden. Er ist der Hekt im Karpathentisch. Die Not Deutschlands wurde zum Segen, indem das Volk durch Entbehrungen und eiserne Disziplin zu dem wurde, was es heute ist. Heute weiß der Engländer, daß er dieser deutschen Konkurrenz nicht gewachsen ist, denn in den letzten paar Jahren vor dem Krieg sah er, daß, wenn er zwei Schritte voraussetzte, der Deutsche drei Schritte vorwärts nahm. Als die deutsche Konkurrenz erst anfang, vor etlichen Dezennien, fabrizierten die Deutschen zwar sehr billige, aber minderwertige Waren, und England hoffte, diese deutschen Fabrikate zu diskreditieren, indem es geschlechtlich verlangte, daß sie den Stempel tragen sollten: „Made in Germany.“ Siehe da! bald wurde dieser Stempel die höchste Empfehlung sowohl in Bezug auf Gediegenheit als wegen der Billigkeit des Artikels. Es wird immer klarer, daß Englands Interesse am gegenwärtigen Weltkrieg hauptsächlich darin liegt, diesen lästigen Konkurrenten und gefährlichen Nachbar lieber tot zu schlagen, als einen ehrlichen Wettkampf mit ihm fortzusetzen.

Hier, wo von deutscher Arbeit die Rede ist, darf der deutsche Schulmeister nicht vergessen werden. Vor dem deutschen Lehrer muß jeder den Hut abnehmen. Bei geringem Lohn widmet er sich unverdrossen und mit höchster Begeisterung seinem Lebensberuf, das neue Geschlecht heranzubilden. Das Lehrfach wird nicht als ein Ubergangsstadium zu einem anderen Fach angesehen, sondern ist ein Lebensberuf. Nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer bietet er eine gesicherte und geehrte, wenn auch eine bescheidene Existenz. Der deutsche Unterricht ist musterhaft, aber noch musterhafter ist die Disziplin der deutschen Schule. Sie bringt Eisen ins Blut. Der Knabe erhält, was er später so sehr

braucht, besonders in den späteren Jahren des Unterrichts, männliche Leitung und Zucht, so daß er selbst einmal ein Mann wird. Heute weiß man, was Deutschland seinen Erziehern schuldet. Kein Wunder, daß man so oft die Aeußerung hört, der deutsch-französische Krieg sei vom deutschen Schulmeister gewonnen worden.

Wir, die wir in Deutschland unsere Erziehung genossen haben, haben als Schönstes und Bestes mitgebracht deutsche Schaffensfreudigkeit und Begeisterung für die Wahrheit. Wir haben arbeiten gelernt im deutschen Sinne. Dieses Arbeitssystem, wie es in Deutschland gang und gebe ist, hat vielleicht Goethe am besten gekennzeichnet in seinem Vers:

„Ohne Hast, aber auch ohne Rast,
Drehe sich jeder um die eigene Last.“

Die Bedeutung dieses goldenen Wortes Goethes war auch Carlyle, Sir Walter Scott und etlichen anderen Engländern und Schotten klar, die dem deutschen Wesen huldigten, denn einst ließen sie diese Worte auf einen kostbaren Ring gravieren und schickten denselben nach Weimar als ein Geschenk an ihren großen deutschen Lehrer. In diesem Sinne hat jeder große Deutsche gearbeitet. In diesem Sinne hat Erwin von Steinbach seinen Dom gebaut, haben Wagner und Beethoven ihre erhabenen Musikwerke geschaffen, haben Peter Vischer, Lukas Cranach und Holbein ihre Kunstwerke hervorgezaubert, haben Freiherr von Stein und Bismarck dem Staate gedient, hat Luther die deutsche Reformation zum Siege gebracht. In diesem Sinne hat Friedrich der Große den preussischen Staat geschaffen und Scharnhorst, Gneisenau und von Boyen die deutsche Armee. In diesem Sinne regiert heute der deutsche Kaiser sein Volk und kämpft jeder deutsche Soldat den Heldenkampf fürs Vaterland.

Es ist diese Freude an der Arbeit, dieses sich der Arbeit Widmen, als wäre sie ein religiöser Beruf, welcher dem Arbei-

tenden höchste Befriedigung gewährt und ihn jung erhält selbst im höchsten Alter. Dies ist das Geheimnis der Jugendlichkeit von Deutschlands genialen Männern. Wir verstehen nun, wie Ranke noch mit achtzig Jahren seine Weltgeschichte schreiben konnte, wie Eduard Zeller, Mommsen und andere deutsche Gelehrte noch schreiben und dozieren in höchster geistiger Frische, nachdem sie das achtzigste Lebensjahr überschritten hatten; wie der alte Kaiser Wilhelm I. sogar im 90. Lebensjahr noch sagen konnte: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein.“ Wenn man die Arbeit liebt und mit größtmöglicher Fertigkeit betreibt, wird sie zum Spiel. Jedes Genie hat etwas Jugendliches. Schopenhauer sagt: „Wirklich ist jedes Kind gewissermaßen ein Genie und jedes Genie gewissermaßen ein Kind.“ Herder sagt, daß Goethe ewig ein großes Kind gewesen sei. Von Schiller rühren die Worte: „Denn, um es endlich einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ Und so will es mir scheinen, als ob die vollendete Meisterschaft der deutschen Arbeit, die gründliche Vorbereitung, die jeder für seinen Beruf durchmachen muß, die eiserne Zucht und Disziplin und die hohe Freude an seiner Arbeit, die fast jeder hat, das Geheimnis löst, wie heute, besonders im gegenwärtigen Krieg, so Wunderbares geleistet wird in der Luft, auf dem Lande und auf der See.

IV.

Als dritten Charakterzug deutschen Wesens nenne ich Pflichtgefühl.

Ich will nicht behaupten, daß die Deutschen ein Monopol an der Pflichttreue besitzen, denn auch unter anderen Völkern finden wir diese; ich behaupte aber, daß kein anderes Volk ein so allgemeines und starkes Pflichtgefühl besitzt. Es wird gesagt, daß der große englische Admiral Nelson vor der Seeschlacht von Trafalgar eine Flagge aufhissen ließ mit

der Inschrift: „England erwartet, daß jeder Mann seine Pflicht tut.“ Auf einem deutschen Kriegsschiff wäre es unnötig, dies zu tun, weil einfach vorausgesetzt wird, daß jeder seine Pflicht erfüllt, ohne besonders dazu angehalten zu werden. Ein einziger Fall mag dies illustrieren. Als der König von Preußen einst ein Stipendium zur Belohnung besonderer Pflichttreue seitens der Schüler der berühmten Erziehungsanstalt zu Schulpforta zu stiften gedachte, mißbilligte der Rektor dieser Schule den Plan, weil er hoffte, daß seine Zöglinge ihr Bestes tun würden, auch wenn sie keine Aussicht auf Belohnung haben.

Dies eiserne Pflichtgefühl ist in Deutschland eine Tradition. Friedrich der Große schrieb: „Es ist nicht notwendig, daß ich lebe, es ist aber notwendig, daß ich meine Pflicht erfülle und für mein Vaterland kämpfe.“ Die großen deutschen Dichter und Philosophen führten dieselbe Sprache. Von Goethe haben wir die schönen Worte: „Versuche deine Pflicht zu tun, und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“ Und an einer anderen Stelle sagt er: „Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug getan.“

Von allen anderen jedoch ist es der große Königsberger Philosoph Kant, den man als moralischen Erzieher der Deutschen betrachten muß. Er hat in seinem kategorischen Imperativ die Formel der Pflicht gebildet. Diese lautet: „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst,“ oder in der anderen Fassung: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann.“ Kants erhebende Worte: „Du kannst, denn du sollst,“ beruhen auf der Ueberzeugung, daß unsere Kraft und Freiheit stets genügen wird, um die Erfüllung unserer ganzen Pflicht zu ermöglichen.

Es war dieser Geist, welcher dem unter den Füßen Napoleons liegenden und zertretenen Preußen die Kraft einflößte, sich wie ein Phönix aus der Asche zu neuem Leben emporzuschwingen. Dieser Geist lebt im gesamten deutschen Volk der Gegenwart und hat dieses zu einem Geldenvolk bereichert. Keinem anderen Volk der Erde ist das Leben von jeher ein solch furchtbarer Kampf gewesen; kein anderes hat eine solche Schule des Leidens durchmachen müssen; kein anderes hat sich dermaßen in Zucht genommen und an sich selbst gearbeitet. Die Worte der alten Sage, welche Bezug nehmen auf den Landgraf von Thüringen: „Landgraf, werde hart; werde hart wie Eisen,“ gelten heute vom gesamten deutschen Volke. Es ist hart geworden in seiner Entscheidung, durchzuhalten, bis der Sieg errungen.

V.

Der vierte Charakterzug deutschen Wesens ist Organisationsfähigkeit.

Es war ein deutscher Jurist, Savigny, der zuerst den Staat mit einem Organismus verglich. Ihm ist der Staat kein toter Mechanismus, sondern ein lebendes, gegliedertes und sich entwickelndes Wesen, in dem jedes Individuum ein Glied des Ganzen ist und seine spezielle Tätigkeit vollbringen muß, wenn nicht das Ganze leiden soll. Ein anderer deutscher Gelehrter, Schäffle, hat in seinem Buch „Vau und Leben des sozialen Körpers“ diesen Gedanken biologisch zu begründen versucht. In Deutschland ist die Sozialisierung des Staates viel weiter fortgeführt worden, wie in irgend einem anderen Lande. Ein Gebiet nach dem anderen, Forstwesen, Telephon- und Telegraphenwesen, Eisenbahnen, Vergwerke u. s. w. sind vom Staat übernommen worden, so daß heute drei Millionen Menschen im Staatsdienst arbeiten. Die gesamte Kapitalanlage dieser staatlichen Unternehmungen in Deutschland beläuft sich auf sieben Milliarden Dollars, der jährliche Profit auf 280 Millionen Dol-

lars. Bayern bestreitet 39% seiner Staatsausgaben durch den Profit von seinen industriellen Unternehmungen, Preußen aber 47.5%.

Auch in Bezug auf staatliche Fürsorge ist Wunderbares geleistet worden. Nirgends ist der Arbeiter dermaßen geschützt wie in Deutschland durch die Alters-, Unfall- und Krankenversicherung. Auf diesem Gebiete sind die deutschen Einrichtungen geradezu musterhaft und Amerika würde wohl daran tun, das deutsche System zu studieren und nachzuahmen.

Wir Amerikaner ebenso wie die Engländer brüsten uns mit unserem Individualismus. Dieses Wort bedeutet bei uns der Schäden viele. Es darf nicht vergessen werden, daß wir diesen Individualismus den alten Deutschen verdanken. Die größten englischen Historiker wie Edward A. Freeman, William Stubbs und John Richard Green wurden nie müde, diese Tatsache zu betonen und zu beweisen, daß die freien Institutionen Englands germanischen Ursprungs sind. Heute natürlich wird diese historische Wahrheit verdeckt und die Engländer möchten eher beweisen, daß sie mongolischen oder slavischen Ursprungs sind.

Wenn aber auch der Individualismus ursprünglich in den Wäldern Deutschlands zu Hause war, so hat Deutschland heute jedoch den extremen Individualismus aufgegeben, weil es längst die Schwächen desselben erkannt hatte, ebenso wie England sie heute erkennt. Der Individualismus ist atomistisch: er löst den Staat in seine einzelnen Bürger auf. Er ist selbstsüchtig, denn er redet stets nur von Rechten, nicht von Pflichten. Jeder einzelne tut, was er will, nicht was er soll. Seine Lösung lautet: Jeder für sich. Im Staat regiert der Schopenhauer. Der Staat kümmert sich wenig um den Einzelnen.

Der heutige deutsche Staat ist ein Kunstwerk: eine politische Neuschöpfung ersten Ranges. Die deutsche Staatsidee ist eine wunderbare Verbindung zwischen dem alten deutschen Individualismus

und der antiken Staatsidee und versucht den einen Begriff durch den anderen zu ergänzen. Der Antike gilt der Staat alles, aber das Individuum nichts. Man wußte im Altertum nichts von der wahren persönlichen Freiheit. Diesen Begriff verdanken wir dem Einfluß des Christentums und dem germanischen Freiheitsgefühl. Im altdeutschen Staat aber war das Individuum souverän und die Machtsphäre des Staates beschränkt. Dieser germanische Individualismus artete im Feudalwesen in die reinste Anarchie aus. Der neue deutsche Staat besitzt die Autorität, die Konzentration und die Majestät des antiken Staates, sichert aber dabei die volle persönliche Freiheit des Bürgers. Seine Lösung lautet: „Einer für Alle, Alle für Einen. Diese Harmonie hat eigentlich erst den wahren Begriff des Vaterlandes geschaffen.

Die deutsche Staatsidee entzündet den glühendsten Patriotismus. Weil jeder dem Vaterlande viel verdankt, liegt es ihm ob, daß er bereit sei, für dies Vaterland zu kämpfen und wenn notwendig, auch sein Leben zu opfern. Während in Amerika und England der Staat immer noch als ein notwendiges Uebel angesehen wird, finden wir in Deutschland eine Solidarität, die sonst nur im antiken Staat zu finden war.

Am wunderbarsten hat sich die deutsche Organisationsfähigkeit geoffenbart in der deutschen Heeresverfassung. Das deutsche Heer ist nicht des Kaisers Spielzeug, sondern das ganze deutsche Volk in Waffen. Jeder waffenpflichtige Mann vom Kaiserssohn bis herab zum Bauernsohn steht da in Reih und Glied als Teil des Ganzen. Das deutsche Heer ist nicht so sehr eine Maschine als ein lebendiger Organismus. Hier finden wir die wahre Demokratie, die auf Gleichheit der Pflichten beruht. Kein Zweifel kann bestehen, daß die stramme Disziplin, die jeder Deutsche im Heer erhält, die beste Vorbereitung für das praktische Leben bildet. Nicht zum Fluch, sondern zum Segen ist den Deutschen dieser sogenannte Militarismus geworden. Die militärische

Organisation ist das Vorbild geworden für jeden Zweig der Tätigkeit, so daß Deutschland heute ein Musterstaat oder ein Bienenkorb geworden ist. Jeder muß sein Aeußerstes tun. Jeder muß gründlich vorbereitet werden für seine spezielle Rolle im Leben. Der Dilettantismus ist verpönt. Die Anforderungen an jeden werden auf das Höchste gespannt und dadurch wird die größtmögliche Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit erzielt. Keine Kraft wird vergeudet. Für die Faulen und Dummen gibt es kein Erbarmen. So gleicht Deutschland einem Feld, wo kein Stückchen Land brach liegt.

Wie glänzend hat sich die deutsche Organisationsfähigkeit im gegenwärtigen Kriege bewährt! Auch das kleinste Detail war berücksichtigt worden. Es ist charakteristisch für diese Vorsehung, daß jeder deutsche Soldat zwei Reihen Knöpfe an den Hosenträgern hat. Wie beispiellos rasch und leicht ging die Mobilisierung des deutschen Heeres von statten. Da klappte alles. Man hatte nicht nur genug Munition, sondern auch die Gulaschkanonnen waren da. Wie überlegen war die Pflege für die Verwundeten gegen die englischen und französischen Einrichtungen! Wenn auch Deutschlands Feinde viele dieser Einrichtungen verachteten, wurden sie doch zuletzt einfach gezwungen, viele derselben nachzumachen. Auch sie haben jetzt ihre Uhren eine Stunde vorgezogen wie die deutschen Barbaren. Auch die Engländer geben jetzt zu, daß die Zeppeline einen gewissen Zweck erfüllen. Auch die Franzosen haben jetzt ihre Kapten weggeworfen und den deutschen Helm angenommen, natürlich in verbesserter Form. Auch sie haben nun erkannt, welchen Vorzug die deutsche feldgraue Uniform vor ihren roten Hosenträgern hat. Ebenso haben die Alliierten jetzt begonnen, die knappen, sachlichen Berichte des Generalstabes zum Vorbild zu nehmen. Möchten sie auch einmal die deutsche Wahrhaftigkeit nachahmen! Und wenn wir Amerikaner heute von preparedness, efficiency und dergleichen reden, so sind dies lauter deutsche Ideen, obschon man es nicht zu-

geben will. Wir möchten wohl auch eine ebenso tüchtige Armee haben, wie die deutsche es ist, aber wir wollen keinen Militarismus, deshalb nennen wir es das Schweizer System.

VI.

Der fünfte Grundzug deutschen Wesens ist Freiheitsliebe.

Man hat in diesen Tagen vielfach Vergleiche angestellt zwischen der Regierungsform Amerikas und Englands einerseits und derjenigen Deutschlands andererseits und behauptete, daß in Deutschland der Despotismus herrscht. Man hat den deutschen Kaiser als War Lord zum Despoten gestempelt. Man hat ganz und gar vergessen, daß die englische und amerikanische Freiheit germanischen Ursprungs ist; daß Luther der größte Kämpfer für Freiheit war, den die Geschichte kennt; und daß die Reformation, die ja dem modernen Freiheitsgedanken erst zum Sieg verhalf, eine deutsche Bewegung war.

In mancher Beziehung hat die deutsche Regierungsform viel mehr Ähnlichkeit mit der amerikanischen als die englische: Amerika und Deutschland sind beide Föderativ-Staaten, während England ein geschlossener Einheitsstaat ist; beide haben geschriebene Verfassungsurkunden, während England keine besitzt; beide haben ein freies allgemeines Wahlrecht, während dies von England nicht gesagt werden kann. Beide haben den englischen Parlamentarismus nicht angenommen; ebenso wie der Kaiser, besitzt der amerikanische Präsident die Hauptvollzugsgewalt, ernennt seine Minister und setzt sie ab nach seinem Belieben, ohne vom Majoritätsbeschluß der Legislative dazu gezwungen zu werden. Der deutsche Kaiser hat keine größere Machtbefugnis in Bezug auf Militärgewalt oder Krieg und Frieden als der Präsident, denn in beiden Fällen erklärt die Legislative Krieg. Das Wort "War Lord" ist eine irreführende Uebersetzung des deutschen Wortes "Oberster Kriegsherr".

welches genau dasselbe bedeutet, wie der amerikanische Ausdruck „Commander-in-chief of the Army and Navy.“ Zudem der Präsident das Veto-Recht besitzt, hat er sogar größere Machtbefugnisse als der deutsche Kaiser.

Ich behaupte, daß man in Deutschland viel mehr wahre Gedankenfreiheit besitzt, wie hier in Amerika. Der Deutsche ist viel weniger orthodox oder an die Tradition gebunden, wie der Amerikaner oder der Engländer. So ist jeder deutsche Gelehrte sozusagen eine Art Revolutionär in der Gedankenwelt. Er muß alte Anschauungen bekämpfen und neue aufstellen, um überhaupt zur Geltung zu kommen. Dies sehen wir besonders im religiösen Leben, wo in Amerika und England die Orthodoxie oft so streng waltet, daß man noch an mittelalterlichen Ideen festhält. Der Deutsche mag mitunter liberal sein in Bezug auf seine Theologie, er ist aber selten frivol, wie der Franzose. Der Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Franzosen kommt zum Ausdruck im Unterschied zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire. Letzterem fehlte absolut der tiefe sittliche Ernst und das Pflichtgefühl, welche wir bei ersterem finden. „Das können unsere Nachbarn nicht verstehen,“ sagte einmal treffend Heinrich von Treitschke, „daß wir Deutsche so frei sind und doch so fromm.“ Auf den deutschen Universitäten herrscht vollständige Lehr- und Redefreiheit, wo jeder Professor sagen darf, was ihm gutdünkt, ohne befürchten zu müssen, daß er abgesetzt wird, wie dies auf amerikanischen Universitäten in letzter Zeit mehrmals vorgekommen ist. Besitzen wir Amerikaner trotz unserer vielgerühmten Freiheit wirklich

dieselbe Freiheit der Meinungsäußerung, denselben Mut, unsere Gedanken zu verfolgen bis auf ihre letzten Konsequenzen? Liebt nicht in Amerika die öffentliche Meinung und besonders die Presse, eine wirkliche Tyrannei auf den Einzelnen aus? Wird nicht oft derjenige als Verräter gebrandmarkt, der nicht genau so denkt wie die Majorität? Ich sehe in dieser Tendenz eine furchtbare Gefahr für die Zukunft unserer amerikanischen Freiheit. Gedankenfreiheit ist das Fundament aller wahren Freiheit. Diese darf nicht preisgegeben werden. Hierin kann der deutsche Einfluß viel Unheil verhüten. Wir dürfen nicht vergessen, daß man wohl die Tradition der Freiheit ererbt haben mag, aber das Wesen wahrer Freiheit verlieren kann, wenn man vergißt:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Und nun hoffe ich, daß es mir gelungen ist zu zeigen, worin der Geist der deutschen Kultur besteht und Klar zu machen, warum der Deutsche auf seine Kultur stolz ist und dieselbe wie ein Heiligtum verehrt. Die Worte Walters von der Vogelweide sind heute immer noch, ja heute besonders, wahr:

„Ich hân lante vil gesehen
Unde nam der besten gerne war;
Uebel muoze mir geschehen
Künde ich je min herze bringen dar,
Daz im wohl gevallen
Wollte fremder site.
Nû waz huelfe mich ob ich unrecht stritte?
Deutsche Zucht gât vor in Allem.“

I learned that between two
forty per cent was a very liberal
climate for England. So I
may positively state that
the English language which in

the best scholars of the present time
As I have studied that subject for
thirty years I think I am entitled to ex-
press an opinion.

Mr. Proud wrote a History of
Pennsylvania. It was printed in 1797
in two volumes, but did not come
down to the war of independence. Its
title page reads as follows:

„Beschreibung dieses Aufsatzes, als Darstellung
des Verhältnisses von der Revolution in Amerika
zum Leben, ist ein glücklicher Versuch, die deutsche
Sprache zu bereichern.“

Is This An English Country?

BY THOMAS J. DIVEN.*

We have seen many statements within the past eighteen months as to the complexion of the inhabitants of the United States as to blood. Every statement that I have seen appears to me to be very erroneous. Some have estimated the non-English element at twenty-five per cent. The highest estimate given was one-third, to the people whose direct ancestors were not of English blood. While, of course, we can only approximate in this matter, I estimate our people to be divided as follows: One-third or more of German descent. About one-third or a little less of Irish descent, and the remaining third of English blood and all other nationalities. In this I exclude the Negroes and include the Scotch and Welsh as English. I am aware, however, that a Scotchman will have rabies if he finds I have counted him as an Englishman. I will assert, backed by all I know, that those of direct English descent in our country will not number over one-fourth of the entire population. In forming this estimate I have taken the city directories and telephone directories of a number of towns large and small, north and south, opened it at random and counted the names as to derivations. The telephone directories usually contain also the rural element. Whenever in doubt I have given the name to England, although I know many of the German and French names have been merely Anglicized. I learned that between twenty-five and thirty per cent was a very liberal estimate for England. So I think we may positively state that while we use the English language, which in itself

is no language at all, only a conglomerate of Teuton, Latin, French, Spanish and Greek, we are not an English country. So that consequently any man who advises us to enter the war to help out our own people is a false and dangerous prophet.

I will not rest here but will go back to a period antedating the origin of our republic. I know of no authority so good as Robert Proud. I can ascertain nothing about him further than appears in his writings. He was evidently an Englishman by birth as in his description of Pennsylvania, its climate, productions, etc., he shows a minute acquaintance with the climate and productions of England. If he were not born there he must have been educated there or lived many years there. He was at least an Englishman. We know him to have been a well educated, scholarly man as his English is perfect, while his fondness for quotations from the Latin classics, which he gives in the original, shows him to have had the highest education to be obtained at the time. He is moreover accurate, an excellent quality, but not always possessed by a historian. Many of the histories in my library are nothing but bundles of lies, as for instance, Prescott, Clavijero Garcillasso Cega, Green, etc. His estimate of the Indian population that lived in 1760 within what is now the United States agrees absolutely with the estimates of the best scholars of the present time. As I have studied that subject for thirty years I think I am entitled to express an opinion.

Mr. Proud wrote a History of Pennsylvania. It was printed in 1797 in two volumes, but did not come down to the war of independence. Its title page reads as follows:

* Schreiber dieses Aufsatzes, ein Amerikaner, dessen Voreltern vor der Revolution in Amerika gelebt haben, ist ein glühender Verehrer deutschen Wesens.
Dr. M. S.

"The History of Pennsylvania, in North America, from the Original Institution and Settlement of that Province, under the first Proprietor and Governor William Penn, in 1681, till after the Year 1742; with an Introduction Respecting The Life of W. Penn prior to the grant of the Province, and the religious Society of the People called Quakers;—with the first rise of the neighbouring Colonies, more particularly of West New Jersey, and the Settlement of the Dutch and Swedes on Delaware, to which is added, a brief Description of the said Province and of the General State in which it flourished, principally between the Years of 1760 and 1770, the whole including a Variety of Things, useful and interesting to be known, respecting that Country in early Time, &c."

We have only to do with the latter half of the second volume which is headed: "General State of Pennsylvania between the years 1760 and 1770."

On page 273 I find the following:

"Besides the large importations of people from Ireland into this province, both in early and latter times, those from Germany have been so great, that it is supposed near one-third, at least, of the inhabitants, at this time, consists of the last, and their descendants: the counties of Lancaster, York, Berks, and Northampton being principally settled by them, and they are very numerous, even in the city and county of Philadelphia, as well as in the others.

In the summer of the year 1749, twenty-five sail of large ships arrived with German passengers alone; which brought about twelve thousand souls, some of the ships about six hundred each; and in several other years near the same number of these people arrived annually; and in some years near as many annually from Ireland. Cumberland county is mostly settled by the Irish, who abounded through the

whole province. The Germans seem more adapted for agriculture, and the improvement of a wilderness, and the Irish for trade, &c. The former soon get estates in this country, where industry and parsimony are the chief requisites to procure them &c."

On page 275 he estimates the population of Pennsylvania, prior to the rebellion, at about half a million of souls, or more than that of Virginia, North and South Carolina combined. As the population doubled every twenty years or less from births and immigration, we may say that the population of Pennsylvania in 1776, the year the revolution began, must have been considerable over that figure and that it was as Proud asserts the richest, most populous, happiest and most contented of all the colonies, that entered into that struggle.

To find the cause of this tremendous growth and prosperity we have not far to seek; Proud enters into the discussion of this question thoroughly. An Englishman, he attributes it all to the influence of the German and Irish element modifying and liberalizing the English element, that two of those bloods always exerted a restraining influence on the other, that they mutually agreed that no religious questions should intervene, but that each individual without molestation should follow the path to salvation in his own way. But above all he attributes its success to the quotation from Horace which he quotes in the Latin: "Modus in rebus" etc., "The golden mean is best. The line of rectitude inclines neither too far to the right, nor too far to the left." This he says has been the guiding star of Pennsylvania, leading it into unheard of prosperity and happiness, and attracting the crowds of immigrants from all sources who found tranquility, wealth and contentment under the benign spirit of moderation.

And this spirit even reflected itself on

the surrounding states. The Germans swarming through Pennsylvania settled New York up through the Mohawk valley. Southwards through Frederick and Hagerstown they predominated in western Maryland, down through Virginia they filled the Shenandoah Valley, so that even today that region is what still goes under the name of Pennsylvania Dutch, but whether in New York state, Maryland or Virginia they looked towards Pennsylvania as their center. From it radiated all their literature and cultivation; wherever they settled they were called by their non-German neighbors "Pennsylvania Dutch." Proud everywhere gives them the highest praise of which his language was capable. The Puritans have received more abuse than any other people in the history of the world. Not even the Jews have received such harsh treatment at the hands of writers, chief among whom were their own writers of transcendent merit, Hawthorne, Holmes and Emerson. Rufus Choate, himself a Puritan, said: "Not enough has been made of the Puritan mothers; they not only had to endure all the hardships of the Puritan fathers but they had to endure the Puritan fathers." A writer says: "When the Puritans landed they first fell on their knees, then they fell on the aborigines." A Southern senator whom I heard speak at Savannah, Georgia, when a young man, said: "A Puritan Yankee would rather make one dollar by trickery than two dollars in an honest manner." All the Southern writers and speakers used to say: "We bought the Negroes from the Yankees here on our own soil with silver. The Yankees bought them in their native land for rum. In buying them out of the hands of the Yankees we distinctly ameliorated their condition." All the writers and travelers of all the civilized nations of the world have taken a whack at the Puritan Yankee.

As to the cavaliers of Virginia, of whom their descendants are so proud, I would advise one to read Captain John Smith's own history as to their characters and habits. He lived with them, governed them and knew them. Many writers of their own race have described the Englishman who came prior to the revolution, with the exception of the Puritans as ne'er do wells, the dregs of the English race. In the histories of the day many of the individuals were referred to as being murderers, thieves, sheep stealers, drunkards, etc., prior to leaving England. Many of them were released from jail as incorrigible solely on condition that they would emigrate to America. Some of the most violent Tories of the revolution were such characters who did not hesitate to take the English gold, freely used then, as today, and become the enemies of their neighbors out-doing even the Indians themselves in their cruelty. I could mention many names referred to in local histories.

But then as today the English had the writers and in history they have forged to the front. And then the most of our people are walled in by the dense, impenetrable wall of one language, that of the English. Charles V. said: "As many languages as a man knows so many times is he a man." Many of our people of almost pure German blood do not even know they are descended from that race. The majority of our people today, are in the position of a jury who hears only one side of a case.

Let us now consider who those Germans and Irish were who constituted together the majority of the colonists prior to the time of the revolution. After that date all other nationalities, including the English, were swamped by the tremendous inrush from Germany and Ireland, but of them we do not now treat.

All authorities agree that the Ger-

mans were as a rule, Lutherans, Baptists and United Brethren, most of whom had left the Palatinate, which territory up to the last quarters of the eighteenth century had belonged to Germany. Between 1675 and 1700 this region, as is commonly known consisting mainly of Alsace and Lorraine was annexed to France. They are now fighting over the ownership of precisely the same tract, but how many of our people, even of the descendants of those settlers know the story of the Palatinate? More even than that of the Jewish captivity in Babylon it constitutes the saddest story in all history. The majority of the people were Protestants. The edict went forth there should be none but Catholics in France. My pen falters here and becomes dumb. It is too great a subject to handle in an article. The Pennsylvania-German Society has given it all to the world in many great volumes. It is one continuous history of confiscation, massacres, burnings, and outraging of women and executions of pastors, without let up. Few changed their religion. The violation of their chastity did not touch the souls of the matrons and maidens. Death only parted the curtain to a better fate, but all so far as possible joined in a wild rush to get out of the country. Many sold themselves as slaves in England, Ireland, New Orleans and Virginia. They were very fortunate who could embark on the poor vessels and share in the rotten meat of the English route to America. The rattlesnakes, bears and Indians would be more merciful than their persecutors. As they endured so much for an abstract question of belief they carried the same stubbornness into all the questions of life. When they put their hands to the plow they never looked back. Their two cardinal principles were: "Sweep before your own door," and "Faithful unto death." Such were my mother's people, and

this was their history. However obscure has been my fate, I thank Providence for sending me a Pennsylvania Dutch mother. And this is a very small tribute I offer to my mother's people. I know their story and would like to give the world their history and that of the Palatinate, which would require a large book.

I wish I could quote as many favorable opinions of my father's people, the Presbyterian Irish of Pennsylvania. Proud, referring to them in one place, called them an unruly, turbulent crowd, no better than semi-savages. They were intellectual and fighters by instinct. They had been bred in opposition. Oppressed on one side by the Episcopaleans, on the other side by Catholics, for generations in Ireland they knew nothing but struggle. To fight the Indians and the powers of nature in the wilderness seemed a light hopeful effort after the hopeless one of their former home. I am aware that both the Catholic Irish and Episcopaleans will strenuously deny the truth of this assertion. Their only argument on this subject is the short and ugly term of liar, but I have given months to the study of this question, where they have given minutes. The student will find a more complete summary of these matters in Proud's tremendous work, "The English in Ireland," but I could quote a dozen other authorities, one of which is the British Encyclopædia. They have always furnished to our country more than their share of the lawyers, politicians, editors, preachers and soldiers. They furnished the imaginative, the poetical element in our American race, but I must confess they hated to work and above all hated farming. Taking it all in all, however, I feel no less proud of my demi-savage grandfathers than of my patient, plodding conscientious ground-loving mothers.

I think I have shown beyond question that at least half of the popula-

tion of the country at the time of the revolution was composed of German and Irish blood, the former predominating.

What does our country owe to those Germans and Irish? First, the existence of our republic. Without the Irish and Germans of Pennsylvania, we would have no republic. The famous Pennsylvania line was the mainstay of Washington. As soldiers, as providers, and as makers of equipment he leaned on them. I have looked in vain for the name of one German who took the British gold and joined the Indians in their raids upon the lonely settlers. Withers and other historians show that it was no less used then than now. Every Colonial who would accept the gold to betray his neighbors got it. The English prisoners whether captured in northern New York or southern Virginia, were sent out into the mountain valleys inhabited exclusively by Germans, and placed under their guard. From out those valleys came the provisions that fed, the cloth that clothed the Continentals. The German girls and women as they carded the wool, spun the wool and weaved it into cloth on the rude looms in the corner of their cabins, as they worked, sang the quaint old religious airs, that their people had sung across the ocean, the airs that lulled me to sleep as a babe. No fate was feared, no events could be worse than they had already passed through in their fatherland. They were looking forward. It was an impossibility in their nature for them to look backwards. The Germans have earned their right to be in this country and to express freely their opinions.

There were no traitors, no Tories among the Irish. There was not an iota of sentiment in their minds with reference to England. She had always been a harsh unmerciful step-mother to them, and to this day, the proudest day of the year to a descendant of the

revolutionary Irish is the 4th of July. The rampant Toryism of the present that would again submit us to the English yoke finds no response in their minds. So strongly has this been ground into my nature that even when among the English on their own soil the matter of precedence, which they accept unquestionably like sheep, grates on my bones to the marrow. I have no apologies to offer for the Continentals' lack of sympathy for the Tory or the Irishman's dislike for the Tory of today. Our independence is worthy of its cost. I would say confound them, and to the Tarpeian rock with every man who would now try to upturn it.

This is a very succinct treatment of a tremendous subject. In this time when the question is whether the German element is to be made forever hereafter a race of underlings, both in Germany and the rest of the world, it galls me to hear persons of German name and even appearance, whose family history I know back to the ship that landed their ancestors in Pennsylvania, tell me that they are of English descent. If this shall direct any of them to a study of the publications of the Pennsylvania German Society, it will not have been written in vain. As the Mexicans say: "We speak the Spanish language but ours is an Indian republic." So I would say: "Our written language is English. We are the American race, a conglomerate in which the English is a minor element. It was one of the surprises of my life time, on my visit to Germany to find that in all except language that country more resembled the United States than England. It is right and proper that both the Irish and Germans should be proud of their history in this new world and strenuously assert themselves in its behalf now as their ancestors did then. The existence of the republic, now as then depends upon their united efforts.

Deutsche Dichter in Amerika.

Eine Studie von Martin Dreßler.

Lange bevor Ludwig Uhland seine Mahnung „Singe, wem Gesang gegeben,“ in die Welt gejubelt, hat das deutsche Volk darnach gehandelt. In der Heimat wie in der Fremde hat es seine Lieder angestimmt und mit den ersten Ansiedlern deutscher Herkunft kamen zugleich die ersten deutschen Dichter nach Amerika.

Ein gar würdiger Mann, dessen Name durch die Jahrhunderte guten Klang behalten hat, war es, der da als erster auftritt: Daniel Franz Pastorius, der Jurist, Theologe und Statistiker, der vieler Völker Sprachen meisterte und unter seinen amerikanischen Zeitgenossen in der klassischen Kultur vielleicht am besten bewandert war.

Geboren 1651 in Sommerhausen, suchte er, zum Jüngling herangewachsen, die Universitäten Altdorf, Straßburg, Basel und Jena, wo er sich mit gleicher Gewissenhaftigkeit dem Studium der Theologie widmete. Nachdem seine Studien beendet waren und er die Stellung eines Anwalts erworben hatte, unternahm er ausgedehnte Reisen, die ihn schließlich nach Frankfurt am Main führten. Hier wurde er mit einem Kreis strenggläubiger Pietisten bekannt, die, wie sie ihm anvertrauten, von dem berühmten Quäker William Penn in Pennsylvanien Land gekauft hatten und entschlossen waren, mit ihren Familien nach Amerika auszuwandern. Pastorius, dessen Seele, wie er in seinem Skizzenbuch schreibt, sich nach einem stillen, gottgefälligen Lebenswandel und nach der Einsamkeit sehnte, wurde einer der Führer und Berater der frommen, friedfertigen Leute. Um den Seinen den Weg zu bahnen, zog er mit einer Handvoll Emigranten im Juni 1683 nach Amerika und fand, hier angelangt, sogleich bei Penn die denkbar freundlichste Aufnahme. Im Juli des-

selben Jahres trat seine Gesellschaft auf der Konfz, der Mayflower der deutschen Pioniere, die Fahrt über den Ozean an, um am 6. Oktober in Philadelphia zu landen. Das war der Beginn der Geschichte des deutschen Elements in den Vereinigten Staaten.

Ungefährnt ging man daran, sechs Meilen vom damaligen Philadelphia entfernt, eine rein deutsche Ansiedlung zu gründen, die jetzt im zweiundzwanzigsten Bezirk des heutigen Philadelphia liegt und noch heute Germantown heißt. Ihr erster Bürgermeister war Franz Daniel Pastorius, der bis zu seinem Tode die Seele und das Herz der Gemeinde blieb, und mit dessen Schriften die deutsch-amerikanische Literatur ihren Anfang nahm.

Neben zahlreichen Prosaschriften, unter denen seine Beschreibung Pennsylvaniens geographisch-historischen, sein Skizzenbuch „Der Vienenkorb“ kulturgeschichtlichen Wert besitzt, hat Pastorius eine Menge Verse verfaßt. Vom Verstande diktiert geben sie in der zopfigen Weise der ersten schlesischen Schule gute Ratschläge und Lehren. So preist er in seiner poetischen Epistel an „Die Freunde, die seinen Garten besuchen“, den medizinischen Wert der Petersilie, des Maiblühchens, der Rosen und Narzissen. Als Dichter allein wäre Pastorius schwerlich auf die Nachwelt gekommen. Aber der Pionier des Deutschtums in Amerika verdient es, daß auch seine bescheidenen Verse erwähnt werden, wenn von seinem geistigen Schaffen die Rede ist.

Was ihn selbst an Schwung und Phantasie abgeht, besitzen seine Nachfolger in der „ars poetica“, die wunderlichen religiösen Schwärmer Konrad Weigel und Johann Nephtus im Uebermaß. Schon die Titel der Vieder Sammlung des ersteren „Zionischer Weich-

rauchs-Gügel", die Namen der geistlichen Vieder des letzteren „Verliehtes Girren der trostlosen Seele in der Morgendämmerung" oder „Bitter-süße Nachtigall der sterbenden jedoch sich vergnügenden Liebe" lassen auf einen merkwürdigen Inhalt schließen. Uns Modernen erscheinen diese Glaubensbekenntnisse schwülstig und geschmacklos. Einer dem Mystischen ergebenen, in der Religion die Bedeutung des Lebens, ja das Leben selbst erblickenden Zeit aber waren sie sicher aus dem Herzen gesprochen.

* * *

Jahre harten Kampfes mit der rauen Natur und mit feindseligen Indianerstämmen folgten für die Deutschen in Amerika. Die schönen Künste schienen ausgemergelt zu sein, und wenn auch von sangesfreudigen Lippen hie und da ein Lied erkörnte, so ist doch kein Poetenname von Klang auf uns gekommen. Auch der Rebellionkrieg, jener unsterbliche Befreiungskampf, in welchem Amerika das Joch Englands abschüttelte, hat keinen nennenswerten Dichter deutschen Stammes gezeitigt.

Erst im neunzehnten Jahrhundert, in den Jahren, als eine fluchwürdige Reaktion unter der Leitung Metternichs so manchen hochbegabten, für ein freies Volksleben begeisterten Jüngling aus der Heimat übers Meer trieb, beginnt deutsche Dichtung wieder auf amerikanischem Boden die Schwingen zu regen: jetzt aber gleich mit einem kräftigen Volksslang, mit dem Namen Franz Lieber. In diesem bewundernswerten Manne einte sich der große Rechtsgelehrte, dessen Werk über internationales Recht gerade in unseren Tagen erneute Bedeutung gewonnen hat, und der Dichter, der von Wein und Liebe sang, in schöner Harmonie. Als politischer Flüchtling betrat der Siebenundzwanzigjährige den Boden der neuen Welt, nachdem er, fast noch ein Knabe, im Feldzug gegen Napoleon „Ehrenröslein, purpurrot" sich erworben hatte, als Jüngling wegen seiner Beteiligung an

der „hochverräterischen" Turnerei ins Gefängnis geworfen war und als Jüngling-Mann den Griechen in ihrem Unabhängigkeitskampfe gegen die Türken Kriegsdienst geleistet hatte.

Weniger bekannt als der Mann der Wissenschaft, der unter andern das erste, bahnbrechende amerikanische Konversationslexikon in englischer Sprache, die „Encyclopaedia Americana" herausgab, ist der Dichter Lieber. Seine Verse zeichnen sich durch Gefühl und Tiefe aus, wie die Strophen „An Maria" zeigen, deren Schlusssätze lauten: „Die aber können sich des Grams nicht wehren, die das Vergessen nicht vergessen können." Innige Liebe zur Natur und staunende Ehrfurcht vor ihren Schöpfungen klingt aus einzelnen seiner Gedichte heraus, so aus den packenden Schilderungen „Der Niagara" und „Der Sturm". Dazu gesellt sich bisweilen entsagungsvolle Resignation, die aber nichts Weichliches an sich hat: „Gefäuschte Hoffnung".

Von tausend Mänen reißt kaum einer,
Von tausend Pfeilen trifft oft keiner.
Doch willst du mehr als die Natur?
Wie viele Blüten treibt der Baum!
Sie fall'n, verwesen ohne Spur,
Von tausend reißt ja eine kaum.

Wie fast alle deutschamerikanischen Dichter, die mit ihm lebten und die nach ihm kamen, hängt Franz Lieber mit der ganzen Innigkeit des sich verbannt Fühlenden an der deutschen Erde. Diese zärtliche Anhänglichkeit wird in dem Ergruß, „In der Erwartung, mein Vaterland, wiederzusehen", zum hohen Liede: „wo ich lernte, träumte, liebte, wo ich irrte, litt und rang, wo ich froh mein Blut vergossen, wo ich meine Ketten trug, wo mir frühe Blumen blühten, raube Hände sie zerknickten."

Lieber steht wie als Gelehrter von Welttruf so auch als Poet unter seinen deutschamerikanischen Zeitgenossen ohne Rivalen da. Immerhin verdienen es ein paar Namen der Vergessenheit, die

sie im Laufe der Jahrzehnte bedeckte, entrisen zu werden: Achtungswerte Talente, wie Friedrich Münch, der oberheffische Bauernsohn und spätere „lateinische Bauer“, den gleichfalls die trostlosen öffentlichen Zustände Deutschlands nach Amerika trieben, um hier „dem deutschen Volksleben eine Heimstätte zu verschaffen“; wie Karl de Haas, der aus einem Buffaloer Redakteur ein Detroiter Theater-Direktor wurde und sich um die Wiederbelebung alter Indianersagen in deutscher Versform verdient gemacht hat; wie Leopold Alberti, ein Sohn des meerumschlungenen Schleswig-Holstein, der vor den Märztagen von 1848 von einem einigen deutschen Volke träumte und schwärmte.

* * *

Waren bis dahin vornehmlich Menschen, die mit der Kraft und Geschicklichkeit ihrer Hände sich durchs Leben schlagen wollten, Landarbeiter, kleine Gewerbetreibende, Handwerker—von einem Proletariat der Fabriken konnte bei den unentwickelten industriellen Verhältnissen noch keine Rede sein—aus Deutschland über den Ocean gekommen, so tauchten nach den Revolutionsgewittern von 1848 und 49 die Männer des Gehirns zu Tausenden und Ubertausenden in Amerika auf. Mächtig lockte die in der Freiheitschlacht Geschlagenen die große, transatlantische Republik, in der sie offen sich zu ihren Anschauungen betennen und für ihre Ideen wirken konnten.

Ein gewaltiger geistiger Sauerteig durchdrang das Land, den Horizont der Bewohner erweiternd und ihre Herzen befruchtend. Politische Flüchtlinge aus Deutschland und Oesterreich erwarben sich im Staatsleben angesehene Stellungen, wurden zu Führern in der Politik, erhielten als Richter und Lehrer Einfluß auf die erwachsene und die heranreifende Generation. Daß für die deutsche Poesie in der neuen Heimat jetzt ein reicher Frühling anbrach, braucht kaum betont zu werden, hatten doch schon im

Vaterlande so viele der feurigen Freiheitskämpfer neben dem Schwert die Leier geführt. Auch jetzt klangen ihre Lieder wider von der Begeisterung für das Edle, Schöne und Wahre, aber als schwermütiges Leitmotiv ertönte der Schmerz um die in den Staub gesunkenen Ideale, für die sie gejochten und gelitten, und die Sehnsucht nach dem trotz allem Leid, das es ihnen angetan, heißgeliebten Lande ihrer Jugend.

Die Achtundvierziger, die in der Fremde das harte Brot des Exils essen mußten, haben die ihnen gewährte Gastfreundschaft, die Möglichkeit, ein neues Leben aufzubauen, reichlich vergolten. Als Männer der Tat wie als Männer des Gedankens, als echte Aristokraten des Geistes leben sie in unserem Gedächtnis fort: Die aus ihnen hervorgegangenen Repräsentanten des öffentlichen Lebens wie die stillen Gelehrten und Dichter, sie werden unvergessen bleiben.

* * *

Sie alle, die am Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre in den Vereinigten Staaten der deutschen Muse treu und selbstlos huldigten, aufzuzählen und nach Gebühr zu würdigen, ist an dieser Stelle nicht möglich. Das würde ein Buch für sich beanspruchen. Es muß genügen, die Verufensten dem Leser näher zu rücken und darauf hinzuweisen, daß die zahlreichen anderen vom selben Geist der Mannhaftigkeit und Lauterkeit, des heißen Enthusiasmus für alles wahrhaft Große beseelt waren.

Gewissermaßen als eine Verkörperung der Anschauungen und Leistungen der Achtundvierziger tritt uns Caspar Vogt entgegen, das einstige Mitglied der revolutionären „provisorischen Regierung“ in Westfalen. Von seinen Knabenjahren an auf die strahlenden Götinnen Freiheit und Poesie eingeschworen, durch umfassende Reisen in Deutschland, Frankreich und Nordafrika in seinen Kenntnissen bereichert und für eine umfassende Tätigkeit zum Besten des Gemeinwohls geschult, übernahm er

im Jahre des Sturms die Leitung der demokratischen „Sagener Zeitung“ und kämpfte in ihren Spalten als Artikelschreiber wie als Poet so energisch für seine und seiner Gesinnungsgenossen Ziele, daß er sich bald von der preussischen Staatsgewalt strafrechtlich bedroht und fiedbrieflich verfolgt sah. Es gelang ihm, den Gäschern zu entkommen und nach langen Irrfahrten Amerika zu erreichen.

Im Jahre 1854 ließ er sich in dem aufblühenden Chicago nieder, wo er beinahe bis zu seinem Todestage, dem 17. Oktober 1885, verweilte. Das Vertrauen der Mitbürger gab sich in mehrfachen Auszeichnungen des ehrenhaften, uneigennütigen Mannes kund. Er wurde als Abgeordneter in die Legislatur des Staates Illinois entsandt, und wie einst die Züricher ihren Gottfried Keller zum Stadtschreiber wählten, so wählten die Chicagoer ihren Caspar Buz zum Stadtkämmerer. Die Stunden der Muße widmete Buz, der bis an sein Lebensende unerschütterlicher Idealist blieb und dies unter andern durch die Sisyphusarbeit der Herausgabe einer deutschen Zeitschrift, „Deutsch-amerikanische Monatshefte“, bewies, der angebeteten Muse. Sie war und blieb die milde Flamme, an der er sich nach den Mühen des Tages erwärmte und die ihn in trüben Stunden vor Mutlosigkeit und vor dem Versinken in die Prosa des Lebens bewahrte.

Caspar Buz' Gedichte spiegeln die Seele des Mannes, der sie schuf, getreulich wieder. Aus ihnen spricht sein inniges Verhältnis zur Natur, die Bewunderung ihrer Lieblichkeit und vor allem ihrer majestätischen Größe „Am Niagara“. Aus ihnen spricht des Dichters Haß auf Tyrannen und Sklaven, so namentlich aus seinen Strophen an John Brown, den Vorkämpfer für die Befreiung der schwarzen Rasse, der um seiner Gesinnung willen am Galgen aufgehängt wurde. Aus ihnen lächelt aber auch der schalkhafte Humor des lebensklugen Alters „Der Großpapa

und sein Enkel“, und sie ganz besonders offenbaren in Kraft und Zartheit die unzerstörbare Liebe zum Vaterlande, die nach dem Kriege von 1870—71, nach der Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem einzigen Reiche in mächtigen Jubellakforden jähwogt.

Als Mensch wie als Dichter eine gleich sympathische Erscheinung sieht Caspar Buz nicht nur unter den Achtundvierzigern, die des Schicksals Stürme hiehergewirbelt, sondern unter den deutschen Dichtern in Amerika überhaupt in der vordersten Reihe. Eine glückliche Harmonie erfüllte sein Leben wie sein Dichten und befähigte ihn, seiner Lyrik jene Klarheit des Ausdrucks, jene Abgerundetheit der Form zu verleihen, die noch heute unser Entzücken bilden. Durch Kampf gestählt, ist er im Grunde seines Herzens weich und gefühlvoll geblieben, ein liebenswürdiger Schwärmer, dessen Laten Verse sind.

Anders, ganz anders geartet, stellt sich sein Freund und Gesinnungsgenosse Ernst Schmidt dar, der nach der Niederwerfung der Revolution in Deutschland gleichfalls in Chicago neuen Heimatsboden suchte und fand. Ein robuster Draufgänger, der das Wort Furcht nicht kannte, wußte er Schwierigkeiten, die anderen unbezwingbar erschienen, mit Leichtigkeit zu überwinden. Als Würzburger Burschenschaftler forderte der des medizinischen Studiums Vesslissene das gesamte Offiziercorps vor die Klinge, als Chefarzt des St. Louiser Freiwilligen-Regiments im Bürgerkriege balgte er sich unermüdet im Lazareth mit dem Bürger Tod herum.

Der in vielen Sätteln Gerechte, der nach seinem eigenen Ausspruch mit der Schlosserarbeit so gut wie mit den medizinischen Kunstgriffen sein Leben hätte fristen können, wäre sicher auch als Dichter allgemeiner Beachtung gewiß gewesen, wenn nicht die Praxis, zum guten Teil Armenpraxis, und die Beteiligung am öffentlichen Leben Chicagos den größten und besten Teil seiner Zeit in Anspruch genommen hätten. So sind

nur einzelne Lieder, zumeist satirischen Inhalts, in die Welt hinausgeschlattert, sowie formvollendete Uebersetzungen aus der englischen Sprache, unter denen die Verdeutschung des genialsten amerikanischen Gedichts, der erschütternden Strophen des unglücklichen Edgar Allen Poe „Der Rabe“ noch heut' unerreicht dasteht.

* * *

Als geistig Ebenbürtiger gesellt sich zu Caspar Vogt, dem Westfalen, Eduard Dorsch, der Baier. Schon als Student in München regte er die dichterischen Schwingen und zwar weniger, wie es sonst der Jugend eigen ist, zu schwärmerischem Lob und Preis der ersten Liebe, sondern zu lustigen Spottliedern. Das üppig ins Kraut schießende Popstum der vormärzlichen Zeit war die Ziel-
scheibe seiner ebenso muntern wie harmlosen Satire. Vor allem nahm er den ängstlichen, pedantischen Professor aufs Korn, der sowohl für sich selbst eifrig dagegen protestiert, ein Denker genannt zu werden, wie auch bei seinen Hörern sich das Denken energisch verbittet.

Schnell herab vom Kopf die Kappe! Ein
Professor kommt daher,
Langsam feierlichen Schrittes und den
Kopf gedankenschwer.
Was der arme Mann wohl wieder für
Gedanken hegen mag?
Kann er gar nichts anders treiben, als
zu denken jeden Tag?

„Denken?“ fragte der Professor.—Gott,
er hat mein Wort gehört!
„Denken sagst du, junger Lasse? Glaubst
du, ich sei so betört?
Glaubst du deine Vorgesetzten so im
Wind mit Höllenmächten,
Daß du wagst, sie zu verleumden und zu
sagen, daß sie dächten?“

Sein echt bayrischer Humor ist dem Dichter auch in der neuen Heimat, an deren Strand ihn wie Caspar Vogt die Märzstürme von 1848 geschleudert, treu geblieben, und hat ihm über manche

trübe Stunde, wie sie ihm namentlich in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Amerika beschieden waren, glücklich hinweggeholfen. Die pekuniäre Lage wurde eine günstigere, als Eduard Dorsch nach Monroe im Staate Michigan übersiedelte und dort, der in Deutschland erkorenen und geübten Wissenschaft sich aufs neue zuwendend, als Arzt mit schönem Erfolge wirkte. Ersttaunlich ist es, daß er bei seiner ausgedehnten Praxis Zeit und Lust fand, sich poetisch zu beschäftigen, noch dazu in bewunderungswürdiger Fruchtbarkeit. Seine Gedichte sind größtenteils soziale Kampflieder, besaß er doch den Mut, sich zu sozialistischen Anschauungen in einer Zeit zu bekennen, in der das Wort Sozialismus, mißverstanden und absichtlich falschgedeutet, für die meisten ein Wort des Schreckens und des Abscheus war. Auch für die Auflösung des entseelten Körpers durch das Feuer ist Dorsch in die Schranken getreten, wie es sein eigener sehnlicher Wunsch war, dereinst den Flammen übergeben zu werden:

„Laßt meinen Leib von Feuersglut verzehren,
Wenn ihm entweichen Leben und Bewegung!
Mich schaudert vor der kalten Grabeslegung
Und vor dem Loos, die Würmer nur zu nähren.“

Aber Eduard Dorsch war nicht bloß Gedankenrythiker, auch er hat von Wein und Liebe gesungen, aber als wirklicher Dichter es verstanden, den alten Stoffen neuen Klang zu entlocken, vor allem in der kunstvollen Form des Sonetts und der Terzinen.

Sein Hossen, im Wettersturm den Geist auszuhauchen, vom Mistspinnweb getroffen, schmerzlos dahinzusinken, ist nicht in Erfüllung gegangen. Der Tod, der dem Fünfundsechzigjährigen am 10. Januar 1887 den letzten, erlösenden Schlag versetzte, ließ sich Zeit, das Sterb-

liche an ihm zu vernichten: Nach längerem Krankenlager ist Eduard Dorisch dahingeshieden.

Als reichhaltig und wertvoll erwies sich sein dichterischer Nachlaß. Auch hier ist viel Gedankenpoesie zu finden, so in dem Zyklus „Nachtgedanken“ mit seiner Fülle von eigenartigen Ideen und Bildern. Aber auch der alte köstliche Humor des Dichters sprudelt ergötlich empor. Ein Prachtstück ist da „Der Einsiedler“, den, wie er, mit brauner Kutte angetan, in der Felschlucht hockt und in einem vergifteten Pergamente lieft, der Dichter für einen frommen, weltabgewandten Mönch hält, der aber in Wirklichkeit der „Nasig“ ist, der für die Bauernweiber der Umgegend den Rosenkranz alle Tage betet und dafür von ihnen „Eier und G'selchtes und a guate Maß Bier“ empfängt. Das „vergiftete Pergament“ ist mit „Schnadahüpfeln“ angefüllt, die er selbst für die Wunden aufgeschrieben. „Mögen 's a Bier, Herr?“ fragt er den Fremden zum Schluß,

„Z hab' a ganz frisches von Tegernsee,
Wir trinken ans mitananda
Auf dös fidele Nasiggleben.“

* * *

Auf den Grabstein des englischen Dichters Thomas Hood haben die Ueberlebenden die Worte gesetzt: „Er dichtete das Lied vom Hemde.“ jene qualvoll erschütternde Schilderung des Lebens der armen Näherin, die tagaus tagein Stich an Stich reißt, bis die brennenden Augen den Dienst versagen und das Talglicht vor ihr zu tanzen anfängt. Mit demselben Rechte könnte auf dem Grabhügel des deutschamerikanischen Dichters Konrad Krez geschrieben stehen: Er schuf die Ode „An mein Vaterland.“ Denn wie von jedem Engländer angenommen wird, daß er „The song of the shirt“ kennt, so darf von jedem Deutschen in Amerika, auch wenn er hinsichtlich seiner sonstigen Kenntnisse deutscher Poesie getrost den Illiteraten bei-

zuzählen ist, vorausgesetzt werden, daß die Strophen

„Kein Baum gehörte mir in deinen
Wäldern,
Mein war kein Salm auf deinen Roggen-
feldern,
Und schutzlos hast du mich hinausge-
trieben,
Weil ich in meiner Jugend nicht verstand,
Dich weniger und mehr mich selbst zu
lieben,
Und dennoch lieb' ich dich mein Vater-
land“

ihm an das Ohr geklungen sind.

Das ist die herzbezwingende Sprache der reinen, wunschlosen Liebe des in die Fremde Getriebenen zu seinem Heimatlande, obwohl es selbst ihn hinausgestoßen hat. Das ist der Sehnsuchtschrei des Heimatlosen, der im Wachen wie im Träumen des heiligen Bodens denken muß, an den allein schon die Toten ihn unlöslich binden. Darum ist das Gedicht vollstimmlich im besten Sinne des Wortes geworden und wird vollstimmlich bleiben, solange Deutsche in Amerika sich nach der Heimat sehnen, das heißt voraussichtlich bis an das Ende der Tage.

Konrad Krez, mit dessen Herzblut jene Verse getränkt sind, hat es in den Vereinigten Staaten zu Würden und Ehren gebracht. Der von einem deutschen Gerichtshof wegen seiner Beteiligung am badiisch-pfälzischen Aufstand zum Tode Verurteilte—glücklicher Weise in seiner Abwesenheit—stieg während des Bürgerkrieges zum Brigade-General empor und wurde dann, als des Krieges Stürme schwiegen, ein hochangesehener Anwalt in Milwaukee. Aber seine heimliche Liebe blieb Frau Poesie. Mit Platen konnte er ausrufen: „Morgens zur Kanzlei mit Affen, abends auf den Seliton“, auf dessen reinen Höhen es ihm wahrscheinlich wohlher ums Herz war als in der staubigen Gerichtsstube.

In seinen Gedichten wird eine herzliche Hinneigung zu den Stiefkindern

des Glückes offenbar, zu dem Flüchtling, der mit den Wolken an den Rhein ziehen möchte, zu dem Landstreicher, dem „schwanken Rohr im Teich, das jeder Wind bewegt.“ Auch gibt er der Bitterkeit Raum, die in ihm aufsteigt, wenn das Loos, das den Vorkämpfern einer neuen, besseren Zeit in Deutschland beschieden ist, durch seine Seele zieht, wenn er an seinen Liebling, Ulrich von Hutten denkt:

„Den Mann der großen, trotzigen Gedanken,
Der Hunger, Krankheit, Frost und alle Plagen,
Die Armut und Verbannung bringt, ertragen
Für Deutschland, das unwürdig, ihm zu danken,
Kein Kreuz auf seinem Hügel ihm errichtet.“

Caspar Butz, Eduard Dorsch und Konrad Krez bilden das strahlende Dreigestirn am Achtundvierziger-Dichterhimmel. Neben ihnen regt es sich von Sternen mittlerer Größe, die jenen an Glanz und Helle nicht gleichkommen, von liebevollen Augen aber mit Interesse und Anerkennung betrachtet werden. Da ist der zu früh dahingegangene Karl Heinrich Schnauffer, der begeisterte Sänger und Turner, der im Freiheitskampfe, das Gewehr in der Faust, bis ans bittere Ende ausharrte und, über die Schweiz und England nach Amerika verschlagen, in Baltimore als Gründer und Schriftleiter des „Wefkers“ dem schwarz-rot-goldenen Banner und den damit verknüpften Idealen allen Anfeindungen zum Trotz treu blieb. Das Volkslied, worin des Volkes höchste Lust jubelt, des Volkes tiefster Jammer klagt, und der deutsche Sang, der Urwald und Prairie erobert, sie hatten's ihm angetan. Zu ihrem Preise sang er seine schlichten, frischen Weisen.

Da ist Friedrich Sassaurek, der milde Weltkummerler unter den sonst trotz allen

Ungemachs so lebensfrohen Achtundvierzigern, den keine äußere Auszeichnung, wie die von Lincoln vollzogene Ernennung zum Gesandten bei der Republik Ecuador, von seiner Schwermut zu heilen vermochte. „In fünfzig Jahren ist alles vorbei. Deswegen also um ver schmächter Liebe willen sich grämen, aus Ehrgeiz sich plagen, dem Glück der Welt das eigene Glück opfern, das Vergängliche bejammern — In fünfzig Jahren ist ja doch alles aus.“ Das ist der trübe Rehrreim der Mehrzahl der Sassaurekschen Gedichte, die jedem Pessimisten-Brevier zur Zierde gereichen würde.

Da ist Mathilde Franziska Anneke, eine durch ihren Geist wie durch ihre Herzensbildung gleich ausgezeichnete Frau, die an der Seite ihres Gatten, eines früheren preussischen Artillerie-Hauptmanns in der Pfalz und in Baden für die Sache des Volkes kämpfte. Sie setzte den Kampf, nun aber mit der Feder in der Hand, in Amerika fort, indem sie in Milwaukee und dann in New York in der von ihr gegründeten „Deutschen Frauen-Zeitung“ für das Recht der Frau eintrat, nicht lärmend und polternd nach Suffragetten-Manier, sondern in dem ernstesten Ton überzeugender Beweisführung, der keineswegs des Feuers der Leidenschaft zu entbehren braucht. In den Gedichten der hochbegabten Frau, die zu einem großen Teil auf der „roten Erde“, in Westfalen, entstanden sind, schmelzen Schwärmerei und Resignation häufig in eins zusammen.

Da ist Johann Straubenmüller, der Typus des kernigen, biederen Volksmannes. Mit hervorragenden pädagogischen Fähigkeiten ausgestattet, hat der ehemalige schwäbische Schulmeister, dessen widerhaariger Freisinn den Jern seiner orthodoxen Geburtsorte weckte, in seinem Fach sich als Direktor der freien deutschen Schule New Yorks unbestreitbare Verdienste um die Entwicklung eines eigenen deutschamerikanischen Schulwesens erworben, wie es nachher in

Milwaukee und Indianapolis seine Hauptpflegestätte fand. In den poetischen Schöpfungen des wackeren Schwaben finden sich neben freimütigen Tendenzgedichten eine stattliche Anzahl humoristisch-satirischer Verse, die für des Dichters unverwundlich gute Laune und seine scharfe Beobachtung der großen und kleinen Schwächen seiner lieben Mitmenschen Zeugnis ablegt.

Da ist Emil Dieckste, dem Chicago, wie später dem Publizisten Wilhelm Rapp, der einst in der Kerkerzelle des hohen Asperg poetischen Freiheitsträumen nachhing, und dem Humoristen Alexander Seebaum, dem gefürchtetsten aller Wortspielfabrikanten, zur eigentlichen Heimat wurde. Der allezeit fröhliche Sänger des Weines und der Gemütlichkeit hat sich für die ihm in der Gartenstadt erwiesene freundliche Aufnahme dankbar gezeigt und in seiner „Geschichte der Stadt Chicago und ihres Deutschthums“ seiner zweiten Vaterstadt und seinen dortigen Landsleuten ein schönes Denkmal errichtet.

Da ist endlich Karl Heinzen, der weithin bekannte Vorkämpfer für Aufklärung und Freidenkertum zu nennen, von dem es in Gottfried Kellers Romanzenbuch „Der Apotheker von Chamounix“ heißt:

„Gener lange Karl, der Heinzen,
Der seit manchen langen Jahren
Theoretisch köpfet, schneidet,
Aber liebevollen Herzens
Noch kein Tröpflein Bluts vergossen,
Während lautlos die Tyrannen
Schlachten, daß die Erde raucht.“

Der abstrakte Doktrinär konnte nie zum Lyriker werden. Aber Karl Heinzen fühlte sich glücklich, wenn er dichtete, und hat es nie gemerkt, daß die Dener, die er mit solcher Ausdauer schlug, eine hölzerne war.

Wenn die Sturmflut verbräut ist, wälzen die Wellen sich träge und müde dahin. So folgt auf jede große Be-

wegung in der Geschichte eine Zeit des Stillstands, ja des Niedergangs. Die geistige Kraft der Menschheit scheint sich in dem einen vulkanischen Ausbruch auf Generationen erschöpft zu haben. Nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon kam die unheilige „Heilige Allianz“ und der deutsche Bundestag trübseligen Angedenkens, nach den Gewittern des Frühlings 1848 die bleierne Reaktion.

Die hierher geflüchteten Freiheitskämpfer, in deren Liedern es gährte und brauste, machten einem zahmeren Geschlecht Platz, das auf den alten, ausgetretenen Geleisen der Poesie gemächlich dahintrottete und das enge Stubenglück der Bedürfnislosen und Zufriedenen in matten Tönen pries.

Ausnahmen gibt es auch hier, aber sie sind recht dünn gesät, und an wirklich hervorragenden Geistern hat die Zeit von 1848 bis 1880 nur einen einzigen hervorgebracht, einen Mann, dessen Name den Lesern so fremd sein dürfte, wie das, was er geschaffen: Karl Reinhold Solger, er, den ein Caspar Bux neidlos als den ersten unter den deutschamerikanischen Poeten anerkannte. In Solgers Versen spricht das zum Wort gewordene Feuer, das den Dichter macht. In ihnen klingt, wie Schwertschlag auf klirrendem Schild, die Begeisterung für Recht und Freiheit wieder, aber auch der Haß gegen alles Niedrige und Gemeine.

In Strophen, die den Vollen Liedern Lenaus und Platens zur Seite gestellt werden dürfen, hat er jene unselige Nation besungen, die die russische Knete am stärksten zu spüren bekam:

„Im Namen Gottes, in der Freiheit
Namen,
Des Volks, das zwischen Tod und Leben
ringt,
Der Helden, welche je zu streiten kamen
Für jedes Land, das Mensch an Men-
schen schlingt.
Fürs Recht und für Europa, das be-
drohte,
Auf Polen, auf zum letzten Aufgebote!“

Mit unfägllicher Bitterkeit hat er sich gegen das Krämervolk der Engländer, die „frommste und gemeinste der Nationen“, gewandt und ihm in der Sprache eines Propheten des alten Bundes ein Ende mit Schrecken vorausgesagt.

Mit hinreichender Beredamkeit und Gedankentiefe hat er in einem preisgekrönten Gedicht Friedrich Schiller an dessen hundertjährigem Todestage gefeiert:

„Sein Traum war Freiheit, Freiheit von
Des Tags, der um ein roh Bedürfnis
Vom Triebe Freiheit durch Gesetzes-
würde,
Und Freiheit vom Gesetze durch den
Geist!
Sein Lied vom „Männerstolz“ auf Man-
neswerke,
Der nicht allein vor Königsthronen ziert,
Der über Zeit und Schicksal triumphiert,
Sein Wille war's, des Geistes erhab'ne
Götterstärke.“

Karl Reinhold Solger, der im Gefolge Kossuths, des ungarischen Freiheitshelden, nach den Vereinigten Staaten kam, ein paar Jahre lang eine Stelle im Schatzamt zu Washington innehatte und beim Sturz mit dem Pferde am 13. Januar 1866 viel zu früh vom Tode ereilt wurde, hat sich nicht nur als Dichter und Epiker hervorgetan, er hat auch bemerkenswerte Prosaschriften verfaßt. Hier sei nur seine originelle Fortsetzung des Freitag'schen Romans „Soll und Haben“ genannt, die gleichfalls preisgekrönte Erzählung „Anton in Amerika“, deren Held kein anderer als des Verfassers Freund und geistiger Kampfgenosse Caspar Buz ist.

Eine eingehende Würdigung der dichterischen und schriftstellerischen Tätigkeit Karl Reinhold Solgers würde eine Lücke nicht nur in der deutschamerikanischen, sondern in der deutschen Literatur überhaupt ausfüllen. Strebsamer Studenten der deutschen Sprache an hiesigen

Universitäten harret da eine schöne und lohnende Aufgabe.

* * *

An Begabung und Bedeutung am nächsten kommt dem Freunde Vincolns und Kossuths unter den Zeitgenossen Theodor Kirchhoff, der „Dichter vom goldenen Korn“. Ihm war vor vielen ein freundliches Lebensloos beschieden. In seinen kaufmännischen Unternehmungen vom Glück begünstigt, konnte er in den Stunden der Erholung sich sorgenfrei dem Dienst der Mufen hingeben, an deren Altären er schon als Gymnasiast in der Sanftstadt Lübeck begeistert geopfert hatte. Aus weiten Reisen in der alten wie in der neuen Welt brachte er unvergängliche Eindrücke mit, die sich in seiner empfänglichen Seele zu Gedichten formten.

Am wohlsten aber fühlte er sich in seinem, vom warmen Sonnenstrahl geküßten Wunderland: Kalifornien, dem er in seinen Strophen immer neue Schönheit abzugewinnen wußte. Nicht das blinkende Gold ist es, das das Land ihm lieb gemacht hat, er wählte es zur Heimat,

„Weil ich offene, warme Herzen hier
fand,
Weil fremd hier der niedere, Kleinliche
Sinn,
Der nur strebt und trachtet nach fargem
Gewinn,
Weil die eigene Kraft hier den Mann
erprobt,
Nicht ererbtes Gut den Vestiger lobt.“

Darf Theodor Kirchhoff ein Kind des Glückes genannt werden, so war ein anderer begabter Poet jener Epoche, Ernst Anton Binds, dazu verdammt, sein Leben lang im Schatten zu wandeln und gegen Mißgeschick aller Art anzukämpfen. Armut und Krankheit hingen sich mit hemmendem Schwergewicht an ihn, aber sie vermochten die Schritte des charakterfesten Mannes nicht zum Stillstand zu bringen. Unbengsam blieb Binds bis an seinen Tod ein Verfechter

der Ideale seiner Jugend, wie er sie als Student der Universität München eingejogen, besonders für die Ausbildung des Körpers neben der Schulung des Geistes eintretend. Die nordamerikanische Turnerschaft hat dem Manne, der ihrem Wahrspruch „frisch, frei, stark, treu“ in seinen Liedern die treffendste und packendste Auslegung gab, viel zu verdanken.

Bemerkenswert ist, daß Bündl zu den wenigen deutschamerikanischen Dichtern gehört, die auf dem Gebiet des Dramas Vorbeeren zu erringen suchten. Sein Trauerspiel „Zugurtha“, das den Untergang des durch römische Arglist und Grausamkeit um Land und Leben gebrachten Numidierkönigs schildert, verdient noch heute gelesen zu werden. Ob es sich zur Darstellung auf der Bühne eignet, muß fraglich erscheinen, da das Theaterpublikum von heute um geschichtliche Tragödien, namentlich um solche aus der Zeit des Altertums, recht wenig gibt.

Dicht neben dem Dramatiker steht auf dem weiten Felde der Poesie der Balladendichter, der wie jener, nur in weit engeren Grenzen und ohne Zuhilfenahme des Bühnenapparats, eine Handlung sich scharf und lebendig abspielen läßt. Die deutschamerikanische Dichtung weist unter ihren Jüngern einen auf, der sich fast ausschließlich und mit Erfolg der Ballade gewidmet hat: Kara Giorg, der in Wirklichkeit schlicht deutsch Gustav Brühl heißt. Das gute deutsche Gesicht wird häufig unter Helm und Turban sichtbar, da der Dichter in der von ihm erwählten Welt christlicher und heidnischer Ritter nicht recht heimisch geworden ist. Seine Schöpfungen scheinen mehr den klügelnden Verstande als dem überströmenden Herzen entsprungen zu sein. Das tritt besonders scharf hervor, wenn er sich in einem Wettkampf mit dem Werk eines Größeren einläßt, wie in seinem „Ponce de Leon“ mit Heinrich Heines „Mimmi“, dem wunderbaren Lied von dem Eiland, auf

dem nach tief sinniger Indianerjage ewige Jugend wohnt.

Zimmerhin hat Kara Giorg trotz des Garten und Eßigen, das seinen Versgebilden des öfteren anhaftet, es redlich verdient, daß eine treue Gemeinde zu ihm als zu ihrem poetischen Liebling aufblickt und ihm mit seligem Erschauern ins wilde Schlachtgetümmel folgt.

* * *

Zahllos wie Sand am Meer sind die „dei minorum gentium“, die bescheidenen Talente, die, auf die Achtundvierziger folgend, zum Preise des Schönsten auf Erden, des Frühlings und der Liebe im „Land der Freien und Braven“ ihre Lieder anstimmten. Im Staate Illinois allein, speziell in der Stadt Chicago, tummeln sich berufene und weniger berufene Sänger deutscher Zunge in staunenswerter Menge. Manchen von ihnen deckt seit Jahren der kühle Rasen, so den feinsinnigen Max Eberhardt, eine Gierde des Nichterstandes, in dem der Philosoph und der künstlerisch-empfindende Mensch im Leben wie im poetischen Schaffen sich aufs Glücklichsie verbanden; so den Uebersetzungskünstler Ernst Franz Ludwig Gauß, der unter anderem des geistvollen Denkers und Forschers Arthur Schopenhauer Gedanken- und Lyrik den Amerikanern zugänglich machte und als Vorsteher der deutschen Abteilung der städtischen Bibliothek Chicagos für die Anschaffung moderner deutscher Literatur mit Umsicht und Geschmack Sorge trug; so den streitbaren Heinrich Ende, den Sohn des letzten hessischen Kriegsministers, den getreuen Gefolgsmann Karl Heingens, der aber als Dichter den pedantischen trockenen Meister um ein bedeutendes überragte.

Andere Chicagoer Dichter deutscher Herkunft, deren Tätigkeit zwischen den Jahren 1850 und 1880 liegt, atmen noch im roßigen Richte, aber sie haben das biblische Alter erreicht und überschritten und öffnen nur noch selten den einst so langesprohnen Mund zu einem Lied voll wehmütiger Resignation. Als ihr

müddiger Repräsentant sei für sie alle der wackere Johann Wilhelm Diez genannt, bis in die letzten Jahre in seiner Druckerei durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit ein Muster für die Angestellten. In seiner frühen Jugend sah der Sohn des Verlegers der „Rheinischen Zeitung“, des Freisigrath-Blattes, das stolze Aufblühen und das trübe Erlöschen der Märzrevolution. Die Eindrücke, die er damals empfing, begleiteten ihn durch sein ganzes weiteres Leben, und wenn er, eine milde veröhnliche Natur, nicht zum Rufer im Streit erschaffen war, so ist er doch für das politische Recht jedes Einzelnen, für die Emanzipation der farbigen Bevölkerung und für die Heranbildung eines freien, tatkräftigen Geschlechts mannhaft eingestanden. Das Glück seines Lebens fand er bei den Seinen, bei Weib und Kindern, und dieses Glück spiegeln seine Gedichte herzlich und innig wieder.

Im scharfen Gegensatz zu dem gemütvollen Diez steht der Verstandesmensch Karl Knorz, wohl der fleißigste und unermüddichste Kämpfer in der schriftstellerischen Welt Deutschamerikas. Als Nachbar Rockefellers verbringt der jetzt Fünfundsiebzigjährige, der gegen den Kommerzialisismus nicht minder schroff zu Felde gezogen ist, wie gegen seinen intimsten Feind, den katholischen Klerus, im idyllischen Tarrytown, Werk auf Werk in die Welt sendend, seinen Lebensabend, um aller Wahrscheinlichkeit nach mit der Feder in der Hand zu sterben. In seinen Gedichten ruht der vielseitige Mann von seinen kulturgeschichtlichen, ethnologischen und literarhistorischen Arbeiten aus, und so kommt es, daß er hier verschiedentlich den Humor walten läßt und unter anderm eine beherzigenswerte „Anleitung zum Klaffen“ gibt.

Eine ihm verwandte Natur ist Paul Carus in La Salle, der Forscher auf philosophischem und religionsgeschichtlichem Gebiet, der Verfasser des Dramas „Buddha“, der in seiner Monatschrift „Open Court“ den Denkern des Occidentals wie des Orients Raum zur Ent-

faltung ihrer Ideen läßt. Sein „Leben in Niedern, Gedichte eines Heimatlosen“, weist manche Anklänge an bekannte Strophen Heines und Lenaus auf, gibt aber die Stimmungen des Jünglings und Mannes auf seinen Fahrten und Irrfahrten durch die Welt getreulich wieder.

Den Reigen der Epigonen der Acht- und vierziger mag Udo Brachvogel beischließen, der, in der Nähe Danzigs geboren, von Ungarn nach den Vereinigten Staaten übersiedelte, für längere Zeit sich in Chicago sesshaft machte und dann seinen ständigen Aufenthalt in New York nahm, wo er vor ein paar Jahren gestorben ist. Die Ansichten über den Wert seiner poetischen Leistungen gehen auseinander. Die häßliche Verhöhnung seines Namens durch Karl Heinen in „O, du Brachvogel“ hat er jedenfalls nicht verdient.

* * *

Eine neue Zeit rauschte in mächtigem Flügelschlag empor. Alte Gesetzestafeln, bisher mit scheuer Ehrfurcht betrachtet, wurden zerbrochen; Forderungen, die dem einen für verbrecherisch, den anderen für unabweisbar galten, bildeten im öffentlichen Leben wie in der Kunst den Hauptgegenstand hitziger Debatten. Die soziale Frage trat, gebieterisch Lösung heischend, in den Vordergrund des allgemeinen Interesses und begann den hervorragenden Gelehrten wie den schlichten Mann aus dem Volke gleichermaßen zu beschäftigen. Auch der Poet befaßte sich mit den am Alten, Ueberkommenen machtvoll rüttelnden Ideen der Neuzeit. Hier in Amerika wurde ein Sohn des badischen Landes, Robert Meißel, ihr vielgepriesener und vielgeschmähter Held. Seine Fanzare war die von ihm am Ende des Jahres 1884 gegründete Wochenschrift „Der arme Teufel“.

Unbestritten war Meißel unter den deutschamerikanischen Schriftstellern der letzten Jahrzehnte der glänzendste Stilist; er war auch einer der gedankenreichsten. Sonnerän wie der große Vir-

tuose sein Instrument beherrscht, beherrschte er die deutsche Sprache. Für jede Empfindung, die auf ein Menschenherz eindringen kann, fand er mit bewundernswerter Feinheit das treffende Wort: für das erste Erwachen scheuer, feuchter Liebe so gut wie für den leidenschaftlichen Schmerz der Empörung. Er war vornehmlich ein Dichter in Prosa, dessen Skizzen und Schilderungen, dessen Erinnerungen und Bekenntnisse nicht so bald vergehen. Aber auch von seinen Versen können manche sich den besten poetischen Erzeugnissen der deutsch-amerikanischen Literatur getrost an die Seite stellen:

„Von den zwei Herzen in meiner Brust
Sagt das eine: „Vertragen!“
Das ist doch nur Vubenlust,
Sich um nichts zu schlagen.“

Aber das andere fröhlich geigt,
Noch im nächt'gen Grauen:
„Wo sich dir 'was Schlechtes zeigt,
Geißt es, dreingehauen!“

Robert Keigel hat sich nie im Leben und Dichten an eine bestimmte Partei angeschlossen, das Haupt nie unter ein Parteiregiment gebeugt, aber für die Erlösung des Einzelnen aus entwürdigenden Banden, gegen die Knechtschaft in jeder Gestalt hat er jederzeit mit der ganzen Kraft seines glühenden Herzens gekämpft.

Wierzehn Jahre lang — jeder Jahrgang war ein fast ununterbrochener Waffengang — hat Robert Keigel seinem Blatte, das sein Lebenswerk war, den Stempel seines einzigartigen Geistes aufgedrückt, auch dann noch, als ein tödliches, unheilbares Leiden den Körper stückweise verzehrte. In seiner Matragengruft, wie er mit Heine die Krankengruft nennen durfte, sind verschiedene seiner ergreifendsten Lieder entstanden. Es sei hier nur die Schlusstrophe des trostigen Gedichtes „Gelden“ angeführt:

„Geldentum“ heißt: Einsam pfeifen,
Pfeifen auf die ganze Welt,
Bis das Jäh im letzten Reifen
Lautlos auseinanderfällt.“

Nach dem in der Nacht vom 31. März zum 1. April 1898 erfolgten Tode Robert Keigels führte Martin Drescher, der Tramp-Poet, den „armen Teufel“ weiter, bis nach ein paar Jahren finanzielle Schwierigkeiten das Verschwinden der Wochenschrift vom Zeitungsmarkt veranlaßten. Unter den zahlreichen Mitarbeitern des Blattes sind zwei Frauen hervorzuheben, eine jede in ihrer Art bedeutend: Edna Fern — Fernande Richter —, sicher die begabteste deutschamerikanische Schriftstellerin unserer Tage, Verfasserin der „Venusmärchen“ und des von frischem, zuweilen bizarrem Humor durchwehten Novellen-Zyklus „Aus der Grünen Internationale“, und Hedwig Vogel, die heißblütige Sängerin der „Evalieder“.

* * *

Vom Kampf der Zeit, von ihren Wünschen und Zielen, klingt es auch auf der Harfe des Mannes, den seine Verehrer wohl den deutschamerikanischen Dichter nennen. Aber der Grundton der Poesie unseres Konrad Ries ist doch die reine, tendenzlose Lyrik, die in Gefühlen, in Natur-Anbeutung, in Träumen von Glück und Liebe schwelgt. Ihn berauscht der Frühling der deutschen Heimat „voll Reime und Blüten, voll Schimmer und Sonne, voll Jugend und Hoffnung.“ Er denkt wehmütigen Herzens begrabener Ideale, die im Sonnenstrahl wieder aufleuchten und ihm die alte Märchenschrift „Es war einmal“ vor's Auge zaubern. Er singt vom Thyrsusstab, vom Mienenstein, von Festen im Winterwehen, und wenn er auch zeitweise der Romantiker Valet sagt:

„Es singt die Nachtigall voll Weh,
Dampfwolken am Himmel gleiten, —
Du schöne Frau, ade, ade —
In Liebe müssen wir scheiden!“

so fehlt er doch immer wieder in ihre Arme zurück.

Konrad Nies ist ein echtes Kind des fangesfrohen Rheinhesenlandes. Im lieblichen Alzeu, dem Herr Volker, der Ziedler des Nibelungenliedes entsprossen sein soll, am 17. Oktober 1862 geboren, lockte ihn zunächst mit mächtiger strast das Spiel der Bühne. Der ebennmäßig gebaute Jüngling mit dem leichtgewollten Haar und den strahlenden Augen errang, wohlvorbereitet durch die Leipziger Theaterschule, als jugendlicher Held und Liebhaber in Chemnitz, Dortmund, Nachen und Kaiserslautern frühe Lorbeeren. Nach Amerika verschlagen, blieb er dem geliebten Berufe treu, bis ein sich mehr und mehr verschlimmerndes Halsleiden ihn zwang, der Welt der Breiter zu entsagen.

Schon als Knabe in heimlicher Liebe zur Poesie entbrannt, wehte er ihr nunmehr sein ganzes Sinnen und Trachten und waltete noch heute in ihrem Tempel als berufener Priester. Sein im Jahre 1891 in Leipzig und New York erschiennes Gedichtbuch „Funken“ machte ihn auch jenseits des Ozeans zu einem berühmten Manne und gewann ihm die Zuneigung der Stürmer und Dränger des jüngsten Deutschlands, eines Wilhelm Krent, Karl Gentzell und John Henry Mackay.

Auch als Dramendichter ist Konrad Nies erfolgreich vor die mit ebensoviel Ansichten wie Köpfen ausgestatteten Menge getreten. Sein Monodrama „Konradin von Hohenstaufen“, eine Jugendarbeit, und sein Weihnachtsfestspiel „Rosen im Schnee“, ein Werk der reifen Mannesjahre, sind in zahlreichen Städten dieses Landes beifällig aufgenommen worden.

Als Lyriker entzückt Nies in seinen besten Schöpfungen durch leidenschaftliche Gut und geradezu musikalischen Wohlklang der Sprache. Daneben ist ihm eine süße Schwermut eigen, die reichbewegtem Innenleben entsprungen

zu sein scheint, und der Gang zu einsamem Grübeln.

„Mein Fuß im breiten Gleise
Zieht mit der Menschen Meer,
Mein Herz jedoch taucht leise
In sel'ger Träume Meer.“

Mein Tun hab' und Beginnen
Mit andern ich gemein,
Doch was ich fühl' tiefinnen,
Gehört nur mir allein.“

Als begabter Jünger des Meisters ist der elegante Troubadour Ferdinand Tönnies zu nennen, dessen der schaumgeborenen Aphrodite gesungenen Lieder mehrfach in Musik gesetzt worden sind.

* * *

„Das ist so einer von den Neusten, er wird sich fürchterlich erdreusten,“ sagt Mephisto im „Faust“ von dem zum Zeitungsredakteur gewordenen fahrenden Schüler. Keck und herausfordernd, als „einer von den Neusten“ hat Georg Sylvester Bierack der Welt seine ersten Verse entgegengeschleudert. Ein halbwüchsiger Junge von zwölf Jahren sandte er an den Schriftleiter des „Deutschen Korrespondenten“ in Baltimore, an Eduard Leys, auch ein Dichtersmann, eine Anzahl Lieder, die der Veröffentlichung für wert befunden wurden. Nicht lange nachher erschien der Gedichtsband „Ninive“, ein Buch, das von der Stidluft schwüler Sinnlichkeit durchweht ist und dem jungen Poeten in den Ruf eines argen Sünders brachte. Ganz zu Unrecht! Georg Sylvester war und ist nicht schlimmer als andere junge Leute, nur liebt er es, gleich seinem Vorbild Heinrich Heine mit Untugenden zu renommieren, die er nicht besitzt.

Im Lauf der Jahre ist aus dem gährenden Most ein immer klarerer Wein geworden, von dem auch der Wäßrige gern einmal eins über den Durst trinkt. Heute steht Bierack, der seit geraumer Zeit seine Publikationen in Vers und

Prosa ausschließlich in englischer Sprache darbietet, als unerschrockener Vorkämpfer für die Rechte des Deutschtums hierzulande in erster Reihe. Sein Wochenblatt „The Fatherland“ jubelt, trotz der giftigen Anfeindungen von seiten eines verbohrtten Ningoismus, hell auf jeden Sieg, den die Waffen der Zentralmächte im jetzigen Weltkrieg erringen.

Daß der tobende Krieg die Dichtkunst in manchmal beängstigender Weise befruchtet, liegt auf der Hand. Vor seinem Ausbruch gab es, wie ein gewissenhafter Mann, der viel freie Zeit gehabt haben muß, berechnet hat, in Deutschland allein an die fünfzehntausend „gedruckte“ Poeten. Wie viele mögen jetzt zu zählen sein. Auch im Dichterwalde Deutschamerikas rauscht es selbstverständlich mit Macht von allen Zweigen. Aus der verschnittenen Schar verdienen zwei Frauen namhaft gemacht zu werden: Anna Kirchstein in Chicago, die Hausdichterin der „Illinois Staats-Zeitung“, und Emma Clausen in Detroit, eine Landsmännin Theodor Storms, deren

Büchlein „Fürs Vaterland“ manch schöne, edle Perle birgt.

Vielleicht tritt, wenn einmal des Krieges Waffen ruhen, eine Erstarkung deutschen Selbstgefühls und damit der deutschen Sprache in Amerika ein. Möglicherweise aber wird die letztere durch die mehr und mehr zusammen-schrumpfende Einwanderung ganz in den Hintergrund gedrängt. Gibt es doch schon jetzt in den Vereinigten Staaten genug deutsche Vereine, die an der Pforte des Versammlungslokals den ein wenig häßelängerisch anmutenden Vers des biedereren Friedrich Karl Castelhun prangen lassen: „Pfleget die deutsche Sprache, Hegt das deutsche Wort! Denn der Geist der Väter lebt darinnen fort,“ in deren Klubräumen aber kein Wort in der gepriesenen Muttersprache mehr laut wird.

Sei dem in Zukunft, wie ihm wolle! Sicher ist eins: Solange hierzulande deutsch gesprochen wird, wird auch deutsch gedichtet, werden deutsche Lieder gesungen werden. Erst mit dem letzten echt-deutschen Mann kann und wird in Amerika der letzte deutsche Dichter und Sänger sterben.

Die fremdzüngigen Zeitschriften in den Ver. Staaten.

Dem Rückgang der deutschen Presse folgt neue Blütezeit.

Von A r g u s.

Meine Kenntnis der Zeitungsverhältnisse in den Vereinigten Staaten, besonders die der deutschen Presse, umfaßt einen Zeitraum von über vierzig Jahren. Um die Mitte der siebziger Jahre hatte die deutsche Presse dieses Landes nach der Anzahl der damals existierenden deutschen Zeitungen zu urteilen, ihren Höhepunkt erreicht, auf welchem sie sich bis auf die Mitte der achtziger Jahre erhielt. Die enorme deutsche Einwanderung, welche nach dem denkwürdigen Jahre 1848 einsetzte, hielt tatsächlich bis zur Mitte der achtziger Jahre an und entsprechend dem Wachstum des Deutschthums war auch das der deutschen Presse. Das Bedürfnis der Eingewanderten, sich mit den neuen Verhältnissen, mit ihren Rechten und Pflichten vertraut zu machen, machte die Gründung zahlreicher deutschen Zeitschriften in allen Theilen des Landes, wo die Eingewanderten sich niedergelassen hatten, notwendig. Ihr intensives Interesse an der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der neuen Heimat machte ein rasches Wachstum und eine entsprechende Prosperität der deutschen Presse möglich.

Die Haltung der deutschen Presse in den politischen Kämpfen der fünfziger Jahre und dann in der Periode, die zur Erwählung Lincolns führte, sowie während der schweren Tage des Bürgerkrieges, wo Deutsche zu Tausenden täglich zu den Fahnen eilten, um Gut und Blut für die Erhaltung der Union zu opfern, werden für alle Zeiten eines der glänzendsten Kapitel unseres Landes bilden. Und später nach Niederbringung der Rebellion stand die deutsche Presse in allen Fragen, deren vernünftige Lösung eine Notwendigkeit für das Gedeihen der Republik war, besonders in den Kämpfen für ehrliches Geld und

Zivildienst-Reform in vorderster Reihe. Es gibt in der Geschichte dieses Landes tatsächlich keine einzige Frage, in der die deutsche Presse und ihr gewaltiger Anhang nicht auf der rechten Seite gestanden hätte, das heißt auf der Seite, die sich später als die richtige und fürs Land heilsame erwiesen hatte. Es waren deutsche Zeitungen und deutsche Bürger, die am Eifrigsten für die Kandidatur und Erwählung Abraham Lincolns eintraten. Die Notwendigkeit der deutschen Stimmen des Westens zwang die junge republikanische Partei, sich um Lincoln zu scharen; ohne den Enthusiasmus der Deutschen für Lincoln wäre wahrscheinlich Seward von New York und nicht Lincoln der republikanische Kandidat geworden, denn die östlichen Staaten standen für Seward ein und hielten Lincoln nicht für den Mann, als der er sich mit dem Wachen seiner Pflichten erwies.

Als ich ins Land kam, gab es hier ungefähr achthundert Zeitschriften in nichtenglischen Sprachen, davon etwa fünfhundert und fünfundsiebzig deutsche. Nächst an Zahl, aber in sehr geringer, waren die Zeitschriften, die in der dänischen, norwegischen, schwedischen, französischen, spanischen und holländischen Sprache erschienen. Von den spanischen Mäthern gab es, wie es noch heute der Fall ist, eine ziemliche Anzahl, aber sie waren meist der Förderung von Handelsbeziehungen zwischen den Vereinigten Staaten, West Indien, Mittel- und Südamerika gewidmet. Von italienischen Mäthern gab es kaum ein halbes Duzend. Von slavischen Mäthern nur einige Wenige in der polnischen und czechischen Sprache. Ich erinnere mich nicht, damals von der Existenz einer ungarischen Zeitung gehört zu haben.

Von den heutigen, in ziemlicher Anzahl existierenden Blättern in der sogenannten jiddischen Sprache, die als Konglomerat von hebräischen und verdorbenen deutschen und slavischen Wörtern gilt, gab es damals noch kein einziges, sie begannen erst aufzutauchen mit der riesigen jüdischen Einwanderung aus Rußland, Polen und Rumänien.

Gegenwärtig gibt es in den Vereinigten Staaten elfshundertundneunundsiebzig Zeitschriften, die in dreißig verschiedenen fremdländischen Sprachen erscheinen, davon vierhundertundfünfzig in deutscher Sprache. Unter diesen elfshundertundneunundsiebzig Blättern sind alle europäischen sowie fünf asiatische Sprachen vertreten. Die Gesamtauflage dieser Zeitungen wird auf ungefähr 8,240,000 Exemplare geschätzt, wovon 3,500,000 oder dreihundvierzig Prozent auf die deutsche Presse kommt. Daß die Zahl der deutschen Zeitungen trotz der enormen deutschen Einwanderung, die bis spät in die achtziger Jahre anhielt, abgenommen anstatt zugenommen hat, gereicht dem amerikanischen Deutschthum wahrlich nicht zur Ehre. Wie man sieht, ist aber die deutsche Presse heute noch die stärkste und zahlreichste von allen in der ganzen fremdzüngigen Presse, und wenn man nach landläufiger Rechnung fünf Leser auf jedes Blatt zählt, so werden heute die deutschen Blätter von siebenzehn Millionen Menschen gelesen. Natürlich ist diese große Verbreitung der deutschen Zeitungen in den letzten zwei Jahren entstanden, denn um 1880 herum war die Auflage der deutschen Zeitungen bedeutend geringer und fortwährend in der Abnahme begriffen. Die Zahl der täglichen deutschen Zeitungen war um 1880 herum die größte. In manchen westlichen Städten gab es sogar mehr deutsche als englische Tagesblätter.

Im Nachfolgenden ist eine statistische Zusammenstellung der Anzahl der Blätter in jeder Zunge gegeben, sowie deren gegenwärtige Gesamtauflagen, soweit es aus den neuesten Zeitungskatalogen ermittelt werden konnte.

	Anzahl der Blätter	Gesamtauflage ungefähr
Arabishe	8	5,000
Armenische	7	4,800
Georgische	61	435,000
(darunter 6 tägliche)		
Bulgarische	1	10,000
Chinesische	6	21,000
(darunter 2 tägliche)		
Kroatische	16	74,000
(darunter 3 tägliche)		
Finnische	18	39,000
(darunter eine tägliche)		
Isländische	2	4,600
Französische	43	134,000
(darunter 9 tägliche)		
Deutsche	450	3,596,000
(darunter 51 tägliche)		
Griechische	16	73,000
(darunter 2 tägliche)		
Holländische	19	38,000
Ungarische	19	160,000
(darunter 4 tägliche)		
Italienische	67	452,000
(darunter 11 tägliche)		
Japanische	17	51,000
(darunter 13 tägliche)		
Kettische	4	17,000
Litauische	16	46,000
Dänisch-Norwegische	64	519,000
(darunter 2 tägliche)		
Polnische	71	519,000
(darunter 11 tägliche)		
Portugiesische	18	20,999
Rumänische	3	8,000
(darunter eine tägliche)		
Russische	8	43,000
(darunter zwei tägliche)		
Ruthenische	12	38,000
(darunter eine tägliche)		
Serbische	9	27,000
(darunter eine tägliche)		
Slowakische	21	143,000
(darunter 7 tägliche)		
Slowenische	10	65,000
(darunter eine tägliche)		
Spanische	87	165,000
(darunter 6 tägliche)		
Schwedische	69	645,000
Welsche	2	9,500
Jiddische	34	960,000
(darunter 12 tägliche)		

Wie man aus Obigem ersehen kann, haben diese elfshundertundneunundsiebzig (1179) Blätter, von denen 107 täglich erscheinen, eine Gesamtauflage von: 8,409,900.

Nach einer oberflächlichen Schätzung bestand die Gesamtauflage der um 1880 herum erschienenen deutschen Zeitungen ungefähr aus 2,800,000 Exemplaren.

Von 1880 bis zur zweiten Hälfte des Jahres 1914 nahmen unsere deutschen Mätter sowohl an Anzahl wie an Verbreitung ununterbrochen ab. Erst mit den gewaltigen Kriegseignissen, die mit August 1914 einsetzten, begann die Auflage der deutschen Zeitungen, hauptsächlich der täglich erscheinenden in New York, Philadelphia, Chicago, Cincinnati, St. Louis und Milwaukee stark zu wachsen.

Und die heute auf über 3,500,000 Exemplare geschätzte Auflage aller deutschen Zeitungen des Landes ist den Bedürfnissen der Deutschen und Oesterreicher: wahrheitsgetreue, lügenfreie Berichte über die Vorgänge in der alten Welt, sowie der mannhaften und schneidigen Verteidigung der gerechten Sache und der Abwehr der beispiellosen Angriffe und Verleumdungen des Deutschtums hüben und drüben durch die britisch freundliche Presse, zuzuschreiben. Wie stark das Interesse des Deutschtums an seiner Presse geworden, ist daraus zu ersehen, daß z. B. heute die Gesamtauflage der deutschen Zeitungen Chicagos wenigstens zweimal so groß ist als sie je gewesen.

Daß die deutsche Presse eine Reihe von Jahren im Rückgang war, war nicht ihre Schuld, sondern die des Deutschtums. Es ist wahr, sie gab ihren Lesern nicht so viel Papier und nicht so viel Lese- und keinen so weit verzweigten Nachrichtendienst wie die amerikanische Presse, aber wie konnte sie Schritt halten mit der riesigen Entwicklung der amerikanischen Presse, wenn die deutsche Bevölkerung ihrer Presse gegenüber gleichgültig und teilnahmslos geworden war und durch mangelhafte Unterstützung ihr die Mittel entzog, die zu ihrem Wachstum notwendig waren?

Die große Zeit, in der wir leben, und die Kämpfe, die unser Deutschtum für seine Ehre, für seine Ideale und seine politische Stellung zu bestehen hat, haben die Notwendigkeit des Bestandes und der Förderung der deutschen Presse bewiesen. Hoffentlich wird das Inter-

esse des Deutschtums an seiner Presse und deren Gedeihen noch lange das Ende der jetzigen europäischen Völkertrogödie überdauern. Im Nachfolgenden geben wir eine Liste aller jetzt in den Vereinigten Staaten existierender deutschen Zeitungen. Es ist dies das erste Mal, daß ein Jahrbuch eine Gesamtliste der deutschen Zeitungen bietet.

Die mit Sternen markierten Namen sind die der täglichen Zeitungen, alle andern sind entweder Sonntagsblätter, Wochenblätter oder Monatschriften.

Alabama.

Alabama Staats-Zeitung, Mobile.

Arkansas.

Arkansas Echo, Little Rock; Arkansas Staats-Zeitung, Little Rock.

California.

Deutsche Zeitung, Fresno; Germania,* Los Angeles; California Zeitung, Oakland; Nord-California Herald und Sacramento Journal, Sacramento; Süd-California Deutsche Zeitung, San Diego; California Demokrat,* San Francisco; California Staats-Zeitung, San Francisco; New San Francisco, San Francisco; Vorwärts, der Pacific-Küste, San Francisco.

Colorado.

Colorado Herald,* Denver.

Connecticut.

Connecticut Staats-Zeitung, Hartford; Anzeiger, New Haven; Hermanns-Sohn, New Haven; Beobachter, Waterbury.

Delaware.

Lokal-Anzeiger, Wilmington.

Florida.

Florida Staats-Zeitung, Jacksonville.

Georgia.

Georgia Deutsche Zeitung, Atlanta; Deutsche Zeitung, Savannah.

Illinois.

Journal, Alton; Volksfreund,* Aurora; Post und Zeitung,* Belleville; Journal, Bloomington; Abendpost,* Chicago; Arbeiter-Zeitung,* Chicago; Deutsch-Amerikanische Wälder-Zeitung, Chicago; Concordia, Chicago; Deutscher Kulturträger, Chicago; Echo, Post und Beobachter, Chicago; Fadel, Chicago; Illinois Staats-Zeitung,* Chicago; Katholisches Wochenblatt, Chicago; Kirchenbote, Chicago; Luxemburger Vereinszeitung, Chicago; Presse,* Chi-

cago; Sonntagspost, Chicago; Vorboie, Chicago; Weiser = Nachrichten, Chicago; Wochenblatt, Chicago; Herold und Zeitung, Danville; Volksblatt, Effingham; Germania, Elgin; Herold, Elgin; Katholischer Jugendfreund, Evanston; Deutscher Anzeiger, Freeport; Mitarbeiter, German Wallen; General-Anzeiger, Joliet; Volksblatt-Mundschau, Lincoln; Post, Mendota; Teutonia, Mount Olive; Illinois Volksblatt, Nashville; Post, Nashville; Nachrichten aus Schleswig-Holstein, Oak Park; Central Illinois Wochenblatt, Ottawa; La Salle County Herold, Ottawa; Freie Presse, Pekin; Sonne,* Peoria; Sonntags-Glocke, Peoria; Germania,* Quincy; Germania, Rockford; Volks-Zeitung, Rock Island; Staats-Wochenblatt, Springfield; Amerikanisches Familienblatt, Tecum; Volksblatt, Woodstock.

Indiana.

Evangeliums = Post, Anderson; Christlicher Bundes-Vote (Mennon.), Verne; Demokrat, Evansville; Freie Presse Staats-Zeitung, Fort Wayne; Deutsch-Amerikanische Buchdrucker = Zeitung, Indianapolis; Sportvogel, Indianapolis; Telegraph-Tribüne, Indianapolis; Freie Presse, Logansport; Germania, South Bend; Journal, Terre Haute.

Iowa.

Ostpreussische Nachrichten, Freda; Volksfreund-Tribüne, Burlington; Demokrat, Carroll; Katholischer Wächter, Cascade; Iowa Post, Cedar Rapids; Iowa Staats-Zeitung, Cedar Rapids; Familien-Freund, Charles City; Anzeiger, Clinton; Iowa Volks-Zeitung, Clinton; Freie Presse, Council Bluffs; Demokrat,* Davenport; Iowa Reform, Davenport; Herold, Des Moines; Katholischer Westen, Dubuque; Luxemburger Gazette, Dubuque; National-Demokrat, Dubuque; Presbyterischer, Dubuque; Nord-Iowa Herold, Elader; Herold, Le Mars; Herold, Manning; Jackson Journal, Maguogeta; Herold, Muscatine; Iowa Volksblatt, Postville; Courier, Sioux City; Volksfreund, Sioux City; Deutsch-Amerikaner, Waterloo; Phoenix, Waverly.

Kansas.

Fortwärts, Hillsboro; Zion's-Vote, Hillsboro; Germania, Lawrence; Tribüne, Leavenworth; Herold, Newton; Monatsblätter, Newton; Herold, Wichita.

Kentucky.

Anzeiger, Louisville; Katholischer Glaubensbote, Louisville; Südlicher Anzeiger, Louisville.

Louisiana.

Neue Deutsche Zeitung, New Orleans.

Maryland.

Bayerisches Wochenblatt, Baltimore; Deutsche Correspondent, Baltimore.

Massachusetts.

Anzeiger, Boston; Germania, Boston; Herold der Christian Science, Boston; Turn-Zeitung, Boston; Biene, Hallowell; Neu-England Rundschau, Hallowell; Teutonia, Hallowell; Anzeiger und Post, Lawrence; Gertha, Lawrence.

Michigan.

Washenaw Post, Ann Arbor; Abendpost,* Detroit; Herold, Detroit; Stimme der Wahrheit, Detroit; Germania, Grand Rapids; Sonntagsbote, Grand Rapids; Michigan Volksfreund, Jackson; Michigan Volkszeitung, Manistee; Journal, Saginaw; Luther = Freund, Saginaw; Post-Zeitung, Saginaw.

Minnesota.

Martin County Zeitung, Fairmont; Freie Presse, Glencoe; Post, Mantato; Freie Presse-Herold, Minneapolis; Unser Besucher, Mountain Lake; Fortschritt, New Ulm; Post, New Ulm; Volksblatt, New Ulm; Nordstern, St. Cloud; Deutsche Farmer, St. Paul; Volkszeitung,* St. Paul; Wanderer, St. Paul; Hermanns-Sohn, Stillwater; National = Farmer, Winona; Westlicher Herold, Winona.

Missouri.

Volksblatt, German; Missouri Thalboie, Higginsville; Deutscher Volksfreund, Jackson; Missouri Volksfreund, Jefferson City; Missouri Staats-Zeitung, Kansas City; Neue Kansas Staats-Zeitung, Kansas City; Presse,* Kansas City; Demokrat, St. Charles; Volksblatt, St. Joseph; Abendsschule, St. Louis; Amerika, St. Louis; Arbeiter-Zeitung, St. Louis; Voice der Neuen Zeitung, St. Louis; Central-Blatt, St. Louis; Friedensbote, St. Louis; Herold des Glaubens, St. Louis; Mississippi-Blätter, St. Louis; Pastoral-Blatt = Anzeiger, St. Louis; Westliche Post,* St. Louis; Wort, St. Louis; Journal, Sedalia; Volksfreund, Warrenton; Osage County Volksblatt, Westphalia.

Montana.

Hermanns-Sohn in Montana, Helena.

Nebraska.

Nebraska-Post, Beatrice; Nebraska Biene, Columbus; Nebraska Hermanns-Sohn, Columbus; Platte River Zeitung, Fremont; Nebraska Staats-Zeitung und Herold, Grand Island; Cedar County Wächter, Harrington; Freie Presse, Lincoln; Hausfreund und Deutsch-Amerikanischer Farmer, Lincoln; Nebraska Echo, Lincoln;

Westliche Rundschau, Norfolk; Tribune,* Omaha; Deutsches Journal, Edward; Nebraska Volksblatt, Westpoint.

New Jersey.

Freie Presse, Atlantic City; Hausdoktor, Asiner; Camden County Journal, Camden; Freie Presse, Carlstadt; Revue, Elizabeth; Hudson County Post und Demokrat, Hoboken; Erzähler, Newark; New Jersey Freie Zeitung,* Newark; Deutscher Evangelist, Orange; Passaic Revue und Paterson Journal, Passaic; Wochenblatt, Passaic; Hudson County Revue, Town of Union; New Jersey Staats-Journal, Trenton.

New York.

Herold und Freie Blätter, Albany; Freie Presse,* Brooklyn; Reform, Brooklyn; Arbeiter-Zeitung, Buffalo; Aurora und Christliche Woche, Buffalo; Demokrat,* Buffalo; Volksfreund,* Buffalo; Long Island Journal und Volksblatt, Longhurst; Wochenblatt, Lockport; Long Island Beobachter und Freie Presse, Long Island City; Abendblatt,* New York City; Amerikanischer Vortrager und Deutscher Volksfreund, New York City; Amerikanische Schweizer-Zeitung, New York City; Katholische Landes-Zeitung, New York City; Deutsch-Amerikanische Apotheker-Zeitung, New York City; Deutsches Journal,* New York City; Führer, New York City; Handels-Zeitung, New York City; Herold,* New York City; Hesses-Darmstädter Zeitung und Hessische Blätter, New York City; Medizinische Monatsschrift, New York City; National-Vanner, New York City; Nordamerikanische Plattendruck-Zeitung, New York City; Novellen-Schatz, New York City; Pfälzer in Amerika, New York City; Revue, New York City; Schwäbisches Wochenblatt, New York City; Sonntagsblatt, New York City; Staats-Zeitung,* New York City; Volkszeitung,* New York City; Vorwärts, New York City; Abendpost,* Rochester; Deutsche Journal und Mohawk-Thal-Post, Schenectady; Herold, Schenectady; Staten Island Post und Süd-New York Anzeiger, Stapleton; Union, Syracuse; Freie Presse, Troy; Deutsche Zeitung, Utica.

Nord-Dakota.

Staats-Anzeiger, Bismarck; Nord-Dakota Herold, Dickinson; German American, Golden Valley; Journal und Deutsche Rundschau, Harvey; Volksfreund, Richardton.

Ohio.

Germania, Akron; Deutsch-Amerikanische Zeitschrift für Theologie und Kirche, Berea; Courier, Bucyrus; Ohio Volks-Zei-

tung, Canton; Mercer County Vote, Celina; Untere Zeit, Chillicothe; Abend-Presse, Cincinnati; Drucker- und Arbeiter-Zeitung, Cincinnati; Christliche Apologete, Cincinnati; Deutsch-Ungarischer Vote, Freie Presse,* Cincinnati; Sonntagsblatt, Cincinnati; Gaus und Herd, Cincinnati; Sendbote, Cincinnati; Volksblatt,* Cincinnati; Westliche Blätter, Cincinnati; Deutsch-Amerikanische Arbeiter-Zeitung, Cleveland; Deutsch-Ungarische Volksblatt, Cleveland; Echo, Cleveland; Evangelische Magazin, Cleveland; Kirchenzeitung, Cleveland; Christliche Vortrager, Cleveland; Sendbote, Cleveland; Stimme der Wahrheit, Cleveland; Volksfreund und Arbeiter-Zeitung, Cleveland; Wächter und Anzeiger,* Cleveland; Erpreß, Columbus; Erpreß und Westbote,* Columbus; Kurische Kirchenzeitung, Columbus; Ohio Sonntagsblatt, Columbus; Ohio Waisenfreund, Columbus; Westbote, Columbus; Groß-Daytoner Zeitung,* Dayton; Kirchenchor, Dayton; Herold, Defiance; Courier, Fremont; Deutsch-Amerikaner, Hamilton; Courier, Lima; Post, Lorain; Courier, Mansfield; Deutsche Presse, Marion; Post, Minster; Deutsche Demokrat, Napoleon; Erpreß, Newark; Stern des Westlichen Ohio, New Bremen; Putnam County Demokrat, Ottawa; Miami Post, Piqua; Ottawa County Zeitung, Port Clinton; Demokrat, Sandusky; Shelby County Anzeiger, Sidney; Germania, Steubenville; Erpreß, Toledo; Rundschau, Youngstown; Siebenbürgisch-Amerikanischer Vote, Youngstown.

Oklahoma.

Oklahoma Vorwärts, Cordell; Staats-Zeitung, Enid; Oklahoma Neueigkeiten, Perry.

Oregon.

Nachrichten, Portland; Oregon Deutsche Zeitung,* Portland; Armen Seelen-Freund, St. Venedikt; St. Joseph-Blatt, St. Venedikt.

Pennsylvania.

Friedensbote, Allentown; Unabhängiger Republikaner, Allentown; Welt-Vote, Allentown; Deutscher Volksführer, Altoona; Erpreß und Reform, Donkleton; National-Zeitung, Erie; Tageblatt,* Erie; Evangelische Zeitschrift, Harrisburg; Pennsylvanische Staats-Zeitung und Dauphin County Journal, Harrisburg; Freie Presse, Johnstown; Journal, Muztown; Abendpost, Philadelphia; Demokrat,* Philadelphia; Deutscher Emigrant, Philadelphia; Gazette,* Philadelphia; Nord-Amerika, Philadelphia; Pennsylvanische Staats-Gazette, Philadelphia; Sonntagsblatt, Philadelphia; Sonntags-Journal,

Philadelphia; Tageblatt, Philadelphia; Vereins- und Vogen = Zeitung, Philadelphia; Beobachter, Pittsburg; Sonntagsbote, Pittsburg; Volksblatt und Freiheitsfreund, Pittsburg; Jefferson Demokrat, Pittsburg; Sonntagspost, Reading; Menonitische Rundschau, Scottsdale; Journal, Scranton; Wochenblatt, Scranton; Luzerne County Express, Wilkes Barre; Wächter, Wilkes Barre.

Rhode-Island.

Anzeiger, Providence.

South Carolina.

Deutsche Zeitung, Charleston.

South Dakota.

Dakota Freie Presse, Aberdeen; Neue Deutsche Presse, Aberdeen; Dakota Volkszeitung, Eureka; Rundschau, Eureka; Herald, Jaba; Deutscher Herald, Sioux Falls.

Tennessee.

Deutsche Zeitung, Memphis; Anzeiger des Südens, Nashville.

Texas.

Wochenblatt, Austin; Texas Volksbote, Brenham; Deutsche Rundschau, Cuero; Gold und Flur, Dallas; Nord-Texas Presse, Dallas; Anzeiger, Fort Worth; Wochenblatt, Fredericksburg; Journal, Galveston; Deutsches Volksblatt, Giddings; Lavaca County Nachrichten, Hallertsville; Texas Deutsche Zeitung, Houston; Zeitung, New Braunfels; Freie Presse für Texas, San Antonio; Hermanns-Sohn in Texas, San Antonio; Katholische Rundschau, San Antonio; Missionsfreund, San Antonio; Texas Staats-Zeitung, San Antonio; Texas Volksfreund, Schulenberg; Zeitung, Seguin; Herald, Taylor; Deutsche Zeitung für Texas, Victoria; Post, Waco; Deutsche Zeitung, La Grange.

Utah.

Beobachter, Salt Lake City.

Virginia.

Anzeiger, Richmond.

Washington.

Vellingham Bay Post, Vellingham; Volksblatt, Everett; Beobachter, Nizville; Che-

rusker, Seattle; German = American, Seattle; German Press, Seattle; Washington Post, Spokane; Nacht am Sund, Tacoma.

Wisconsin.

Herald, Antigo; Gegenwart, Appleton; Montags-Blatt, Appleton; Samstags-Vote, Appleton; Volksfreund, Appleton; Wader, Appleton; Anzeiger, Arcadia; Wisconsin Demokrat, Chilton; Herald, Eau Claire; Daheim, Fond du Lac; Nordwestlicher Courier, Fond du Lac; Buffalo County Republikaner, Mountain City; Landsmann, Green Bay; Geflügel-Züchter, Hamburg; Journal, Janesville; Jefferson County Journal, Jefferson; Volksfreund, Kenosha; Kewaunee County Banner, Kewaunee; National-Zeitung, Kiel; Herald und Volksfreund, La Crosse; Morgenstern, La Crosse; Nordstern, La Crosse; Volksfreund, La Crosse; Volkspost, La Crosse; Wisconsin Botschafter, Madison; Wisconsin Staats-Zeitung, Madison; Post, Manitowoc; Wahrheit, Manitowoc; Demokrat, Marshfield; Dodge County Banner, Mayville; Dodge County Pioneer, Mayville; Waldbote, Medford; Wisconsin Thalbote, Merris; Acker- und Gartenbau, Milwaukee; Amerikanische Turnzeitung, Milwaukee; Columbia, Milwaukee; Deutsche Hausfrau, Milwaukee; Excelsior, Milwaukee; Freidenker, Milwaukee; Germania, Milwaukee; Germania = Herald, Milwaukee; Haus- und Bauernfreund, Milwaukee; Landmann, Milwaukee; Patriot, Milwaukee; Rundschau, Milwaukee; Seebote, Milwaukee; Sonntagsbote, Milwaukee; Sonntagspost, Milwaukee; Vorwärts, Milwaukee; Green County Herald, Monroe; Deutsch = Amerikaner, Neillsville; Deutsch-Schweizerische Courier, New Glarus; Dienstags-Blatt, Oshkosh; Wisconsin Telegraph, Oshkosh; Post, Plymouth; Rundschau und Wader, Portage; Herald, Port Washington; Zeitung, Port Washington; Correspondent, Racine; Pioneer-Presse, Sault City; Botschafter, Schlesingerbille; Volksbote-Wochenblatt, Shawano; Amerika, Sheboygan; National Demokrat, Sheboygan; Zeitung, Sheboygan; Bruder = Botschafter, Watertown; Weltbürger, Watertown; Wochenblatt, Wausau; Beobachter, West Bend; Deutsche Pioneer, Wausau.

Deutsches Bühnenleben in Chicago.

Von Michael Singer.

Nur weiß ich diesen Zeilen einen Titel geben muß, setze ich vor dieselben: „Deutsches Bühnenleben in Chicago“. In Wirklichkeit ist der Titel irreführend. Es gibt in Chicago kein deutsches Bühnenleben, und es gab in den letzten Jahren kein solches, trotzdem Chicago zum Mittelpunkt Deutschamerikas herangewachsen ist und trotzdem es Hunderte von deutschen Vereinen in Chicago gibt. Und es wird sich in Chicago kaum jemals ein deutsches Bühnenleben im besseren Sinne des Wortes entwickeln. Und zwar aus verschiedenen Gründen.

Publikum für ein deutsches Theater gibt es wohl, aber dieses interessiert sich für das Theater erst dann, nachdem in demselben gespielt wird und auch dann nicht so sehr für die Kunst, als für einzelne „Lieblinge“, die sich insolge dessen für die Verkörperung der Kunst halten und unter diesem Titel an Kunst und Publikum Todsünden verüben.

Das Grundübel deutschen Theaterwesens in Chicago, falls von einem solchen gesprochen werden darf, liegt darin, daß es vollkommen genügt, wenn „Jemand“ sich für vierzehn Tage die Miete für einen Musentempel zusammenschmorrt. Er fühlt sich dann Theaterdirektor vom Scheitel bis zur Sohle, beansprucht, fordert von den deutschen Zeitungen die übliche Unterstützung für die „deutsche Kunst“, verkauft einige Abonnements und „eröffnet“ schließlich. Wenn dann einige Tage oder einige Wochen nach der Eröffnung der Krach kommt, geht ein Notschrei in die Welt hinaus, werden die mehr oder weniger Bemittelten in Kontribution genommen, da doch dem Deutschtum unmöglich die „Schande“ angetan werden darf, die „deutsche Kunst“ obdachlos werden zu lassen.

So war es gestern, so ist es heute, so wird es morgen und immer sein, inso-

lange man gestattet, daß Leute, die keinerlei finanzielle, moralische oder künstlerische Sicherheit bieten können, sich zu Direktoren ernennen und als solche anerkannt werden. Falls das Deutschtum Chicagos es sich schuldet, ein deutsches Theater zu haben, dann soll es für die Gründung und Erhaltung eines solchen sorgen. Bei einigem guten Willen können die Mittel für ein ständiges deutsches Theater aufgetrieben werden. Was man für die Unterstützung von jeweiligen Direktoren getan hat, die uns niemals ein deutsches Theater gaben, hätte zur Gründung eines Theaters beinahe hingereicht. Man scheint sich aber für ein deutsches Theater nur dann zu interessieren, wenn man für dasselbe angebettelt wird und den Pumpbruder oder die Pumpschwester nicht los werden kann.

Aus diesem Grunde können wir hier kein deutsches Theater haben. Aus diesem Grunde wagt kein sach- und fachverständiger Theatermann sich nach Chicago. Aus diesem Grunde kann kein entsprechendes Ensemble nach Chicago gebracht werden und aus diesem Grunde wiederholen sich hier alljährlich mit der Regelmäßigkeit der Naturerscheinungen die empörenden Skandale, die anwidern den Vetteleien für die selbst während der Spielzeit brotlosen Schauspieler, und aus diesem Grunde gibt es immer ein Ende mit Schrecken, nachdem es vorerst lange Theaterabende ohne Kunst und ohne Vergnügen gegeben hat.

Die letzte Saison.

Im vorigen Herbst schien es, als sollte Chicago für eine Saison von der Theatergefahr verschont bleiben. Die Hoffnung erwies sich jedoch als trügerisch. Eines Tages wurde das ahnungslose Deutschtum anstatt mit einem Theater

mit der Aussicht auf drei deutsche Theater beglückt.

Herr Wolfsramsdorff fühlte den unüberstehlichen Drang in sich, den Deutschen Chicagos eine deutsche Oper zu geben. Nach vielen Absagen wurde endlich ein Opernabend gemacht, der aber besser unterblieben wäre. Herr Wolfsramsdorff dechute glücklicherweise seine Tätigkeit nicht weiter aus und so blieb denn die deutsche Oper eine erledigte Theaterangelegenheit.

Inzwischen hat Direktor Schmid von Cincinnati, der ursprünglich die leider nicht ausgeführte Absicht hegte, sich dauernd in Chicago niederzulassen, für jeden Monat eine Nachmittagsvorstellung geplant. Damals schrieb ich:

Die Direktion des deutschen Theaters von Cincinnati hat an die hiesigen Deutschen ein Rundschreiben ergehen lassen, in welchem es unter anderem heißt:

„Die Gesellschaft von Cincinnati — das beweist die Stabilität ihrer Leitung zur Genüge — besitzt den Ruf hoher Leistungsfähigkeit, den sie diesen Winter auch auf Chicago auszu dehnen hofft. Die Vorstellungen finden als Matineen in dem günstig gelegenen Powers Theater, Randolph Straße, statt, und zwar ist jeder zweite Dienstag im Monat dafür vorgesehen. Im Namen der Direktion bittet Sie Herr Meyer-Eigen, zum Zustandekommen dieser künstlerisch wertvollen Darbietungen beizutragen, indem Sie im Kreise ihrer Bekannten dafür zu wirken, einen Abonnementschein freundlich zu unterzeichnen und einzulösen an Frau M. Davidis, 2629 Sampden Ct., Tel. Lincoln 3322, die der guten Sache wegen jede gewünschte Auskunft zu erteilen, sich bereit erklärt hat. Die Bedingungen kommen den Wünschen aller Theaterfreunde entgegen: Parket: (1.—12. Reihe inklusive) für 6 Vorstellungen \$10.00; Parket: übrige Reihen, \$8.00; Balkon: 1. Reihe, \$8.00; 2. und 3. Reihen, \$6.00; übrige Reihen, \$5.00; Gallerie: 1.—3. inkl. Reihe, \$2.50; übrige Reihen, \$2.00.“

Die Beträge brauchen erst am Tage

der ersten Vorstellung bezahlt werden. Wie uns mitgeteilt wird, ist das Interesse für die sechs Vorstellungen ein ziemlich reges und hat unter anderem auch Frau Schumann-Heink bereits eine Loge belegt.

Herr Schmid reduzierte aber seine Gastspiele auf zwei, trotzdem man dieselben mit regem Interesse empfing.

Das Gastspiel wurde mit einem fleißig gespielten schwedischen Schwanke eröffnet. Das zweite brachte mehr. Es brachte die New Yorker Künstler und Karl Schönherr's „Der Weibsteufel“ nach dem Bladstone Theater.

Gastspiel der New Yorker.

Dieses Gastspiel fand am 7. Dezember statt und seinerzeit schrieb ich über die Vorstellung folgendes:

Direktor D. E. Schmid hat diesmal nicht sein Cincinnati Ensemble nach Chicago gebracht. Er brachte drei echte Künstlernaturen aus New York und überdies ein Schönherr'sches Drama, die jüngste Schöpfung dieses genialen Dramatikers, der meteorgleich aufgetaucht ist, hoffentlich jedoch nicht in ähnlicher Weise verschwinden wird. Karl Schönherr ist dem Chicagoer Publikum bloß dem Namen nach bekannt. Allerdings sollte im Vorjahre „Glaube und Demut“ zur Aufführung gebracht werden, doch riet Schreiber dieser Zeilen ab. Aus zwei Gründen. Erstens weil das Motiv jenes Stückes, der Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus der hiesigen Gedankenwelt fernliegt und zweitens, weil die Schönherr'schen Stücke nur dann einen durchschlagenden Erfolg versprechen, wenn die Rollen in Mundart gesprochen werden. Und dieser Mangel des Idioms beeinträchtigte auch die gestrige Vorstellung, trotzdem Grete Meyer, die den Weibsteufel mit kerniger Wucht spielte, sich ehrliche Mühe gab, dem Schönherr'schen Original auch im Dialekte nahezu kommen. Aber das Hochdeutsch des Grenzjägers (Mudolph Christians) tat der kernigen Figur ziemlich Abbruch.

Der „Mann“ (Christian Rub) ist ein heher, den Tod mit sich herumtragender Schmuggler. Das „Weib“, sein Weib (Grete Meyer) ist ein pflichtbewusstes Landweib, das die Leidenschaften nicht kennt, welche in ihr schlummern. Da wird sie von ihrem Manne überredet, den jungen Grenzzäger (Rudolph Christians), den gefährlichsten Feind der Schmuggler, in ihre Netze zu locken, da mit die Schmuggler während der vermeintlichen Schäferstunden ihr lichtschenes Gewerbe unbehindert betreiben können. Mit Widerstreben geht das Weib auf den Plan ein. Sie fängt allerdings den Grenzzäger ein, aber auch ihre Leidenschaften erwachen und bald lodern sie in hellen Flammen. Um den Geliebten die ersehnte Beförderung zu verschaffen, gibt sie ihm ein Päckchen geschmuggelter Stoffe, er liefert dieselben jedoch aus Liebe zu dem Weib nicht ab und hält sich demzufolge für ehrlos. Der mittlerweile eifersüchtig gewordene Mann zwingt ihn jedoch, sein Pflichtversäumnis zu bekennen, in der Hoffnung, daß der Jäger versetzt wird. Das geschieht auch tatsächlich. Der Grenzzäger kommt, um Abschied zu nehmen. Wein und die Lockungen des Weibes stacheln ihn auf, verdrehen ihm den Kopf. Und während der schwindstüchtige Mann ihn vergeblich zur Türe hinauszudrängen sucht, um dann mit dem gezückten Messer auf den Jäger loszugehen, tötet dieser ihn mit dem Seitengewehr.

Es stand zu befürchten, daß fünf Akte von drei Personen gespielt, ermüdend wirken werden. Die Steigerung von Akt zu Akt ist jedoch so groß, daß man in wirklicher Spannung der Lösung entgegenfieht, und zwar umso gespannter, weil Grete Meyer mit ihrer dramatischen Kraft die Zuschauer in Fesseln schmiedete.

Man sah ein Massenweib. Die Leidenschaften lagen verschlossen in ihrem Busen, aber sobald das Schloß gefallen war, stürmten sie hervor, zündeten und verheerten. Man stand förmlich in ihrem Banne. Und man sah bald das Tier in dem Weibe, das darnach lechzt,

von dem männlichen Tier gebändigt und befriedigt zu werden. Man lernte sie aber auch als wirkliches Weib bewundern in der Szene, als der Grenzzäger aus der sorgsam verschlossenen Truhe die für das Kind, das niemals kam, vorbereiteten Sädelchen zum Vorschein brachte. Und weder als Massenweib, weder als Weibsteufel, noch als die nach einem Kinde begehrende, schreiende Frau trat Grete Meyer aus dem Rahmen der Natürlichkeit hinaus. Sie schuf mit photographischer Genauigkeit, aber mit lebendigen Farben das in knechtischer Unterwürfigkeit lebende Bauernweib, das aber, nachdem die Fesseln fallen, ebenso despotisch, ebenso grausam sein kann, wie es früher unterwürdig gewesen ist.

Herr Christian Rub, der „Mann“, spielte den verschmitzten Bauern in geradezu bravuröser Weise. Seine fränkische Gestalt, welche durch die Bauernschlaueit noch widerlicher gemacht wurde, gewann in der Liebe zu dem Weibe eine wohlthuende Weichheit, die sich aber unter den Keulenschlägen einer peinigenden Eifersucht in natürlicher Folgerung verhärtete. Herr Rub hat seinen Schmuggler dem Leben abgelauscht.

Herr Rudolph Christian, dieser vornehme Künstler, den wir in New York recht oft bewunderten, war das schwächste Glied des Trios. Schon seine Gestalt entsprach der Schönherrschens Figur nicht, und dort, wo die inneren Stürme zum Ausbruch kommen sollten, schrie er, anstatt zu leben. Umso voller trat aber die Künstlernatur zum Vorschein in den Szenen des Zusehens, dort, wo nicht die aufgepeitschten Leidenschaften, sondern ein ruhigeres Sinuen zum Ausdruck gelangen sollten.

Natürlich reichte die Vorstellung trotz der Mängel weit über das Durchschnittsmaß hinaus und man fühlt sich den Künstlern, wie auch Herrn Direktor Schmid für die künstlerische und literarische Gabe zu Dank verpflichtet.

Die Herren Haupt und Danner auf dem Plane.

Inzwischen haben die Herren Haupt und Danner ihre Häupter wieder in die Höhe gesteckt. Anfangs mit einiger Scheu, dann aber täglich immer mutiger. Daß diese Herren, nach den Vorgängen der letzten Jahre überhaupt daran denken konnten, als Theaterdirektoren sich dem Deutschtum gegenüberzustellen, bestätigt die Wahrheit unserer einleitenden Worte und beweist, wie wenig Achtung man dem Chicagoer Deutschtum zollt, wie man mit demselben herumspringen zu dürfen glaubt.

An mich selbst, der ich ein solches Unternehmen gerade im wohlverstandenen Interesse deutschen Theaterwesens nicht ermutigen zu dürfen glaubte, trat man von allen Seiten mit der Versicherung heran, daß Herr Haupt sich gebessert, daß die Schule des Lebens ihn zum ernststen Menschen, zum ernststen Schauspieler herangereift habe, und daß die Gelegenheit, dies zu beweisen, ihm nicht vorenthalten werden sollte.

Ich ließ mich trotz einer gegenteiligen Ueberzeugung breitschlagen.

Bezeichnend für den verbrecherischen Leichtsin, mit welchem die Herren Haupt und Danner es wagten, den Direktorenstab in die Hand zu nehmen, Schauspieler und solche, die sich dafür halten, für eine Saison nach Chicago zu locken, ist der Umstand, daß schon die Eröffnungsvorstellung nicht stattgefunden hätte, wenn Herr Charles Christmann nicht im letzten Augenblick helfend eingespungen wäre. Die Miete wurde nämlich nicht bezahlt und der Agent ließ demzufolge den Vorhang nicht in die Höhe gehen, trotzdem das allerdings nicht allzu zahlreiche Publikum bereits ungeduldig geworden war. Daß es der „Direktion“ Haupt und Danner unter solchen Umständen nicht gelingen konnte, ein auch nur halbwegs entsprechendes Ensemble zusammenzustellen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Und tat-

sächlich gab es außer Fräulein Bertha Walden und vielleicht Herrn Löwenfeld keine einzige Kraft im Ensemble, die jemals eine Theaterschule gesehen oder auch nur sprechen gelernt hatte. Ueber-raschenderweise gab es dennoch einige vortreffliche Vorstellungen, was vornehmlich Fr. Walden und dann auch dem später engagierten Herrn Max Jürgens zu verdanken war, der trotz seiner Jugend bereits eine künstlerische Vergangenheit hat. Die Glanzpunkte der Saison, es waren durchaus keine zahlreichen, sind aber hauptsächlich auf die Schaffensfreude, auf das hohe künstlerische Verständnis und auf das tiefe Empfinden von Fr. Walden zurückzuführen. Ihre Frau Alving in Ibsens „Gespenster“, ihre Agnes in desselben Verfassers „Brand“, ihre Ida in Sudermanns „Sodoms Ende“, ihre Waischfrau im „Viberpelz“ und ihre Rose Vernd in Hauptmanns gleichnamigen Volksdrama waren künstlerische Gestaltungen, welche mit dem unsäglich künstlerischen Glend der letzten Saison einigermaßen aus-söhnten.

Trotz der opferfreudigen Schaffenslust von Bertha Walden und Max Jürgens hätte die Direktorenherrschaft von Haupt und Danner noch kürzer gewährt, als sie tatsächlich währte, wenn Herr Hermann Brandau seine Gelder vorge-streckt hätte und wenn Herr Haupt nicht wieder einmal zum „Liebling“ der „Damen“ avanciert wäre. Diese zwei Umstände verbunden mit dem Bemühen des Columbia Damenklubs schoben das Ende hinaus, konnten es aber umso weniger verhindern, weil Herr Haupt an-statt künstlerische Reise eine potenzierte Annahmung befundete.

Die Herren Direktoren veranstalteten in aller Eile für sich selbst aufbesuchte Venusfigurvorstellungen, strichen das Geld ein und überließen das unbezahlte Ensemble seinem Schicksale.

Herr Hermann Brandau als Direktor.

Herr Hermann Brandau, der infolge seiner Geldzuschüsse bislang bei dem

Theater mit dem Titel eines Geschäftsführers ausgezeichnet wurde, übernahm hierauf die Leitung des Theaters. Mit mehr gutem Willen als Verständnis für das Bühnenwesen, dem er nur insofern näherstand, als er auch in der vorigen Saison zwei seiner Schöpfungen, das Schauspiel „Die Beduinen“ und den Einakter „Onkel Sam“ auf die Bretter brachte, allerdings ohne jeglichen Bühnenerfolg.

Immerhin ist unter seiner Leitung die Saison zu Ende geführt worden, was allerdings mehr der Opferwilligkeit des Ensembles zu verdanken war, das eine gründliche Beschneidung der Lagen über sich ergehen ließ und zuweilen sich sogar mit Spielhonorar zufrieden gab, trotzdem für die „brotlose Kunst“ wieder einmal ausgedehnte Bettelzüge unternommen wurden.

Dessenungeachtet hatte auch die Direktion Brandau ihre Glanzpunkte. Unter seiner Leitung wurden „Stein unter Steinen“, „Sodoms Ende“, „Staatsanwalt Alexander“, worin Herr Hans Hansen das Durchschnittsmaß überragende Gestaltungs Gaben verriet, „Viberpelz“, „Kose Bernd“ herausgebracht. Und unter seiner Leitung betrat schließlich die in allen Welten gefeierte deutsche Operndiva Ernestine Schumann-Heink die Bretter des kleinen deutschen Theaters.

Ernestine Schumann-Heink im Busch-Tempel.

Die gefeierte Künstlerin ist deutsch in ihrem Sinn, deutsch in ihrem Denken und Empfinden. Und vor Allem besitzt sie das allem menschlichen Glend und besonders dem Künstlerelend zugängliche deutsche Gemüt. Und wie sie im Sommer des Jahres 1915 mit opferfreudiger Bereitwilligkeit für die von dem „Verein deutscher Theaterfreunde“ unbezahlt geliebten deutschen Schauspieler sang, die aber unbegreiflicherweise von dem reichen Ertragnis mit einer Ausnahme nichts, rein gar nichts erhielten, so gab sie auch in der letzten Saison der Witte,

dem deutschen Theater auf die Beine zu heißen, willig Gehör. Ueber das Theaterereignis, das am 19. April stattgefunden hat, schrieb ich am nächsten Tage:

Es war eine Festvorstellung im edelsten Sinne des Wortes. Ein weichevoller Abend, vielleicht noch mehr geweiht durch den Ernst, welcher in diesem Augenblick das Herz eines jeden Deutschen in Amerika beherrscht. Und unsere Blicke lenkten sich gestern mehr als je auf die Bühnenöffnung unseres deutschen Theaters, wo die wahre Mahnung zu sehen ist, daß gegen Sorgen und Widerwärtigkeiten die Kunst die sicherste Zufluchtsstätte ist. Die deutsche Kunst gegen die Sorgen deutscher Herzen. Die wahrste und reinste Kunst gegen die tiefsten Sorgen.

Und wahre Kunst ist gestern von einem deutschen Weib, das der deutschen Kunst gegenüber die edle Rolle der Samariterin übernommen hat, geübt worden. Frau Ernestine Schumann-Heink, die gefeierte Opernsängerin, ist von ihrer lichtvollen Höhe hinabgestiegen, um der leidenden deutschen Muse beizustehen. Mit ihrer herrlichen Entschiedenheit und ihrer noch herrlicheren Tat ist Frau Ernestine Schumann-Heink nicht nur für die Notwendigkeit eines deutschen Theaters, sondern auch dafür eingetreten, daß es Pflicht der Reichen und der weniger Vermittelten, der Gebildeten und der Durchschnittsmenschen der deutschen Bevölkerung Chicagos ist, eine geschlossene Reihe um die deutsche Muse zu bilden, um diese vor Gefahren zu bewahren.

Das Eintreten der Schumann-Heink für das deutsche Theater auferlegt aber dem Publikum auch eine andere Pflicht, die Pflicht dafür zu sorgen, daß die deutsche Muse nimmer zur Befriedigung unberechtigter persönlicher Eitelkeit oder anderer Ziele mißbraucht werde, welche die Kunst entwürdigen und das Theater seines hohen Verususes entkleiden.

Nur einmal sahen wir im Buschtempletheater ein ähnliches Festpublikum. Es war zur Zeit, als „Die Prant von

Messina" gegeben wurde mit der Hof-schauspielerin Agathe von Varsescu als Gast. Dies beweist, daß Chicago ein deutsches Theaterpublikum hat, falls ihm deutsche Literatur und deutsche Kunst in edler Form vorgelegt wird. Und hieraus können alle jene, welche die Ambition hegen, in Amerika irgendein deutsches Theater zu leiten, ihre Schlüsse ziehen. Volle, echte Kunstware wird immer Abnehmer finden. Afterkunst wird sich immer mit Vettelbrot zufrieden geben müssen und wenn auch dieses zeitweilig spärlich ausfällt, ist nicht die Opferwilligkeit der Deutschen in Frage zu stellen, vielmehr der gesunde Sinn derselben zu loben, weil sie sich entschlossen haben, nur dort Opfer zu bringen, wo Opfer am Platze sind.

Frau Ernestine Schumann-Heink hat ihrem überreichen Lorbeerkranz gestern ein neues Blatt zugefügt. Die Kritik steht ihren Leistungen ohnmächtig gegenüber. Man könnte sie nur in ihren eigenen Tönen würdig preisen. Woher aber die Töne nehmen, die auch in der Schrift den Geist und die Bedächtigkeit, die Leidenschaft und die Mäßigung, den Jubel und die tiefe Empfindung ausdrücken könnten, welche Frau Schumann-Heink mit dem Edelmetall ihrer Stimme vermittelt hat. Es klingt geradezu banal, das so oft und in so vielen Variationen Gesagte hier zu wiederholen, daß nämlich die Künstlerin mit ihrem prächtigen, in allen Lagen gleich wohlklingenden und glänzenden Organ tiefe Befeehlung, einen kaum geahnten Ausdrucksreichtum des Vortrags und eine dramatische Gestaltungskraft verbindet, die einzeln überwältigend wirken und demzufolge in ihrer Gesamtheit den Zuhörer in einem Banne halten, welchem man sich umso weniger entwinden kann, weil es wohlthut, sich in demselben zu befinden.

Der Beifall wollte demzufolge nicht enden und er endete auch dann noch nicht, als die Künstlerin mit zwei weiteren Zutatzen das Publikum beglückte, entzückte. Sie goß aber Del auf die hoch aufschau-

menden Beifallswellen, als sie mit seltenem Liebreiz erklärte: „In der nächsten Saison mehr, falls Sie alle abonnieren werden.“

Begleitet wurde Frau Schumann-Heink von Frä. Edith Evans. Es war dies eigentlich mehr als Begleitung, es war ein seelisches Zusammenspiel und Zusammenfühlen mit der großen Sängerin und die junge Dame kann einen Teil des donnernden Beifalls mit gutem Recht auf ihre eigene Rechnung stellen.

Herr Seneca Pierce trug zu dem Erfolge des glänzenden Abends mit einem Klavierkonzert bei, dessen Würdigung eigentlich Sache unseres Musikkritikers wäre. Der augenscheinlich noch junge Künstler verfügt über eine ebensolch tiefe Empfindung, wie bewundernswerte Technik und er wußte sowohl die Schumannschen Feinheiten, wie den listigen Klassizismus glänzend zu interpretieren.

Das Konzert wurde von drei Einaktern umrahmt, deren erster „Frischen“, Sudermanns wunderbarer Triologie „Morituri“ entnommen war, der andere war das sympathische, wenn auch anspruchslose Lustspiel Jacobsons „Zum Einsiedler“ und der dritte endlich war Elz's Schwanke „Er ist nicht eifersüchtig“. Gespielt wurde recht flott. Die stimmungsvolle Wiedergabe von „Frischen“ hat das Publikum in eine weichevolle Stimmung versetzt und die beiden anderen Einakter haben wahre Lachsalven ausgelöst.

Das Haus war bis auf den letzten Sitz ausverkauft und recht viele mußten enttäuscht den Heimweg wieder antreten. Die Elite des Deutschthums hat also den Weg zum Volksbühentheater gefunden. Hoffentlich vergißt es ihn nicht wieder.

Schluss der Saison. Frau Dr. Herzog als Gast.

Die Schlusstage der letzten Saison gestalteten sich sowohl in künstlerischer, wie in finanzieller Hinsicht günstiger als erwartet werden durfte. Frä. Bertha

Walden und die Herren Max Jürgens und Hans Hansen hatten es sich zur lobenswerten Aufgabe gemacht, das Sprichwort „Ende gut, alles gut“ geltend zu machen und es wurden einige Vorstellungen herausgebracht, — darunter unter Regide des Vereins Deutsche Presse „Der Viberpelz“ und als Benefizvorstellung von Fr. Walden „Rosa Bernd“, — welche umso größere Anerkennung verdienten, weil die übrigen Mitglieder des Ensembles kaum über das Mittelmaß hinausreichten. Eine kleine Trübung erfuhren die schönen Theaterabende allerdings dadurch, daß Herr Brandau seinen Einakter „Onkel Sam“, ein Machwerk, mit welchem der Verfasser seine wenigen Vorbereiter arg zerkaufte, um jeden Preis auf die Bühne brachte.

Die Saison ging aber ohne weitere Störung zu Ende, das besonders hervorgehoben zu werden verdient und sowohl Herrn Brandau wie auch den Mitgliedern des Ensembles zur Ehre gereicht und die Skandale der Vergangenheit in ein wohlthätiges Vergessen zu bringen schien.

Der letzte Abend der Saison galt jenen Mitgliedern, die keine besonderen Benefizvorstellungen hatten. Zur Auf- führung gelangte „Die berühmte Frau“. Frau Dr. Maximilian Herzog hatte aus Rücksicht auf den berücksichtigungswerten Zweck als Gast mitgewirkt, wodurch das Theater auch am letzten Abend Leben erhielt. Es war ein recht hübscher Theaterabend und der lebenswürdige Gast hat der Vorstellung einen durchaus künstlerischen Anstrich gegeben.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß der Karl Schurz Konsum-Verein, an dessen Spitze Architekt Reichert steht, zugunsten der Gefangenen in Siberien im Powers Theater eine Vorstellung veranstaltete, für welche die Theatergesellschaft aus Milwaukee herübergeholt wurde. Es wurde Schönthaus reizendes Veräuferspiel „Renais-

sance“ in bester Besetzung gegeben und der Erfolg war ein durchschlagender.

Die nächste Saison.

Nach Schluß der letzten Saison und nach den unbefriedigenden Erfolgen der letzten Wochen der Saison glaubte man besonders in intimeren Theaterkreisen, daß für eine nächste Saison das Interesse erweckt worden ist und es entstanden demzufolge ziemlich viele Direktorenkandidaten, darunter in erster Linie Herr Hermann Brandau. Auch Herr E. J. Kiedaisch, ein vorzüglicher Schauspieler und Theatermann, trug sich mit Absichten, doch trat er von denselben zurück, nachdem er, wie er mir mitteilte, sich überzeugt hatte, daß es unmöglich ist, ein den künstlerischen Anforderungen entsprechendes Ensemble aufzubringen. Auch der Wiener Hofschauspieler Korff, der in der letzten Saison am New Yorker Irving Place Theater tätig war, besuchte mich und teilte mir seine Absicht mit, sich an die Spitze des hiesigen deutschen Theaters zu stellen, trat aber bald aus ähnlichen Bedenken zurück, aus welchen Herr Kiedaisch seine Pläne aufgab.

Herr Max Hanisch scheint sich von solchen Bedenken das Herz nicht schwer machen zu lassen, obson gerade er nach den wiederholten Mißerfolgen in Chicago und San Francisco nicht einmal auf das besondere Vertrauen des Publikums Anspruch erheben kann. Er hat mutig zugegriffen und sich, wie er mir versicherte, für die nächste Saison den Buss Temple gesichert.

Wenn auch die deutsche Kunst das Anrecht auf ein klein wenig Schonung hat, kann anderseits auch Herrn Hanisch das Recht auf eine Existenz nicht bestritten werden. Ich habe Zweifel für die Zukunft, nachdem ich Herrn Hanischs Wirksamkeit in der Vergangenheit kenne. Sollte aber Herr Hanisch zur Ueberzeugung gelangt sein, daß Theatergeschäfte nur mit guten Vorstellungen erzielt werden können und sollte er in der Lage sein, solche zu bieten, wird Schrei-

ber dieser Zeilen ihm den hier ausgedrückten Zweifel herzlich gerne abbitten.

Brandans neues Stück.

Gerade als diese Zeilen geschrieben waren, setzte Herr Hermann Brandau mich davon in Kenntniß, daß er ein neues dreiaktiges Schauspiel aus dem deutsch-amerikanischen Leben fertiggestellt habe und dasselbe im Monate September in einem Theater der unteren Stadt zur Aufführung zu bringen gedenkt.

Ich spreche also über den Bundeskrieg über das kleine Zeichen zwischen dem Worte Amerikaner und dem dazwischen herangehenden Worte, mit welchem das fremde Land näher bezeugt wird in welchem ein amerikanischer Bürger das Licht der Welt erblickt hat. Ist jenes fremde Land England, nennen wir den Bürger einen British Amerikaner, ist es Deutschland, dann wird der Bürger ein Deutschamerikaner genannt.

Ich glaube, den Bundeskrieg somit hier bezeichnet zu haben.

Viele vertheilen aber den Bundeskrieg auch einer großen Zahl von solchen Amerikanern, die hier geboren sind und zwar deshalb, weil deren Väter oder Mütter in einem anderen Lande das Licht der Welt erblickt haben. Durch diese Anwendung ist die Zahl der Bundeskriegs-Amerikaner natürlich eine sehr große geworden. Wenn nun die Bundeskriegs-Amerikaner ein Nachteil für dieses Land sind, könnte man deren Zahl dadurch, daß man hiergeborene Amerikaner aufhört nach dem Lande der Eltern derselben zu klassifizieren, sehr leicht herabzusetzen.

Wir wollen jedoch, falls der unchristliche Gebrauch insbesondere ist, nicht den Gebrauch allein tadeln. Das nationale Bundesbureau verfährt in denselben Fehler. Denn nach den Tabellen jenes Bureau besteht die amerikanische Bevölkerung aus zwei Gruppen. In der einen Gruppe befinden sich Amerikaner, in der anderen Gruppe hingegen Deutsche, Engländer, Polen, Schweden, Russen, Dän-

Das Schauspiel behandelt das Schicksal eines Veteranen des amerikanischen Bürgerkrieges, der sich ein deutsches Herz bewahrt hat. Darüber gerät er mit dem Volke, das ihn bislang bewundert hat, und sogar mit dem eigenen Sohne in Konflikt. Das Schauspiel hat einige packende Szenen und kann bei entsprechender Umarbeitung ein wirklicher Bühnenerfolg werden, schon deshalb, weil das deutsche Herz jetzt besonders empfänglich ist.

Die fremden Staaten des Nordamerika, um auf denselben als Amerikaner hervorgehoben als eine feilsche, hochgeschätzte und gesunde Individualität.

Wider die Bundesregierung ist nach Aufschub darüber, war ebenfalls als Amerikaner angesehen ist, denn das Gesetzbuch betrachtet den Amerikaner folgendermaßen: „Nur diejenigen können als Amerikaner angesehen werden, deren Eltern nicht im Ausland geboren wurden.“ (Siehe Seite 112, Handbuch der Stadt Chicago.)

Angehts dieser Bedingung wird mir klar, daß auch ich, der ich in Chicago geboren und erzogen wurde, kein Amerikaner bin, weil mein Vater und meine Mutter das Licht der Welt auf deutschem Boden erblickt haben. Und wie wenige Bürger des Landes dürfen sich bei einer der Jahresversammlungen der Vereinigten Staaten Amerikaner nennen? Die sechs Millionen von Staatsbürgern sind in jenem Sinne keine Amerikaner! Deren Zahl ist fraglos so groß, daß jeder Kandidat für das Präsidentenamt seine Erwählung den Stimmen jener Nichtamerikaner verdankt, die für ihn gestimmt haben. In einer großen Masse von Staatsbürgern gehört auch ich, ich schreibe mich dessen nicht, ich bin vielmehr stolz darauf, denn ich befinde mich in der Minorität, intellektueller und patriotischer Ansicht in der besten Gesellschaft.

Der Bundeskrieg des Jahresbureau fällt nicht in dieselbe Linie, welche von den ehemaligen Präsidenten Reile-

Der Bindestrich.

Von Horace L. Brand.

Der Gegenstand, welchen ich in Kürze zusammen fassen zu können hoffe, wird hoffentlich nicht als unpopulär oder gar als einer Diskussion unwürdig erscheinen. Ich glaube vielmehr annehmen zu dürfen, daß der Bindestrich, von welchem ich spreche, als ehrenwerter Titel betrachtet wird, welchen zu führen sich niemand zu schämen braucht.

Ich spreche also über den Bindestrich, über das kleine Zeichen zwischen dem Worte Amerikaner und dem diesem vorangehenden Worte, mit welchem das fremde Land näher bezeichnet wird, in welchem ein amerikanischer Bürger das Licht der Welt erblickt hat. Ist jenes fremde Land England, nennen wir den Bürger einen Britisch-Amerikaner, ist es Deutschland, dann wird der Bürger ein Deutschamerikaner genannt.

Ich glaube, den Bindestrich somit klar bezeichnet zu haben.

Viele verleihen aber den Bindestrich auch einer großen Zahl von solchen Amerikanern, die hier geboren sind, und zwar deshalb, weil deren Mütter oder Väter in einem anderen Lande das Licht der Welt erblickt haben. Durch diese Anwendung ist die Zahl der Bindestrich-Amerikaner natürlich eine sehr große geworden. Wenn nun die Bindestrich-Amerikaner ein Nachteil für dieses Land sind, könnte man deren Zahl dadurch, daß man hiergeborene Amerikaner aufhört nach dem Lande der Eltern derselben zu klassifizieren, sehr leicht herabmindern.

Wir wollen jedoch, falls der umschriebene Gebrauch tadelnswert ist, nicht den Gebrauch allein tadeln. Das statistische Bundesbureau verfällt in denselben Fehler. Denn nach den Tabellen jenes Büreaus besteht die amerikanische Bevölkerung aus zwei Gruppen. In der einen Gruppe befinden sich Amerikaner, in der anderen Gruppe hingegen Deutsche, Engländer, Polen, Schweden, Russen, Böh-

men, Briten, Italiener, Norweger, Kanadier, Neger, Schotten, Oesterreicher, Dänen, Holländer, Ungarn, Franzosen, Schweizer, Griechen, Rumänen, Bulgaren, Belgier, Serben, Kroaten und viele andere. Wahrhaftig, ein großes Völkerkonglomerat!

Und sie alle kommen in den Schmelztiegel, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, um aus demselben als Amerikaner hervorzugehen als eine kräftige, hochgesinnte und gerechte Individualität.

Aber die Bundesregierung gibt uns Aufschluß darüber, wer eigentlich als Amerikaner anzusehen ist, denn das Zensusbureau beschreibt den Amerikaner folgendermaßen: „Nur diejenigen können als Amerikaner angesehen werden, deren Eltern nicht im Ausland geboren wurden.“ (Siehe Seite 112, Handbuch der Stadt Chicago.)

Angeichts dieser Bedingung wird mir klar, daß auch ich, der ich in Chicago geboren und erzogen wurde, kein Amerikaner bin, weil mein Vater und meine Mutter das Licht der Welt auf deutschem Boden erblickt haben. Und wie wenige Bürger des Landes dürfen sich im Sinne des Zensusbüreaus der Vereinigten Staaten Amerikaner nennen? Wie viele Millionen von Stimmgebern sind in jenem Sinne keine Amerikaner? Deren Zahl ist fraglos so groß, daß jeder Kandidat für das Präsidentenamt seine Erwählung den Stimmen jener Nichtamerikaner verdankt, die für ihn gestimmt haben. Zu jener großen Klasse von Stimmgebern gehöre auch ich. Ich schäme mich dessen nicht, ich bin vielmehr stolz darauf, denn ich befinde mich in industrieller, intellektueller und patriotischer Hinsicht in der besten Gesellschaft.

Der Bindestrich des Zensusbüreaus fällt nicht in dieselbe Linie, welche ihm von dem ehemaligen Präsidenten Roose-

velt vorgezeichnet worden ist. Der letztere meint, unter Vindestrich-Amerikanern, gegen die er gedonnert hat, jene Individuen zu verstehen, die weder in den Vereinigten Staaten geboren wurden, noch um Bürgerpapiere sich beworben haben, trotzdem das Land ihnen dieselben auf ihr Ersuchen gewährt hätte. Obgleich niemand oder höchstens herzlich wenige Personen den Auslassungen Theodor Roosevelts ein größeres Gewicht zuerkennen, da derselbe seine frühere Vollständigkeit und seine individuelle Anziehungskraft vollkommen eingebüßt zu haben scheint, ist dessen Interpretierung des Vindestrichs so weitgehend, daß sich durch seine Inbektive nur wenige in Amerika getroffen fühlen und diese wenigen werden vorwiegend aus Engländern, oder im Rooseveltschen Sinne, aus Britisch-Amerikanern bestehen. Es ist nämlich behauptet worden, daß von allen Engländern, die sich in den Vereinigten Staaten niederlassen, in den ersten zehn Jahren ihres Aufenthaltes in Amerika blos zwanzig Prozent sich naturalisirt. Von den deutschen Einwanderern beläuft sich der korrespondierende Prozentsatz auf 80.

Der deutsche Kaiser soll zu einer Abordnung aus Amerikanern, deren Vortführer auf die durch die große Zahl von Deutsch-Amerikanern bedingte Freundschaft zwischen Deutschland und dieser Republik hinwies, bemerkt haben, daß er blos Amerikaner und Deutsche kenne, nicht aber Deutsch-Amerikaner.

Was nun? Ich möchte ich in Shakespearischem Tone ausrufen.

Kann der deutsche Auswanderer, der nun Bürger der Vereinigten Staaten ist, von dem Kaiser seines Geburtslandes mit Recht als Amerikaner bezeichnet werden, während die Regierung des Landes seiner Wahl ihm jenen Namen vorenthält, ihn dem auserwählten Volke nicht angliedern will und ihn einen Deutschen nennt? Das Loos des Deutsch-Amerikaners ist demzufolge nicht beneidenswert. Der richtige Platz ist somit für den Vindestrich noch nicht gefunden worden.

Was ist nun der Begriff, welchen der erste Beamte unserer Republik sich für den Vindestrich zurechtgemeißelt hat?

In seiner Rede vor dem Manhattan Club bediente Präsident Wilson sich der folgenden Redewendung: „Nicht über Euch selbst, sondern über jene wünsche ich heute abend zu sprechen, die joesen Bürger der Vereinigten Staaten geworden sind.“ Und indem der Präsident der Vindestrich-Amerikaner gedachte, sagte er folgendes: „Sie haben den Vereinigten Staaten den Treueid geleistet, den Eid der Treue zu keinem Lebewesen, außer zu Gott; — gewiß nicht den Treueid zu denen, die zeitweilig diese große Regierung verketen. Sie haben den Treueid einem großen Ideale, einer Verkörperung großer Prinzipien, einer großen Hoffnung der menschlichen Rasse geleistet. Und während sie alle Länder mit sich gebracht haben, kamen sie in der Absicht, alle Länder hinter sich zu lassen, blos das Beste ihres Geistes hierherverpflanzend und nimmer über die Schultern hinweg nach den Dingen zurückblickend, die sie hinter sich lassen wollten und nun dennoch hier fortsetzen möchten. Ich werde es nicht wagen zu suggerieren, daß ein Mann aufhöre, die Stätte seiner Geburt zu lieben und die Nation, welcher er entstammt.“

Eine ähnliche Ansicht vertritt der frühere Vize-Präsident Fairbanks. Vor einigen Wochen erneuerte ich meine Bekanntschaft mit ihm und während einer längeren Unterredung gab er mir seine Ansicht über den Vindestrich. Er betonte, daß er einem Bürger der Vereinigten Staaten, der im Auslande geboren wurde und seinem alten Vaterlande seine Liebe verweigert, seine Achtung nicht schenken könne. Herr Fairbanks meinte, daß es ganz natürlich ist, daß der fremdgeborene Amerikaner sein Vaterland liebt und kein Amerikaner wird den Fremdgeborenen deswegen verachten. Er selbst wurde im Staate Ohio geboren, obwohl er schon seit vielen Jahren als Bürger im Staate Indiana ansäßig ist. Seine Liebe widmet er stets dem Staate

Ohio, obwohl ihn Indiana mit hohen Ehren auszeichnete und er diesem Staat seine Loyalität zuspricht. Der im Ausland Geborene kann sein Vaterland lieben und seinem Adoptivlande seine Loyalität bezeugen.

Folgendes sagte Präsident Wilson weiter: „Diese Liebe ist heilig und sollte in unserem Herzen nicht zum Schweigen gebracht werden. Es ist jedoch eine andere Sache, die Geburtsstätte zu lieben, und wieder eine andere Sache, sich der Stätte zu widmen, welche man aufsucht. Sie können sich unmöglich Amerika widmen, falls Sie nicht in jeder Beziehung und mit jeder Absicht Ihres Willens Amerikaner werden. Sie können unmöglich wirkliche Amerikaner werden, falls Sie sich als Mitglieder einzelner Gruppen betrachten. Amerika besteht nicht aus Gruppen, und ein Mann, der sich als Anhänger einer bestimmten Völkergruppe hält, ist noch nie Amerikaner geworden. Es ergeht daher an Sie mein dringender Rat, nicht nur an Amerika, sondern auch an Menschlichkeit vor allem und über alles zu denken.“

Präsident Wilson hat den Begriff in dieser Weise klargestellt: „Amerika besteht nicht aus Gruppen.“

„Denke immer und vor allem an Amerika, denke jedoch vorerst an Menschlichkeit,“ meinte der Präsident, als er der soeben naturalisierten amerikanischen Bürger gedachte.

Indem ich den obigen Rat des Präsidenten Wilson befolge, erkläre ich, stolz zu sein, mich Amerikaner nennen zu dürfen und ich bin überzeugt, daß die überwältigende Mehrheit der Deutsch-Amerikaner ein ähnlich stolzes Gefühl hegt, denn jeder und alle denken vor allem an Amerika und über alles an Menschlichkeit.

Wenn wir die Erklärung eines Amerikaners von Seite des Präsidenten, wonach derjenige, der sich einer Völkergruppe anschließt, ausgeschlossen bleibt, als bindend betrachten, hat der Bindestrich jede Bedeutung verloren und der deutsche Kaiser war im Rechte, als er

sagte, daß es Deutsche und Amerikaner, jedoch keine Deutsch-Amerikaner gäbe.

Und dennoch wird die Bezeichnung „Deutsch-Amerikaner“ kaum aussterben, obgleich sie bedeutungslos ist, falls sie benutzt wird, um ihren Trägern seines Bürgerrechtes, seines Amerikanismus zu entkleiden, oder falls sie ihm als ein entwürdigendes Beiwort zugefleudert wird, um seine Loyalität und seinen Patriotismus in Frage zu stellen. Sie ist bei solchen Anlässen bedeutungslos, weil Amerikaner, ob sich dieselben in Amerika oder im Auslande befinden, loyal und patriotisch sind. Die Geschichte verkündet dies laut und unanfechtbar. Und in keiner Gefahr ist den Vereinigten Staaten ein glorreicherer Dienst geleistet worden, als derjenige, welchen die sogenannten Bindestrich-Amerikaner dem Sternenbanner leisteten. Sie alle suchten für die Ehre ihrer Adoptivheimat. Und sie werden genau dasselbe heute tun, falls es notwendig wäre, und selbst die allerjüngsten Bürger werden nicht hinter dem Vollblut-Amerikanertum zurückbleiben in dem Eifer, dem Rufe des Landes Folge zu leisten.

„Amerika vor Allem und Menschlichkeit über Alles,“ würde es dann im Sinne der Worte des Präsidenten Wilson heißen.

Die Bindestrich-Amerikaner und besonders die Deutsch-Amerikaner leisten unserem Lande in den schweren Tagen der Gegenwart wichtige Dienste, obgleich wir uns nicht im Kriege befinden und auch keine Kriegsgefahr droht, wie der Präsident uns versichert. Ich möchte in das Wesen jener Dienste jetzt nicht näher eingehen; die Geschichte wird jedoch mir und den Millionen, die derselben Ansicht sind, Recht geben. Und deshalb bin ich stolz auf die Bezeichnung: Deutsch-Amerikaner.

Der Bindestrich, der gewohnheits halber noch beigelegt werden wird, hat keine besondere Bedeutung mehr. Nach meiner Ansicht bedeutet er nur eine Abkürzung. Der Bindestrich wird benutzt, um in verkürzter Abfassung den Gedan-

fen zum Ausdruck zu bringen, daß der betreffende Bürger der Vereinigten Staaten im Ausland geboren wurde.

Ein solcher Bürger wird als „Bindestrich-Amerikaner“ bezeichnet. Jede an-

dere Bedeutung, die dem „Bindestrich“ gegeben wird, ist, meiner Ansicht nach, irreführend, und jede Verleumdung des Bindestrich-Amerikaners entspringt böseartigen Absichten.

The term "Hessians" in American history, while it has always been shrouded in a certain sinister atmosphere, just now assumes a peculiar role because of the race prejudices engendered by the unneutral and dishonorable conduct of the present American administration touching the matter of comparative treatment accorded the belligerents of the European war and the latter's comparative attitude toward the rights of neutrals on the high seas.

The rub "any port in a storm" has been used as a convenient formula to suggest every possible weapon on the part of the "Tories" of the United States to influence a public sentiment in favor of England and against Germany. The power behind the Tories, England, has seen to it that American Toryism should become as it now is, an institution in American politics, now being known as "United Empire Loyalism," fostered by the so-called American Rights Society, and, by means of such a force, to supplement her ambition of "Pan-Anglism" as a standard of world supremacy over the Germanic races wherever located.

And to accomplish that purpose, the part which a few regiments of Hessian soldiers played at the dawn of American history has been adroitly used to electrify the sinister atmosphere in which the term "Hessian" has reposed in the public mind and to color the term "Militarism" leveled at modern Germany as a synonym which would raise a prejudice against the Germanic races forming a part of American citizenship.

Whatever may be said in justification of the military system of modern Germany to accomplish the necessities with which England and her allies

have now exactly confronted her, even a casual glance at the German system whether as existing under the Empire or during the times of the separate kingdoms and principalities, the mercenary scheme by which England was enabled to obtain the services of a few organized regiments of soldiers from the Prince of Hesse-Cassel (Frederick II., 1760-1785) was not a role of German military organization, ancient or modern.

The history of Hesse-Cassel amply confirms the broad statement that even as concerns Hesse-Cassel it was not a willing part in the life of the people to hire out as mercenary soldiers in the service of another nation. Indeed, it appears that the mercenary scheme began and ended in Hesse-Cassel and it is not inaccurate to say that the differences thus engendered between the Hesse-Cassel and the line of Hessian princes and account for the continued troubles which finally reached the fair, not only of the line of Hessian princes but of Hesse-Cassel as a separate German state or principality, as well.

Notice the following items of Hesse-Cassel history gleaned from the International Encyclopedia:

Charles I. (1670-1730) inaugurated the practice, continued by his successors, of hiring out Hessian soldiers to fight in the service of foreign princes, by which the finances of the state were considerably augmented at the expense of the welfare of the people.

Frederick II. (1760-1785) kept up a splendid court on the subsidies received from the British government for the services of the Hessians who fought against the Americans in the war of independence.

William I. (1785-1821) frequently shifted sides during the French wars.

A Few Remarks About The Hessian Question.

By GEO. F. ORT.

The term "Hessians" in American history, while it has always been shrouded in a certain sinister atmosphere, just now assumes a peculiar role because of the race prejudices engendered by the unneutral and dishonorable conduct of the present American administration touching the matter of comparative treatment accorded the belligerents of the European war and the latter's comparative attitude toward the rights of neutrals on the high seas.

The rule "any port in a storm" has been used as a convenient formula to suggest every possible weapon on the part of the "Tories" of the United States to influence a public sentiment in favor of England and against Germany. The power behind the Tories, England, has seen to it that American Toryism should become as it now is, an institution in American politics, now being known as "United Empire Loyalism," fostered by the so-called American Rights Society, and, by means of such a force, to supplement her ambition of "Pan-Anglism" as a standard of world supremacy over the Germanic races wherever located.

And to accomplish that purpose, the part which a few regiments of Hessian soldiers played at the dawn of American history has been adroitly used to electrify the sinister atmosphere in which the term "Hessian" has reposed in the public mind and to color the term "Militarism" leveled at modern Germany as a synonym which would raise a prejudice against the Germanic races forming a part of American citizenship.

Whatever may be said in justification of the military system of modern Germany to accomplish the necessities with which England and her allies

have now exactly confronted her, even a casual glance at the German system whether as existing under the Empire or during the times of the separate kingdoms and principalities, the mercenary scheme by which England was enabled to obtain the services of a few organized regiments of soldiers from the Prince of Hesse-Cassel (Frederick II., 1760-1785) was not a rule of German military organization, ancient or modern.

The history of Hesse-Cassell amply confirms the broad statement that even as concerns Hesse-Cassell it was not a willing part in the life of the people to hire out as mercenary soldiers in the service of another nation. Indeed, it appears that the mercenary scheme began and ended in Hesse-Cassell and it is not inaccurate to say that the differences thus engendered between the people and the line of Hessian princes will account for the continued turmoils which finally sealed the fate, not only of the line of Hessian princes but of Hesse-Cassell as a separate German state or principality, as well.

Notice the following items of Hesse-Cassell history gleaned from the International Encyclopedia:

Charles I. (1670-1739) inaugurated the practice, continued by his successors, of hiring out Hessian soldiers to fight in the service of foreign princes, by which the finances of the state were considerably augmented at the expense of the welfare of the people.

Frederick II. (1760-1785) kept up a splendid court on the subsidies received from the British government for the services of the Hessians who fought against the Americans in the war of independence.

William I. (1785-1821) frequently shifted sides during the French wars.

In 1806, at the time against Prussia's struggle against Napoleon, he remained neutral, but Napoleon, nevertheless, seized his electorate and incorporated it in the newly formed kingdom of Westphalia (1807).

After the defeat of Napoleon in 1813 Prince William returned and attempted to restore his electorate and regain his landed estates which had been confiscated and sold during his exile. In this he succeeded in a measure, but he never attained the title of King.

Frederick William pursued a retrogressive policy which left Hesse far behind other German states in material prosperity (1831).

The revolutionary movement of 1848 extorted from Frederick William (1847-1866) some reforms, but it was not until 1862 that he was finally forced to accede to the constitution of 1831.

After his concession to the constitution of 1831 Frederick William continued to rule in such a way as to paralyze the political activities of the country until finally (June, 1866) a Prussian army entered his principality; took him prisoner; and shortly the principality was incorporated with Prussia. The deposed prince died on January 6, 1875, leaving no direct heir and so the principality ceased entirely as a political entity.

The above noted items are gleaned from the International Encyclopædia where a voluminous bibliography is appended to show the sources of information. Obviously the historical data thus set forth give the lie to the Britannica which, after recording that the amount paid to the Prince was upwards of three million pounds, cannot refrain from the lecherous inference of smug Cambridge logic that he used it to improve his principality. Such an inference can come naturally only from a nation which could regard the slave trade and the opium traffic

as the service of God,—so long as it was profitable; and whose chief political resourcefulness has been the deception and corruption of nations, including the United States and herself.

I say that England has corrupted the United States because it has been positively demonstrated and never disputed in all the past two years of charges and exposure that her subjects and public men have acquired ownership and other control of the influential American newspapers in order to dictate the conveyance of public misinformation and thereby to create an erroneous public sentiment and to make it pass current to her favor by catering to the public cupidity by means of a false prosperity consisting of the manufacture and sale of munitions of war; that it is demonstrated that the corrupting influences have taken the form of an open propaganda in the United States having for its avowed purpose the subversion of our national sovereignty by reuniting the United States as a part of the British Empire along the lines of Pan-Anglism and United Empire Loyalism,—the latter being merely another name for the treason of Toryism as known in American history. (Paine, Vol. 3.)

That England knows she has succeeded in corrupting the United States and that she regards President Wilson's strenuous "loyalisms" as showing him and his official family to be the chief of the "outfit" on this side of the water is amply demonstrated by the universal English contempt for the United States as exhibited in the press to the effect that American neutrality has been "for revenue only."

If any other demonstration were necessary to establish the fact of such corruption it would be quite sufficient to cite the peculiar circumstance that whereas England has been our hereditary enemy; that since we wrested our independence from her with the

sword she did not conceal her continued enmity in 1812 and again in 1861; and now during the two years of European war her continued enmity again appears in such an unmistakable *casus belli* that President Wilson even in spite of his fanatical Toryism, could not avoid recitation in his diplomatic protests, of the damnable facts and circumstances; yet President Wilson and his official family of Tories, used by a Tory propaganda, reach back in the centuries to the hiring of the Hessian mercenaries and charge the turpitude, moral and political, not against England, where it of right belongs, but to the German-Americans and American-Germans of the present day.

Howsoever one may condone the violence of congenital idiocy or the perversions of an acquired insanity, certainly the corruption of the nation by means of the premediated malice and impious perversions of the Tory propaganda forfeits every right of the Tories which a patriot is bound to respect.

A little further examination of the incident touching the Hessian mercenaries and corroborative of the statement (*International Encyclopædia*) gleaned from the German historians there named under the article "Hesse-Cassel" to the effect that the people regarded the practice as inimical to their best interests, even the *Enc. Britannica*, Vol. XIII., p. 411, "Hesse-Cassel," admits that "This action (was) often bitterly criticised." Does that make it appear that the three million pounds sterling, and upwards, (£3,191,000) with which England corrupted the Hessian Prince, was such an agreeable part of German national life as to be chargeable as a general characteristic upon all German-Americans and American-Germans in their attitude toward the United States, notwithstanding it was the American-Germans and German-Americans who

wrote the Declaration of Independence for which the Tories now seek to substitute *Magna Charta*? Would it be possible in the realms of Toryism to find a perversion of more impious nicety?

In deprecation of the admitted criticisms the *Britannica* refers to alleged apologies, not of British moral turpitude, that obviously being a matter of course for which England never apologizes, but that "It is argued that the troops were in any case mercenaries and that the practice was quite common." Supposing it was "quite common" with "Hesse-Cassel" princes, it was not quite common with the consent of the people as a German national practice. In the same way no doubt some future *Britannica* will argue that because England by means of the United States mail and other corrupting methods she has succeeded in enticing a few thousand fool Americans to enlist in the present Allied army the practice as an American national trait was "quite common." No doubt the moral turpitude will thus be sufficiently excused—in the *Britannica*.

But what is distinctively and exclusively English is this: (*Britannica*)—"Whatever opinion may be held as to this it is certain that Frederick spent the money well: he did much for the economic and intellectual improvement of the country."

Thus by fine English logic you could by a little paraphrasing conclude that all it needed to justify all of England's world corruptions from the institution of African slavery and the opium traffic down to the corruption of the American administration, the American press and the American Hessians accepting the King's pay in the present war, if only the money be "well spent."

Obviously it matters not at all to the logic of English history that the Hessian princes were not in accord with the people and were always at

loggerheads with constitutional Germany; that in the German wars with Napoleon the princes of Hesse-Cassel remained neutral; and that the principality was finally wiped out as a political entity and was absorbed by Prussia. Hesse-Cassel had been an ally of England for 200 years and in German wars either neutral or aided her enemies.

Now let us see how in British conception the money was "well spent" because the Prince "did much for the development of the economic and intellectual improvement of the country."

That language would induce the belief that inasmuch as farming and common education of the children was the economic life of the people, the princes devoted their ill-gotten subsidies to the protection of family life and the development of agricultural interests. Not so! Here is what was done with the money, as shown by the facts gleaned from German historical sources (International Encyclopædia, "Hesse-Cassel") :

"Frederick II. (1760-1785) kept up a splendid court on the subsidies received from the British government for the services of the Hessians who fought against the Americans in the war of independence, and expended much of his treasures in the patronage of art and in the erection of public edifices."

Manifestly in British historical logic dissatisfaction of the people and criticism of the practice of hiring out mercenary armies; and finally the destruction of the Principality as a political entity is synonymous with the "development of the economic and intellectual improvement of the country"!

Aside from the argument of the salient facts, the detail from the writing of Seume (Chicago Public library, B 5714) shows pretty definitely that

the subsidy which England paid did not go to the soldiers but to the Prince who at that time was practically identical with the State; that the people themselves derived little or no benefit from the money; and that the individual soldiers had no voice or volition in the mercenary exploit, as shown by numerous riots and mutinies ashore and afloat and by the great numbers of desertions by reason of the emancipation from military slavery which the situation of the colonies held out to them.

For full sources of information it should be noted that the subject has not been without so-called controversy. So far as I have been able to learn the chief basis of the controversy is a recriminating pamphlet reprinted by Rosengarten (Chicago Public Library, B 2400), entitled "Defence of the Hessians." This pamphlet is also an attack on Seume personally as well as on his account of the motives, politics and finances of the Prince's dealing with England and the service and experience of the soldiers, himself among them. The pamphlet (Rosengarten) being anonymous is worthless both as against Prussia and for the exigencies of English history, seeing it probably was written by or for the English.

As to Seume's character; his highly developed personality; his great capacity for observation; and his undoubted faculty to remember and ability to relate his experiences; one needs only to read his autobiography (Seume, Werke 1, pp. 1-98, Chicago Public Library, D 2222) to realize the absolute truth of the language of C. A. B. Clodius, his biographer, where he characterizes Seume as follows:

"To those who intimately knew and liked him, the portrait drawn by himself is a testament by which he continues to live amongst them. They believe him standing before them and

Im Eisernen Ring.

Die militärischen Operationen des Weltkrieges 1914—1916.

Von Arthur Lorenz.

Die Pläne des deutschen Generalstabes für den Zweifrontenkrieg, von dem schöpferischen Hirn Moltke's konzipiert, von dem Genie Schlieffens der mit dem Zweibund geschaffenen harten Wirklichkeit angepaßt, hatten im letzten Jahrzehnt den diplomatischen Konstellationen folgen müssen. Auch als Frankreich sich bereits im Bunde mit Rußland befand, hatte es in seiner Armee ausschließlich den Defensivgedanken genährt. Auf die Kette seiner östlichen Sperrforts gestützt, hoffte es die deutsche See so lange festhalten zu können, bis der russische Aufmarsch vollendet war und die deutschen Kräfte auf sich abziehen würde. Mit der Einbeziehung Englands und Belgiens in den Kreis der Gegner Deutschlands wuchs den französischen Militärs indes der Mut. Die Drohung eines Einfalles in das rheinisch-westfälische Industriegebiet, dessen Vorbereitungen von der zu diesem Zwecke besetzten belgischen Maaslinie Namur-Lüttich gedeckt wurden, sollte einen erheblichen Teil der deutschen Streitkräfte an den Unterrhein bannen, während Offensivstöße gegen die Reichslande nicht nur schnelle Erfolge zur Belebung der französischen Stimmung, sondern mit der Gefährdung Süddeutschlands, wichtige und vielleicht ausschlaggebende militärische Entscheidungen bringen sollten.

Für Deutschland blieb demgegenüber die Notwendigkeit bestehen, unter Ausnutzung des durch seine exakte Mobilisation gegebenen Vorprunges auf eine Entscheidung im Westen zu drängen, bevor das Schwergewicht der russischen Massen in Fluß kam. Der französische Offensivstoß gegen die Reichslande war aufzufangen, der französisch-belgisch-englischen Drohung gegen den Unterrhein durch eine mächtige deutsche Offensive zuvorzukommen, die das feindliche Auf-

marschgebiet überrennen und über die französische Nordgrenze einen Stoß gegen das Herz der Republik führen sollte. Den Auftakt dazu mußte die Niederzwingung der belgischen Maaslinie und die Mattsetzung der belgischen Armee bilden, um den deutschen Heeren Ellenbogenraum gegen das nördliche Frankreich zu schaffen.

Nachdem ein fecker Handstreich gegen das von Panzerforts starrende Lüttich mißglückt war, fiel die Stadt samt den Ostforts am 7. August vor einem mit glänzender Tapferkeit durchgeführten Sturmangriff deutscher Truppen unter General von Emmich, dem Führer des zehnten Armeekorps. Der Ausbau der schweren Artillerie durch die genialen deutschen Waffenkonstruktoren, die in den 21 und 28 cm Mörsern Kaliber von juchhabender Wirksamkeit und dabei erstaunlicher Beweglichkeit, in dem 42 cm Mörser aber ein Geschütz von unerhörten Dimensionen sowohl wie ungeheuerlichen ballistischen Leistungen geschaffen hatten, machte die deutsche Führung binnen wenigen Tagen zum Herrn des gesamten Lütticher Fortgürtels, in dem zahlreiche Werke die weiße Flagge hielten, nachdem sie sich am Beispiel des Forts Louvain, unter dessen Trümmern der Kommandant von Lüttich, General Deman, begraben wurde, von der Zerstörungskraft der deutschen Schwerkaliber überzeugt hatten. Der Weg nach dem Westen und Südwesten war damit frei! Die deutschen Heere konnten ihren Aufmarsch beginnen!

Nach den Plänen des deutschen Generalstabes wurden an der Westfront sieben Armeen aufgestellt, von denen drei den Weg über Lüttich zu nehmen hatten. Auf dem äußersten rechten Flügel operierte die Armee Klud; ihr zur Linken die Bülow's; maasaufwärts ging von

zuletzt aus die Armee des sächsischen Generals Hausen; von Trier aus stieß die vierte Armee unter Herzog Albrecht von Württemberg durch das nördliche Luxemburg auf Neufchateau und den Semois, die fünfte Armee unter dem deutschen Kronprinzen durch das südliche Luxemburg auf Longwy und die Maas; schließlich deckten der Kronprinz von Bayern und Generaloberst von Seeringen mit der 6. und 7. Armee die Reichslande, gegen die die Franzosen sich inzwischen in größeren und kleineren Kampfunternehmungen versucht hatten.

Die Sucht, die französische Armee als Meister der „verlorenen Provinzen“ paradiere zu lassen, hatte zu den Grenzgefechten bei Lagarde, Schirmeck und Weißen geführt, denen ein Stoß gegen den Sundgau, Mülhausen und Colmar nebenherging. Bereits am 7. August in einem größeren Treffen westlich Mülhausens zurückgeworfen, vermochten die Franzosen dennoch am Tage darauf die Stadt zu besetzen, da die schwachen deutschen Kräfte gegen die zahlenmäßige Ueberlegenheit des Gegners ihren Erfolg nicht ausnützen konnten. Unter Heranziehung von Teilen der Armee Seeringens aus dem Straßburger Raum konnte General Gaede jedoch, dem die Verteidigung der elsässischen Ede oblag, den Feind am 10. August nachdrücklich schlagen und auf Velfort zurücktreiben.

Am 17. August brach Joffre, der französische Generalissimo, mit 300.000 Mann und 1000 Geschützen zu seiner großen Offensive gegen Lothringen vor, um unter Durchbrechung der deutschen Linien gegen Saarbrücken-Saargemünd-Weißenburg weiter zu stürzen und den Krieg in die Pfalz zu tragen. Während dreier Tage erschöpfte die französische Angriffskraft sich an den wohl vorbereiteten Stellungen, die die Armeen Rupprecht und Seeringen auf der Linie Mörchingen-Bensdorf-Dinsingen-Zabern bezogen hatten, bis am 30. August der bayerische Kronprinz zu einem wichtigen Gegenangriff überging, der in sechsstägi-

gen schweren Kämpfen den Gegner bis über Lunéville und St. Die hinaus zurücktrieb. Mehr als 10.000 Gefangene und 50 Geschütze blieben in deutschen Händen. Eine Folge des glänzenden Sieges war die Säuberung der gesamten Vogesen und die erneute schleunige Räumung Mülhausens, das, während der linke Flügel der Armee Seeringen in der Lothringer Schlacht mitkämpfte, am 19. August von den Franzosen zum zweiten Male besetzt worden war. Am 27. August fiel unter dem Feuer der deutschen Belagerungskaliber bereits das Sperrfort Manonviller bei Lunéville, das stärkste Glied im Festungsgürtel der französischen Ostgrenze.

Inzwischen waren aber auch wuchtig und nachdrücklich die ersten Schläge der deutschen Offensive gegen Belgien und Nordfrankreich gefallen. Die belgische Feldarmee war am 19. August bei Tirlemont und Perwez aufs Haupt geschlagen worden, am Tage darauf standen die deutschen Truppen in Brüssel, und die Reste des belgischen Heeres gingen in die für uneinnehmbar gehaltene Niesenfestung Antwerpen zurück, gegen die von den Russischen Streitkräften ein Belagerungskorps unter General von Beseler vorrückte. Russische Hauptmacht wandte sich von Brüssel südwärts und drückte nun gemeinsam mit den vier anderen deutschen Armeen, die die deutsche Offensive speisten, gegen die französische Grenze. In raschem Siegeslauf wurden von Russland die Engländer bei Mons, von Bismarck Engländer und Franzosen bei Charleroi geschlagen, von Hausen Namur, Dinant und Givet überrannt, von Herzog Albrecht gegen starke französische Streitkräfte der Uebergang über Semois und Maas erstritten, vom Kronprinzen Longwy, Longwyon und Montmedy bezwungen und ebenfalls das westliche Maasufer erreicht. Die gesamte englisch-französische Front vom Velden von Mons bis zur Luxemburger Grenze befand sich in wilder Auflösung. Wo immer sie standzuhalten versuchte, zog sie sich erneut schwere Niederlagen zu. Die

französischen Nordfestungen fielen wie die belgischen nach kurzer Belagerung, zum Teil wurden sie widerstandslos preisgegeben. Das belgische Namur kapitulierte bereits am 25. August mit 26000 Mann, Maubeuge hielt sich bis zum 27. September und ließ 40,000 Mann die Waffen strecken. Conde, Girson, Les Ayvelles öffneten ohne weiteres ihre Tore. Deutsche Kavallerie streifte, die rechte Flanke Kluck's deckend, weit nach Westen und stand am 28. August bereits im Festungskreis von Lille.

Der siegreiche deutsche Vormarsch dauerte an. Feldmarschall Frenckh, durch französische Territorialdivisionen verstärkt, sah sich am 26. August bei St. Quentin, die benachbarte französische Armee am 29. August bei Guise geschlagen. In unaufhaltsamem Nachdrängen durchbrachen die Armeen Kluck und Bülow auch die dem Schutze von Paris dienende Aufnahmestellung Clermont-Soissons, und während die deutschen Reitermassen Amiens hinter sich ließen und Rouen ängstigten, fiel ohne Widerstand die zweite französische Festungsklinie La Fere, Laon, Rheims, brachten die Heere Kluck, Bülow, Hausen, Herzog Albrecht und des Kronprinzen die Aisne und die Argonnen in ihren Rücken und drangen gegen die Marne vor.

Unter ungeheuren Marschleistungen schwenkten die Kluck'schen Armeekorps von Compiègne, das sie am 1. September erreicht hatten, nach Südosten, Paris rechts liegen lassend. Die Regierung der Republik flüchtete nach Bordeaux. Die strategischen Ziele der deutschen Führung traten klar in der Absicht hervor, den Gegner von Paris abzu drängen und unter Umfassung seines linken Flügels gegen die Disfestungen zu drücken. Die Konsolidierung der französischen Front in ausgezeichneten taktischen Stellungen hinter dem Großen und Kleinen Morin, der Marne und dem Ornain; Umfassungsversuche neu gebildeter französischer Territorialverbände gegen den rechten Flügel Kluck's; vor allem aber die Notwendigkeit, erhebliche Verstärkungen zur

Entlastung der kritisch gewordenen Lage im Osten abzugeben, ließen den deutschen Plan scheitern. Unter heftigen Nachhufschten, bei denen namentlich Kluck sich fortgesetzter Flankenstöße zu erwehren hatte, fielen die deutschen Armeen von der Marne auf die Aisne zurück, wo eine unüberwindliche Verteidigungsstellung bezogen wurde. Hatten die deutschen Vortruppen im ersten Septemberdrittel Kavalleriepatrouillen bis Provins, Sezanne, Fere-Champenoise, Vitry-le-Francois und Bar-le-Duc freispielen lassen, so folgte die neue Front von der Duse zwischen Compiègne und Reims, umfaßte dieses im Norden und Osten, kreuzte die Chamvagne und die Argonnen, um nordöstlich Verdun in die Moselle einzubiegen und sich der Lothringischen Grenze zu nähern. Mit dieser Rückwärtsbewegung war auch ein Aufgeben der von den Armeen des Kronprinzen Rupprecht und des Generalobersten See ringen errungenen Vorteile verbunden, sodaß die deutschen Linien nunmehr nur wenige Kilometer von der Grenze entfernt verliefen, südlich von Markirsch diese überschritten und in den Vogesen und dem Sundgau dem Gegner einen schmalen Streifen deutschen Gebietes überließen.

Der einsetzende Stellungskrieg bewies, daß die Kraft des deutschen Heeres durch den nicht als Folge einer Niederlage, sondern aus strategischen Erwägungen ausgeführten Rückzug nicht gelitten hatte. Vermochte doch Kluck noch aus den Rückzugskämpfen mehr als 12000 Gefangene mitzunehmen. Frontale Durchbruchversuche der Franzosen gegen die Aisnefront scheiterten einmal über das andere, ebenso die fortgesetzten Versuche, die Kluck'sche Armee zu überflügeln. Um diesen Versuchen zu begegnen, wurden die deutschen Linien nach Nordwesten verlängert. So wandelte sich am 18. September ein französischer Umgehungsversuch, ausgeführt von zwei Armeekorps und einer Division bei Reims zu einer schweren Niederlage, am 26. September

wurde mit dem gleichen Erfolge bereits bei Vapaume gekämpft, am 30. September wurden französische Panzertöte unter schweren Verlusten für die Angreifer bei Albert abgeschlagen, am 6. Oktober wurde Arras in die Kampfzone einbezogen und Mitte Oktober erreichte die deutsche Front das schon einmal besetzt gewesene Lille. Aus Gründen, die sich bisher noch der Öffentlichkeit entziehen, war ein inzwischen zur Abschneidung Verduns eingeleitetes Unternehmen nicht fortgeführt worden. Die deutschen Schwerekräfte hatten die Sperrforts zwischen Verdun und Toul in Trümmer gelegt, und am 25. September wurde von den Bayern das Fort Camp des Romains bei St. Mihiel mit stürmender Hand genommen, sowie bis zum Dorfe Chauboncourt auf dem westlichen Maasufer vorgestoßen, ohne daß diese Erfolge jedoch eine weitere Ausnutzung erfahren hatten.

Während dieser Ereignisse hatte sich auch die vollständige Unterwerfung Belgiens vollzogen. Unter Abweisung zahlreicher, mit starken Kräften unternommener Ausfälle hatte General Bessler die Belagerung Antwerpens eingeleitet und durchgeführt. Ein erneutes Aufflackern des schon an der Maas hervorgetretenen Volkskrieges machte namentlich in Löwen und Aerschot schwere Vergeltungsmaßnahmen notwendig, blieb aber auf die militärischen Operationen ohne Einfluß. Am 9. Oktober konnten die siegreichen deutschen Truppen ihren Einzug in Antwerpen halten, das auch von einer schnelligst herbeigeschafften englischen Marinebrigade nicht zu retten war. Die Besatzung hatte, gedeckt von der Schelde, die Flucht ergriffen, doch konnten von der energischen deutschen Verfolgung 28 000 Mann zum Uebertritt auf holländisches Gebiet gezwungen werden.

Das ungestüme Nachdrängen der deutschen Truppen fand an der Iserlinie ein Ende, mit deren Einbeziehung die deutsche Front bis zur Küste verlängert und weitere Umgehungsversuche unmöglich

wurden. Das englische Interesse daran, den Deutschen um jeden Preis an der flandrischen Küste ein Paroli zu bieten und Dünkirchen wie Calais zu retten, veranlaßte den nachdrücklichsten Widerstand der Alliierten in der von ihnen gewählten, taktisch äußerst vorteilhaften Verteidigungsstellung. In ungemein blutigen Kämpfen gewannen die deutschen Truppen während der zweiten Oktoberhälfte Schritt vor Schritt an Boden, überschritten den Iserkanal und drängten auch gegen Ypern vor, bis Mitte November auch an diesem Frontabschnitt die Operationen zum Stellungskrieg erstarrten. Neuport und Lombärghde, Ramscapelle und Peruwé, Dixmuiden und Langemark, Weselaere, Ghelubelt und Wytschaete waren die Schlachtfelder, auf denen neben den deutschen Marineteilungen namentlich die jungen Regimenter der Berliner Kriegsfreiwilligen unvergänglichem Lorbeer ernteten.

Mit der Niederringung der russischen Uebermacht beschäftigt, verhielt die deutsche Heeresleitung sich fortan im Westen fast ganz defensiv, abgesehen von lokalen Vorstößen, die der taktischen Verbesserung der Front galten. Die Alliierten dagegen erschöpften sich in Versuchen, diese Front zu durchbrechen, um den französischen und belgischen Boden vom Feinde zu säubern und den Krieg über die Grenze zu tragen. Schon im Dezember 1914 kündigte ein pomphafter Armeebefehl Joffre's diese Absicht an, die zunächst durch eine Reihe heftiger französisch-englischer Offensivstöße im Raume zwischen Lille und Arras, in der Champagne, in der Woëvre und in den südlichen Vogesen verwirklicht werden sollte. Die Engländer wurden unter schweren Verlusten bei Festubert, Givenchy und Richebourg-Vivonne zurückgeschlagen, die Franzosen an der Dorettehöhe, bei Massiges und Tahure, Allou und Fleury und schließlich auch im Sundgau. Allein am linken Flügel hatten die Alliierten Einbußen in Höhe von 150 000 Mann zu verzeichnen, denen

nirgendwo ein nennenswerter Geländegewinn gegenüberstand. Das Wort Joffre's, er könne die Deutschen jeden Augenblick aus Frankreich hinauswerfen, sobald er 100,000 Mann dafür opfern wolle, begann sich böse zu rächen.

Im Januar holte der französische Generalismus zu einem neuen Stoß aus, der diesmal über Soissons die Richtung auf Charleville-Brüssel gewinnen sollte. Nach anfänglichen Erfolgen auf dem Plateau von Bregny setzte am 12. Januar ein deutscher Gegenstoß ein, der den Franzosen die Ortschaften Cusfies, Crouy, Bucy le long und Mijsy entriß, ihnen 5000 Gefangene abrahm und ihnen Gesamtverluste in Höhe von 25,000 Mann zufügte. Wenige Tage darauf ging ihnen durch einen deutschen Sturmangriff das Gehöft Surtebise auf der Hochfläche von Craonne verloren, und auch in den Vogesen hatten sie empfindliche Rückschläge zu verzeichnen. Dort scheiterte ein Versuch, durch Angriffe auf Niederaaspach, Seidweiler und den Girsbacher Wald noch einmal Mülhausen zu erreichen, an der Tapferkeit deutscher Landwehr- und Landsturmtruppen. Weiter nördlich sahen die Angreifer sich von dem die Rheinebene bis Colmar beherrschenden Hartmannsweilerkopf vertrieben, und im Weiler- und Sechtal quittierten die Deutschen den französischen Vorstoß durch die Eroberung von Megenal, Sondernach, dem Reichsackerkopf und dem Hohröderberg. Diesen Kämpfen in den Südvogesen folgte am 27. Februar ein deutscher Angriff in den nördlichen Ausläufern des Gebirges, wo die französische Linie Verdun-Breuvailles in einer Breite von 20 und einer Tiefe von 8 Kilometern durchstoßen wurde.

Im gleichen Zeitraum hatte bereits eine neue Kräfteanstrengung Joffre's in der Champagne eingesetzt. Gestützt auf eine formidabile Artillerie und fünffache infanteristische Ueberlegenheit sollte der Durchbruch um jeden Preis erzwungen werden. „Setzt, meine jungen Freunde, gibt es kein rückwärts mehr! In drei Wochen sind wir in Brüssel, und dann

folgt der Stoß in das Herz des Feindes!“ So sprach Joffre in einem Armeebefehl an die französischen Truppen. Mit beispiellosem Opfermut hielten die schwachen deutschen Kräfte bei Souain, Perthes, Le Mesnil, Beaurevoir und Massiges dem übermächtigen Ansturm stand, und die „Winterschlacht in der Champagne“ endete am 10. März mit der Feststellung des deutschen Generalstabes, daß die Franzosen 45,000 Mann gegen 15,000 deutsche geopfert, aber nicht den geringsten Geländegewinn erzielt hätten. Ein unmittelbar anschließender britischer Durchbruchversuch bei Neuve Chapelle brachte den Engländern zwar dieses Dorf, aber sonst nichts ein und kostete ihnen 30 000 Mann. „Ein Sieg? Ja! Aber tun Sie's nicht wieder!“ bemerkten die Times zu diesem fragwürdigen Erlebnis.

Das nächste Unternehmen der Franzosen galt der Aufgabe, den deutschen Keil zwischen Maas und Mosel einzudrücken oder wie mit einer Zange abzukneifen und damit den Weg zur Einschließung von Metz zu ebnen. Von den Schenkeln des Winkels Verdun-St. Mihiel und St. Mihiel-Pont-a-Mousson vorstoßend, hielten die Angreifer sich bei Maizeroy und Marcheville, auf den Höhen von Combres und Les Eparges, bei St. Mihiel, Essey und Nîmes sowie im Priesterwald blutige Niederlagen, bis ihnen schließlich ein deutscher Gegenangriff sogar die stark befestigten Combreshöhen entriß, für deren Wiedergewinnung sie im Juni und Juli schwere, aber wiederum vergebliche Opfer brachten.

Weit erfolgreicher verlief dagegen im April und Mai der deutsche Versuch, den bei Ypern in die deutschen Linien vorspringenden britischen Keil einzudrücken. Steenstraete und Langemark, Het Sas und Piskend wurden erobert, und nach erfolglosen Versuchen des Gegners, das verlorene Gelände zurück zu gewinnen, warf ein neuer deutscher Vorstoß die Engländer auch aus Fortuin, Broodseinde und Klein-Zillebeek, während später auch Googe den deutschen Erfolg

gen, die sich in einem Geländegewinn von 12 Kilometern Breite und 4 Kilometern Tiefe ausdrückten, hinzugefügt werden konnte.

Der Augenblick, in dem deutsche Armeen im Osten zu einem gewaltigen Schlag gegen die Russen ausholten, galt Doffre für besonders aussichtsreich, um sich erneut an einer Erschütterung der deutschen Westfront zu versuchen. Dieser Versuch wurde im Raume nördlich Arras angesetzt, wo ein geglückter Durchbruch den Siegern das schmerzlich entbehrte Grubenrevier in die Hände spielen mußte. Von unaufhörlichen wichtigen Vorstößen bestürmt, wurde der deutsche Frontvorsprung, der die Dörfer Ablain und Carency mit der Foretoishöhe barg, eingedrückt; die herbeieilenden deutschen Reserven aber geboten nicht nur weiterem französischem Vordringen halt, sondern rissen sogar das ebenfalls bereits verloren gegangene Souchez und Neuville wieder an sich. 75 000 Mann ließen die Franzosen nach antiker deutscher Schätzung in diesem Kampf. Der gleiche Frontabschnitt, nach Norden bis zum Wassenaar, nach Süden bis über Arras hinaus verlängert, bildete die Stätte eines neuen Anlaufs, den die Alliierten Ende September gemeinsam unternahmen, als sich die Lage des russischen Verbündeten sowohl wie die auf dem Balkan äußerst bedenklich gestaltet hatte. Mit ungeheuren Reserven, zu denen die englische Freiwilligenarmee einen erheblichen Anteil stellte, und einem außerordentlichen Munitionsaufwand wurde die deutsche Front im Artois und gleichzeitig die in der Champagne angegriffen. An beiden Abschnitten vermochten die Alliierten im ersten Anlauf ihrer Linien um einige Kilometer vorzustoßen, die Engländer bei Loos und Sulluch, die Franzosen bei Souchez und Givendy, sowie bei Souain und Tahure in der Champagne. Aber weit entfernt davon, diese Erfolge ausnützen zu können, vermochten sie nicht einmal das erungene Gelände zu behaupten. Bis Mitte Oktober wurden die Versuche fort-

gesetzt, die deutsche Front zu zertrümmern und zu zerstoßen, bis den Alliierten die Unmöglichkeit eines weiteren Vordringens einleuchtete. Ihr Plan, durch einen von Artois nach Osten, von der Champagne nach Norden gerichteten Stoß den gesamten deutschen Frontwinkel zwischen Aisne und Somme abzuquetschen, war gescheitert. In der ersten Woche der Kämpfe bereits hatten die Franzosen an Toten, Verwundeten und Gefangenen 130 000, die Engländer 60 000 Mann verloren, während die deutschen Einbußen kaum ein Fünftel dieser Zahl betrugen.

Einen besonderen Kriegsschauplatz hatten während dieser ganzen Phase die Argonnen gebildet, in denen die Armee des Kronprinzen, die nach dem Rückzuge von der Marne erneut bei Binarville und Apremont in das Waldgebirge eingedrungen war, sich langsam einen Weg nach Süden bahnte. In einem überaus mühseligen und blutigen Kleinkriege fügte die überlegene Kampfkraft der deutschen Truppen dem Gegner unaufhörlich schwere Verluste zu, die sich bis zum Januar 1915 bereits auf ein volles Armeekorps beliefen und sich bis zum Juli auf das Doppelte gesteigert hatten. Die Operationen kamen zu einem Halt, nachdem die deutschen Truppen sich bis zur Straße Viennes-le-Château-Varennes vorgearbeitet hatten. Die Erstürmung einer Front von drei Kilometern Breite bei Four de Paris in den Westargonnen sowie der Höhe 285—La fille morte—in den Ostargonnen während der Juliwochen 1915 bildeten die letzten hervorragenden Waffentaten an diesem Frontabschnitt.

Im Osten hatte die deutsche Heeresleitung, alle Kräfte an die schnelle Entscheidung im Westen sendend, nur die drei ost- und westpreussischen Korps belassen. Das fünfte Armeekorps versah zunächst in Posen den Grenzschutz, wurde aber auch bald nach dem Westen gezogen, und Schlesien erhielt ein Landwehrkorps unter General von Bourisch, das die Verbindung mit der österreichischen Streit-

macht aufrecht erhielt. Die schon Monate vor Kriegsausbruch begonnene Verschiebung russischer Truppen nach dem Westen und die Belebung der dumpfen Schwerfälligkeit im russischen Geeresapparat durch französische Einflüsse ließen aber das furchtbare Uebergewicht der moskowitischen Massen sehr schnell hervortreten, zeitigten in Ostpreußen wie in Galizien, das das österreichische Aufmarschgebiet bildete, ernste Kriegslagen und durchkreuzten die Pläne des deutschen Generalstabes im Westen.

Ginter einem starken Kavallerieschub, der freilich bei Soltau, Meidenburg, Biella und anderen Orten von den Deutschen mit blutigen Köpfen heimgesandt wurde, setzten die Russen vom Njemen und Narew aus zwei starke Armeen, jede fünf bis sieben Armeekorps stark, gegen Ostpreußen an. In breiter Front drückte die Armee Nennenkampff gegen die Linie Gumbinnen-Angerburg. Der Opfermut des ersten Korps konnte diese Woge durch den Sieg bei Wirballen nur um wenige Tage aufhalten, mußte dann aber der Uebermacht weichen. Vor Gumbinnen hielt dann Generaloberst von Prittwitz und Gaffron, der Oberbefehlshaber der deutschen Korps, erneut stand und vermochte auch in dreitägigem schweren Ringen die Russen langsam zurückzudrängen, als sich durch den Aufmarsch weiterer russischer Kräfte nördlich der Bahnlinie Königsberg-Wirballen, im Raume von Dyk, sowie vom Narew her die Lage erneut zu deutschen Ungunsten verschob. Angesichts der Gefahr einer Umfassung von Norden, Süden und Westen her brach Prittwitz am 20. August die Gumbinner Schlacht ab und nahm seine Truppen in starken Märschen und Eisenbahntransporten zurück. Die Weichsel mit ihrer Festungskette sollte dem deutschen Widerstand erneutes Rückgrat verleihen.

Ein Wechsel im Oberbefehl und die Abgabe von Streitkräften, die ursprünglich nach der Westfront hatten abgehen sollen, verhinderte diese Preisgabe ganz Ost- und eines Teiles Westpreußens, die

militärisch, politisch und volkswirtschaftlich eine schwere Einbuße bedeutete hätte. Hindenburg übernahm die Heeresleitung, der bereits bei Lüttich rühmlich hervorgetretene Ludendorff die Generalstabsgeschäfte im Osten. Mit beispielloser Raschheit und Kühnheit des Entschlusses machte der neue Oberbefehlshaber sich zum Herrn der militärischen Lage. Sofort verwandelte er die Rückwärtsbewegung der deutschen Truppen in eine vorwärts drängende, um zunächst die am weitesten nach Westen vorgeschobene russische Narewarmee zu packen und zu vernichten. Er ließ diese Armee die Linie Gilsenburger-Ortelsburg erreichen, hielt sie mit schwachen Landwehrdivisionen frontal fest, umfaßte sie sodann auf beiden Flügeln und im Rücken und warf sie in dreitägiger schwerer Schlacht in das hinter ihr drohende Sumpfgelände. Ueber 90.000 Gefangene fielen in deutsche Hände, mehr als ebensoviel kamen um. Die russische Narewarmee war vernichtet, ein Sieg von unerhörtem Umfang und weitreichender Bedeutung errungen. Der erfolgreiche Feldherr wurde der deutsche Nationalheld, er hatte seinem Vaterlande zwei blühende Provinzen gerettet.

Die überragende Strategie Hindenburgs ließ dem Siege bei Tannenberg weitere folgen. Ein Entlastungsstoß des 22. Finländischen Armeekorps wurde bei Dyk aufgefangen und sodann gegen die Armee Nennenkampff vorgegangen, die auf dem Vormarsch nach Königsberg bereits die Alle und Deime erreicht hatte. Den linken russischen Flügel eindringend und zu beiden Seiten des Pregelss vorgehend, schickte Hindenburg sich zur Umfassung des feindlichen Zentrums an, um die russische Niederlage auch hier vernichtend zu gestalten. Die Russen entzogen sich dieser Möglichkeit jedoch durch Räumung ihrer Stellungen und wichen vor der deutschen Verfolgung bis über die Grenze aus. Sie hatten erneut 30.000 Mann in deutschen Händen gelassen. Ein Versuch, durch Reservekräfte von

Grodno aus die Lage für Menschenkampf zu retten, wurde überlegen abgewiesen.

Gegen die Linie, die Gindenburg nunmehr im Gouvernement Suwalki, auf russischem Boden, hielt, ging die wieder gesammelte und verstärkte Njemenarmee mit Beginn des Oktobers erneut zum Angriff vor, um in den Tagen vom 2. bis 5. Oktober bei Augustowo und Suwalki mit einem Verlust von 30 000 Gefangenen erneut zurückgeworfen zu werden. Auch russische Umgehungsversuche der deutschen Front von Norden und Süden her verliefen erfolglos und wurden am 9. und 10., sowie am 12. und 14. Oktober in nachdrückliche russische Niederlagen verwandelt. Lyck und Bialla, vorübergehend in russischem Besitz, wurde ihnen wieder entzissen, und auch ein erneuter starker Vorstoß auf Augustowo brach am 23. und 24. Oktober zusammen. Die militärische Lage in Polen und Galizien zwang schließlich die deutsche Heeresleitung, die Grenze nochmals preiszugeben und eine Verteidigungsstellung hinter der Angerapp einzunehmen, an der alle während des Winters unternommenen russischen Durchbruchversuche blutig scheiterten.

Gegen die Österreicher hatten die Russen schon in der zweiten Augusthälfte mehr als zwanzig Armeekorps nebst zahlreichen Reserverdivisionen, insgesamt 1 200 000 Mann, auf den Weinen, denen drei Armeen unter Danfl, Aussenberg und Erzherzog Joseph Ferdinand gegenüberstanden. In kraftvoller Initiative stieß die den linken Flügel haltende Armee Danfl durch das südliche Polen vor, schlug die Russen bei Stielee und vom 23. bis 25. August rechts der Weichsel bei Krasnik, um den geschlagenen Feind sodann auf Lublin zu verfolgen. Ihr zur Seite war die Armee Aussenberg den im Raume von Cholm massierten starken russischen Kräften entgegen getreten, denen sie in den Tagen vom 26. bis 28. August bei Jamosz und Komarow eine schwere Niederlage beibrachte. In Ostgalizien aber wurde der russische Druck nach langem, erbittertem

Klingen, in dem die Truppen der Monarchie die glänzendsten Ueberlieferungen ihres Waffenruhmes neu erstehen ließen, so übermächtig, daß der Schutz Lembergs ausgegeben und die galizische Landeshauptstadt am 3. September geräumt werden mußte. Ein nochmaliger Vorstoß gegen den Raum zwischen Lemberg und der nordgalizischen Grenze, an dem die Armee Aussenberg, die zu diesem Zwecke eine völlige Richtschwenkung zu vollziehen hatte, mitwirkte, hatte in fünftägigen Kämpfen zunächst Erfolg, konnte aber gegen die unaufhörlich heranzutrenden neuen russischen Massen nicht aufrecht erhalten werden, zumal auch aus dem Festungsdreieck zwischen Weichsel und Bug starke Reserven voringen, die die Armeen Danfl und Aussenberg mit der Gefahr der Ueberflügelung und Abschneidung bedrohten. Die österreichischen Truppen mußten hinter den San zurückgenommen, das in Südpolen besetzte Gelände geräumt werden. Przemyśl versiel der Belagerung, die russische Woge umspülte die Karpathenabhänge und drang auch gegen Krasau vor.

In dieser Lage wurde Ende September ein deutsch-österreichischer Gegenstoß angelegt. Deutsche Truppen waren aus dem Westen und aus Ostpreußen nach Südpolen geworfen worden, auch österreichische Truppen wurden auf das Nordufer der Weichsel geschoben. Die Entlastung der Situation durch die aus dem Raume Kreuzburg-Krasau erfolgende Offensive Gindenburgs wurde sofort fühlbar. Die Russen sahen sich gezwungen, den gegen die österreichische Front gerichteten Druck zu vermindern und erhebliche Kräfte nach Polen zu werfen, um die Deutschen frontal zu fesseln und auf dem linken Flügel zu umgehen. Die Operationen scheiterten vollständig. Die im Weichseltal über den Fluß gebenden Russen wurden bei Opatow und Klimontow geschlagen und zurückgeworfen, während die südlich der Weichsel vorgehenden Österreicher erneut den San erreichten und Przemyśl entsetzten. Auf-

siſche Umgehungsverſuche aber wurden bei Zwanigorod abgewieſen und verfielen einmal um das andere dem gleichen Schickſal, je weiter die Ruſſen ihre Front wechſelnordwärts verlängerten. Mehr als zehn Armeekorps ſetzten die Ruſſen nacheinander im Raume zwischen Zwanigorod und Waſchau ein, die aber von Hindenburg bis unter die Tore Waſchaws zurückgeworfen wurden.

Wiederum war es das zahlenmäßige ruſſiſche Uebergewicht, das die verbündeten Deutſch-Oeſterreicher die Früchte ihrer Siege nicht ernten ließ. Das öſterreichiſche Vordringen kam am San und nordöſtlich Przemysl's zum Halten, während die Ruſſen bei Zwanigorod Durchbruchverſuche mit ſtarken Kräften unternahmen und gleichzeitig über Waſchau und ſelbſt Nowo Georgiewsk mit vierfacher Uebermacht Hindenburgs linken Flügel einzudrücken ſuchten. In der Stellung Rawa-Skiernewice wies er die ruſſiſchen Maſſenangriffe einmal über das andere ab, und ein deutſcher Gegenstoß, bei dem Teile der vor Zwanigorod kämpfenden Kräfte mitwirken ſollten, mußte die Entſcheidung bringen, die die polniſche Hauptſtadt in deutſche Hände gebracht hätte. Aber die geſchwächten deutſch-öſterreichiſchen Linien vor Zwanigorod waren dem ruſſiſchen Druck nicht gewachſen, und da die Zarenheere gleichzeitig über Skierniewice erneut in Hindenburgs Rücken zu kommen ſuchten, verblieb der deutſchen Führung nur die radikale Loſlösung vom Feinde als Ausweg aus der ſchwierigen Lage. Die Rückwärtsbewegung zog naturgemäß auch die öſterreichiſchen Linien ſüdlich der Weiſſel in Mitleidenſchaft, die Sanlinie und Przemysl mußten erneut aufgegeben und neue Verteidigungsſtellungen in den Karpathen und öſtlich Krakaus gewählt werden.

Während die Ruſſen dieſe Wendung durch einen Vorstoß beträchtlicher Maſſen auf Poſen, Schleſien und Krakau auszunutzen beabſichtigten, war das raſtloſe Genie Hindenburgs und ſeines Stabes am Werke, um den feindlichen

Stoß nicht nur aufzufangen, ſondern ihm ſogar zuvorkommen. Die biſherigen Erfahrungen hatten deutlich genug bewieſen, daß jede Deſenſive von einer ſo vielfachen zahlenmäßigen Ueberlegenheit auf die Dauer eingedrückt werden mußte. Auf der ganzen Schne des Weiſſelbogens zwischen Krakau und Thorn waren die ruſſiſchen Heere Mitte November in Bewegung, um über die deutſchen Grenzen einzubrechen. Ein überräſchender Vorstoß der neu gebildeten Armee Mackenſen aus dem Raume Poſen-Thorn warf indeß den rechten ruſſiſchen Flügel in den Schlachten bei Lipno, Koſo, Wloclawek, Kutno über den Haufen und nahm ihm 30 000 Gefangene ab. Die geſchlagenen Heerhaufen mit einem Teile ſeiner Kräfte unter General von Morgen verfolgend, wandte Mackenſen ſich ſodann nach Süden und drückte nun mit Gewalt auf den rechten Flügel des ruſſiſchen Zentrums, der inſolgedeißen bis Lowicz zurückgebogen werden mußte. Ruſſiſche Anſtrengungen, durch Gewaltſtöße in der Mitte der deutſchen Front bei Nowo Radomsk, durchzubrechen, ſcheiterten, während der rechte Flügel ſich bei Lodz und Lowicz immer weiter zurückgedrängt ſah. Die ruſſiſche Hauptmacht war überflügelt, und indem Hindenburg drei Divisionen unter den Generalen Scheffer-Bovadel und Lismann gegen ihren Rücken vortrieb, ſchien er ein zweites Tannenberg heraufzubeschwören. Erhebliche ruſſiſche Verſtärkungen, die von Waſchau über Skierniewice in den Kampf geworfen wurden, vereitelten das Gelingen des Planes und brachte die deutſche Umgehungstruppe in ſchwerſte Gefahr, aus der ſie ſich vollſtändig umzingelt, durch einen heroïſchen Durchbruch über Przeginy-Strypow herausſchlug.

Der anhaltende ruſſiſche Druck gegen die deutſchen Linien in Mittel- und Südpolen blieb erfolglos. Hindenburg aber drängte ſich unter geſchickter Ausnutzung der fehlerhaften Strategie des Gegners in eine durch ruſſiſche Kräfteverſchiebungen bei Loſk entſtandene Lücke und um-

schle nunmehr, während russische Entlastungsversuche von Südpolen her bei Petrikau abgewiesen wurden, Lodz im Südosten und Süden, sodaß die Stellungen der Russen unhaltbar wurden. Sie mußten Lodz räumen, in das am 6. Dezember Mackensen als Sieger einzog. Unter energischem Nachdrängen und furchtbaren Kämpfen erreichte Hindenburg, Lomitz und Skierniewice hinter sich lassend, schließlich die von der Bzura und Sucha gebildete Linie, während südlich davon die Russen nach den vergeblichen Anstrengungen auf der Linie Petrikau-Czestochau hinter die Pilica wichen. Nachdem auch ein russischer Offensivstoß gegen Krasau und Westgalizien in den blutigen Schlachten von Grabie-Dmanowa am 11. Dezember gebrochen worden war, konnte der russische Marsch auf Berlin und Wien erneut als gescheitert gelten. In Südpolen bildete fortan die Nida, in Galizien der Dunajec die Grenze des russischen Vordringens, während nach Ungarn zu die Karpathen die moskowitzische Flut abhielten.

Die Pläne der russischen Führung, deren Seele Großfürst Nikolaus war, wandten sich nunmehr wieder den beiden Flügeln der deutsch-österreichischen Front, Ostpreußen und Galizien zu. In Ostpreußen hatte General Below mit Landwehr und Landsturm die Angerapplinie wacker behauptet und am 26. bis 29. Januar einen großangelegten Durchbruchversuch auf Gumbinnen abgeschlagen. Ebenso waren im Süden der Provinz russische Anschläge auf Soldau und im Weichselwinkel zurückgewiesen worden. Ein Meisterstreich Hindenburgs sollte die völlige Befreiung der Provinz herbeiführen. Am 7. und 8. Februar wurde der russische Südflügel an der Pissa, der Nordflügel bei Pilsken durchbrochen und in Gewaltmärschen durch Eis und Schnee das feindliche Zentrum umfaßt. Trotz verzweifelter Widerstandes sahen die Russen sich eingekreist, aus dem Seenlabyrinth Lözen-See vertrieben und gegen den eisernen Niegel gedrückt, der inzwischen in ihrem

Rücken auf der Linie Suwalki-Augustowo gebildet worden war. In den Wäldern nordwestlich Grodnos mußten die letzten russischen Divisionen die Waffen strecken. 104.000 Gefangene mit dem Geschützpark der ganzen zehnten russischen Armee, die als völlig vernichtet gelten konnte, verförperten die deutsche Siegesbente. Eine aus den vorhandenen Reserven überraschend schnell gebildete neue russische Armee suchte von Kowno und Grodno aus das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, wurden aber zwischen dem Njemen und der ostpreussischen Grenze wiederholt und unter schweren Verlusten geschlagen, einzelne ihrer Korps völlig aufgerieben. Ein Einfall starker Reichswehrraunen nach Memel konnte sich nur zwei Tage behaupten, während Vorstöße vom Narew her mit einem erfolgreichen deutschen Schlag gegen Przasnysz beantwortet wurde, das allerdings gegen die zahlenmäßige Ueberlegenheit des Großfürsten nicht gehalten zu werden vermochte.

Gleichzeitig mit der Regsamkeit in Ostpreußen waren die Russen im Januar zu Angriffen gegen den Dunajec und die Karpathenpässe übergegangen. Am Dunajec abgewiesen, gewannen sie doch in den Westkarpathen langsam an Boden und konnten an einigen Stellen sogar den Kamm überschreiten. Die Verbündeten antworteten darauf mit Fortschritten in den Ostkarpathen und der Bukowina. Dort hatten die Zarenheere Mitte Januar ebenfalls die nach Ungarn führenden Pässe erreicht, sahen sich aber von dem Gegenstoß der Armee Pflanzer-Walatin bei Kirlibaba-Kimpolung über den Haufen geworfen und nach Norden gedrängt, sodaß am 17. Februar Czernowitz entsetzt werden konnte. Westlich davon war das gesamte Gebiet südlich des Pruth bis Kolomea hinauf gesäubert worden, während am Wyszkow-, Lupkow- und Dulkanpaß mit wechselndem Erfolge gerungen wurde. Zwar gelang es, über den Ileszof- und Lupkowpaß einen Keil gegen die russischen Linien vorzutreiben, aber unter den durch einen rau-

hen und strengen Gebirgswinter bedingten Nachschubschwierigkeiten war das Tempo dieses Vormarsches zu langsam, um zur Rettung für Przemyśl zu werden. Nach heldenmütigen Widerstande mußte die Festung, vor der die Russen während der ersten forcierten Belagerung 70 000, während der zweiten 30 000 Mann gelassen hatten, am 23. März kapitulieren.

Die freigewordene Einschließungsarmee wurde sofort gegen die westlichen Karpathenpässe in den Kampf geworfen, wo die Russen in der Tat den Uzsotpaß an sich zu reißen und südlich der Duklasenke Fortschritte zu machen vermochten. Unter der wichtigen Abwehr deutscher und ungarischer Truppen bei Zboro und Zwidnik, im Laboreza- und Dramatal gingen ihnen aber die wichtigsten Höhenstellungen verloren, und gegen Mitte April äußerte sich die völlige russische Erschöpfung in einem Nachlassen jeder Kampfstätigkeit. Der russischen Karpathenoffensive war das Rückgrat gebrochen; sie hatte den Zarenheeren nach vorsichtigsten Schätzungen an Toten allein rund 600 000 Mann gekostet.

Während der letzten Atemzüge dieser Karpathenoffensive aber war von der deutsch-österreichischen Heeresleitung bereits der große Schlag vorbereitet worden, der die russische Gefahr völlig ausschalten sollte. Zwischen Krasau und dem Dunajec wurden, unter Aufstellung einer neuen reichsdeutschen Armee unter Mackensen, starke Kräfte zusammen gezogen, die am 2. Mai die russischen Stellungen im Raume von Gorlice durchbrachen und sich auch am unteren Dunajec den Uferwechsel erzwingen. Der feindliche Widerstand brach auf einer Linie nach der anderen zusammen, und mit der frontalen Niederlage ging die Aufrollung der russischen Karpathenarmeen Sand in Sand. Die nachdrängenden deutschen Truppen standen bereits in Biecz, Taslo und Krasno, also im Rücken der westlich des Duklapasses operierenden russischen Streitkräfte, als diese sich zur Räumung ihrer Stellungen ent-

schlossen, aber zwischen den Armeen Mackensen und Voroeviz erdrückt wurden. In keiner der für den Widerstand hergerichteten Abzweigungen vermochte die russische Verteidigung auf die Beine zu kommen. Mitte Mai standen die Sieger bereits am San, an dem die Russen in aller Eile namhafte Verstärkungen massiert hatten. In schweren Kämpfen namentlich im Raume von Zaroslaw bahnte Mackensen sich den Weg nach Osten. Am 2. Juni war Przemyśl wieder in österreichischen Händen, die Gegend südlich des Dniester bis zum Strzy von Russen gesäubert. Nach Niederzwingung russischer Gegenoffensiven an der Lubaczowka und Wicznia durchbrachen die deutsch-österreichischen Heere auch die letzte russische Verteidigungslinie westlich Lemberg, und am 22. Juni war Galiziens Hauptstadt, die zehn Monate lang unter der Russenherrschaft gestanden hatte, frei.

Die im Rücken der russischen Streitkräfte liegenden wohnlichen Sümpfe erzwangen eine Teilung der Rückzugsrichtung wie der Verfolgung. Die nach Osten ausweichenden Zarenarmeen tourten über den Bug gedrückt, während die nach Norden zurückfallende Hauptmacht, den Südrand des polnischen Festungsdreiecks schützend, auf der Höhe von Krasnik starke Verteidigungslinien zwischen Weichsel und Bug bezog, die aber am 4. Juli ebenfalls durchbrochen wurden. Damit kamen die Operationen in Südpolen zu kurzem Stillstand, um in der zweiten Hälfte des Juli gleichzeitig mit solchen gegen die Festungslinie des Narew, Vobur und Njemen wieder aufgenommen zu werden. Die galizischen Siege und ihre auf Polen übergreifende Wirkung hatten den russischen Heeren eine keilsförmige Stellung angewiesen, die von Wilna-Kowno im Norden, Cholm-Kowel im Süden sich gegen die Weichselfestungen Kowno-Georgiewsk, Warschau, Swangorod zu öffnete. Indem die deutsch-österreichische Führung die Flanken dieses Keils eindrückte, zwang sie den Gegner zu schleuniger Aufgabe der Weichselfestungen und einem

nur unter schweren Opfern durchzuführen. Der von der Sorge, durch die Flügelgruppen der kaiserlichen Heere den Weg verrammelt zu finden, zu verhängnisvoller Hast gesteigert wurde.

Der glänzende Siegeszug durch Galizien wurde von den Verbündeten auf polnisch-russischem Boden wiederholt. Mitte Juli brachen die Generale Gallwitz und Scholtz gegen die Narewfestungen vor, nahmen Ostrosenka, Roschan, Pulask, gingen über den Fluß und bewirkten durch diese Bedrohung Warschau im Süden, daß die Russen ihre stark ausgebaute Wzura- und Suchasjellungen aufgaben und auf Blonie-Grodec zurückzuziehen. Zwischen Warschau und Zwangorod setzten die Armeen Woyrsch und Roewß über die Weichsel, während Radenski die Weichsel-Bug-Linie durchbrach. Unter dem Verlust ungeheurer Gefangenenzahlen brach der russische Widerstand zwischen Narew, Weichsel und Bug zusammen. Am 5. August fielen Warschau und Zwangorod, unmittelbar darauf die letzten Narewfestungen Domsha, Serezh und Segrzhe, auf dem linken deutschen Flügel wurde am 17. Nowo gestürmt, am 19. mußte Nowo Georgiewsk kapitulieren, am 25. fiel unter gewaltigem konzentrischen Angriff die Bugfeste Brest-Litowsk.

Gleichzeitig mit dieser Vorwärtsbewegung fiel ganz Kurland, in das eine deutsche Heeresgruppe bereits im Mai eingedrungen war und seitdem Libau besetzt hielt, sowie ein Teil Livlands den deutschen Waffen zu. Mitau, Schloß und Luttum wurden genommen, gegen Wilna zu die Dubissalinie durchbrochen, was die Flankierung Rownos ermöglichte und dessen Fall beschleunigte, und die Front gegen die Dünaburg-Wilna-Bahn vorgetragen. Auch über diese stießen deutsche Kavallerieabteilungen vor und schweiften bis weit hinter die russische Front, Schienenstränge bei Molodetschno und Wileika zerstörend. Nach schweren Kämpfen fiel am 19. September auch Wilna, dessen Besatzung nur

unter Aufopferung der Petersburger Garde aus dem fast geschlossenen deutschen Ring zu entkommen vermochte.

Die deutsch-österreichischen Heere hatten ihr strategisches Ziel erreicht. Sie hatten dem Gegner ungeheure Verluste zugefügt, ihm im Mai allein 270 000, im Juni 165 000, während der ganzen Offensive über eine Million Gefangene abgenommen und ihm entsprechend blutige Einbußen auferlegt. Die russische Kampfkraft war auf lange Zeit hinaus gebrochen, und wenn sie sich wieder regte, fand sie die Gegner in Stellungen, die fast überall die Gunst des Geländes für sich hatten. Die Kampftätigkeit an der Ostfront galt fortan lediglich der taktischen Verbesserung des Frontverlaufs. Die deutschen Linien wurden dicht an Riga und Dünaburg herangeschoben, ließen die wichtigen Eisenbahnknotenpunkte Wilna, Vida, Waranowitschi und Komel hinter sich und behaupteten bei Pinsk eine in die Pripyetümpfe vorgeschobene Bastion, während die Österreicher ihre Front bis über die wolschynischen Festungen Luzk und Dubno auszudehnen vermochten.

Noch während der Kämpfe um Wilna aber erfolgte die Abziehung namhafter Streitkräfte vom russischen Kriegsschauplatz nach Südungarn, wo sich der Aufmarsch zur Offensive gegen Serbien und zur Herstellung der Verbindung mit Konstantinopel vollzog. An Donau, Save und Drina war von Österreich-Ungarn bei Kriegsausbruch nur ein schwacher Grenzschutz belassen worden, der wiederholte serbische und montenegrinische Einbruchversuche bei Risegrad-Rudo, Nis, Mitrovica, Semlin, Joca, Srebrenica und Moskwa zurückgeschlagen hatte. Im Zusammenhang mit der ersten galicisch-polnischen Offensive der Kaiserreiche waren dann Ende Oktober 1914 österreich-ungarische Heere auch an der serbischen Front zum Angriff übergegangen, der von Bosnien aus in west-östlicher Richtung vorgetragen und bis zur bulgarischen Grenze durchgeführt werden sollte. Auf einem Gelände, das dem Verteidiger

alle Vorteile in die Hand gab, drangen die Angreifer siegreich vorwärts, nahmen Sabac, Obrenovac und Balsevo und führten schließlich mit der Erstürmung des Surobor bei Lazarevac einen schweren Schlag gegen das serbische Zentrum. In der Einnahme Belgrads am 2. Dezember fand dieser Vorstoß seine Krönung. Inzwischen hatten die Serben aber aus dem Süden des Landes und von Montenegro namhafte Verstärkungen herangezogen, mit denen sie erfolgreich gegen die rechte Flanke der Oesterreicher operierten und sogar auf deren Rückzug drückten. Das eroberte Gebiet mußte unter namhaften Verlusten wieder geräumt, am 15. Dezember auch Belgrad wieder aufgegeben werden. Immerhin war durch die Offensive die serbische Kampfkraft schwer genug erschüttet worden, um ihr fortan vollständige Untätigkeit aufzuerlegen.

Nach der Niederwerfung Rußlands aber war die völlige Ausschaltung Serbiens als Kriegsgegners ein erstrebenswertes und unter verhältnismäßig geringem Kraftaufwand zu erreichendes Ziel. Ins Gewicht fiel dabei außerdem einmal das Drängen Bulgariens, das an der Seite der Zentralmächte durch die Eroberung Serbisch-Macedoniens seine nationale Einheit herstellen wollte, und die Rücksicht auf die Türkei, der unbedingt die Möglichkeit einer Vervollständigung ihrer waffentechnischen Ausrüstung geschaffen werden mußte. Sie hatte die Durchbruchversuche der anglo-französischen Geschwader durch die Dardanellen mit Erfolg abgewehrt und den feindlichen Flottenstreitkräften mit der Versenkung von wenigstens acht Panzerschiffen die schwersten Verluste zugefügt. Nicht minder nachdrücklich hatte sie den Landweg nach Konstantinopel verteidigt, nachdem die Alliierten im Mai Landungen großen Stils nördlich und südlich der Meerengen vorgenommen hatten. In allgemein erbitterten und blutigen Kämpfen war der Versuch der englisch-französischen Expeditionsarmee, von den Landungsstellen aus landein-

wärts vorzudringen, einmal über das andere gescheitert, aber der Mangel an ausreichender schwerer Artillerie, die den Schwerkalibern der englischen Kriegsschiffe gewachsen war, hinderte die Türken, die Angreifer ins Meer zu werfen. Auch auf den anderen Kriegsschauplätzen litten sie unter der Unvollkommenheit ihrer technischen Ausrüstung, sahen im Kaukasus ihre Hände gegen die Russen, in Mesopotamien gegen die Engländer gebunden und sich der Möglichkeit beraubt, erfolgreich gegen den Suezkanal zu demonstrieren.

Diese Probleme verließen dem deutsch-österreichischen Vorstoß gegen Serbien eine folgenschwere strategische Bedeutung. Nach ausreichender artilleristischer Bearbeitung fiel am 6. Oktober die von den Serben ungemein stark befestigte Donaulinie, über die die unter Madenstons Oberbefehl kämpfenden Armeen Gallwitz und Roewetz sich bei Belgrad, Semendria und Ram den Uebergang erzwingen. Als eine Folge dieser Niederlagen, bei denen die Serben sehr empfindliche Verluste erlitten, mußten sie Obrenovac mit der gesamten Sabesfront preisgeben und mit Semendria und Poshjarevac fielen inzwischen auch die Hauptstützpunkte der serbischen Verteidigung östlich Belgrads. Während die deutsch-österreichischen Streitkräfte nimmehr im Morawa- und Mawatal dem Landeszentrum zustrebten, hatte eine bulgarische Armee unter General Vojatzeff die serbische Ostgrenze von Nisch bis zur Donau forciert, erstürmte Piro und Nisch und reichte den Verbündeten bei Paracin die Hand, nachdem schon vorher im Donauzipfel Patrouillen die Verbindung zwischen beiden Heeren hergestellt hatten.

Gleichzeitig waren bulgarische Streitkräfte gegen die Bahnverbindung Nisch-Saloniki vorgegangen, hatten diese bei Branja, Nestueh, Koepnueh durchstoßen und drängten einen Teil der serbischen Truppen nach Süden auf Monastir, den größeren Teil nach Nordwesten gegen das Amselfeld ab, während die kon-

zentrische Umfassung durch die Armeen Vojatseff, Gallwitz und Koebeß die serbische Hauptmacht gegen den Sandschak und die montenegrinisch-albanischen Felswände drückte. Nur kümmerliche Reste entkamen nach Montenegro und den albanischen Häfen. Versuche der Alliierten, den Serben zu Hilfe zu kommen, nahmen ein klägliches Ende. Unter starrer Vergewaltigung der griechischen Neutralität nahmen erhebliche englische und französische Streitkräfte ihren Weg von Saloniki nordwärts, um sich mit den Serben in Mazedonien zu vereinigen und bei Nisch die nunmehr gesicherte Verbindung Berlin-Konstantinopel wieder zu durchstoßen. Nach schweren Schläppen im Wardarabschnitt von Demir Kapu bis Guegeli fluteten die Trümmer des Alliiertenheeres nebst den serbischen Ueberbleibseln über die griechische Grenze zurück, während die österreichische Armee Koebeß der Unterwerfung Serbiens die Montenegro groß anschloß. Nachdrücklich gegen den östlichen Teil des Königreichs demonstrierend, brach sie dem montenegrinischen Widerstande mit der Erstürmung des Cattaro überragenden Poncen das Rückgrat. Der unmittelbar darauf folgende Fall von Cetinje führte zur Kapitulation der gesamten montenegrinischen Armee und zur Einleitung von Friedensverhandlungen, die aber durch die Flucht Nikitas nach Italien und Frankreich aufgehalten wurden. In unaufhaltsamem Vormarsch drangen die Österreicher nunmehr auch in Albanien vor, vertrieben die Italiener aus Durazzo und schlossen Valona vollständig vom Hinterlande ab.

Der Vorstoß des im Mai 1915 in den Krieg eingetretenen Italiens auf das Ostufer der Adria war lediglich zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung geschehen, der schnelle Erfolge vorgegaukelt werden sollten. Militärisch war die Festsetzung in Durazzo und Valona, wenn sie auch unter dem Aushängeschild einer Hilfsexpedition für das zusammenbrechende Serbien ausgeführt wurde, ohne jede Bedeutung. Seine eigentliche

Aufgabe im Kriege hatte Italien an der Fionzofront zu erfüllen, wo es mit dem Durchbruch auf Wien den Alliierten eine nachdrückliche Hilfe gewähren sollte. Die politisch-sentimentalen Ziele des Königreiches erforderten es, neben der Verennung der Fionzolinie auch eine Offensive gegen Südtirol, der eigentlichen Italia irredenta, einzuleiten, während gleichzeitig an den übrigen Frontabschnitten, namentlich in den Dolomiten und gegen die Kärntner Grenze, nachdrücklich demonstriert wurde. Der italienische Krieg sollte also in ausgesprochenem Maße ein Eroberungskrieg werden.

Bei dem trassen Mißverhältnis der Kräfte, unter dem die Donaumonarchie, zur Zeit der römischen Kriegserklärung seit zehn Monaten in einem opferreichen Kampfe gegen die gewaltige russische Uebermacht stehend, zu leiden hatte, ist die ebenso tapfere wie geniale Verteidigung ihrer Südwestfront eines der stolzeften Kapitel des Krieges. Nach gewaltigen artilleristischen Vorbereitungen ließ der italienische Generalissimus, Graf Cadorna, gegen den Fionzo stürmen, um sich den Weg nach Triest wie den über Villach und Laibach nach Wien zu bahnen. Von Tolmein bis hinunter nach Monfalcone und zur Adria wurden die italienischen Armeekorps immer wieder gegen die österreichischen Linien vorgeworfen, ohne dem, was ihnen freiwillig überlassen worden war, auch nur einen Fußbreit hinzuzugewinnen zu können. Sie wurden bei Sagrado und Gradisca am 7. Juni, beim Goerzer Brückenkopf am 8. Juni, bei Plawa am 12. Juni, bei Tolmein am 14. Juni abgewiesen. Die erbitterten Kämpfe späterer Monate spielten immer wieder um diese Ortsnamen, die immer neue Hunderttausende italienischer Verluste bedeuteten. Die heftigen Aufstürme richteten sich gegen den Raum von Goerz und die flankierenden Positionen des Monte Sabotino im Norden, des Hoherdoplateaus im Süden der Stadt. Nachdem ein achtätiges Ringen um dieses Plateau den Italienern in der Woche vom 20. bis 27. Juli

mehr als hunderttausend Mann gekostet hatte, ohne daß sie dafür auch nur einen einzigen Kiesel erhandelt hätten, blieben spätere Vorstöße im August, September, Oktober zum gleichen Mißerfolg verurteilt.

Im Gebirgskrieg waren sie nicht glücklicher. Von der Eisitzer Klause und dem Predilpaß bis zum Quellgebiet der Piave, dem Sertan- und Ampezzotal scheiterten die Versuche, gegen die wichtigen österreichischen Eisenbahnen nach Tirol vorzustößen, vollständig. Ebenso vergeblich waren die Operationen in den Dolomiten, die auf die Erreichung des Etztales zwischen Bozen und Trient abzielten. In Südtirol war den Italienern ein schmaler Grenzstreifen überlassen worden, weil in einiger Entfernung günstigere Verteidigungsmöglichkeiten zu finden waren. Auch diese Linien, die Trient, Rovereto, Riva deckten, räumten die Italiener umsonst an, während sie an der Tiroler Westgrenze, von Judikarien bis zur Ortlergruppe hinauf, keine der österreichischen Straßensperren zu überwinden vermochten.

Mit dieser ungeheuren militärischen Unterbilanz traten die Alliierten in das Jahr 1916 ein. Es sollte, wie die Ententeeregierungen mit starkem Nachdruck versicherten, einen vollständigen Umschwung der Kriegslage bringen. Die Zentralmächte, durch achtzehn Monate übermenschlicher Anstrengungen erschöpft, sollten nunmehr endgültig von dem Gewicht der Zahl erdrückt werden. In zahlreichen Konferenzen verabredeten die Alliierten eine Einheitlichkeit ihrer Aktionen, die an die Stelle der bisherigen Sonderoffensiven zu treten hatte. Durch konzentrischen Angriff auf allen Fronten wollte man den Vorteil der inneren Linie, den die Zentralmächte besaßen und den sie dank ihrem ausgezeichneten strategischen Bahnsystem voll ausnützten, wett machen. Gleichzeitiger starker Druck im Westen und Osten, Südwesten und Süden mußte Kräfteverschiebungen von einem bedrohten Punkte zum anderen einfach ausschlie-

ßen. Um diesen Druck überwältigend gestalten zu können, schöpfte das Zarenreich aus seinem Menschenreservoir die letzten Reste, sodaß es nach Ankündigung des britischen Premiers zum Frühjahr eine durch Japan, England und Amerika ausgerüstete Armee von sechs Millionen Mann im Felde zu stehen hatte. England tat den bei seinen politischen Grundsätzen mehr als ungewöhnlichen Schritt zur Konstriktion, um die Lücken der freiwilligen Werbung aufzufüllen. Es rühmte sich, Streitkräfte von insgesamt fünf Millionen auf die Beine gebracht zu haben, die im Verein mit den Resten der furchtbar zusammen geschmolzenen französischen Armeen die deutsche Westfront vor eine geradezu hoffnungslose Überlegenheit stellen sollten, wie sie an der Ostfront von den Russen verkörpert wurde. Den Italienern blieb der starke Druck gegen die österreichische Südwestgrenze vorbehalten, und anglo-französische Streitkräfte sowie die nach Albanien entkommenen und von dort nach Korfu überführten serbischen Zehntausende sollten den siegreichen Vormarsch von Saloniki aus antreten.

Aber all diesem Wünschen und Wollen gegenüber brachte das Jahr 1916 für die Alliierten zunächst nicht minder schwere Schläge wie die vorausgegangenen Kriegsmomente. Von der Einheitlichkeit der Aktion tauchte nichts auf als eine lokale russische Offensive im Kaukasus, vor der die Türken Erzerum, später auch Trapezunt und Erzincjan aufgaben und bis an den Tigris zurückwichen, von wo aus sie aber um die Jahresmitte zur Wiedereroberung des verlorenen Geländes vorbrachen. In Mesopotamien dagegen fand der Anschlag auf Bagdad, nachdem die englischen Expeditionskorps eine Reihe schwerer Niederlagen erlitten hatten, mit der Kapitulation der Armee Townsend bei Kut el Amara ein wenig rühmliches Ende. Auf den europäischen Kriegsschauplätzen aber, die allein die Entscheidung bringen können, behielten die Zentralmächte die Initiative in der Hand und arbeiteten durch kraftvolle

Porstöße an der Schwächung und Aufzehrung der Reserven, aus denen die große Offensive der Alliierten gespeist werden sollte.

Unter Verschleierung ihrer wahren Absichten durch eine lebhafte Minen- und Kampfstätigkeit im Artois versammelte die deutsche Seeresleitung im Januar und Februar erhebliche infanteristische und artilleristische Kräfte an der Verduner Nordfront. Die Ausgleichung des von der Festung verursachten Frontfeiles war ein erstrebenswertes Ziel, war aber für den Entschluß des deutschen Generalstabes nicht bestimmend. Vielmehr rechnete er damit, daß die Franzosen, um den mit dem Fall Verduns verbundenen Rückschlag auf die öffentliche Meinung zu vermeiden, zu seiner Rettung die sorgfältig zurückgehaltenen letzten Reserven einsetzen würden. Die Ereignisse bewiesen, wie recht er mit dieser Spekulation hatte.

Am 21. Februar brachen die deutschen Truppen nach vorausgegangenem furchtbaren Artilleriekampf gegen die Linie Cousenvoie-Mannes vor, um im ersten Anlauf bis Ornez durchzubrechen. Die nächsten Tage trugen die deutschen Linien über Samogneur, Beaumont nach Champnewille und Loubenmont vor, und ein glänzender Sturmangriff der Brandenburger schlug mit der Eroberung des Forts Douaumont die erste Bresche in den Fortgürtel selbst. Von diesen rapiden Fortschritten bedroht, gaben die Franzosen auch ihre östlich Verduns in die Woebvre vorgeschobene Front auf und fielen bis zum Rande der Cote Lorraine zurück. Um mit diesen Erfolgen die Front auf dem westlichen Maasufer in Einklang zu bringen, wurde Anfang März der Angriff auch gegen den Forgesbach vorgebracht, Forges und Regneville, Malancourt und Bethincourt genommen. In unaufhörlichen Kämpfen schoben sich die deutschen Linien rittlings der Maas immer näher an die Festung heran und hatten schließlich im Westen die wichtigen Höhenstellungen vom Sügel 304 bei Esnes über den Mort

Somme nach Cumieres erreicht, während auf dem Ostufer auch die Forts Thiaumont und Baur fielen und die feldgrauen Sturmkolonnen bereits am Fuße der nur noch fünf Kilometer von der Stadt selbst entfernten Redoute Souville standen. In allen diesen Kämpfen erlitten die Franzosen schwere Verluste, die sich bei ihren zahlreichen, aber erfolglosen Gegenangriffen bis zur Unerträglichkeit steigerten.

Mer tapferen Abwehr und aller Opfer ungeachtet wäre der Fall Verduns schließlich nur noch eine Frage weniger Wochen gewesen, als endlich mit dem 1. Juli die große englische Offensive einsetzte, an der die Franzosen sich mit den aus dem Verduner Schmelztiegel gereiteten Resten ihrer Reserven beteiligten. Als Einbruchsstelle hatten die Alliierten sich diesmal das Gelände zwischen Somme und Encre ausgesucht, wo ihnen bei geglücktem Durchbruch die wichtigen Etappenorte Peronne und Bapaume zu fallen mußten, während bei weiterem Vordringen die Rückzugslinien der deutschen Front zwischen Somme und Duse bedroht werden konnten. Eine ungeheure Ansammlung von Kalibern aller Größe bis zur Nachahmung des deutschen 42 Centimeter Geschützes hinauf arbeitete der Infanterie erfolgreich genug vor, um ihr rittlings der Somme einen Geländegewinn von einigen Kilometern zu ermöglichen. Unter anerkennenswerter Tapferkeit und Opferwilligkeit haben die Alliierten riesige Anstrengungen gemacht, um diesen Gewinn zu vergrößern, die Einbruchsstelle zu verbreitern und zu vertiefen. Noch heute aber sind Peronne wie Bapaume ihnen unerreichbare Ziele und nach den ersten Juliwochen ist ihnen überhaupt kein Schritt vorwärts gelungen, der nicht durch energische deutsche Gegenstöße in einen rückwärtigen verwandelt worden wäre. Thiepval und Pozieres, Longueval und Hardecourt bilden nördlich, Viaches, Vellon und Sonecourt südlich der Somme die äußerste Grenze der englisch-französischen Fortschritte. Schon nach

den ersten drei Wochen des Kampfes bezifferte das deutsche Hauptquartier die Einbußen des Gegners auf 350,000 Mann, seitdem sind weitere 300,000 Mann an Toten und Verwundeten hinzuge treten. Bei diesem Kräfteverbrauch ist der Zeitpunkt voranzusehen, an dem die große Offensive der Alliierten an Erschöpfung zusammenbrechen wird.

Mit Eintritt günstiger Witterungsverhältnisse führten auch die Oesterreicher an ihrer italienischen Front einen wichtigen Schlag, um den Gegner zu schwächen und ihn an einer vollen Entfaltung seiner Kräfte während der einheitlichen Aktion zu hindern. Die österreichische Offensive ging vom südlichen Tirol aus, wo eine unter dem Befehl des Erzherzog-Thronfolgers stehende Armee von Sieg zu Sieg schritt. Die italienischen Stellungen zwischen dem Etsch- und dem Suganatal wurden aufgerollt, die italienischen Truppen unter starken blutigen Verlusten und Einbuße erheblicher Gefangenenzahlen über die Grenze geworfen und von einem Gipfel zum anderen getrieben. Im Bassarja, im Astico, im Ball Alsa und im Suganatal stießen die österreichischen Heersäulen nach Osten, überrannten die italienischen Sperrforts an der Grenze und brachten selbst die beiden ungemein starken Vergessenen Arsiero und Asiago in ihren Besitz. Ein weiteres Vordringen mußte ungeheure strategische Aspekte eröffnen. Nur noch wenige Kilometer standen die Oesterreicher von Schio und Triene entfernt, die den Abstieg in die venetianische Ebene deckten. An ihrer Widerstandsfähigkeit mußte bei der unwiderstehlichen Angriffskraft der österreichisch-ungarischen Truppen gezweifelt werden, und die Gefahr, Vizenza und Padua überrannt zu sehen, womit der ganzen italienischen Front am Monzo und der kärntner Grenze der Rückzug abgeschnitten gewesen wäre, stand in greifbarer Nähe.

Unter dem Druck dieser Notwendigkeit machten die Alliierten von der Einheit der Aktion abermals einen Abstrich. Schon als die Lage um Verdun für die

Franzosen äußerst kritisch wurde, hatten die Russen sich an ihrer Rettung versucht: indem sie mit starken Kräften gegen den denburgs Front von Miga bis Wilna vorstießen. Diese Versuche scheiterten in der zweiten Märzhälfte bei Postawo, am Wischniew- und Marotschsee und kosteten den Russen binnen weniger Tage gegen 200,000 Mann, ohne die Lage irgendwie beeinflussen zu können. Ihrem Entlastungsversuch zu Italiens Gunsten war aber mehr Erfolg beschieden, weil die Vorbereitungen zu einer Offensive großen Stils mittlerweile nahezu beendet waren.

Anfang Juni setzte die russische Angriffstätigkeit auf der ganzen Front zwischen den Pripietümpfen und der Bukowina ein. Ungeheure Massen warfen sich gegen die österreichischen Linien, die sich an manchen Abschnitten einer Ueberlegenheit von 10:1 gegenübersehen und diesem furchtbaren Druck nicht standzuhalten vermochten, zumal das wohnnische Sumpfgelände keine haltbaren Deckungen gegen Artilleriefener bot. Der Raum zwischen Rowno und Luzk ging verloren, und nur durch den opferreichen, aber einzig richtigen Entschluß der Führung, die Front weit genug zurückzunehmen, um vom Feinde vollständig loszukommen, verhinderte einen russischen Durchbruch und damit eine strategische Auswirkung der taktischen russischen Erfolge. Bis nahe an Rowel und Wladimir Wolhynski führte diese Rückwärtsbewegung, um dort von eintreffenden deutschen Verstärkungen aufgenommen und in einen Gegenstoß verwandelt zu werden, der den Russen das Gelände zwischen Luzk und Rowel Schritt für Schritt wieder entriß. In ungemein zähen und blutigen Kämpfen suchten die Russen ihre Absicht, sich dieses wichtigen Eisenbahnknotenpunktes zu bemächtigen, zu erzwingen, sahen sich aber von dem seine schwachen Kräfte widerstandsfähig handhabenden Einheiten stets zurückgedrückt. Unter erneuter Aufopferung ihrer bereits einmal, bei Wilna, verbluteten Garden konnten sie schließlich die deutsch-österreichische Front

dem Styr bis zum Stochod zurückdrückten, ohne jedoch die damit gezogene äußerste Linie ihres Vordringens durchbrechen zu können.

Die wohnniische Rückwärtsbewegung hatte nach Süden weiter gewirkt und auch die Aufgabe Dubnos, sowie die Preisgabe des Geländes zwischen der Zna und dem oberen Styr zur Folge gehabt, während in Ostgalizien die die Streppasfront haltende Armee Bostmer unerschütterlich allen Angriffen standhielt. Unmittelbar am Dniestr dagegen und bis zum Pruth hinüber fielen den Russen ebenfalls Erfolge zu, die sich in beträchtlichen territorialen Gewinnen ausdrückten. Nachdem sie unter Verletzung der rumänischen Neutralität der die bessarabische Grenze bewachenden Armee Pflanzers-Balkin in den Rücken gekommen waren, war die Räumung von Czernowiz, der sich die der gesamten Bufowina angeschlossen, unvermeidlich, und erst am Karpathenwall fanden die russischen Schwärme wieder ein dauerhaftes Hindernis. Nach Westen zu vermochten sie allerdings die Linie Delatyn-Radworna-Stanislau-Mariampol zu erreichen, und da sie damit die Streppasfront um 60 Kilometer überschlugen hatten, machte sich eine Zurücknahme auch dieser Linien bis zur Flota Lipa erforderlich.

Damit ist das russische Vordringen zum endgültigen Stillstand gekommen. Die Verluste der Zarenheere waren wiederum, wie bei den Kämpfen des Winters 1914—15 in Polen, Galizien und den Karpathen, so ungeheuer, daß die russische Offensivkraft als gebrochen betrachtet werden darf, ohne daß an neuen Reserven mehr zur Verfügung steht als der alljährlich zuwachsende Rekrutenjahrgang. Die Alliierten können die volle Bilanz der großen Anstrengung ziehen, die sie auf der Höhe ihrer Kräfte unternommen haben. Im Westen sind ihnen einige Kilometer zugefallen, die ihnen keinen Nutzen, den Deutschen keinen Schaden bedeuten und die mit Hunderttausenden von Mannschaften bezahlt worden sind. Im Osten haben die Rus-

sen rund 25,000 Quadratkilometer eigenen und österreichischen Bodens zurück erobert, aber die strategischen Punkte Kowel, Lemberg, Struj nicht zu erreichen vermocht. Im Südwesten endlich haben die Italiener, von der Entlastung durch die russische Offensive profitierend, unter Nichtachtung der blutigen Opfer Görz an sich zu reißen vermocht, stehen aber zwei Kilometer östlich der Stadt vor einer Linie von genau der gleichen Festigkeit, die sie vierzehn Monate hindurch am Ssonzo vor sich hatten.

Unter dem Druck der Westmächte hat zwar Italien sich noch die Färce einer Kriegserklärung an Deutschland geleistet, aber militärische Nachwirkungen können daraus natürlich nicht entstehen, nachdem bisher schon die gesamte italienische Kraft gegen Oesterreich-Ungarn gefesselt war. Augenscheinlich war diese Kriegserklärung Rumäniens Vorbedingung für seinen endgültigen Anschluß an die Alliierten, der unter krasser Nichtachtung erst kurz zuvor mit den Zentralmächten geschlossener Verträge Ende August erfolgte. Da man von Berlin bis Konstantinopel die Donaufürstentümer längst als unsichere Kantonten betrachtete, konnte ihr Eingreifen in den Krieg keine Überraschung bedeuten und es stieß daher von Siebenbürgen bis zum Schwarzen Meer auf die vollste Bereitschaft. Um sich mit um so größerem Nachdruck gegen den neuen Feind wenden zu können, hatten die Bulgaren schon Mitte August das vor Saloniki stehende Alliiertenheer auf beiden Flügeln angegriffen und um mehr als dreißig Meilen zurückgedrängt, sodaß durch die Verkürzung der Front gegen Saloniki entsprechende bulgarische Kräfte frei wurden. In dem Augenblick, wo dieses Buch abschließt, ist die Frage, ob die Zentralmächte und ihre Verbündeten sich defensiv gegen Rumänien verhalten oder offensiv gegen es vorgehen werden, noch nicht entschieden. Im ersteren Falle bieten die transylvanischen Alpen und die Donau treffliche Geländevorteile, bei deren Ausnutzung die neue Front mit

verhältnismäßig geringen Kräften gehalten werden könnte. Aber es ist auch sehr wohl möglich, daß ein starker Offensivstoß aus Siebenbürgen nach der unteren Donau, dem ein solcher aus der Dobrudscha nebenhergeht, den neuen Feind abwürgt, ehe er überhaupt gefährlich zu werden vermag. Auf keinen Fall werden die von Rumänien aufzubringenden zehn Armeekorps die Lage zu beeinflussen vermögen, auch wenn sich ihnen von Bessarabien aus russische Verstärkungen anschließen.

Es fragt sich, ob die Alliierten nach diesem Fehlschlag der großen Kraftprobe nunmehr mürbe genug sein werden, um, wie die deutschen Bedingungen fordern, auf Grund der militärischen Lage über den Frieden zu verhandeln. Jeder neue Versuch, diese Lage zu deutschen Ungunsten zu verschieben, hat um so weniger Aussicht auf besseres Gelingen, als er von einem Male zum anderen mit schwächeren und stärker abgenutzten Kräften geführt werden muß. Nach zwei Jahren des Krieges, in denen die Mannschaftsreserven Englands wie Rußlands, die letzte Zuversicht der Entente, bis auf den letzten Mann angespannt worden sind, befinden sich Nordfrankreich und Belgien, Serbien, Montenegro und Albanien, Polen, Kurland und Litthauen sowie ein Teil Wolhyniens unverändert im Besitze der Zentralmächte und ihrer Verbündeten. Neben den militärischen Anläufen sind auch alle sonstigen Versuche, dieses Kriegsergebnis zu revidieren, erfolglos geblieben. Die Hungerblockade muß als vollständig gescheitert gelten, nachdem soeben eine neue Ernte die Scheuern Zentraleuropas bis zum Dache gefüllt hat. Die Erdrosselung der deutschen Exportindustrie und des deutschen Ueberseehandels hat die Widerstandskraft Deutschlands nicht zu schwächen vermocht, während die Eröffnung einer Handelsstaubboot-Route zwischen deutschen und amerikanischen Häfen die Möglichkeit eines Mangels an gewissen Rohstoffen für die Kriegsindustrie ausschaltet. Zu alledem

hat England, die Seele der für die Verlängerung des Krieges verantwortlichen Elemente, in den deutschen Ueberseebooten eine furchtbare Waffe gegen seine Handels- wie gegen die Kriegsslotte kennen gelernt. Der Verlust der Entente an Handelsstonnage nähert sich bereits den drei Millionen, der an Kriegstonnage der Zahl 800,000, wovon auf England allein 600,000 entfallen. Nachdem das Inselreich schon durch Torpedierungen in seinen eigenen und türkischen Gewässern, bei dem fehlgeschlagenen Versuch, die Dardanellen zu forcieren, und in der Seeschlacht mit dem Geschwader des Grafen Spee an der chilenischen Küste die empfindlichsten Einbußen erlitten hatte, hat es auch in offener Seeschlacht den Kürzeren gezogen. Das Treffen zwischen den deutschen und englischen Flottenstreitkräften an der jünischen Küste, wobei die Engländer trotz mehrfacher Ueberlegenheit mit einem Verlust von rund 200,000 Tonnen in die Flucht geschlagen wurden, während die Deutschen mit einer Einbuße von höchstens 60,000 Tonnen die Kampfstärke behaupteten, hat den englischen Seeruhm vernichtet. Das Auftauchen deutscher Kriegsschiffe an den englischen Küsten, das Bombardement britischer Gebiete durch Zeppeline und Aeroplane machen dem englischen Volke die Wahrheit handgreiflich, daß seine Inseln nicht mehr erreichbar für den Feind sind. Die ungeheuerlich anschwellenden Verlustziffern von den französischen Schlachtfeldern hämmern ihm gleichzeitig die schmerzliche Erkenntnis ein, daß es seine Kriege heute mit Strömen eigenen Blutes bezahlen muß. Diese harten Lehren werden Großbritannien das Eingeständnis der Niederlage erpressen, gegen das es sich so lange gesträubt hat, und werden es in kurzer Zeit gerade so mürbe für die Einleitung von Friedensverhandlungen machen, wie seine unter noch schwereren Opfern, Lasten und Niederlagen stehenden Verbündeten es längst schon sind.

Chicago

Von Rudolf v. Gottschall.

Das Sternenbanner hoch — die Königin der See'n
Läßt dieses Banner jetzt von ihren Zinnen weh'n;
Doch ist's nicht bloß die Siegesfahne
Der Washington — es ist der Menschheit Sternenfranz;
Von einem Kontinent zum andern strahlt sein Glanz
Und über beide Ozeane.

Wo jetzt der Arbeit Fleiß aus hundert Essen dampft,
Sah einst der Büffel Schwarm durch die Prairien gestampft;
Wo jetzt die stolzen Bauten ragen,
Da stand der Wigwam einst, vom Riesenwald erdrückt,
Das Heim des roten Manns, mit Skalpen ausgeschmückt
Der Feinde, die sein Weil erschlagen.

Die Flut des Michigan, die sich am Strande bricht,
Sah diese Stadt erstehn, so wie ein Traumgesicht,
Wo endlos die Gestalten wachsen.
Einst glitt der Eichenstamm als Rahn durch seine Flut;
Jetzt rauscht der Dampfer stolz; es treibt die inn're Flut
Durch Schaumeswellen Rad und Achsen.

O manch' Jahrtausend hier im Unermeßnen schwand!
Die Woge peitschte stets denselben öden Strand,
Der Sturm des Urwalds Wipfelkronen.
Ein halb Jahrhundert nur, das der Sekunde gleich
Im Leben der Natur und in der Wildnis Reich,
Schuf eine Stadt für Millionen.

Einst den Kolumbus trieb westwärts der Sehnsucht Drang,
Ein ahnend Traumgesicht, daß Sonnenuntergang
Der Menschheit Sonnenaufgang werde!
Das war kein Seegepenst, das rasch im Nebel schwand,
Nein, allen Völkern reicht Atlantis jetzt die Hand
Und ihrem Rufe lauscht die Erde.

Einst auf vertweg'ner Fahrt ging's nach dem goldnen Vließ,
Dem Eldorado zu, dem Erdenparadies,
Wo goldbedachte Zinnen ragen,
Wo unermeßner Schatz die kühnsten Wünsche stillt.
Wo aus dem Wunderborn die ew'ge Jugend quillt
Mit wonnevollen, trunk'nen Tagen.

Verweht ist dieser Traum; dem schöpferischen Fleiß
Winft in Chicago jezt ein neuer goldner Preis,
Nach dem die kühnen Schiffer steuern.
Jezt singt ein Riesenwerk der Eintracht Hohes Lied;
Nie soll sich Babels Fluch, der einst die Völker schied,
Dem künftigen Geschlecht erneuern.

Seht, Bau an Bau! Hier winft der Blumen Märchenpracht,
Dort, was die Erde birgt im aufgeschloßnen Schacht
Und was des Meeres Tiefen spenden.
Der Blitz, den einst Franklin dem Himmel kühn entriß,
Jezt erdgeboren zuckt er durch die Finsternis
Und schreibt weithin mit Geisterhänden.

Und hier, Zyklopenwerk! Das trotzige Metall
Ward für des Menschen Wink ein dienender Vasall,
Geschmeidig und geformt im Feuer,
Gestaltet hundertfach: noch schlummert seine Kraft;
Es harren auf den Dampf, der ihnen Schwingen schafft,
Die mächt'gen Eisenungeheuer.

Der Künste Heimat ist ein edler Tempelbau;
In Leinwand, Erz und Stein steht das Gebild zur Schau,
Das schöpferisch der Geist gestaltet.
Nicht flüchtigem Gebrauch, vergänglichem Genuß,
Nein, für ein ew'ges Schau'n erschafft der Genius
Das Meisterwerk, das nie veraltet.

Und hier — ein Heiligtum, dem Werk der Frau'n geweiht!
Da eine milde Hand legt die Barmherzigkeit
Aufs Haupt der Kinder und der Kranken.
Hier herrscht der Frauen Fleiß, unendliche Geduld;
Hier herrscht der Frauen Geist, den künft'ger Zeiten Guld
Befreit von ungerechten Schranken.

Du aber, deutsches Volk, sollst Jahnenträger sein!
Du webtest manchen Stern ins Sternenbanner ein,
Du schufst ein neues Heim im Westen!
Die alte Heimath grüßt aus stillem Tannengrund,
Und beide schließen neu den deutschen Brüderbund
Sier in Chicagos Prachtpalästen.

Rahel Wernhagen.

Von Fran Edward Leicht.

Das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ist arm an Frauen, die sich vom Hintergrunde ihrer Zeit im Relief abheben.

Das Weib bedeutet weniger als früher, gerade jetzt, wo es mehr als früher verlangt.

Wir haben natürlich eine Reihe von Künstlerinnen, Malerinnen, Schriftstellerinnen. Doch wie viele wirkliche Genies, wie viele Individualitäten?

Die eigentliche Bedeutung und Wirkung der Frau hat zu allen Zeiten mehr darin gelegen, was sie ist, als was sie leistet, und gerade an ersterem scheint es den Frauen der Gegenwart in ungewöhnlichem Maße zu fehlen. Sie leisten ja eine ganze Menge, sie studieren und schreiben Bücher in nie gehörter Anzahl, sie sind Vorsteherinnen von allem Möglichen, und sammeln Geld für alles Mögliche; sie erwerben Dokorturhüte, halten Agitationsvorträge und gründen Vereine; sie sind mehr in der Oeffentlichkeit dabei als je zuvor.

Und doch haben sie weniger als je zuvor in der Oeffentlichkeit zu bedeuten. Wo sind jene Frauen, deren Salons Sammelpunkte der feurigsten Geister und bedeutungsvollsten Männer ihrer Zeit waren? Sie sind nicht da.

Wo sind jene Frauen, deren feine Klugheit an den hohen und höchsten Anlässen mitwirkend teilnahmen? Sie sind eine Mythe.

Wo sind jene, deren anerkannter Einfluß mächtiger war als Ministerrat? Und diejenigen, deren Liebe sich in den Schöpfungen der größten Dichter unsterbliche Denkmale setzten? Sie sind gewesen.

Je mehr die Frau jetzt als Masse und Majorität wirkt, desto weniger wirkt sie als einzelne.

Je mehr sie den Geist dieses neuen Jahrhunderts feminisiert, desto weniger triumphiert sie als Geschlecht.

Ihre Wirkung auf die größten Dichter der achtziger und neunziger Jahre kennen wir, — sie offenbart sich in den Dichtungen in einem intensiven Saß.

Sie hat den Mann dazu begeistert, das hohe Lied des Abscheus vor dem Weibe zu schreiben. Tolstoi in der Kreutzer-Sonate, Strindberg in einer ganzen Reihe von Dramen. Er wird zum erbitterten Weiberhasser, als er durch seine drei Frauen enttäuscht wird. Wie seine zweite Gattin, die im vorigen Jahre in Chicago weilte, einem Berichterstatter mittheilte, saß ihm die Frauenverehrung tief im Blut, und von jeder einzelnen erwartete er Erlösung. Als jedesmal die Enttäuschung folgte, weil er das positive Ideal nicht fand, malt er mit furchtbaren und giftigen Farben das Negativ.

Und weiter, — Gushmans in seinem „En Menage“, und gar Nietzsche!

Und bei so vielen kleineren Sternen, ich mag sie gar nicht erst aufzählen, begegnet man dem Mißtrauen gegen die Liebe.

Der Grund ist wohl: Die Frau in der Gegenwart handelt verstandesmäßiger, und sie liebt auch jetzt verstandesmäßiger als früher. Daraus folgt eine Verringerung der aus ihr strömenden Wärme, und natürlich auch wieder als Rückwirkung eine Abkühlung des Mannes gegen die Frau.

Unsere Zeit hat noch keine Frau geschaffen, welche wie die „Rahel Wernhagen“ alles in sich vereinte, was für jene Zeit charakteristisch war.

Der Salon, das war einmal, leider, die Sache der Frauen. Heute hätten so begabte Frauen, wie die Rahel, Gott weiß, was zu studieren.

Auch die große Dame in früherer Zeit hat ihre gesellschaftliche Rolle gelegentlich zu einer ernsthaften, sachlichen Führerschaft erweitert.

„Frau von Maintenon“ gründete die Erziehungsanstalt von de la Region

d'honneur, und es ist bekannt, daß die Marquise von Pompadour die Initiative gab zur Porzellanmanufaktur von Sevres.

Heute möchte ich mich mit einer Frau befassen, die gewiß eine der bedeutendsten ist, die je gelebt, — die Rahel.

Trotzdem das Wirken dieser eminenten Frau bereits hinter uns liegt, so sind ihre weitschauenden Ideen, ihre Lebensphilosophie, doch so durch und durch modern, als ob sie heute geschrieben wären.

Man sieht hieraus wieder, daß das wahrhaft Bedeutende niemals einroftet, sondern stets frisch und packend bleibt.

Göthtes „Faust“ bleibt ewig jung, genau wie Dantes „Göttliche Komödie.“

Ich habe beim Lesen der Rahel'schen Briefe immer nur das Bedauern gehabt, daß diese seltene Frau ihren Gedankenreichtum nicht in Buchform zusammengefaßt hat, aber auch so bin ich als Frau glücklich, daß einmal eine Rahel gelebt hat.

Es spricht außerordentlich für die bedeutende Schwedin Ellen Key, daß sie durch eine sehr liebevoll geschriebene Biographie der Rahel uns das Studium derselben erleichtert hat.

Von Ellen Key, die Stütze der modernen Frauenbewegung, über deren Bedeutung ich wohl kein Wort der Erklärung zu verlieren habe, seien blos die folgenden biographischen Skizzen erwähnt:

Es gibt Menschen, die ihren Idealismus auf der Zunge tragen. Es gibt solche, denen er im Auge zu leuchten scheint, und es gibt wieder andere, deren Herz er erfüllt.

Selten findet man, daß das Handeln solcher Menschen mit ihren Idealen übereinstimmt — eine Erscheinung, die uns zur Quelle der schmerzlichsten Enttäuschung wird.

Zu den aller seltensten Erscheinungen aber gehört wohl ein Mensch, dessen Denken, Fühlen und Handeln eins sind, und dessen innere Harmonie sich auch in seinem Aeußeren spiegelt. Ein Blick auf das durchaus nicht klassisch schön zu nen-

nende Antlitz der Rahel läßt uns ein solches Wesen erkennen.

Diese Klarheit, die Ruhe, diese vergeistigte Schönheit, sie können nur einem ganzen Menschen gehören, der ideale Träume zu weben und sie in ideale Wirklichkeit umzusetzen verstand. Ein Wesen, dessen Liebe zur Menschheit ebenso unbegrenzt, wie sein Vertrauen in dieselbe unbefieglbar war. Und ein solcher Mensch war die Rahel. Ihr Leben war Liebe, nicht die engherzige, selbstische Liebe, die nur Bande des Blutes anerkennt, sondern die große, die selbstlose Liebe, deren Wünschen und Sehnen nichts erstrebt als das Glück Aller.

Eine Hohepriesterin des reinen Menschengeschlechts nannte sie Heinrich Heine, und eine Hohepriesterin des reinen Menschengeschlechts war sie.

Von einem solchen Menschen kann man erwarten, daß er über die üblichen Ideen von männlicher und weiblicher Sphäre, von Männerrechten und Frauenpflichten erhaben ist.

Von einem Menschen, der, wie die Rahel, jede Unterdrückung, jede Unfreiheit haßte mit dem glühenden Haß jener, denen die Gerechtigkeit über alles geht, konnte man erwarten, daß er auch über die Frauen und ihre Stellung in der Gesellschaft anders denkt als die große Masse, besonders der männlichen, die das Lob der Frauen in guten oder auch schlechten Versen bringen.

Ellen Key hat in ihrer Studie über die Rahel (welche auch ins Englische übersetzt wurde) die doppelte Aufgabe durchgeführt, — zu schildern die historische Jüdin — diese Nietzsche-Vorkämpferin, welcher Göthe und Thomas Carlyle huldigten — und ihr eigenes Ideal der Frau der Zukunft.

Georg Brandes, der Nestor unter allen Kritikern, der berühmte Däne, sagt von der Rahel, daß sie die erste große moderne Frau im deutschen Kulturleben ist.

Heine erklärt sie für die bedeutendste Frau der Zeit: „Ich gehöre ihr mit Leib und Seele,“ erklärt er in einem Brief.

„Und doch würden die meisten Gebildeten,“ sagt Havelock Ellis, „in Verlegenheit sein, wenn sie um nähere Information über die Rachel gefragt würden.“ „Es liegt noch etwas Mysteriöses in ihr,“ schreibt er in seiner Einleitung zu Ellen Key's „Labor of Love,“ welches die Hand desjenigen erwartet, der das Genie und die tiefe Sympathie es zu tun besitzt.“

Aus diesem Grunde ist auch das Buch von Ellen Key von besonderem Werte und Interesse.

Eine Frau, welche selbst eine Hauptvertreterin von wichtigen Zeitbewegungen ist, schildert hier in klaren, geistvollen Zügen die Frau, welche nahezu hundert Jahre vorher der erleuchtende Pionier derselben gewesen war.

Rachel Barnhagen stellte sich niemals die Aufgabe, ein größeres literarisches Werk zu vollbringen. Ihre Briefe und Aphorismen, welche später von ihrem Gatten Barnhagen von Ense herausgegeben wurden, waren einfach die spontanen Ergüsse eines Lebens voll philosophischer Gedanken.

Carlyle fand ihre Briefe die schwierigste Lektüre, welche er je vor sich hatte, und trotzdem stellte er die Rachel über Madame von Staël, speziell in der Sdeenfülle.

Er kritisierte ihre Subjektivität, ihre persönliche Auffassung der Dinge. Aber gerade diese Eigenschaft ist es, welche sie mehr als alles andere zu unserer Zeitgenossin macht.

Rachel wuchs auf unter der despotischen Zucht eines rauen, heftigen und vergewaltigungsüchtigen Vaters, des Bankiers Lewin Markus, zu einer Zeit, als väterliche Autorität noch ein feststehendes Dogma in jüdischen und christlichen Häusern war.

Als zartes Mädchen mußte sie oft für ihre Freiheit kämpfen, oft unter der Drohung körperlicher Züchtigung.

„Eine gequältere Jugend läßt sich kaum ausdenken, als ich sie gehabt habe,“ schreibt sie, „oft war ich dem Wahnsinn nahe.“ Doch schwächte dieses Leben nicht

ihren Charakter, aber ihre Fähigkeit zu handeln. Sie verlor, was nach ihrer Philosophie am wertvollsten ist, den Mut glücklich zu sein.

„Die Rachel,“ schreibt Ellen Key, „hatte zweifellos Goethe sehr zu danken, daß sie sich mit dem Leben ausöhnte und sich zu der reinen Lebenslust durchrang, welche die edelste Frucht des Leidens ist. Sie, welche in ihrer Jugend es für ihr Schicksal hielt, sich an ihrer jüdischen Nationalität zu verbluten, sie, die nach Goethes Urteil, stärkeres Gefühl besaß, als er je bei einem anderen beobachtet hatte, gepaart mit einer wunderbaren Selbstbeherrschung, wie esend, wie unglücklich würde sich ihr Geschick gestaltet haben, wenn sie nicht den befreienden Geist der Goethe'schen Ideenwelt hätte atmen können.“ Es ist Ellen Key's Ansicht, daß von allen den bedeutenden Zeitgenossen Goethes, niemand tiefer in das Verständnis seiner Werke eingedrungen ist, als dieses tragische Mädchen in ihrer ärmlichen Dachstube.

In dem Grade, in dem ein Mensch Goethe liebte, war er Rachel's Freund, und wenn ein ihr sympathischer Mensch es nicht schon tat, hatte sie keinen lebhafteren Wunsch, als daß dieser Mensch Goethe kennen und bewundern lernen sollte.

Wenn z. B. ein Goethebewunderer Rachel's Bekanntschaft zu machen wünscht, läßt sie ihm sagen, er möge wie zu einer alten Bekannten kommen.

„Denn Goethe,“ schreibt Rachel, „war der Vereinigungspunkt für alles, was Mensch heißen kann und will.“

Als Prinz Louis Ferdinand Goethe in Weimar getroffen, schrieb er an Rachel, er wüßte, daß er nun für sie „unter Verdern drei tausend Thaler mehr wert war.“ Und Rachel ihrerseits freute sich darüber, daß der menschlichste Prinz seiner Zeit den größten Dichter schätzen gelernt. Ueberhaupt empfiehlt Rachel jedem bildbaren jungen Menschen, Goethe als den größten Erzieher des Jahrhunderts in echter Bildung.

Rachel hatte zwei unglückliche Lieben und heiratete schließlich Barnhagen von

Ense, einen jungen Diplomaten von sympathischer feiner Art, welchen, trotzdem er vierzehn Jahre jünger war als sie, sie im Tiefinnersten glücklich zu machen verstand, obgleich sie nicht in ihn verliebt war, wie in ihren ersten Verlobten, den Grafen von Zinckenstein.

Sie schreibt in einem Briefe: „Nicht unsere erste, sondern unsere letzte Liebe ist die wahre, — die nämlich, welche alle Kräfte dazu nimmt.“

Ellen Key meint, daß Rahels drei Liebesgeschichten typisch für die drei Grundformen der weiblichen Erotik sind.

Liebe zur eigenen Liebe, Liebe zum Mann und Liebe zur Liebe des Mannes.

Mit tausend feinen Schattierungen können sie ineinander übergehen, aber in der Liebe jeder Frau ist doch eine dieser Formen die vorherrschende.

Die Liebe der Männer kennt nur zwei Grundformen: Die Mehrzahl liebt in der Liebe sich selbst; nur eine Minderzahl liebt die Persönlichkeit der Frau.

Rahels bescheidene kleine Wohnung in Berlin wurde ein berühmter Salon.

Wie in der Blütezeit athenischer Geschichte, die Gestalt Aspasia — welche selbst nicht schöpferisch war — einem Sokrates die Anregerin zur Weisheit, einem Perikles zur Beredsamkeit, einem Sophokles zur Poesie, und einem Phydias zur Schönheit der Sinne wurde, so übte die Rahel in dem Berlin eines Schleiermachers, Humboldts, Fichte, Hegel, einen ähnlich belebenden Einfluß aus.

Und was spricht mehr für die geistige Größe dieser seltenen Frau, als der Umstand, daß in ihrem Hause, dem Hause einer Jüdin, sich diese ersten führenden Geister ihrer Zeit zusammenfanden und glücklich waren, sich ihre Freunde nennen zu dürfen.

Auch der vorhin erwähnte Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der im ritterlichen Kampfe gegen Napoleon 1806 den Heldentod fand, war einer der ihrigen.

Ellen Key hat in sehr fesselnder Weise diesen eigentümlichen Einfluß, welchen

das gebildete Judentum nur durch seinen Geist in einer Zeit ausübte, wo die Juden doch politisch nicht die geringsten Rechte hatten, geschildert.

Das Verständnis und das Interesse an Rahel Barnhagen wächst immer mehr, — auch mit Recht, denn Ideen, die wir als die ultra-modernsten heute mißdisputieren, sind vor hundert Jahren schon von der Rahel aufgestellt worden.

Ihre Anschauungen über Ehe, Religion und Familienleben sind so radikal und freigeistig, daß wir sie beinahe wörtlich den modernen Vorkämpferinnen für Frauenrechte zuschreiben könnten.

Sie erzählte bereits, daß Heine sie für die größte Frau ihrer Zeit erklärt hatte, aber vergaß zu erwähnen, daß er ihr sein wunderbar schönes „Lyrisches Intermezzo“ gewidmet hat, die Perlen seiner Lyrik.

Wir wissen, daß Goethe sie für die Frau mit dem wärmsten oder stärksten Gefühl erklärte. Wilhelm v. Humboldt, der sie in ihrer Jugend „erstaunend geachtet und wichtig,“ ja, die unterhaltendste Person in Berlin fand, sagt — nach dem Erscheinen ihrer Briefe — „daß er von diesem Buche wie von keinem anderen versichern könne, daß kein toter Buchstabe darin sei.“ Und er bezeugt, daß er Rahel nie getroffen, ohne daß sie ihm Anregung zu ernstem Nachdenken oder zu einem lebendigen Gefühl gegeben.

Schleiermacher nennt sie eine Seelen-ergründerin.

Ranke hat in ihren Äußerungen Gedankenstoff für das ganze Leben gefunden. Viele berühmte Namen noch könnte ich hier zitieren. Alle sind einig darüber, daß sie eine seltene Gedanken- und Gefühlstiefe besaß.

Ja, nicht nur ihr eigentümlicher und tiefer Geist wirkt so belebend auf uns, sondern auch ihr Seelenleben bietet ein merkwürdiges und interessantes Problem dar.

Wie alle wahrhaft ausgezeichneten Persönlichkeiten war sie ihrer Zeit weit

heraus. Nichts nahm sie aus zweiter Hand als feststehend an, ohne es selbst geprüft und ergründet zu haben. Die vorherrschenden Vorurteile existierten für sie nicht. Ihr galt nur das Echte, nicht der Schein. Mit geradezu genialer Sicherheit unterschied sie die wahre Sitte von der heuchlerischen gesellschaftlichen Form.

Durch die Macht ihrer eigenartigen Persönlichkeit und ihres Geistes errang sie sich eine soziale Stellung, wie sie nur in Frankreich der schönen Klugen und kochten Recamier und der dämonischen Madame de Staël zuteil wurden. Rahels Gespräche waren von anderer Art als die der französischen Damen. Mit Madame de Staël kam Rahel in persönliche Berührung.

Rahel betonte stark, daß der Verkehr mit klugen Menschen das höchste Bildungsmittel des Menschen ist; eines, das sogar die Bücher übertrifft. „Menschen gehören zusammen,“ sagte sie, „um ihre Vernunft betätigen zu können, um zu lieben, um Gerechtigkeit zu üben.“

Ellen Key versucht den Eindruck, den Rahels Persönlichkeit auf sie macht, durch Bilder darzutun. Sie erklärt, daß Rahel für sie dieselbe tiefviolette, beinahe schwarze Farbe hat, wie Eleanore Duse. Daß der Duft, der ihrem Wesen am nächsten kommt, der der gelben Tazette ist, während die Musik, die sie am vollsten ausdrückt, Beethovens „Passionata“ ist.

1771 wurde sie geboren und 25 Jahre war sie alt, als sie ihren ersten Verlobten, den Grafen Karl Finkenstein, kennen lernte. Stolz trennte sie sich von ihm, aber im Tiefinnersten gebrochen, als die Vorurteile seiner Familie, verbunden mit dem Schwanken seiner Gefühle eine Trennung möglich machten. Er war ein gütiger, aber wohl schwacher Mensch, und die Gefühlsstärke, die Rahel ihm zuschrieb, besaß er nicht. Wie in Göthes „Tasso“, sind es die Guten, die sich gegenseitig so unglücklich machen. Sie hatte ihm verziehen, obgleich sie viele Jahre wie vernichtet war. Es war eine

unerschöpfliche Quelle der Güte in Rahels Herzen. — Barnhagen sagt, daß jeder Mann von der Welt gerade in dem Maße leidet, als er edel, fein und gütig ist; daß darum also Rahel natürlich im höchsten Grade leiden mußte.

Durchaus verschieden von dem blonden germanischen Grafen Finkenstein war der spanische leidenschaftliche Don d'Urquijo, die zweite Jugendliebe der Rahel. D'Urquijo besaß alle Gaben, um zu gefallen. Die ganze Grazie und Schönheit der romanischen Rasse waren in seiner Erscheinung verkörpert. Und es wären wohl beide auch glücklich miteinander geworden, wenn nicht der leidenschaftliche Spanier an einer geradezu krankhaften Eifersucht gelitten hätte. Es fehlte d'Urquijo das volle Verständnis für die Geistesgröße einer Rahel, in der er wohl mehr die anziehende als die bedeutende Frau gesehen hatte. Ihre Neigung begriff er; nicht aber ihre Liebe. Er beurteilte sie, als wäre sie eine Spanierin, und das gegenseitige Verhältnis krankte von vornherein an dem unüberwindlichen Gegensatz zwischen Göthe'scher Kultur und südländischer Sinnlichkeit.

Nicht daß die Rahel nicht auch durch und durch weiblich und auch feurig lieben konnte. Ihre Liebe versetzte den Gegenstand ihrer Liebe auf olympische Höhen, auf die er nicht gehörte. Rahel wurde durch diese Liebe tiefunglücklich, aber geistig geläutert. Ich glaube, daß gerade ein Geist wie sie erst durch derartige Prüfungen gehen mußte, um zu seinem wahren „Ich“ zu gelangen.

Wer erschüttert und liebevoll an den Schmerzen teilgenommen, die Rahels Jugendleben verdüstern, der wird mit Befriedigung auf ihr Verhältnis zu Barnhagen blicken, bei dem sie zum ersten Male ein volles, tiefes Verständnis ihres Herzens und Charakters fand.

Rahels Bund mit Barnhagen wurde ein Vorbild für jene glücklichen Verhältnisse, in denen so manche moderne Frau in schon vorgerücktem Alter die erotische Fülle ihres Wesens erlebt.

Bis zu ihrem Tode füllte sich ihr Salon mit allem, was Berlin an Hervorragendsten in der literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Welt besaß. Im Uebrigen führte sie noch immer die Bohème mit der Aristokratie zusammen. Es war ihr eine Freude, mit Verechtigung sagen zu können, „alle Klassen, alle Menschen reden zu mir.“ Und dadurch, daß alle Arten von Menschen sich um das Ehepaar versammelten, wurde ihr Salon eine weit über das Gebiet Berlins hinaus Kultur verbreitende Macht.

Die Jahre lichtet den Kreis ihrer

Angehörigen und Freunde. Ein paar schwere Erkrankungen hatten schon eine Verschlimmerung angekündigt. Doch weder ihr Lebenswille, noch die Liebe ihres Gatten konnten den Tod fernhalten.

An einem Herzleiden starb sie 1833 im
zweihundsechzigsten Lebensjahre.

Ihr Gatte setzte ihr das schönste Denkmal in dem so wunderschönen Werke, das er nach ihrem Tode veröffentlichte, „Machl, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde.“ Vorangelegt ist ihr bekanntes, so menschliches Motto: „Gerechtigkeit für Andere, Mut für uns selbst.“

Die Seligkeiten des Krieges.

Von Milo.

Seligkeiten im Kriege? Es ist beim ersten Anschauen dieser Worte wie ein tiefer Irrtum, eine groteske Verkenntung des Wesens des Krieges, den man sich — wenn man das heroische Bild akzeptiert — nicht anders denken mag denn als finster und wild aufragende Gestalt, die nichts bringt als Grauen, als einen Schatten, der jetzt die ganze Welt verdunkelt. Im Grunde, so fühlt man es, ist auch jede Großtat, die umloht wird von dem weittragenden Lichte der Unsterblichkeit, ein Denkmal des Schmerzes. Das Herrliche fußt ja auf Gräbern, und jener seltsame, unbegreifliche Glanz, der um solche Taten ist, der uns andächtig und ergriffen macht, er wird vom Tod gespendet, ist sein Dank für die von ihm Besiegten. Niemals wird sich in den hochgemuten Stolz und in die Freude über die wunderbaren Leistungen unserer Helden auch nur das leiseste Lächeln verirren, eher noch eine Träne. Die Pracht des Heldentums ist eben eine düstere Pracht, die Fackeln des Ruhmes brennen schwarz verschleiert. Er läßt uns zwar einen frenetischen Jubelschrei ausstoßen, aber heimlich nach innen bluten.

Und trotzdem: der Krieg kann Seligkeiten geben, kann uns mit dem Reichsten beschenken, das das Leben überhaupt zu bieten hat. Es ist sehr merkwürdig, und ich möchte hier Einiges davon erzählen, so wie es mir der Zufall zugetragen hat. Man wird vielleicht beim Lesen der Epikope, von der ich hier sprechen will, skeptisch sein und das Eigenartige, ich möchte sagen durch den Anprall von Gegensätzen entstandene Glücksgefühl nicht gleich nachempfinden können. Aber ich habe es einwandfrei aus den Augen eines Gewährsmannes herabgelesen, während sie bei ihrem Erinnern verweilten. Ich habe die Wahrhaftigkeit dessen, wovon er sprach, sofort mit meinem Gefühl erfaßt und hätte sie geglaubt, selbst wenn

ich den schwierigen Weg der psychologischen Kontrolle nicht vollführt hätte, die mich hintrug bis zu den Geheimnissen der menschlichen Natur. Bis zu dem Daseinsrätsel selbst.

Es war ein junger Rechtsanwalt, den ich vor wenigen Wochen in den Abendstunden nach Monaten wieder sah. Er war aus dem nördlichen Kriegsschauplatz gewesen, Leutnant, hatte einen Schuß durch den rechten Arm und trat mir an jenem Abend plötzlich mit dem fidelsten Gesicht entgegen. Wir plauderten und er sprach mit großer Lebhaftigkeit und Frische über alles Mögliche, das uns beide interessierte. Nur nicht vom Krieg. So oft ich aus begreiflichen Gründen das Gespräch auf dieses Thema bringen wollte, wich er rasch aus. Er ließ es einfach fallen, wie unabsichtlich. Den Arm? Ja, durchschossen in Wolhynien, als er, um seinem Schwarm, der im Schützengraben lag, ein Ziel zu nennen, heraustrug und mit dem Reiß das Gelände absuchte. Sonst nichts. Er tat es wie eine Vagante ab und lenkte sofort zu anderen Dingen über. Ich betrachtete ihn aufmerksam. Er war stärker, sichtbar knochiger geworden, das Gesicht hatte einen freien, scharfgeschnittenen Ausdruck; in den Augen war viel Leben. Sie waren weit mehr aufgetan, als ich es sonst bei dem klugen jungen Advokaten beobachtet hatte, der als stark geistig arbeitender Mensch es liebte, sie halb niederzuschlagen, zu verschleiern, gewissermaßen nach innen zu ziehen. Er sah aus wie ein passionierter Socktourist in Uniform, wie ein Mann, der wieder einmal in den Bergen gewesen war, um seine inneren und äußeren Kräfte zu stärken. Ich drang auf ein Gespräch über seine Kriegserlebnisse, denn ich bin immer und immer wieder bemüht, Reizen der Kriegsschaupiele unmittelbar zu hören, weil ich so weit mehr von dem nicht dar-

stellbaren Spiel auf Leben und Tod an Begreifen empfangen, als mir jemals durch das gedruckte oder geschriebene Wort vermittelt werden kann. Es ist da wieder nicht nur die Erzählung selbst, die so enthüllend wirkt, und die nicht zu ersetzende Macht des Miterlebens hat, als irgend eine Bewegung, ein Stößen, ein Ton, der wie eine blitzartige Aufklärung wirkt und nicht wiedergegeben werden kann. Darum war ich immer aufs neue auf der Suche nach einem Talent, das von der Front käme, um mir den Krieg zu registrieren mit bildhafter Kraft, mit allen Fibern darzustellen, wozu unsere Sprache zu arm ist. So traf ich auch den Rechtsanwalt und war bemüht, zu erfahren, ob der Zufall mir nicht hier die gesuchte Begabung beschert habe. Endlich wurde er zugänglicher. „Ich sehe, daß Sie mich immer enger umstellen,“ sagte er, „und ich bin schließlich auch bereit, mit Ihnen über den Krieg zu sprechen, obwohl es mir ziemlich schwer fällt. Ich werde Sie enttäuschen, wenn Sie glauben, dramatisch gestaltete Szenen von mir zu erfahren. Davon kann ich gar nichts erzählen. Wovon ich Ihnen sagen könnte, das sind ganz intime Dinge, die allerentferntesten Reflexe, die der Krieg, Schlachten, Märsche in mir ausgelöst haben und von denen ich ausschließlich weiß. Ich werde Ihnen vielleicht als Sonderling erscheinen und das würde mich kränken. Ich habe in dem Krieg, in der Front eigentlich am stärksten nur mein Privatleben gelebt. Abgesehen von dem Zweck natürlich, dem ich mit bestem Willen diene. Sollte ich Ihnen vom Kriege selbst erzählen, ich wüßte nur ganz allgemeine Kriegsmotive zu schildern, furchtbares Lärmen, Hunger, wundete Füße, Spannung ohne Schlaf, Wanderungen. Ich würde hauptsächlich von den Weinen sprechen. Aber das alles erscheint mir nebensächlich. Das verspüre ich nur verschwommen als äußerliche, körperlich empfundene Anstrengung. Um Ihnen vom Kriege, wie ich ihn erlebte, zu erzählen, müßte ich Ihnen von stillen Din-

gen reden, von einem Aufblühen, von einer Erfüllung, die mich überraschte und mir vom Leben so Wunderbares gab, wie ich es niemals erhofft hatte.“

„Ich ging in den Krieg,“ fuhr er fort, „wie ein Mann, der mit Ueberzeugung und Entschlossenheit seine Pflicht tut. Als treuer, todesbereiter Soldat, als Feind des Krieges. Ich gedachte nicht nur, indem ich zu Feld zog, die Feinde Oesterreich-Ungarns zu bekriegen, ich wollte dabei mitwirken, den Krieg selbst aufs Haupt zu schlagen, so daß er sich niemals wieder erheben soll. Den Krieg als Feind der Kultur, den Krieg, der uns aufgestört hatte aus unserer Arbeit. Als leidenschaftlicher Vorwärtsmensch haßte ich den Krieg. Und es kam so, daß er mein größter Wohltäter wurde. Werden Sie es verstehen, wenn ich Ihnen zunächst von der ersten wunderbaren Erfüllung erzähle? Zehn Tage, nachdem ich in die Front abgegangen war, erlebte ich sie: Ich wurde ein Kind der Natur, ein Mensch, der die einfachsten und ursprünglichsten Zusammenhänge mit ihr zu fühlen bekam. Nehmen Sie das nicht als Phrase. Ich war dreißig Jahre alt geworden und hatte der Natur gewissermaßen durch ein geschlossenes Fenster zugehört. Ich flüchtete mich, wenn es regnete, ich schützte mich sogar vor ihrer Sonne, ich achtete darauf, daß ich mir die Füße nicht mit Erde beschnuhte. Nun war ich ihr — preisgegeben? Nein, ich konnte sie besitzen, konnte sie in mich aufnehmen, sie belauschen. Sie wurde mein Haus, in dem ich wohnte. Ich habe die Sonne auskosten und die Nacht rund um den Tag herum. Es gibt keine Stunde, keinen Augenblick zwischen Tag und Nacht, den ich nicht weiß, denn ich habe ihn durchwachen müssen. Ich lag auf bloßer Erde, wenn es regnete, langsam oder in Strömen, ich habe den Regen erfaßt und erlebt, auch Kälte. Was habe ich, der Advokat, über Allen jemals von all diesem gewußt. Nicht einmal die kleinste Sehnsucht hatte ich danach, so fest verschlossen war mein Fenster. . . . Ich habe ein an-

genehmes, gleichmäßiges, behagliches Leben geführt bis dahin. Eine wohltemperirte Existenz. Es war ganz nett damals. Aber habe ich jemals Hunger gefühlt, mich vor Kälte gerettet, habe ich irgend jemals das Zum-Gerzen-Strömen des Blutes verspürt, nachdem ich mich seihen vom Tode losgelöst hatte? Hunger, nach Schiller eines der stärksten Motive des Lebens, war mir als Kulturmenschen vollkommen fremd. Ich hatte immer blos Appetit gehabt. Nun spürte ich den Hunger, diese Pein mit ihren sonderbaren Wirkungen und dann die Befriedigung, satt zu essen, ein unerhörtes Vergnügen, eine physische Wiedererweckung aus der tiefsten Erschöpfung. Oder ich konnte, nachdem ich mehrere Tage einem Frost von 18 Grad ausgesetzt war, in einen warmen Raum kriechen und in strömender Wärme meine Pulse erwachen fühlen. Qualenerlebnisse und ihre Ablösung durch unsagbares Wohlbefinden, ich glaube, daß ich von den höchsten irdischen Gütern bekam."

"Ein Schuß traf mich im rechten Arm. Ein Schlag, ein rasend schnelles Erschrecken, hinabgreifend in die innerste Lebenszuversicht. Dann mit einem Weltschlag des Bluts ein sich selber Wiederfinden. Eine Sekunde, aber wie unermesslich. Wann hätte ich das jemals zu erleben vermocht? Wann dieses

Schaukeln zwischen Tod und Leben mit all den neu entstandenen Gedanken und Empfindungen?"

"Zuletzt lag ich im Spital. Mit Lungenentzündung und Armschuß. Nach einer Woche war ich entfiebert. Ich lehrte zurück zum Leben, zum Frieden. Im Bette liegend lehrte ich langsam mit nicht zu schildernden aufsteimenden Gefühlen aus dem Kriege zurück, aus furchtbaren Nächten, aus Kälte und Regen, aus dem Tode. Und war da und lag in einem blütenweißen Bette und fühlte mich mit all dem Erlebten so selig. . . ."

"Ich wäre vielleicht sehr alt geworden, ein guter Advokat, hätte geheiratet, wäre Familienoberhaupt geworden, hätte ein ungetriebtes, träges Leben endlich beschloffen. Was wüßte ich von den Geheimnissen, die ich mir enträthelt habe, wann hätte ich alles Menschliche durchkostet? Alles, womit uns das Dasein droht und was es uns geben kann? Nie."

So berichtete mir der Advokat von seinen Erlebnissen, die ich die Seligkeiten des Krieges nenne. Ich habe ihn aufgefordert, dies alles einmal mit der ihm eigenen, ergreifenden Unmittelbarkeit niederzuschreiben. Nun muß ich es aber tun, denn ich las seinen Namen vor einigen Tagen in der Verlustliste.

Hier laßt uns Hütten bauen.

Von William Reichert.

Durch nichts verkündet ein Volk der Mit- und Nachwelt seine kulturelle Größe so sinnfällig als durch seine Baukunst. Geschichtlich sind Bauwerke die zuverlässigsten Merkmale der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Schöpfer.

Egyptens Denksteine bezeugen den ewigen Abglanz seiner längst verschwundenen Königsgelechter.

Griechenlands feinsüßliche Kunst spiegelt die Leuchtkraft der Gedanken seiner über der Menge wandelnden Weltweisen wieder.

Roms prächtige Tempel, seine luxuriösen Thermen und seine massenfassenden Schauplätze bezeugen die Macht der Cäsaren.

Die geheimnisvollen Dome und schimmerigen Münster des Mittelalters verfinstern bildlich die das Gemüt ergreifende Gewalt der Kirche.

Der Leichtsinns der Bourbonenkönige hat sich verewigt in jenen Märchenschlössern, die heute noch vom Lärm und Treiben ihrer lebenslustigen Erbauer erzählen.

In den Großstädten Amerikas verkörpert sich die alles bewegende Kraft des zwanzigsten Jahrhunderts, „Kapital“, in himmeltragenden Wolkenkratzern. Die endlosen Straßen mit ihren häßlichen Reihenhäusern verraten den Charakter ihrer Bewohner, einer farblosen und der Kultur ermangelnden Masse.

Man verzeihe diese weitgehende Einleitung, aber sie soll nur zeigen, daß in dem Lande, das sich rühmt, so demokratisch zu sein, vom Geiste des Volkes noch wenig zu verspüren ist. Unsere Baukunst ist noch die von Emporkömmlingen. Willkürlich wird gepflückt von allen Stilarten, und die Auslese zeigt den Parvenü.

Sogar der freundliche Kolonialstil ist nicht frei von einer gewissen Großtuererei. Die Vorliebe für massige Säulen an den bescheidenen Landhäusern des Neuen-

länders legt den Verdacht nahe, daß den Freiherrn auf seiner breiten Scholle zu spielen, der Grundgedanke zur Gestaltung seines Heimes war. Ästhetisch war diese Zeit jedoch unserer heutigen haushoch überlegen. Französischer und englischer Einfluß haben eine unjägliche Verwirrung in den Köpfen amerikanischer Baumeister angerichtet.

Ihre Ausbildung, meistens in französischen Schulen gewonnen, brachte es mit sich, daß der Großkaufmann auf sein Warenhaus, wenn auch im sechszehnten Stockwerk, einen griechischen Tempel gesetzt bekam. Die finanziellen Größen des Landes leben und arbeiten zwischen Formen, die Sellas und Rom erfanden, und der Reisende wohnt in Gasthäusern, die ihn stets an die Ludwige von Frankreich gemahnen. Ueberall ist der Zweck der Gebäude zugedeckt mit Phrasen, die einer längst verschwundenen Kulturperiode entnommen sind.

An all dem hat deutscher Einfluß nichts tun können. Deutsche Kunst war verpönt. Vielleicht mit Recht, brachte doch erst der Anfang dieses Jahrhunderts dem deutschen Volke jene geistige Befreiung vom Joch der Stilspielerei, in welchem Amerika heute noch schmachtet.

Kunstgewerbliche Gegenstände fanden ihren Weg nach den Kaufhäusern der Großstädte zuerst aus Deutschland und Oesterreich, Porzellanwaren, Stickerien, Tücher, Möbel, Teppiche, Tapeten, Fleckereien, Metallwaren und Spielzeug fanden willige Abnehmer. Eine mächtige Anregung erfuhr in den letzten Jahren die amerikanische Plakatkunst durch deutsche Vorbilder. Eine Fülle von neuen Formen für Buchstaben auf Aushängeschildern wirkt erfrischend nach der Einförmigkeit, die so lange herrschte. In den Schaufenstern der Eisenbahnen finden sich Plakate, die in München entworfen worden sind. Zahlreiche heimische

Handwerker haben sich diese Zeichenweise und Art der Darstellung zu eigen gemacht.

In der Baukunst dagegen ist noch wenig Einfluß von Wien und Berlin hier gedrungen. Die Jünger der Baukunst ziehen immer noch nach Paris, um aus den ausgetrockneten Quellen der Neu-Griechen zu schöpfen.

Da trieb es vor einigen Jahren einige Baumeister über den Rhein nach Osten. Was sie da sahen, war eine Offenbarung. Ihren sehenden Augen zeigten sich die gedankenvollen Arbeiten der Berliner, der Kölner, der Düsseldorfer, die humorvollen Schöpfungen der Münchner und die von feinstem Geschmack getragenen Werke der Wiener. An Erfindungskraft und Neuheit waren die Wiener unter der anregenden Führung von Altmeyer Wagner den anderen voraus. Dagegen hatten jene ein größeres Arbeitsfeld, größere Aufgaben, indem ganze Städte einer baulichen Umgestaltung unterzogen wurden. Dadurch drang die Baukunst in die breiten Schichten des Volkes und künstlerisch angelegte und durchgeführte Arbeiterkolonien waren nicht nur nicht selten, sondern die Regel.

Die deutschen Architekten hatten den Faden der Tradition in der Baukunst da wieder aufgegriffen, wo er uns Jahr 1800 abgerissen wurde. Sie hatten sich vom Auslande freigemacht und entwickelten ihre Bauweise innerhalb der eigenen Ueberlieferungen.

Sie fanden noch mehr, sie fanden eine alte Volkskunst. Sie, die so viel vom demokratischen Geist im eigenen Lande hielten, fanden am Rhein und an der Donau, im Schwarzwald und in Thüringen, in den Alpen und in der Mark, in der alten Reichsstadt und auf dem flachen Lande den Volksgeist in seinen Häusern und Gärten verwirklicht. Während in anderen Ländern nur Herrenbauten aus der gleichgültigen Masse der Wohnungen des Volkes als architektonisch bedeutend herausfielen, zeugten jene Bauten von einem besitzstolzen Kunstsinne seiner einfachen Bewohner. Vor uns liegt das

Festbuch der Schwaben von Chicago. Man besehe sich die wenigen Abbildungen von Schwarzwaldhäusern. Welche Gemütslichkeit spricht aus diesen Häusern, welche Anpassung an die Natur, wie fein sind die Einzelheiten durchgedacht und abgewogen. Ich wünschte, daß in diesem Geiste unsere Bauherren sich von ihren Baumeistern ihre Behausungen erstellen ließen. Nicht, daß sich eine solche Kunst ohne weiteres hieher verpflanzen ließe, ein Umarbeiten der Einzelheiten wird immer nötig sein. Ein Haus vom Marktplatz einer deutschen Stadt, wenn auch noch so schön, wäre übel im Stadtbild Chicagos angebracht. Auf was es eben ankommt, sind Grundsätze.

Für den Bürger Bürgerkunst, wenn auch schlicht so doch echt, gute Materialien, keine Nachahmungen von teuren Baustoffen, ungekünstelter Ausdruck des Baugebildens, Rücksicht auf Vorhandenes in der Umgebung, vorsichtige Abwägung von Verhältnissen.

Diese Grundsätze waren den Besuchern von Chicago nicht fremd, nur ihre unbedingte Anwendung sahen sie in Deutschland in Wirklichkeit. Sullivan, Maher und Wright hatten dieselben schon lange ausgesprochen. Die Gedankenverwandtschaft zwischen diesen Künstlern vom Westen und der Wagner Schule war verblüffend. Als sie nach Amerika zurückkamen, ließen sie sich über ihre Erfahrungen in Fachschriften aus. Manches Vorurteil über Deutschland wurde zerstört und der Weltkrieg hilft noch weiter, mit vielen falschen Vorstellungen aufzuräumen. Uns, den aus der ersten Heimat Ausgewanderten, wird es von Tag zu Tag leichter, auch in der neuen Heimat das Gedankenerbteil der deutschen Mutter in die Tat umzusetzen. Schon zeigen sich Ansätze in der Architektur, die unter dem Einfluß deutscher Baugeanken empor sproßen, wenn sie auch noch zu weit zerstreut sind, um aufzufallen. Doch sei es vielleicht gestattet, auf einige der Desfentlichkeit zugängliche Beispiele hinzuweisen. Das bekannte Berlinerzimmer eines hiesigen Gasthofs ist eine gelunge-

ne Anwendung von Grundsätzen deutscher Baukunst. Trotz der Beschränkung, die der vorhandene Raum, welcher nur umgebaut wurde, der baukünstlerischen Entwicklung auferlegte, ist er der neueren Schöpfung im Garten desselben Unternehmens stilistisch überlegen. Während der Entwurf der Halle auf der Höhe der Zeit steht, ist die Ausgestaltung der Vergnügungshalle, abgesehen von Einzelheiten wie die Bühnenöffnung, architektonisch ein Rückschritt. Selbstverständlich ist dieser Tadel nur vom rein technischen Sinne gemeint und soll uns nicht die Freude an dem formvollendeten Bauwerke rauben. Wer aus diesen Räumen auf die Straße tritt, mag sich aus der Umgebung sein eigenes Urtheil über gereizte und ungereizte amerikanisch-deutsche Baukunst bilden. Daß in jeder Entwicklung Irrungen vorkommen, ist zu entschuldigen. Jedenfalls aber hat jeder deutsche Baukünstler ein großes Feld vor sich. Wenn er sich nur mit liebevollem Fleiß dem Wohnhausbau hingibt, wenn er den demokratischen Geist seines alten Vaterlandes in die Wohnungen und Gärten der breiten Volksmenge trägt, wird

er seinem alten Vaterland Ehre machen, und den Zugewanderten und sich selber Hütten bauen, in denen es sich wohl sein läßt. Vielleicht gelingt es ihm auch noch, auf die Gesamtgestaltung von Chicago einzuwirken.

Es ist ja eine Ironie des Schicksals, daß sich die Baumeister des demokratischen Amerikas ihre Vorbilder aus den Tyrannen zu verdankenden Beispielen Frankreichs holen. Er täte ganz gut daran, sich einige Lehren deutscher Städtebaukunst zunutze zu machen, inwiefern ein Deutschamerikaner die Haupttriebfeder in der Bewegung für die architektonische Aufräumung unserer Stadt ist.

Vielleicht darf man hoffen, daß mit der Zeit deutschem Zusammenschluß es gelingen wird, Fachschulen für Handwerker und Kleinkunst zu errichten und Propaganda für eine wahre Volkskunst in Amerika zu machen. Mögen Gönner mit den nötigen Mitteln so dazu beitragen, daß dem deutschen Gedanken in Chicago, dem großen alten Vaterland zum Segen, von Neuem ein unvergängliches Denkmal gesetzt werden kann.

Kunst und Frohsinn.

Der deutsche Einschlag im Erholungsleben Chicagos

Von Dr. Walter J. Briggs.

Es ist nicht allzulange, daß die Deutsch-Amerikaner sich ihrer besonderen Kulturaufgabe bewußt geworden sind, in das einförmige Grau der puritanischen Ueberlieferungen den farbigen Schimmer der Freude und des Frohsinnes zu tragen. Gepflegt haben sie ihn ja immer, gerade so wie die Künste, vor allem ihre liebe Musik und in erster Linie den Gesang. Allein sie taten es unter sich, sie betrachteten es etwa so, wie die Pflege der deutschen Sprache, so wie man in alten Glaschränken Erinnerungen aus der Großväter Zeit aufbewahrt, sie an Festtagen besieht und sie den Kindern als seltsame Reliquien zeigt. Kam den nichtdeutschen Elementen Amerikas denn einmal das Verständnis für die Bedeutung dieser Dinge, so wurde das als eine seltsame Ausnahme gelobt. Das es die Pflicht der Deutschen sei, diese Kulturgüter bewußt als ihren Beitrag in den Mischkessel der neuen amerikanischen Nation zu werfen, daran wurde nur in den seltensten Fällen gedacht. Und so ist denn das Wesen des deutschen von Kunst verschönerten Frohsinnes den meisten Amerikanern etwas Fremdes geblieben, wird höchstens mit Herablassung, wenn nicht mit Spott als „dutch“ hingestellt und gelitten. Bier und Sauerkraut gelten dem Durchschnitts-Amerikaner noch immer als die deutschen Besonderheiten. Daß aus der deutschen Volksseele in dem Ausdruck ihres Frohsinnes eine belebende Kraft für eine junge und in der Jagd nach Erwerb sich erschöpfende Nation zu finden sei, das dämmert erst langsam und allmählich auf.

Sicher nicht ohne Verschulden der Deutsch-Amerikaner. Sie begnügten sich, wie gesagt, lange für sich selbst einiges zu schaffen, das ihnen in stillen

Stunden die alte Heimat vorzauberte. Da hat nun der Krieg auch wieder als ein mächtiger Antrieb eingegriffen. Der Deutsch-Amerikaner zum Bewußtsein seiner Aufgaben und Ziele gelangt, weil er in seinen Beweggründen verdächtigt wurde, weiß heute, daß er, was an Gutem und Schönem von ihm gewußt und verstanden wird, weil er aus deutschem Stamme ist, seinen nichtdeutschen amerikanischen Volksgenossen mitzuteilen eine Pflicht hat. Er muß sie für die künstlerische Vornehmheit gewinnen, die heute das Leben überall da durchdringt, wo deutsche sich niedergelassen haben. Lebensfreude ist nicht nur eine im Verborgenen gestattete Regung. Sie ist eine Triebkraft, sie ist das unentbehrliche Gegengewicht im rastlosen Lebenskampf, durch das allein hergestellt wird, was man mit einem umfassenden Wort Harmonie nennt. Jene Harmonie, die unmöglich ist ohne edles Maßhalten, das ja nirgends so sehr fehlt, als gerade im ursprünglich amerikanischen Leben. Neben dem düsteren Geiste des Puritanismus und des Quäkertums die ungebundenen Ausschweifungen des Pionier Lebens, neben der starren Enthaltksamkeit die sinnlose Trunksucht, neben den Millionen der Wenigen das Elend der Millionen. Zwischen Extremen hin und her schwankend, entbehrt im Wesentlichen das amerikanische Leben jenes wohlklingenden Einschlages von Gleichmaß und Schönheit überall da und dort, wann und wo es ihm nicht von dem deutsch-amerikanischen Volkselement geboten wird.

Daß auch aus dem unbewußten derartigen Einschlag unendlich viel Gutes entstehen kann, das zeigt sich in allen stark von Deutsch-Amerikanern bewohnten Städten, das tritt besonders in

Chicago mit großer Entschiedenheit zu Tage. Chicago ist in dieser Hinsicht am weitesten voran. Daß es in vieler Beziehung einen mehr künstlerischen Zug aufweist, als selbst das Europa so viel näher liegende New York, das dankt es seiner alteingesessenen Deutschen Bevölkerung, die nicht mehr wie die Neukommenden bloß rastlos strebt, den Weg in das amerikanische Getriebe zu finden, sondern die ihn hier, im Herzen Amerikas mit ihrem Willen und Können in vielfacher Hinsicht den Stempel ihres Wesens aufgedrückt hat und der nach Außen sich am stärksten im öffentlichen Kunst- und Vergnügungsleben geltend macht. Denn in seinem Hause, in Hotel und Klub hat ja der Amerikaner wenigstens der begüterten Klasse für manches Gute Verständniß. Aber das auch das gemeinsame, öffentliche Vergnügungsleben eine vornehm künstlerische Note tragen soll, das mußte ihn erst der Deutsch-Amerikaner lehren. Noch sind die meisten Zuhörer bei den Sonntagskonzerten in den Parks vielsprachige Eingewanderte mit ihren Kindern, noch vergnügt sich die Menge im allgemeinen mehr damit auf „scenic railways“ in tollen Kurven unter Geschrei und Kreischen dahin zu faulen. Aber schon allein die Tatsache, daß trotz aller gegenteiligen Bestrebungen der Sonntag in Chicago nicht den streng puritanischen Charakter trägt, ist auf den stark deutschen und deutsch-ähnlichen Bevölkerungseinschlag zurück zu führen. Und wo gute Musik gepflegt wird, in allem Wertvollen, das die Bühne bietet, überall kommt der Deutsch-Amerikaner, als gebend, bietend, herbeibringend zur Geltung. Es wäre interessant dieser Frage einmal mit dem amerikanischen Mikroskop der Statistik zu Leibe zu gehen. Die Behauptung würde ihre volle Begründung finden, daß wenn heute das deutsch-amerikanische Volkselement auf einmal aus dem amerikanischen Leben ausgeschaltet werden könnte und würde, sich das Bild des Lebens, zumal unserer Stadt Chicago, in weit düsteren, still-

leren, tonloseren Zügen darstellen würde.

Daß dem nicht so ist, daß es die Deutschen hier verstanden haben Frohsinn und Schönheit auch in das öffentliche Vergnügungsleben zu tragen, dafür besitzen wir zahlreiche Beweise. Und es soll keinem davon sein Verdienst abgesprochen werden, wenn wir uns diesmal besonders mit den beiden deutlichsten Wahrzeichen dafür befassen. Man muß es diesen beiden, besonders in einer Zeit, in der sich das amerikanische Deutschtum so heftigen Anfechtungen ausgesetzt sieht, hoch anrechnen, daß sie auch mit kerndeutschen Namen sich ihres Ursprunges frei bekennen. Es sind Stätten, an denen man den dem Amerikaner sonst ungewohnten, behaglichen und künstlerisch verschönten Aufenthalt im Freien mitten in der Stadt genießen kann. An denen Essen und Trinken, Musizieren und Tanzen nicht mehr ausschließlich in dumpfe, heiße staubige Räume verbannt sind. Und die sich ihrer frohen Aufgabe selbst dann nicht schämen, wenn man ihnen die Bezeichnung „Viergarten“ beilegt. Denn ohne die jetzt so zeitgemäße Frage der Prohibition in den Kreis dieser Betrachtungen ziehen zu wollen: Vier und selbst Wein deuten im Gegensatz zu dem unbeförmlichen Brantwein die Grenzen des maßvollen Einschlages geistiger Getränke in das Leben an, die jeder wohl-erzogene und moralisch gefestigte Deutsche auch ohne die Wandelbilder einhält, die die Verwüstungen des Whiskeydämons tagtäglich so eindringlich vor Augen führen.

Zum deutschen Norden der Stadt. Dort ist inmitten der in der Luft des nahen Sees so prächtig gedeihenden alten Bäume der Bismardgarten seit Jahren das Ziel und die Freude derer, die gute Erholung mit künstlerischem Zuschnitt suchen. Der Garten noch mehr als der Saal, der an kühlen, regnerischen Tagen willkommene Zuflucht gewährt. Es ist wirklich etwas deutsch Heimatisches dort unter den alten

schattigen Bäumen. Lauschige Winkel geben Abgeschlossenheit selbst in Gedränge. Auf einem Hügel reckt eine Windmühle ihre Flügel in die klare blaue Luft. Die Bauten umrahmen den Garten in einfachen klaren Linien. Rechts und links dienen weite Terrassen dem jetzt ja unvermeidlichen Tanzen, aber im Freien, so wie einst unsere Vorfahren zu den Klängen der Fiedel des Heini von Steier unter der Linde sich im Reigen drehen. Die volle Schönheit des Platzes kommt zur richtigen Geltung, wenn die Nacht sinkt. Dann wechseln die Tonwerte. Der Himmel wird zur dunkeln weitgewölbten Decke, von der die Bäume sich im lichten Grün abheben. Ketten von farbigen Lampen ziehen sich zwischen ihnen hin. Am Fuße eines der Hügel sprüht ein Dichtspringbrunnen in jenen unendlich zarten Farbertönen, wie sie in solchen reichen Uebergängen und wechselfollen Schattierungen uns erst diese anmutige Erfindung einer rechten Künstlerseele gelehrt wird.

Eine Allee von Riesenvasen chinesischen Ursprungs führt aus dem Garten zum Saal. Der Einschlag dieser würdevollen uralten Kunst ist ein scharfer Kontrast doch ohne die Harmonie zu zerreißen. Er ist auch im Empfangsraum zu sehen, wo hinter gläsernen Vitrinen und in den Möbeln sich manche Perle davon bietet. Einige Zimmer tragen der modernen Vorliebe nach schwarz-weißen Ornamenten ebenso Rechnung, wie die Toiletten vieler Damen. Eine Vorliebe, die in der Kriegs-Farbennot von 1916 entstanden und erst durch die kühne Tauchbootfahrt der „Deutschland“ wieder in weitere Ferne gerückt worden ist. In ruhigen, nicht allzureich geschmückten Linien umschließt der Mari gold Saal eine Bühne, auf der auserlesene Darbietungen graziöser Tanzkunst geboten werden. Das Publikum aber hat im Bismardgarten, trotz seines urdeutschen Namens, nicht mehr das Gefühl, daß es sich auf einer dem Amerikaner wesenfremden Vergnügungs-

stätte befindet. Etwa so, wie man manchmal in ein chinesisches oder ausgesprochen ungarisches Restaurant geht. Hier ist man zu Hause. Hier hat sich die Verschmelzung voll und ganz vollzogen. Wir befinden uns auf vollkommen amerikanischen Boden. Aber auf solchen, wie wir Deutsch-Amerikaner ihn wollen. Nicht als ob nicht auch in deutschen Großstädten das Bild heute ein ganz ähnliches sein könnte. Denn auch dort in dem Lande, wo heute jeder Zweckbau, bis zum letzten Bahnhofsartehaus vom Kunstgewerbe in Besitz genommen worden ist, kann es nicht Wunder nehmen, wenn eine derartige Stätte zu ihrer Anziehungskraft mehr als den kühlen Schatten uralter Bäume braucht. Und so ist es auch hier. Aber es ist nicht das Neuere allein. Was die echt deutsch-amerikanische Note ausmacht, ist neben der Musik die Stimmung, die sowohl die kluge Leitung, als die Besucher des Platzes in ihn zu tragen wissen. Und die eines leichten sentimentalischen Ausschauens nicht entbehrt, wenn hinter den blühenden, duftenden Jasmin-Büschen in linden Sommernächten der Mond lächelnd auf lustwandelnde, zärtliche Pärchen schaut. Amerika oder Deutschland — es ist dasselbe alte, süße Lied von Jugend und Liebe.

Aber die Welt bleibt nicht stehen. Unruhig sucht der Geist des Künstlers nach neuen Ausdrucksformen. Das schöne ist vielgestaltig und der Drang nach Eigenart führt oft zum Seltsamen. So ist vor wenigen Jahren die kubistische Richtung in der Kunst entstanden.

Zurück zu den Anfängen der Kunst. Im Primitiven liegt das Heil. Auf der Suche nach Neuem und wieder Neuem geht es rückwärts in das Alte, das ganz Alte. Vielleicht, daß von dort aus wieder der Pfad in wahrhaft neue bisher unerschlossene Gebiete gefunden wird. Von der Gedankenlast und dem Farbenrausch des Impressionismus und des Symbolismus, von der ängstlich genauen Wiedergabe des Vorstehenden im Naturalismus, zurück in die Zeit, da zuerst

des Menschen Hand aus bildsamen Material Formen der Natur nachzubilden versuchte. Aber nicht mehr mit dem Hinderniß des Nichtkönnens, sondern mit dem ganzen Reichthum tausendjähriger technischer Erfahrungen, mit dem auf das feinste durchgebildeten Formensinn des Modernen. Los von dem Ueberflüssigen, zurück zu den Urformen.

Im Süden Chicagos, dort, wo die weiten grünen Rasenflächen den Tausenden von müden Großstädtern Lust, Licht und Bewegung bieten, hat von einem Jahre Frank Lloyd Wright den seltsamsten Bau dieser an Eigenartigem keineswegs armen Stadt geschaffen. Damals waren seine einfarbig grauen Mauern und Terrassen nur auf die Wirkung von Licht und Schatten angewiesen, waren auf die reiche Abwechslung der sich in hundertfältigen Größen aber immer in strengen rechten Winkeln häufenden Gruppen von Blöcken beschränkt. Der Gedanke war zum erstenmal klar durchgeführt vollkommen kubistisch zu bauen. Jede Rundung ist verpönt. Nur das Vorspringen des einen Blockes über den andern in reichhaltigster Abwechslung der Gruppierung sollte dekorative Wirkung erzielen. Aus Millionen von rechtwinklig geformten Blöcken wird ein Bau gehäuft in unzähligen symmetrischen Linien. Vergessen ist die Nachahmung des Baumstammes in der griechischen Säule mit ihrem durch die Schwere des Daches durchgedrückten Kapitäl. Vergessen der in der Gothik zu baulichem Ausdruck gelangende ragende deutsche Laubwald. Pauen soll wieder wie in grauer Vorzeit das Uebereinanderschichten der sechsseitigen rechtwinklig bebauenen Baublöcke aus Holz, Stein oder gebranntem Ton heißen. Nur wenn wir ganz dazu zurück kehren, können wir der Forderung nach Echtheit des Materials auch in Form und Schmückung entsprechen. Das ist die Grundidee.

Solches ist der künstlerische Gedanke, der in den edigen Formen des Baues zum Ausdruck kommt, den ein lustiges

Spiel des Zufalles und das finanzielle Mißgeschick seines ersten Besitzers nun mit dem Namen der sammtweichen, freundlich gerundeten weißen Vergblume, Edelweiß belegt hat. Der Name, der hier allerdings nur die schäumende Blume eines erfrischenden Bieres bedeutet. Denn dieser seltsame Bau ist nur die Umrahmung eines weiten terrassierten Raumes, in dem an schönen Sommerabenden die Leute von Chicago sich an guter Musik erfreuen und nach Herzenslust schmausen und tanzen, nachdem es schließlich eine gestrenge Sittlichkeitsbehörde trotz der Nähe des Universitätsgebäudes gestattet hat. Merkwürdig übrigens wie dieser steife, gerade linige Gektanzt, der ängstlich jede Rundbewegung meidet und den sie jetzt hier wie überall am liebsten zu den melodisch eintönigen Klängen Hawaiischer Guitarren ausüben, in diese vieleckige Umgebung paßt.

Aber das einfarbige Grau, trotz der unzweifelhaft reizvollen Gruppierung der cementenen Baublöcke, wirkte doch ermüdend und kalt. Da half die Polychromie. Und indem einzelne der vorspringenden Flächen bunt bemalt wurden, kam, ohne den Grundsatz der einheitlich rechteckigen Fläche zu verletzen, der helle Klang fröhlicher Farbenflecke in den Bau. Man kann diesen Versuch, den Arthur Herez mit künstlerischer Kühnheit durchgeführt hat, als vollkommen gelungen nur freudig begrüßen. Der Frohsinn, dem der Bau gewidmet ist, findet darin einen einfach primitiven und doch wirksamen Ausdruck. Noch mehr in den Farbenflecken und in den Uebergängen zur wirklichen Figuren Dekoration, mit denen auch die Einförmigkeit der großen Wandflächen erfolgreich unterbrochen worden ist. Mit der Farbe kommt allerdings auch im Schmückenden fast unvermeidlich das Aufgeben des starren, ausschließlich Rechteckigen. Das Dreieck, der Kreis und entsprechend, wo an Stelle der Fläche der Körper tritt, das Krystall-ähnliche Gebilde und die Kugel bringen

weitere Abwechslung, ohne sich von den streng geometrischen Grundlinien zu entfernen. So insbesondere in den Beleuchtungskörpern, die in reizvoller Asymmetrie an schweren Perlschnüren hängen, oder sich in Gruppen kristallinischer Glasgebilde aufbauen.

Die Kunst aber, die sich hier bietet, geht noch einen Schritt weiter. Und hier eröffnet sich mit einem Male ein Blick in eine Zukunft, der zeigt, daß der Künstler nicht vergeblich den weiten Weg zu den Ursprüngen der Formennachbildung zurück gegangen ist. Da stehen Reihen von Frauenfiguren in fließenden Gewändern und während keine Fläche auch nur den leisesten Ansatz zur Rundung macht, ist die Wirkung der aus dem sich schneidenden viereckigen Flächen gebildeten Gesichter und Gestalten überraschend weich und ausdrucksvoll. In der Wirkung auf den Besucher wird hier der Vollbeweis der kubistischen Neukunst erbracht. Drinnen aber, im gedeckten Saal, ist in vier anmutigen Frauen-Bildsäulen, der Weg vom Kubismus zu neuen Zielen gezeigt. Neben einer streng kubistisch modellierten Figur, erstieht eine andere, in der das Dreieck den geometrischen Grundton anschlägt und langgestreckt und in klugen Uebergängen die zarte Rundung weiblicher Wangen und Brüste überraschend vorzaubert. In einer dritten Ecke steht eine Figur aus Kristallkombinationen, wie wir sie in der Mineralogie stunde mit schwerer Mühe verstehen gelernt haben, in denen sechsseitige Pyramiden, sechsseitige Prismen durchdringen. Längst vergessene Namen von Formen, wie Rhombendodekäder und andere tauschen aus lange ver-

schlossenen Gehirnzellen auf. Der Formenzauber unterirdischer Grotten ist hier verwendet um eine Figur ägyptischer Stiles zu bilden. Bis endlich die edle Rundform in einer vierten Figurisch wieder den Linien der Natur im lebenden Körper nähert, ohne die Umlinien des Materials zu berücksichtigen. Und doch ohne im Eindruck auf den Beschauer so wesentlich von den anderen Figuren abzuweichen, wie es der am normalen hängende Geschmack glauben sollte. Das vollendetste Kunstwerk, das diesen Raum ziert, sind zwei Brunnen streng kubistischer Bildung, an deren Flächen die jungen eckigen und doch von künftig weiblich süßem Reiz erfüllten Formen spielender Mädchen in ganz meisterhafter Weise rein dekorative Wirkung mit der Wiedergabe vollen, ausblühenden, menschlichen Lebens verbinden.

Wir treten wieder hinaus in den Park. Im Süden flammen die Glutwolken der Eisenwerke am Nachthimmel. Im Norden liegt der Schimmer der Millionen Lichter der Großstadt. Ueber dem kubistischen Bau aber ragen eine Anzahl leuchtender, senkrechter Striche in die bläuliche Luft der Sommernacht. Zwischen ihnen schweben vier rotglühend erleuchtete Glaskugeln. Wortlos und doch unendlich wirksam kündigt sich so weithin sichtbar die Stelle des Edelweissgartens an. Zeigt diese Lichtschrift am Nachthimmel der Riesenstadt, die so ganz anders ist als Alles andere, das sonst Aufmerksamkeit erwecken soll, den Weg zu neuen Straßen der Kunst? Oder wird es nur bei dem Versuche bleiben, der als eine reizvolle Vizarrerie sich in das wechselvolle Bild der Stadt einschmiegt?

Chicagoer Weinstuben in den letzten vierzig Jahren.

Von Cincin, der sie Alle kannte.

Von allen großen amerikanischen Städten, deren Bevölkerung sich seit jeher eines zahlreichen deutschen Elementes erfreute, hat Chicago immer den Aufgenossen, die zahlreichsten Weinstuben zu besitzen. Während es in anderen Städten nicht an Plätzen mangelte, wo man die besten deutschen Weine in großer Auswahl haben konnte, wie das ja auch immer in Chicago der Fall war, wo man in den besseren Bierwirtschaften und Restaurants die feinsten Marken bekommen kann, waren dort der Plätze, die ausschließlich nur den Weinverkauf betreiben, nur wenige. Die Gründe der Existenz zahlreicher anziehender Weinstuben in Chicago waren unzweifelhaft das Vorhandensein einer sehr beträchtlichen Anzahl von Deutschen, die aus den heimatischen Weingauen herstammten und auch gleichzeitig das von Männern, die durch ihre Kenntnis des Weingeschäftes zum Betrieb von Weinstuben sich eigneten und dabei durch ihre Auswahl der Weine die Weinkenner anziehen vermochten.

Alle die Weinstuben, die ich kannte, erfreuten sich stets einer großen Kundschaft, die sich aus den besten Elementen der deutschen Bevölkerung rekrutierte. In allen diesen Lokalen konnte man täglich von Mittag bis spät Abends angesehene deutsche Geschäftsleute, Rechtsanwälte, Bankiers, Baumeister, Kontraktoren, Politiker und selbstverständlich Mitglieder der deutschen Presse finden.

Die ältesten in der Stadt gelegenen Weinstuben Chicagos, an die ich mich seit den siebziger Jahren erinnere, waren die von Schlogel an der Fifth Avenue, in demselben Gebäude, wo sie sich jetzt noch befindet, und die von Lenzen, die sich in dem seither umgebauten Hause nördlich vom Sherman House befand; die von John Faulhaber in dem westlichen Teil des Fifth Avenue Blocks zwischen Randolph und Washington Straße ge-

legen; das Vingerloch an der Randolph Straße gegenüber dem alten Metropolitan Block, wo es sich heute noch befindet und seit Jahren von Herrn Adolph Georg betrieben wird, der es von dem früheren Besitzer, der in seine Heimatstadt Bingen zurückkehrte, erstanden hatte. Dann existierte noch die Jansensche Weinstube in einem Gebäude östlich von dem alten Staatszeitungsgebäude an der Randolph Straße, wo sich jetzt die Weinwirtschaft von Necher befindet. Etwas östlich von Jansens Weinstube befand sich damals auch das Weingeschäft von Tallert und Sohn, das fast ausschließlich Ungarweine führte und besonders gut bekannt war durch seine ausgezeichneten Tokayer-Sorten. An der östlichen Seite der La Salle Straße in dem Block zwischen Randolph und Lake Straße gab es schon damals die Weinstuben von John Preis und Willen, die letztere meist dem Ausfuhrhandel Californier Weine gewidmet. In den achtziger Jahren wurden die Weinstuben von Major George Heinzmann und Henry Rau eröffnet. Heinzmanns Lokal befand sich in einem Gebäude, das seither niedgerissen wurde, um für das Hotel La Salle Platz zu machen, und dann bis zu seinem unzeitigen Ende in einem Gebäude an der Fifth Avenue, einige Schritte nördlich vom früheren Staatszeitungsgebäude. Henry Rau eröffnete seine Weinstube in einem Erdgeschosse an der Adams Straße, gegenüber der heute dort gelegenen Großhandlung der Firma Marshall Field & Co. Dort erfreute sich Herr Rau seiner vorzüglichen Weine wegen eines so guten Zuspruchs, daß er nach Kurzem den Parterreladen in demselben Hause mietete, wo er im Laufe der Jahre ein so glänzendes Geschäft aufbaute, daß er sich schließlich nach einem größeren Plage umsehen mußte, welchen er auch in dem geräumigen Gebäude 127

North Fifth Avenue fand, das er recht geschmackvoll ausstattete und es zum schönsten und aufs anziehendste eingerichteten Weinlokal machte. Herrn Raus Kundschaft rekrutierte sich aus den beliebigen Großhändlern und Fabrikanten des Distriktes, darunter nicht nur Deutsche, sondern auch Amerikaner, die mit der Zeit es zu einer bewundernswerten Würdigung der Gaben der Nebenhügel des Rheins und der Mosel gebracht zu haben scheinen. In den neunziger Jahren entstand die Weinstube von John Zimmermann, die von Anfang an bis heute sich im Gebäude 162 North La Salle Straße befindet. Zu Anfang dieses Jahrhunderts eröffnete Herr Gustav A. Verkes eine kleine Weinstube in dem Hause an der südöstlichen Ecke von Dearborn und Randolph Straße, zog es aber vor, wahrscheinlich weil die Gegend sich nicht besonders für ein solches Unternehmen eignete, wieder die Geschäftsleitung der Nordseite Turnhalle zu übernehmen, die schon in früheren Jahren in seinen Händen gelegen hatte.

Die Weinstuben, mit denen ich zuerst Bekanntschaft machte, waren die von Schlogel, Lenken und Faulhaber. Dort fand ich nicht allein die besten Weine, sondern auch die beste deutsche Gesellschaft. Schlogels Lokal erfreut sich noch heute mancher Kunden, die es vor vierzig Jahren gehabt hat! Die Kunden, die es eingebilbt, waren meistens die, die geschäftshalber nach ferner gelegenen Distrikten ziehen mußten oder sich im Laufe der Jahre zu ihren Vätern versammelten. Doch hat es sich bis heute seinen guten Namen erhalten und wird von ebensovielen amerikanischen Geschäftsleuten der Stadt wie von Deutschen frequentiert. Lenkens Weinstube nördlich vom Sherman House war damals, so oft ich hinkam, immer ziemlich gedrängt voll von Wadsworthslehren, existierte ungefähr fünfzehn Jahre, wenn ich mich recht erinnere, und ging ein. Als das Lokal eröffnet wurde, hatten viele deutsche Geschäftsleute ihre Lokale in der unmittelbaren Nachbarschaft, darunter die Firma

Clausenius & Co., die damals wie heute den Norddeutschen Lloyd vertrat. Durch den Wegzug dieses Elementes verlor der Platz seine beste Kundschaft und hörte auf, profitabel zu sein. Herr Lenken eröffnete ungefähr fünfzehn Jahre später in dem Erdgeschoß eines gegenüber dem heutigen Chicago Herald gelegenen Gebäudes wieder eine Weinstube, prosperierte aber nicht. Herr Lenken wurde dann Agent der Wein- und Whiskey-Firma von Madlener. John Faulhabers Lokal an der Fifth Avenue erfreute sich Jahre hindurch einer besonders wertvollen Kundschaft, darunter der der vielen Freunde und Anhänger Anton Kaspar Hefings, des damaligen Haupteigentümers der „Illinois Staats-Zeitung“, der dort fast jeden Nachmittag anzutreffen war. Außerdem betrieb Herr Faulhaber ein fein eingerichtetes Weinlokal an der North Clark Straße, zwischen Göthe und Schiller Straße, von derselben Art wie das vor über zwanzig Jahren etablierte Familienlokal des Herrn Karl Gallauer und erfreute sich allabendlich der Kundschaft der besten deutschen und amerikanischen Familien der Nordseite. Aus heute noch unbekannten Gründen beging Faulhaber Selbstmord. Abends zuvor war ich noch in seinem Lokale der letzte Gast. Herr Faulhaber war in der besten Laune und bevor wir schieden, bestand er darauf, daß ich als langjähriger Freund mit ihm ein Fläschchen Liebfrauenmilch trinke. Es war gegen 9 Uhr abends, als er nach Hause ging, und nächsten Morgen fand man ihn in einem Zimmer seines Nordseite-Lokals erhängt. Es wurde angenommen, daß Geldsorgen infolge des schlechten Geschäftsganges in jenen Tagen ihn zu dieser Tat getrieben hatten. Das Ereignis rief selbstverständlich allgemeines Bedauern unter seinen nach Hunderten zählenden Bekannten und Freunden hervor. Er galt bei Vielen als grober Wadsworth, schroff und oft ungemütlich, aber die, die ihn näher kannten, wußten, daß unter der rauhen Schale ein gutes, ehrliches deutsches Herz steckte.

Major Heinzmanns Weinstube erfreute sich zur Zeit, wo sie an der La Salle Straße sich befand, großer Beliebtheit seitens Deutscher, Irländer und Amerikaner. Der biedere Major war nicht wenig stolz darauf, eine stattliche Anzahl von Söhnen der grünen Insel und mehr oder weniger und nähere sowie entfernte Nachkommen der Pilgerväter zur Würdigung und Wertschätzung des Lebensaftes erzogen zu haben. Unter seinen „Schülern“, die täglich zu dieser Alma Mater pilgerten, waren u. a. Mr. Hamilton, der spätere Gouverneur von Illinois, Richter Jim Hogan, der nationale Berühmtheit erlangt hatte durch seinen Einhaltsbefehl gegen die Schließung der Chicagoer Weltausstellung an Sonntagen, Nachlaßrichter Scales und andere. Richter Brentano war ein häufiger Gast Heinzmanns, nicht nur wegen der anregenden Gesellschaft, die er dort fand, sondern auch aus Pietät gegen seinen Vater Lorenz Brentano, den Finanzminister der Badischen Republik und hier einst Redakteur der „Illinois Staats-Zeitung“, in der gleichzeitig Georg Heinzmann die hervorragende und wichtige Stellung des Druckerteufels bekleidet hatte. Als Weinwirt erfreute er sich auch einer guten Kundschaft unter den Mitgliedern der Grand Army of the Republic. Als der Bürgerkrieg ausbrach, gab Heinzmann seine Stellung im Spekersaale der von Georg Schneider und Lorenz Brentano betriebenen Staatszeitung auf, um für die Freiheit und Untheilbarkeit der Union zu kämpfen. Er machte den ganzen Feldzug mit, und in späteren Tagen wußte er als Weinwirt in fesselnder Weise von der gewaltigen Schlacht bei Gettysburg, dem Marsche Tecumseh Shermans durch Georgia, der Belagerung Atlantas und vielen Schlachten und Scharmücheln zu erzählen. Es ist wirklich schade, daß Major Heinzmann seine Kriegserlebnisse nicht niedergeschrieben, es hätte das gemüthliche Memoiren eines deutschen Kämpfers gegeben, der jenen ersten Tagen, in denen er dem Tod so oft ins Antlitz sah, die

heitere Seite abzugewinnen und das alles in angenehmer Weise zu erzählen verstand. Und er erzählte dasselbe je oft denselben Gästen, daß sie alle die ganze Geschichte des Bürgerkrieges nach Heinzmannscher Auffassung auswendig kannten. Heinzmann steht sogar im Verdachte, einen nachmaligen prohibitionistischen Gouverneur eines großen Staates zum ausgezeichneten Weinkenner herangebildet zu haben. Wenn in Chicago kneipte der biedere Politiker des Morgens früh und Abends spät beim Major, wenn aber daheim in seinem Staate predigte er in zornigem Eifer: Wasser.

Bevor aber Georg Heinzmann ins Weingeschäft ging, war er jahrelang im Dienste der städtischen Polizei, zuerst als Exerziermeister unserer Blauröcke und dann an der Chicago Avenue-Station, von welcher Stellung her er oft scherzweise der Bürgermeister der Nordseite genannt wurde. Für spätere Geschichtsschreiber möge hier ausdrücklich erwähnt sein, daß er tatsächlich der erste Bürgermeister der Nordseite war. Er besaß eine förmliche Spürnase für Diebe und Spitzbuben. Als er einmal in der Polizeistation eine Kollektion von Spitzbuben Revue passierte, soll er, wie es sich nicht anders für einen Bürgermeister der Nordseite schickte, eine Anrede an sie gehalten haben, in der er ihnen riet, sich ja nicht mehr auf die Nordseite zu wagen, sondern auf der Süd- und Westseite zu bleiben. Dem Major, der sein eigenes kleines Heim an der Freemont Straße besaß, wird nachgesagt, daß er es war, der unseren Hermann Schüttler entdeckte und an die Polizei brachte. Wenn dies wirklich der Fall war, hat er sich sicher um die Stadt Chicago verdient gemacht.

Das Lokal an der La Salle Straße mußte Heinzmann anfangs der neunziger Jahre aufgeben, da der Besitzer des Gebäudes den Mietzins auf eine für den Mieter unerschwingliche Höhe hinaufgeschraubt hatte. Er eröffnete dann, wie schon früher erwähnt, ein Weinslokal an der Fifth Avenue, einige Schritte nördlich vom alten Staatszeitungsgebäude,

aber da aus dieser Gegend bereits die meisten deutschen Geschäftsleute, die dort jahrelang ihre Bureaus hatten, weggezogen waren und nur wenige der alten Freunde ihm nach dem neuen Lokale folgten, da es, wie sie sagten, ihnen nicht am Wege lag, ging das Geschäft langsam zurück und der gute Major mußte es aufgeben. Er zog sich für einige Zeit in ein Soldatenheim zurück, hielt es jedoch dort nicht lange aus und lehrte nach einiger Zeit zu seiner Familie zurück. Kurze Zeit darauf starb er.

Wenn heute die Weinstuben-Atmosphäre nicht mehr das ist, was sie einst war, ist es wahrlich nicht die Schuld der Weitzer, noch der Weine, die heute gerade so gut sind, wie sie vor Jahren waren, sondern die veränderten Verhältnisse. Möglich, daß dies nicht so ist und scheint mir nur so, denn ich bin alt geworden und verstehe die Welt nicht mehr, in der ich einst gelebt und frohe Stunden verbrachte. Die alten Freunde und Kneipsumpanen haben sich theils verzogen, theils sind sie abgereist nach dem Lande, von dessen Grenzen kein Wanderer zurückkehrt. An manchen Tagen bemerke ich aber, daß noch unter den alten Gästen der Weinstuben, wenn sie sich zufällig am Weintisch treffen, die alte Flamme deutscher Weinlust und Weinseligkeit auflodert, aber wie viele von diesen alten Knaben, deren Burschenherrlichkeit nicht mit der Ankunft in diesem Lande hingeschwunden, gibt es noch in unserer Mitte?

Es waren das alte Knaben, denen die Stürme und Kämpfe des Lebens Sinn und Gemüt für deutsche Geselligkeit nicht abgestreift hatten; in den kurzen Stunden, in denen sie Zerstreuung im Kreise froher Menschen suchten, hatten sie die tägliche Sorge hinter sich gelassen, das Geldmachen war nicht ganz ihre Lebensaufgabe. Sie freuten sich stets zu weilen:

„Wo man fröhlich in fröhlicher Runde ist,

Dhne zu achten, obs früh oder spät in der Stunde ist,
Wo der Becher von Wein überfließt und die Lippe von Wiß.“

Für sie galt Mirza Schaffy's Lob:

„O selig, wem von Urbeginn
Zus Schicksalsbuch geschrieben ist,
Daß er bestimmt zu leichtem Sinn,
Zum Trinken und zur Liebe ist.“

Und ebenso auch Mirza Schaffy's Lehre:

„Trinkt Wein! das ist mein alter Spruch
Und wird auch stets mein neuer sein,
Kauft euch der Glasche Weisheitsbuch,
Und sollt' es noch so teuer sein.“

Und sie genossen den edlen Nebenast getreu nach Mirza Schaffy's Predigt:

„Trink nie gedankenlos, und nie gefühllos
los trinke, —
Mach dich nicht allzu groß, und nie zu tief versinke.“

Wenn vor dir goldnen Scheines
Ein voller Humper blinkt:
Der ist nicht wert des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt.

Es liegt im Wein die Kraft
Des Schaffens, der Zerstörung, —
Zur Quelle wird sein Saft
Der Weisheit wie Veröhrung.

Doch ob er Diesem Reines
Und Jenem Trübes bringt, —
Der ist nicht wert des Weines,
Der ihn wie Wasser trinkt.“

Vor zwei Jahren traf ich in Adolph Georgs gemütlicher Weinstube einen alten Freund und ich plauderte mit ihm einige angenehme Stunden über alte Zeiten. Wir gedachten der Vielen, die in demselben Lokale manche Stunde verbracht; manche, um gesellige Geiterkeit zu finden; manche, um die Sorge zu

bannen, das Unkraut des Geistes. Schier der Hundert waren es, die einst häufige Gäste im selben Lokale gewesen und heute nicht mehr im Lande der Lebenden weilen, und wir leerten ein Gläschen zum Andenken an die kleine Schar guter Menschen und dabei griff ich nach einer Zeitung — ich weiß nicht warum, denn ich hatte kein Bedürfnis zu lesen — und mein Auge fiel auf die Nachricht vom Ableben Emil Höchsters. Nicht ohne Beklemmung dachte ich:

„Fallen seh' ich Zweig um Zweig —“

Wie lange wird es in unserem Lande noch solche gemüthliche Weinstuben geben?

„Das Alte stürzt, es ändern sich die Zeiten,

Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Was wohl aus den Ruinen unserer guten alten Weinstuben blühen wird? Wird der Geist, der einst das lebensfrohe Deutschthum Chicagos beseele, sein Wiedererwachen feiern? — Daß er wieder erwache mit all seinen Idealen — das wollte Gott!

Der Gedanke, eine Vereinigung der Deutschen in Chicago, wie in jeder Stadt mit einer größeren deutschen Bevölkerung, gibt es überdies Vereine, die sich auf die Pflege der deutschen Kultur widmen. Einen vornehmen, vielleicht den vornehmsten Platz unter diesen Chicagoer Vereinen nimmt der

Deutschamerikanische historische Gesellschaft von Illinois

ein, deren Vorsitzender, Professor Dr. Julius Gabel, bei im Auftrage der Gesellschaft neuer das Vorschau herausgegeben, in den wichtigsten Kreisen gelesen zu werden verdienen. Leider würdigt das Deutschthum die im höchsten Maße erspriechliche Tätigkeit der Gesellschaft nicht und verdankt viele ihr Besuchen hauptsächlich der Uninteressantesten Vorträge. Unter diesen Vorträgen ragt besonders der Präsident der Gesellschaft, Herr Dr. Otto E. Schmidt, heraus, für den die Deutschamerikanische Historische Gesellschaft von Illinois ein Lebenswort geworden zu sein scheint. Auf sein Wirken eingehend, schrieb ich vor einigen Monaten:

„Der Gedanke, eine Vereinigung der Deutschen in Chicago, wie in jeder Stadt mit einer größeren deutschen Bevölkerung, gibt es überdies Vereine, die sich auf die Pflege der deutschen Kultur widmen.“

Und so wie der Durchschnitte Deutschamerikaner die Geschichte seines Landes nicht kennt und daher auf der Vergangenheit bestehen sich seine Kräfte zur Abwehr unbewußter Angriffe herzuhalten vermag, genau so kennt der Durchschnittsamerikaner die allgemeine Geschichte der Menschheit nicht und kann demzufolge von geschichtlichen Leistungen nur zu leicht Irgeheißel werden. Es soll nicht verwundern, daß während des gegenwärtigen Bestehens der deutschen Bevölkerung nicht unterlegen wäre, würde er die eigene kleine eigene Geschichte und die Kulturen kennen, welche auf der einen Seite Deutsche, auf der anderen die Briten zu derselben geführt haben.

Und während ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, Bilder aus der Vergangenheit deutschamerikanischen Lebens aufzuheben und dadurch das Selbstbewußtsein der Deutschen in Amerika zu stärken, hat ein anderer Vortritt es sich zur Aufgabe gemacht, die Lehrer der amerikanischen Geschichtsforschung zu dem Zweck zu engagieren, die bedeutendste Jugend Chicagos bereit, mit der Geschichte Chicagos und des Staates Illinois bekannt zu machen.

Die Dame hat die Vorzüge bereit

Deutsche Kulturbestrebungen in Chicago.

Es gibt keinen einzigen deutschen Verein in Amerika, der, was immer seine besonderen Ziele sein mögen, sich nicht schon dadurch als deutscher Kulturfaktor in Amerika erwiese, daß er Deutsche zusammenhält. In der Pflege des deutschen Vereinswesens in Amerika kann man die Bürgschaft für die Fortdauer des Deutschtums in Amerika selbst dann erblicken, wenn, wie dies ja zuweilen leider geschieht, eine heranwachsende Generation die deutsche Sprache aus dem deutschen Verein zu verdrängen sucht. Selbst diese anglisierende neue Generation wird in dem Verein unwillkürlich an ihre deutsche Abstammung erinnert und das ist immerhin auch ein Erfolg. Und überdies befinden sich derartige Vereine glücklicherweise in der Minderheit. Die meisten deutschen Vereine sind deutsche Vereine.

In Chicago, wie in jeder Stadt mit einer größeren deutschen Bevölkerung, gibt es überdies Vereine, die sich ausschließlich der Pflege deutscher Kultur widmen. Einen vornehmen, vielleicht den vornehmsten Platz unter diesen Chicagoer Vereinen nimmt die

Deutschamerikanische historische Gesellschaft von Illinois

ein, deren Jahrbücher, Professor Dr. Julius Göbel hat im Auftrage der Gesellschaft heuer das fünfzehnte herausgegeben, in den weitesten Kreisen gelesen zu werden verdienen. Leider würdigt das Deutschtum die für dasselbe überaus erspriessliche Tätigkeit der Gesellschaft nicht und verdankt diese ihr Bestehen hauptsächlich der Opferfreudigkeit Einzelner. Unter diesen Einzelnen ragt besonders der Präsident der Gesellschaft, Herr Dr. Otto L. Schmidt, heraus, für den die Deutschamerikanische Historische Gesellschaft von Illinois ein Lebenszweck geworden zu sein scheint. Auf sein Wirken eingehend, schrieb ich vor einigen Monaten:

„Die meisten Wirren und Mißverständnisse sind ein Kind der Unwissenheit. Mancher Deutschamerikaner hätte sein Deutschtum niemals abgestreift, hätte vielmehr stets mit Stolz auf seine deutsche Abstammung hingewiesen, wären ihm alle die Wundertaten bekannt, welche von Deutschen in diesem Lande verrichtet wurden. Es gibt in der amerikanischen Geschichte nur wenige Blätter, auf welchen deutsches Wirken keine Spuren gelassen hätte. Amerikanische Geschichtsschreiber unterlassen es jedoch absichtlich, deutschen Helden den gebührenden Platz einzuräumen, und eine durchgreifende deutschamerikanische Geschichtsschreibung muß erst in Angriff genommen werden.

Und so wie der Durchschnitts-Deutschamerikaner die Geschichte seines Stammes nicht kennt und daher aus der Vergangenheit desselben sich keine Waffe zur Abwehr unberechtigter Angriffe herzustellen vermag, genau so kennt der Durchschnittsamerikaner die allgemeine Geschichte der Republik nicht und kann demzufolge von gewissenlosen Agitatoren nur zu leicht irrefeleit werden. Es darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß der Amerikaner während des gegenwärtigen Weltkrieges den britischen Verheerungen nicht unterlegen wäre, würde er die Geschichte seines eigenen Landes und die Rollen kennen, welche auf der einen Seite Deutsche, auf der anderen die Briten in derselben gespielt haben.

Und während ich es mir zur Aufgabe gemacht habe, Bilder aus der Vergangenheit deutschamerikanischen Lebens aufzufrischen und dadurch das Selbstbewußtsein der Deutschen in Amerika zu kräftigen, hat ein anderer Patriot es sich zur Aufgabe gemacht, die Tochter des amerikanischen Geschichtsforschers Adolph zu dem Zwecke zu engagieren, die heranwachsende Jugend Chicagos vorerst mit der Geschichte Chicagos und des Staates Illinois bekannt zu machen.

Die Dame hat die Vorträge bereits

ausgenommen, und während die hiesigen anglo-amerikanischen Zeitungen die Opferwilligkeit Dr. Otto L. Schmidts, der das Unternehmen aus Eigenem bestreitet, besingen, unterlassen sie es absichtlich, hervorzuheben, daß Dr. Otto L. Schmidt einer der unserigen, daß er ein Deutscher ist. Jeder Amerikaner sollte diesem Chicagoer deutschen Gelehrten Dank wissen dafür, daß er die Versäumnisse der Behörden gut zu machen und die Chicagoer Jugend vorerst mit der Stadt und mit dem Staat bekannt zu machen sucht, wo sie geboren wurde und zu leben gedenkt.

Aber Dr. Otto L. Schmidt, dem das Deutschtum in Folge seines unermüdligen und opferfreudigen Wirkens in der Deutschamerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois zu großem Danke verpflichtet ist, hat durch die Veranstaltung der Vorträge auch uns Deutschen einen großen Dienst erwiesen. Die Jugend wird im Verlaufe der Vorträge auch davon Kenntnis erhalten, daß die Deutschen im Staate Illinois Pionierarbeit verrichtet und zum wirtschaftlichen und kulturellen Ausbau des Staates und der Stadt wesentlich beigetragen haben.

Die Chicagoer Deutschen und die Deutschen von Illinois sollten aber die ersten sein, sich für die deutsche Vergangenheit in diesem Staate zu interessieren. Sie sollten die Arbeit und die Opferwilligkeit nicht einem einzigen Manne überlassen. Sie sollten sich der hiesigen deutschamerikanischen historischen Gesellschaft anschließen oder doch zumindest die Arbeiten derselben lesen, studieren. Im eigenen Interesse. Um unsere Stellung in der Bevölkerung behaupten zu können, müssen wir vorerst selbst wissen, wer und was wir sind, wer und was unsere Väter waren."

Dies soll an dieser Stelle mit allem Nachdruck wiederholt werden. Es geht wirklich nicht an, daß einzelnen Männern die Würden des Gesamtdeutschtums aufgeladen werden und die Deutschen die in ihrem Interesse verrichtete Arbeit nicht einmal entsprechend würdigen. Die

Arbeit der Leitung der Historischen Gesellschaft hat berechtigten Anspruch auf die werktätige Mithilfe oder doch zumindest auf das warme Interesse eines jeden Deutschen. Die Geschäfte der Gesellschaft besorgen die Herren: Dr. O. L. Schmidt, J. S. Dewes, S. von Waderbarth, A. Solinger, Ph. S. Dilg, S. W. Guttman, Max Baum, Heinrich Vormann, Dr. E. P. Raab, Fritz Meeres, E. W. Kallb und Rudolf Seisfert.

Das vorliegende „Jahrbuch“ der Gesellschaft ist eine Schatzkammer des Wissenswerten für jeden Deutschamerikaner, besonders in der Gegenwart. Man saugt aus demselben berechtigten Stolz auf sein Deutschamerikanertum, ob man sich nun in das Leben des feinfühligsten Franz Lieber oder des knorrigen Karl Heinzen vertieft, ob man die Reden von Karl Schurz und Franz Sigel oder den Briefwechsel zwischen Abraham Lincoln und Dr. Canisius liest.

Prof. Goebel hat mit der Herausgabe dieses Jahrbuchs der deutschamerikanischen Geschichtsforschung einen wertvollen Dienst geleistet, welcher am besten durch das folgende „Vorwort“ beleuchtet wird, das der verdienstvolle deutsche Gelehrte dem „Jahrbuch“ vorausgeschickt hat:

„Es ist nicht zufällig, daß der vorliegende Band des Jahrbuchs sich vorzüglich mit der deutsch-amerikanischen Geschichte des 19. Jahrhunderts beschäftigt. Wir amerikanischen Bürger deutscher Abkunft fühlen das Große, das die deutsche Volksseele in diesen Tagen des Weltkampfes durchschwingt, nicht nur darum so innig mit, weil uns die Bande des Blutes und des gemeinsamen Geistes mit der alten Heimat verknüpfen. Uns ruft die große Zeit zugleich auch die früheren Erhebungen deutschen Geistes in die Erinnerung: die Freiheitskriege, die politischen Gährungen der dreißiger Jahre und schließlich die deutsche Bewegung des Jahres 1848. Kein anderes Land der Welt ist von diesen großen nationalen Erhebungen, die Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts erlebte,

so tief und so bleibend berührt worden, als unser Land. Denn es waren die Führer und Träger jener nationalen deutschen Erhebungen, die zuerst als Einzelne, dann zu Hunderten und schließlich zu vielen Tausenden in Amerika eine neue Heimat und neue Wirkungskreise fanden und so eine Fülle vom Besten deutschen Geistes und deutscher Kultur in unser eigenes nationales Leben gossen.

Wenn die landläufige amerikanische Geschichtschreibung bis heute an dieser Tatsache vorübergeht, ja sie überhaupt nicht einmal in ihrer vollen Tragweite zu erkennen scheint, so beweist das den Provinzialismus ihres Gesichtskreises und ihren Mangel an historischer Einbildung. Um so mehr wird es darum zur Pflicht des deutschamerikanischen Historikers, den gewaltigen deutschen Einschlag im Kulturleben und in der politischen Geschichte dieses Landes bloß zu legen und an hervorragenden Gestalten und Erscheinungen darzustellen.

Nur der Kurzsichtige oder der Blinde kann erwarten, daß der heiße Pulsschlag deutschen Lebens, der die Millionen deutscher Einwanderer seit den Freiheitskriegen befeuert, plötzlich mit dem Eintritt in dieses Land erstarren müsse. Zum Glück für die Zukunft der amerikanischen Nation ist die begabte Umartung aller Volkselemente in den uniformen Typus englischer Färbung eine psychologische Unmöglichkeit, zumal beim Deutschen von ausgeprägtem Kulturbewußtsein. Wie fest aber gerade die politisch vom Vaterland Verfolgten und Verstoßenen, Männer wie Franz Lieber und Karl Schurz, Franz Sigel und Karl Heinzen, unbeschadet ihrer Treue gegen die neue Heimat, an den Kulturidealen des deutschen Volkes hielten, ja in ihnen die Quelle ihrer Kraft und ihres Wirkens fanden, davon legen die folgenden Aufsätze beredtes Zeugnis ab."

Germanistische Gesellschaft

heißt die andere Vereinigung, welche in ihrer Kulturthätigkeit, genau wie die Si-

storische Gesellschaft, auf die Opferwilligkeit Einzelner angewiesen ist. Glücklicherweise ist die Germanistische Gesellschaft nicht so sehr auf Lezer, wie auf Zuhörer angewiesen und zieht sie einen größeren Kreis zu den von ihr veranstalteten Vorträgen. Die Arbeit für die Abhaltung der Vorträge und für die Erhaltung der Gesellschaft bleibt aber immerhin auf einen engen Kreis beschränkt, in welchem Herr Architekt Louis Günzel als Sekretär der Gesellschaft eine besonders aner kennenswerte Tätigkeit entfaltet.

Seit Ausbruch des Krieges, welcher sogar wissenschaftlichen Männern den Kopf verdreht und denselben mit Vorurteilen gefüllt hat, hatte die Germanistische Gesellschaft gegen größere Schwierigkeiten zu kämpfen. Umso rühmlicher ist es, daß sie unentwegt festhielt an ihrem Ziele, den deutschen Gedanken zu pflegen und ihn auch und besonders in die amerikanische Welt hineinzutragen. Zu diesem Behufe wurden die von ihr veranstalteten Vorträge zum Teile in der englischen Sprache abgehalten und die Wirkung war in manchen Fällen eine augenblickliche.

Eine vorzügliche Arbeit verrichtete die Germanistische Gesellschaft auch mit der Herausgabe und Verbreitung von Broschüren in der englischen Sprache. Diese Broschüren befaßten sich in wissenschaftlicher Art vornehmlich mit dem europäischen Kriege und haben zur Beseitigung von Vorurteilen wesentlich beigetragen. Die siebzehn Broschüren werden nun in Form eines einheitlichen Bandes herausgegeben, dessen Verbreitung unter Nichtdeutschen jeder Deutsche als unerläßliche Pflicht erachten sollte.

Der Vortragszyklus des abgelaufenen Jahres nahm am 2. November seinen Anfang und endete am 25. April. In deutscher Sprache trugen vor: Prof. Eugen Kühnemann „Der deutsche Kulturgedanke“ und „Der russische Geist“, der Schriftsteller Eduard Goldbeck „Der unbekannte Bismarck“ und Prof. Runo

Meyer „Die Zukunft von Kultur und Wissenschaft.“

In englischer Sprache sprachen: Herr Louis Victor Saar „Johannes Brahms in His Songs“, Prof. W. W. Florer „The American Revolution by Word and Picture“, Herr Paul Reimers „Recital“, Prof. M. J. Bonn „The Future of International Trade“, der ehemalige Handelsminister Charles Nagel „The Following a United States“, Prof. Geo. D. Curme „German Culture from an American Point of View“, Prof. Runo Meyer „The Races and Languages of Great Britain“, und Prof. Ferdinand Schewill „Constantinople, its Past and Future.“

Für die kommende Saison 1916—1917 hat die Germanistische Gesellschaft weitgehende Vorkehrungen getroffen, um auf dem hohen Nivo zu bleiben, das sie im Laufe der Jahre erreicht hat. Als erste Vortragenden sind die Professoren Runo Meyer und Bonn und Richter Rippert gewonnen worden, welsch letzterer erst kürzlich von einer besonderen Mission aus Deutschland zurückgekehrt ist.

Kolumbia Damenklub.

In dem ersten „Jahrbuch“ beschrieb Frau Julie Bender die am 4. April 1893 erfolgte Gründung des Kolumbia Damenklubs, welcher in den letzten Jahren unter Leitung der Frau Konsul Berthold Singer, deren Nachfolgerin seit der letzten Generalversammlung Frau Dr. Jacques Solinger ist, einen hohen Aufschwung genommen hat und sich als Kulturträger ersten Ranges bewährt.

Die letzte Saison wurde am 7. Oktober mit einem Vortrag von Prof. Ernst Feise über „Die Kunst und das moderne Leben Deutschlands“ eingeleitet. Die Pianistin Frau S. Swarts sorgte für musikalische Genüsse und später trugen die Damen Köhler, Münch und Leich, begleitet von Hrl. von Naden, deutsche Lieder aus dem 16. Jahrhundert vor. In der Novemberversammlung sprach Prof. Dr. Julius Goebel über „Das

amerikanische Deutschtum und der neue Amerikanismus.“ Die Cellovorträge des Herrn Stöber in der meisterhaften Begleitung von Hrl. Eleonore Scheib hoben den Wert der Versammlung.

Im Monat Dezember sprach Prof. Paul S. Philipson von der hiesigen Universität über Heinrich Heine. Der musikalische Teil des Programms ruhte in den Händen der Damen Naomi Nager und Stella Naden. Die erste Versammlung im neuen Jahre war ein Mitgliedernachmittag. Hrl. Ottilie Miller eröffnete das Programm mit einem herrlichen Musikvortrag und Frau Richter Theodor Brentano, von Frau Geh-Burt begleitet, zeigte wieder ihre prächtige Gesangkunst, indeß Herr Paul Nenn seine Meisterschaft auf der Violine bewies. Frau Fred. Eberlein trug Gedichte von Frau Anna Kirchstein vor, Frau Clara Michaelis hielt einen Vortrag über unsere Jugend und Frau Emil Citel gab eine kurze Beschreibung ihrer Deutschlandreise.

„Deutsche Kultureinflüsse in Rußland“ betitelte sich der Vortrag, welchen Prof. Burin im Februar hielt; Herr Louis Kreidler von der hiesigen Oper, den Hrl. Jane McConnell am Klavier begleitete, erfreute die Versammlung mit Gesangsvorträgen. — Im März war der New Yorker Schriftsteller Urban Gast des Klubs. Er plauderte über „Ernstes und Heiteres aus der deutschen Literatur; Herr Collins unterhielt die Anwesenden mit Klaviervorträgen.

Erwähnenswert ist noch eine Abendunterhaltung, welche der Klub in den Räumen des Germania-Klubs veranstaltete. Hrl. Louise Fisch leitete den Abend mit Gesangsvorträgen ein, worauf von den Schauspielern des deutschen Theaters der Einakter „Lore, oder die Geschichte vom abgerissenen Knopf“ gegeben wurde. Frau Wegener trug ein von Frau Unger verfaßtes humoristisches Gedicht vor.

Rühmendwert ist auch das an anderer Stelle bereits hervorgehobene Vermöhen des Kolumbia Damenklubs um das deutsche Theater. Leider gelang es trotz der

Opfer nicht, das Theater in die richtigen Bahnen zu lenken, woran zum Teile auch der Umstand schuld trägt, daß man sich zumeilen zuviel um die Schauspieler kümmerte, worüber diese der Kunst und ihrer Pflichten vergessen zu dürfen glaubten.

In der im Mai abgehaltenen Generalversammlung schied Frau Verthold Singer aus Gesundheitsrücksichten von der Leitung des Vereins aus und wurde Frau Jacques Solinger zur Präsidentin gewählt. Unter dem neuen Präsidium brach im Monat Mai Hr. Dr. Alice Westerkamp aus Marburg über „Deutsche Waldschulen.“ Die Solistin des Tages war Hr. Wally Sepmann, eine ausgezeichnete Violinistin. Im Juni hielt Frau Emil Eitel einen aus dem Türkischen übersetzten Vortrag über „Maler und Halbmond,“ auch rezitierte sie einige zeitgemäße Gedichte von verschiedenen Autoren. Für die Zusammenkünfte in den Monaten Juli, August und September sorgten die Damen M. C. Büttner und Max Schuchardt. Der Schauspieler Max Jürgens trug in einer dieser Versammlungen Gedichte in meisterhafter Weise vor. — Für die kommende Saison hat die Klubleitung eine weitgehende Kulturthätigkeit in Aussicht genommen. Die Saison wird im Oktober mit einem Vortrag von Frau Anthon über ihre Erlebnisse in Indien eröffnet werden. Für weitere Vorträge haben sich vorläufig die Professoren George Edwards von der Northwestern University und R. Monin vom Armour Institut verpflichtet.

Die gegenwärtigen Beamten des Columbia Damenklubs sind: Frau Dr. Jacques Solinger, Präsidentin; Frau Marie Blanke, erste Vizepräsidentin; Frau S. Hemken, zweite Vizepräsidentin; Frau Fred Eberlein, prot. Sekretärin; Frau Dr. Adolf Gehrmann, korr. Sekretärin; Frau Wm. Sied, Schatzmeisterin; das Direktorium besteht aus den Damen: B. Listemann, P. Münch, Albertine Meixner, Wm. Kallb und L. Gannßlen.

Der Germaniaklub.

Dieser Klub war ursprünglich, vor fünfzig Jahren, als Germania Männerchor gegründet worden und hat sich als solcher mit der Pflege des deutschen Liedes begnügt, was immerhin keinen zu unterschätzenden Kulturwert bedeutet. Als und zu wurden auch wissenschaftliche und literarische Vorträge gehalten, doch stand dies eigentlich nicht als Programmpunkt in den Zielen, welche der Germania Männerchor sich gesteckt hat.

In den letzten Jahren wurde ein Komitee für deutsche Bestrebungen gegründet; dieses hat aber, falls wir richtig unterrichtet sind, seine Aufgabe nicht so sehr in der Förderung deutscher Kultur, als vielmehr darin gesucht, aus dem öffentlichen Leben der Stadt Chicago deutschfeindliche Einflüsse zu beseitigen und in derselben Deffentlichkeit dem Deutschtum Geltung zu verschaffen.

Als Professor Eucken hierherkam, wurde über Anregung einiger opferfreudiger Herren in den Klubräumen der „Germania“ eine Reihe von Vorträgen gehalten, die sich eines großen Zuspruchs erfreuten. Aus diesen Vorträgen ging die Germanistische Gesellschaft hervor, deren Tätigkeit ich bereits gewürdigt habe.

In der „Germania“ selbst sah man von der Abhaltung weiterer Vorträge ab, bis endlich das Kriegsjahr auch diesen Klub zu erneuter Kulturthätigkeit anspornte. Es wurden im letzten Jahre im Klub viele Vorträge gehalten, welche nicht nur von den Mitgliedern des Klubs angehört wurden. Mehrliche Vorträge werden, wie verlautet, auch in der kommenden Saison veranstaltet werden, wodurch dieser vornehme Klub, an dessen Spitze gegenwärtig der unermüdlische Schulrat Ernst N. Krütgen steht, sich wieder einen Platz unter den ernstesten deutschen Kulturfaktoren der Stadt Chicago sichert. Herrn Krütgen gebührt überhaupt das Verdienst, daß der Germania-Klub, dem die neuere Generation trotz seines Namens einen englischen Anstrich

geben möchte, seinen deutschen Charakter voll und ganz beibehalten hat und hofentlich auch in der Zukunft beibehalten wird. Hierfür spricht die heuer in besonders imponierender Weise abgehaltene Feier des Geburtstages des deutschen Kaisers. Ich habe dieses Festes an anderer Stelle ausführlich gedacht und auch die Reden des Präsidenten Krütgen und des Festredners Professor Kühnemann wiedergegeben.

Den Germanienklub und durch den deutschen Damenklub zu Tage getreten sind. Dieser Abchnitt sei den nennenswerten gesellschaftlichen Ereignissen gewidmet, die ja auch ein Teil deutschen Lebens sind und nicht vergessen werden sollen. An erster Stelle sei das

Mitwirkungsorgane

genannt, das im Auditorium sitzgesunden hat und in welchem Schillers „Lied von der Glode“ in einer grandiosen Aufführung zur Aufführung gelangte.

Von der Aufführung kann nur in Ausdrücken der höchsten Anerkennung gesprochen werden: Sie war eine vollendet. Aber die ungemeinen Schwierigkeiten zu erröthen vermögen, die der Vortrag des Chors übertrug, hat, der auch nach dem Erscheine des heiligen Vollen dem zu sprechen, die mit ihrem Fleiß und unermüdblicher Ausdauer den musikalischen Gen von der „Glode“ groß und stolz und schön ausgerichtet haben. Die höchste Anerkennung gebührt vor allen den Damen und Herren vom „Chicago Singverein“, sowie seinem bewährten Dirigenten, Herrn Wilhelm Wöppler. Noch immer und stets hat der genannte Verein seine besten Kräfte hergegeben, wenn es galt, im Dienste der Wohltätigkeit und des Oesterthums sein goldenes Eiferseins der Kunst beizutragen, und seine Schaffenskraft und Tüchtigkeit hat sich schon oft und mehrmals zu den höchsten Leistungen hervorgelebt.

Und verdienter Vorplatz gebührt auch dem hervorragenden Dirigenten, Herrn Wilhelm Wöppler, der vermöge seines

Vorträge haben in der letzten Saison gehalten die Professoren Kühnemann und Scherger, Herr Eduard Goldbach und Frau Matheis aus Davenport, Iowa. An jedem Vortragsabend hat natürlich auch der Männerchor des Klubs mitgewirkt, und wo das deutsche Lied so mächtig und so herrlich erklingt, wird auch das deutsche Wort, der deutsche Gedanke nicht aussterben.

Im Germanienklub lang mit ihrer beider künstlerischen und reichen Sopranstimme die wunderbaren Übergänge, die oft große Anforderungen an die stimmliche Ausdauer stellen. Ueber eine wundervolle weiche Altstimme bezaugt Josephine Frances Ingram, die ebenfalls einen außerordentlichen Reiz ihrer wunderschönen Singstimme liebt. Ständischer Beifall bezaugt die beiden Sängerinnen für den hohen Genuss, den sie den Zuhörern spenden.

Seit hervorragende Solosänger bezaugten die Anwesenden in den Herren Warren Proctor und Charles H. Clark, die auf der Höhe ihrer Kunst mehrerlei Gesänge lieferten. Mit großer Kraft und großer Lust bezaugte Herr William Widdelbauer die Orgel, und der Orchesterpart wurde von 20 Mitgliedern des Chicagoer Symphonie-Orchesters geleitet.

Das Ganze war mit Göttern nicht bezaugt und der Erfolg war durchschlagend. Das Publikum genoss das wundervolle Spiel in vollen Zügen und gab seiner Anerkennung bezaugten Ausdruck.

Nachfolgende Komitees haben sich um die Vorbereitung des Musikabends bemüht:

Empfangskomitee von jungen Damen: Marie Gatter, Irma Weidell, Marie Gatter, Reide Krüger, Evelyn Denter, Carola Kuhlert, Adele Kewenow, Martha Denter, Camilla Denter, Louise Kewenow, Agnes Kewenow, Corrie Denter, Caroline Alexander, Clara Kewenow, Helene Kewenow, Emma Kewenow, Ella Kewenow, Alice Kewenow, Clara Kewenow, Corrie Denter, Marie Denter, Olga

Gesellschaftliche Ereignisse im Chicagoer Deutschthum.

Der politischen Stellungnahme der Deutschen von Chicago ist an erster Stelle dieses „Jahrbuchs“ in möglichst ausführlicher Weise gedacht worden. An anderer Stelle befaßte ich mich mit den Kulturbestrebungen der Deutschen Chicagos, wie sie besonders durch die Historische Gesellschaft, durch die Germanistische Gesellschaft, durch den Germania-Klub und durch den Columbia Damen-Klub zu Tage getreten sind. Dieser Abschnitt sei den nennenswerten gesellschaftlichen Ereignissen gewidmet, die ja auch ein Teil deutschen Lebens sind und nicht vergessen werden sollten. An erster Stelle sei das

Altenheimkonzert

genannt, das im Auditorium stattgefunden hat und in welchem Schillers „Lied von der Glocke“ in Max Bruchs Vertonung zur Aufführung gelangte.

Von der Aufführung kann nur in Ausdrücken der höchsten Anerkennung gesprochen werden: sie war eine vollendete. Wer die ungeheuren Schwierigkeiten zu ermessen vermag, die der Komponist dem Chor übertragen hat, der muß nach dem Erfolge das höchste Lob allen denen zusprechen, die mit eisernem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer den musikalischen Bau von der „Glocke“ groß und stolz und schön aufgerichtet haben. Die höchste Anerkennung gebührt vor allen den Damen und Herren vom „Chicago Singverein“, sowie seinem bewährten Dirigenten, Herrn Wilhelm Vöppler. Noch immer und stets hat der genannte Verein seine besten Kräfte hergegeben, wenn es galt, im Dienste der Wohltätigkeit und des Opferthums sein goldenes Scherflein der Kunst beizutragen, und seine Schaffenskraft und Tüchtigkeit hat sich schon oft und mehrmals zu den höchsten Leistungen hervorgetan.

Und verdienter Applaus gebührt auch dem hervorragenden Dirigenten, Herrn Wilhelm Vöppler, der vermöge seines

feinen Tactes und seiner Anpassungsfähigkeit dem Chicago Singverein jenen glanzvollen Anstrich gegeben hat und ihn auf jene Stufe des Erfolges gehoben hat, die ihm wiederum den schönsten Vorbeerr einbrachte.

Zu dem großen Werke haben auch hervorragende Solisten mitgewirkt. Fräulein Virginia Listemann sang mit ihrer vollendeten künstlerischen und reinen Sopranstimme die schwierigen Uebergänge, die oft große Anforderungen an die anmutige Künstlerin stellten. Ueber eine wundervolle weiche Altstimme verfügt Fräulein Frances Ingram, die ebenfalls einen unbefristeten Beweis ihrer vollendeten Sangeskunst liefert. Stürmischer Beifall belohnte die beiden Sängerrinnen für den hohen Genuß, den sie den Zuhörern spendeten.

Zwei hervorragende Solofänger begrüßten die Anwesenden in den Herren Warren Proctor und Charles W. Clark, die auf der Höhe ihrer Kunst meisterhaften Gesang lieferten. Mit geübter Hand und großem Tact beherrschte Herr Wilhelm Middelschulte die Orgel, und der Orchesterteil wurde von 50 Mitgliedern des Chicagoer Symphonie-Orchesters glänzend ausgeführt.

Das Haus war mit Gästen dicht besetzt und der Erfolg war durchschlagend. Das Publikum genoß das wundervolle Werk in vollen Zügen und gab seiner Anerkennung begeisterten Ausdruck.

Nachstehende Komitees haben sich um die Vorbereitung des Musikfestes verdient gemacht:

Empfangskomitee von jungen Damen: Marie Gatter, Irma Kröschell, Viola Gatter, Nelda Kemper, Evelyn Damer, Carola Nubstrat, Adele Freyfein, Martha Harnisch, Camilla Bunte, Pauline Freyfein, Agnes Rüdler, Harriet Schrader, Caroline Alexander, Clara Helmke, Helene Noehn, Germa Noehn, Elm Wittmeyer, Alice Kröschell, Clara Fiedler, Gretchen Stren, Marie Wiener, Crifa

Wiener, Albertine Gethich, Mildred Bartling, Minna Schick, Edna Mai, Florence Mai, Marie Engel, Mabel Berger, Ida Mayer, Martha Sander, Norma Schottbauer, Cecillie Heilbronn, Frieda Schuchardt, Margarete Müller, Alma Staedter, Gertrude Nizze, Elise Mendina, Gretchen Perez, Leonore Rastler, Clara Müller, Eleonore Masilow, Ada Streibert, Alma Alpers, Myrtle Alpers, Margarete Veil, Julia Dechert, Josephine Janta, Louise Gehm, Amanda Heberlein, Irma Kasehagen, Frieda Martini, Bernice Ostell, Helene Saltiel, Anna Strauß, Erna Schrader, Martha Strazburger, Florence Windgassen, Myrtle Wolff, Catharine Danek und Gretchen Vender.

Arrangements - Komitee: Herr Ernst Aruetgen, Vorsitzender; Frau Clara Rehtmeyer, Frau S. Heißler, Frau C. Eberlein, Frau M. Leich, Frau G. Rofkener, Frau A. D. Blaid, Frau S. W. von Wyjow, Frau C. Klaas, Frau M. Temes, Frau C. Goefer, Frau B. Mai, Frau C. Hemming, Frau S. Ober, Frau S. Chatroop, Frau S. Merker, Frä. A. Suergens, Frau M. Treulieb, Frau Muend, Frau C. Frankenhuis, Frau S. Eiseremann, Frau M. Riesling, Frau J. L. Roehn, Frau D. Roeschell, Frau P. Mueller, Frau C. Heiß, Frau A. Schmutz, Frau C. Meier, Frau A. Wiener, Frau Hermann Meyer, Frau C. Lorens, Frau P. Pfister, Frau C. W. Ralb und Frau C. Eridsen.

Logenkomitee: Frau S. A. Kirchhof, Vorsitzende; Frau M. Leich, Frau C. Sippel, Frau A. Grassi, Frau A. Madlener, Frau W. Scipp, Frau A. Schaedler, Frau S. Heißler, Frau A. Singer, Frau J. Doeb, Frau A. Schmidt, Frau M. Kemper, Frau J. Schrader, Frau W. A. Wieboldt, Frau J. Stern, Herr Chas. Wacker und Herr Louis Sala.

Musikkomitee: Frau Alma Koehler, Vorsitzende; Frau Charles Vender, Frau A. Wegener, Frau S. Muend, Frau Boos-Zucker, Herr William Weppler, Herr C. Aruetgen, Herr T. Weber und Herr J. Koelling.

Preßkomitee: Frau John Unger, Vorsitzende; Frau Clara Rehtmeyer, Herr John Koelling und Herr Geo. von Majow.

Jubelfeier der deutschen evangelischen Synode.

Die Jubelfeier des 75-jährigen Bestehens der deutschen evangelischen Synode von Nord-Amerika wurde in der Orchesterhalle von den Chicagoer Gemeinden der Synode auf weisevolle Art begangen. So viele Mitglieder, wie die Bühne, Saal und Gallerien zu fassen vermochten, wohnten der Feier bei und erbauten sich an geistlichen Gesängen, an Worten der heiligen Schrift und der Redner, welche der Bedeutung des Tages Worte verliehen, und legten auf's Neue das evangelische Glaubensbekenntnis ab. Eine weisevolle Feststimmung lag über der großen Versammlung deutscher Männer, Frauen und junger Leute; freudig waren alle gekommen, erquid und erhoben verließen sie das Haus, als die schöne und denkwürdige Feier vorüber war.

Als die Türen geöffnet wurden, warteten auf der Bühne schon die Mitglieder der vereinigten Kirchensöhre, ihr Chormeister Josef Arthurr Schwiderrath, das Chicagoer Symphonieorchester und Organist Theodor Scheerer auf die Gemeinde. In kurzer Zeit war jeder Sitz im Hause besetzt, und zu den feierlichen und doch lebhaft-feurigen Klängen des Priestermarsches aus Mendelssohn's „Athalia“ betrat die Geistlichkeit der Gemeinden unter Führung von Synodalpräsident Pastor John Valter aus St. Louis und des Festleiters, Pastor Jakob Pfister von der hiesigen St. Pauls-Gemeinde, die Bühne, um auf den vorderen Stuhlreihen Platz zu nehmen.

Nach kurzen, mit Gebet abschließenden Begrüßungsworten des Festleiters stimmte die Versammlung den Gesang „Herr, Dein Wort, die edle Gabe“ an, worauf der Vizepräsident der Synode, Dr. Daniel Frion aus Elmhurst, Ill., der andächtig lauschenden Menge den 46.

Halm: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke in den großen Nöten, die uns betroffen haben“ vortrug. Hieran schloß sich Mohrs „Preis sei Dir, Herr,“ geimngen vom Massenchor.

Es trat nun der feierlichste und erhebendste Augenblick der ganzen Feier ein, indem die gesamte Gemeinde sich von den Sitzen erhob und unter Führung von Pastor Niedergeßäß aus Blue Island das von Martin Luther verfaßte evangelische Glaubensbekenntnis mit lauter und von innerster Ueberzeugung durchwehter Stimme sprach, von sanftem Orgelspiel begleitet. Unmittelbar daran schloß sich das Responsorium „Ehr' sei dem Vater und dem Sohne,“ worauf Pastor F. Lueder aus Deerfield, Ill., das Wort der Bibel, welches die Synode sich zum Motto erwählt hat und das im 4. Kapitel des Epheserbriefes, 1 bis 6, zu finden ist, den Hörern in die Erinnerung zurückrief. Ein weisevolles, von Pastor G. F. Lambrecht von der hiesigen St. Peters-Gemeinde gesprochenes Gebet folgte, und dann gab die Gemeinde ihren Dankesgefühlen in dem evangelischen Kernliede „Nun danket alle Gott“ begeisterten Ausdruck.

Pastor Valher's Predigt.

Veredte und eindrucksvolle Worte über „Die evangelische Synode, ihren Anfang, ihr Bekenntnis, ihre Aufgabe und ihre Unterstützung“ richtete Synodalpräsident Pastor John Valher an die Gemeinde. Er erinnerte daran, daß der Name der Organisation ursprünglich „Kirchenverein des Westens“ gewesen, jetzt aber „Evangelische Synode von Nord-Amerika“ sei,—schon diese Namensänderung weise auf den großen Fortschritt hin, den die vor 75 Jahren am oberen Mississippi von einem Säuflein armer aber glaubensstarker Männer gegründete Vereinigung gemacht habe. Diese Männer hätten den 23 Jahre zuvor von Preußens König verkündeten Grundsatz, daß der Streit zwischen den verschiedenen protestantischen Richtungen aufhören und eine allge-

meine evangelische Kirche entstehen müsse, nach dem Besten verpflanzt und das evangelische Glaubensbekenntnis zur Grundlage ihrer Bestrebungen gemacht. Die Kraft dieses Bekenntnisses sei es gewesen, welche die Synode zur Anerkennung und Achtung und auch in Harmonie mit der deutschen Landeskirche gebracht habe.

Eine schwere Aufgabe sei die Verpflanzung gewesen, denn es galt, die Gefahr zu vermeiden, in starre Formen ohne Denkfähigkeit zu geraten, und da sei denn das lebendige Wort Gottes die Rettung gewesen.

Die Aufgabe der Synode habe von je in der Predigt gelegen, die Predigt habe die evangelische Kirche in diesem Lande möglich gemacht; ihre Aufgabe sei, das Evangelium rein, klar und deutlich den Menschen zu bringen. Der Redner wies sodann auf das Predigerseminar zu Elmhurst und seine Wichtigkeit für die Predigt, die innere und die äußere Mission hin und sagte, daß jedes einzelne Kirchenmitglied gebraucht werde zur Erfüllung der Aufgabe, die der Kirche und der Synode gestellt sind. Die letztere sei noch lang nicht am Ende ihrer Ziele, aber die Tatsache, daß sie in 75 Jahren aus kleinsten Anfängen sich zu einer Körperschaft mit 1400 Gemeinden, über 1000 Pastoren, mehreren hunderttausend Sonntagsschülern und auch einem Organ, dem „Friedensboten“, mit über 30,000 Auflage entwickelt habe, lasse sie getrosteten Mutes in die Zukunft schauen.

Nachdem der Chor und als Solist Herr Walter A. Diederich Mendelssohn's „O come, let us worship“ gesungen, hielt Pastor Theophilus F. Rode aus Buffalo, N. Y., die englische Predigt, welcher er den Text Matthäus 6, 10 zugrunde legte: „Dein Reich komme.“ Der Predigt folgte der Massenchor „Lobet den Herrn“ von Randegger. Während Herr Schweizer Weber's Jubelouvertüre auf der Orgel vortrug, wurde eine Kollekte veranstaltet.

Ein von Pastor L. Rohlmann von der hiesigen Friedens-Gemeinde gesprochenes Schlußgebet, der allgemeine Gesang von „Ach sei mit Deiner Gnade“ und der Segensspruch des Festleiters bildeten den Schluß der erhebenden Feier; unter den Orgelklängen des Marsches aus Meyerbeer's „Prophet“ löste sich die Versammlung auf.

Festversammlung des deutschen Sprachvereins.

Der Zweigverein Chicago des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins feierte im Hotel Kaiserhof durch eine Festversammlung und ein Abendessen den Beginn seiner Winterarbeit. Zahlreich hatten sich die Mitglieder und Fremde des Vereins eingefunden, nicht nur, um durch ihre Gegenwart ihr Interesse an der so wichtigen und hohen Aufgabe, die sich derselbe gestellt, zu bekunden, sondern auch, um dem angekündigten Vortrag Prof. Dr. Julius Goebel's von der Illinois Universität zu lauschen.

Der Vorsitzende Dr. M. Niven eröffnete die Versammlung durch eine Ansprache, in welcher die Deutsche Sprache als das Band gekennzeichnet wurde, das alle Deutschen auf dem weiten Erdennrund zusammenhält, mögen sie durch Stamm, Land oder Glauben noch so sehr getrennt sein. Der Völkerkrieg, so führte Dr. Niven aus, hat dieses Band gefestigt und es zu Wege gebracht, daß auch die Deutschen Chicagos sich mehr als je der lieben Muttersprache als Umgangssprache bedienen und sich des unvergleichlichen Wertes ihrer Sprache bewußt werden. Die Begründung des Deutschen Sprachvereins war die nächste Folge, war ein Ausdruck des erwähnten Sprachgewissens.

Prof. Dr. Julius Goebel von der Staatsuniversität Illinois war der erste Redner. Dr. Goebel hatte als Gegenstand „Deutsche Sprache und Deutsche Kultur“ gewählt.

Der Redner wies auf die heutige

Zeit und ihre gewaltigen Vorgänge hin, die uns zwingen zurückzublicken auf die Vergangenheit, auf die Geschichte des deutschen Volkes, die uns heute mehr wie je als Wirklichkeit erscheint. Das Kleine, Zeitliche, Vergängliche, das Vorüberziehende scheint wie weggewischt, während das Feste, das Bleibende uns aus der Ferne grüßt. Auch die Bestrebungen dieses Sprachvereins sind nicht neu. Schon Opitz, ein längst fast der Vergessenheit verfallener schlesischer Dichter des 17. Jahrhunderts wies auf die Verwilderung der „Deutschen Sprache“ hin. Die deutsche Sprache ist die Trägerin des deutschen Geistes, dem die Kraft der Wiedergeburt, die Kraft sich zu erneuern und verlorenes Wesen wiederherzustellen, innewohnt. Was für den einzelnen das Gewissen, ist für das Volk die Geschichte, und alle unsere Dichter weisen auf diese wunderbare Macht der deutschen Sprache hin. Als zur Zeit des tiefsten Niederganges des Volkes, zur Zeit des 30-jährigen Krieges das Volk von 18 auf 4 Millionen zusammenschmolz, war es die deutsche Sprache die dem Volke die Kraft gab sich zu erheben. Fürsten und Bürger vereinigten sich zur Wiederbelebung und Reinigung der deutschen Sprache. Der Gedanke des ersten deutschen Wörterbuches, der ersten Literaturgeschichte von Schottel entstand und Leibniz nannte es den „unvergesslichen Gedanken der teutschen Hauptsprache.“ Für ihn war sie der Prüfstein der Wahrheit. Wo man Schamhaftes, Phantastisches bezeichnen wollte, da gebrauchte man ein Fremdwort und nur was klar und wahr war, bezeichnete ein deutsches Wort. Fichte, einer der bedeutendsten Kämpfer für die Reinhaltung der deutschen Sprache, besonders im 3. und 4. Bande seiner „Reden an die deutsche Nation“ wird heute in Massen verkauft und sogar von unseren Feldgrauen in den Schützengräben gelesen: ihn sollten sie lesen um den Ursprung des deutschen Geistes, seines innersten Wesens kennen zu lernen. Schiller sagt: „Die Sprache ist ein herrlicher Spiegel.

der, wenn wir hinein blicken, uns das Bild unseres Wesens zurückwirft."

Der Redner erläuterte durch Beispiele den Unterschied der deutschen von jeder anderen Sprache und zeigte wie schon im Wort das Bild, das es bezeichnet ausgedrückt ist, wie in „Böhtätigkeit“, während das englische „beneficial“ nichts bedeutet.

In gleicher Weise führte Herr Dr. Goebel Redensarten als Beispiele an. In diesen Ausdrücken liegt das Gemüt und Empfinden des Volkes, aus dessen Mitte sie entstanden sind und zu deren Entstehen die Frauen zum großen Teil beigetragen haben. Die Dialekte bringen uns ins Vaterhaus zurück und es ist ein Verbrechen, wenn die Verbindung mit dem Vaterhaus durch die Schule zerschnitten wird. Die deutsche Sprache ist das Mittel für die Ausbreitung deutscher Kultur. Der Redner möchte für Kultur, ein Wort das uns hier von Feinden als Vorwurf und Anklage entgegengehalten wird, lieber „Bildung“ sagen. Die deutsche Sprache ist das Schatzhaus, das Gefäß, das das beste Menschentum einschließt, das wirkliche, höchste Menschentum in der Volksart. Und dies Ideal will ich für kein anderes, fremdes eintauschen, denn zur Bewahrung des Besten gehört die Sprache. Der Reichtum den die deutsche Sprache im Sprichwort, im Volkslied besitzt, der durch Klopstock, Schenkendorf, Arndt zum Ausdruck gebracht wurde, läßt uns fühlen, daß wir in ihren Dichtungen uns „zu Hause“ befinden.

Diese Gefühle standen hinter der Gründung des Sprachvereins und ihm wünscht der Redner ein fröhliches Gedeihen. Mit unserer Sprache, mit unseren Liedern, mit unserer Musik bringen wir dem Volk dieses Landes was es nicht hat, und deshalb sollen wir festhalten an unserer deutschen Sprache. „Wie der verflucht ist, der seinem Vater und seiner Mutter flucht, so soll auch der verflucht sein, der seiner Muttersprache flucht.“ Mit diesen Worten schloß der

Redner seinen mit vielen Beifall aufgenommenen Vortrag.

Frau Dr. Strauch erregte die Veranstaltung durch Vortrag zweier Schumann Lieder, für die sie reichen Beifall erntete.

Frau Clara Nehtmeyer, die Vorsitzende des Altenheims, dankte dem Redner und versprach der guten Sache ihre kräftigste Unterstützung zu geben.

Die Herrn Bunte Bros. hatten für die Damen eine reizende Ueberraschung gesandt, die in hübschen, mit feinsten Schokolade gefüllten Kästchen bestand.

Unter den Anwesenden befanden sich Herr Baron von Reismwiz, der deutsche Konsultatsverweser, Dr. Rellu der österreichisch-ungarische Vizekonsul, Herr Horace L. Brand, Herr Pfarrer Wölgarten, Herr Harry Rubens und eine große Anzahl bekannter Damen und Herren der deutschen Gesellschaft der Stadt.

Festessen zu Ehren von Dr. Hexamer.

Es war eine zahlreiche Gesellschaft von Herren, die sich im Saal des Kaiserhofes zum Ehrenbankett für den Präsidenten des Deutschamerikanischen Nationalbundes, Herrn Dr. C. F. Hexamer, eingefunden hatten. Herr Fred Walther, der Präsident des Chicago Stadtverbandes, stellte der Gesellschaft erst den Ehrengast und dann Herrn Rubens vor, der den Gast begrüßte.

Herr Harry Rubens.

„Der Deutschamerikanische Nationalbund ist ein Stück amerikanischer Geschichte, der Geschichte seines Gründers, unseres Ehrengastes Herrn Dr. Hexamer, der keine Zeit, keine Mühe, keine Opfer an Geld und Arbeit gespart hat, um das Schiff, dessen Steueremann er ist, durch Sturm und Wogen sicher zu leiten und zu führen, sodas heute das Amerikanertum deutscher Abkunft stolz auf das Werk seines Führers, stolz auf seine Leistungen schauen und denken kann. Wie notwendig gerade in dieser schweren Zeit der kluge Führer ist, wie wir ihn in unserem Ehrengast besitzen, betonte Herr Rubens, indem er

auf dessen Ruhe und Selbstbeherrschung hinwies und führte das Beispiel Bismarcks an, der nach Königgrätz in seiner weitsichtigen Klugheit das heutige geeinigte Deutschland in der Waffenverbrüderung mit Oesterreich voraus sah und dafür bis zur Gefahr des eigenen Lebens kämpfte, den geschlagenen Feind nicht demütigen, sondern gewinnen wollte und gewonnen hat. Man versucht auch hier, uns Deutschamerikaner durch bezahlte Unruhestifter zu reizen, aber so lange wir Herrn Heyamer an unserer Spitze haben, brauchen wir diese nicht zu fürchten.

Herr Fred Walther stellte nun den Ehrengast vor.

Herrn Dr. C. J. Heyamer's Rede.

Wir leben unter ganz merkwürdigen, wunderbaren Verhältnissen, und wenn ich das Volk dieses Landes nach den anglo-amerikanischen Zeitungen beurteilen würde, so wäre ich in Gefahr, annehmen zu müssen, daß das ganze Land ein Narrenhaus ist. Aber nach reiflicher Ueberlegung habe ich gefunden, daß es dasselbe vernünftige Volk von ehemals ist und daß es sich des an ihm von diesen Zeitungen verübten Betruges wohl bewußt ist; ja es fängt schon an seinen Sumor an ihnen zu üben und nennt die Affies—Affies. Man schämt sich des elenden Waffenschachers, aber man meint, man müsse ihn fortführen, wolle man die Neutralität nicht verlegen. Wir Deutschamerikaner haben eine große Aufgabe in diesem Lande, nämlich die 2000-jährige Kultur unseres Heimatlandes auf dieses unser Adoptiv-Vaterland zu übertragen. Ich war noch ein junger Mann, als ich von Dr. Eisenacker und Dr. Kessler in die Bestrebungen für ein geeintes Deutschamerikanertum hineingezogen wurde, und am 6. Oktober 1883 wurde der erste „Deutsche Tag“ gefeiert und vor siebzehn Jahren in Philadelphia der „Deutschamerikanische Nationalbund“ gegründet.

Es ist ein unnatürlicher Zustand, in dem wir heute leben. Statt daß der

Landesvater die verschiedenen Völker seines Landes zu vereinen bestrebt sein sollte, ist er es, der Zwietracht sät und Haß schürt. Ein französischer Freund sagte mir einst, Amerika sei keine Nation, sondern ein Suppenkessel, in den der Abfall aller Nationen geworfen worden sei. Ich bewies ihm jedoch, daß er in großem Irrtum sei, denn nicht Abfall, sondern das beste, stärkste Fleisch aller Völker sei zu dieser Kraftbrühe hinzugegeben worden und dieselbe sei so kräftig, so edel, daß sie die ganze Welt veredeln werde.

Aber Alles muß vermieden werden, was den Massenhaß schüren könnte, mag er sich richten gegen wen er wolle, das ist unsere Pflicht. — Man sagte uns und offen, denen hier die Verhältnisse mißfallen: Geht, wenn es euch nicht gefällt. Nun, um Eines zu erwähnen: Deutsche halten 522,000 Farmen mehr, als alle anderen Nationen zusammengekommen.

Nein, wir wollen dieses herrliche Land nicht verlassen, aber wir wollen alles tun, um es ein für alle mal vom englischen Joche loszureißen. Dadurch, daß vom Bundesobergericht die Trusts verboten wurden, statt sie, wie es in Deutschland geschah, unter Kontrolle zu stellen, schuf man hier die „Selling Companies“, wodurch die Kapitalien in einen „Anglo-American Money Trust“ unter Morgan's Leitung zusammengepackt wurden. Herr Morgan ist der Fiskal-Agent Englands; das dürfte ein Deutscher für Deutschland zu unternehmen nicht wagen.“

Hierauf beschrieb Redner, in welcher Weise England den Handel Amerikas kontrolliert, wie nur mit Bewilligung des englischen General-Konsuls Waren versandt werden dürfen und dann noch nicht in die Hände der Verkäufer gelangen, sondern neutrale Schiffe unter neutraler Flagge an neutrale Länder bestimmt, von England einfach abgeliefert werden. Und das ist die amerikanische Freiheit, die unbehindert durch unsere schwächliche Regierung von England durch den Not geschleift wird.

Wir sind stolz auf unsere Geschichte, nicht nur die der Vergangenheit, sondern auch der Gegenwart. Wir sind stolz auf die Faktoren, aus denen heraus diese Geschichte geboren wurde:

Wir sind stolz auf das edle Geschlecht unserer Frauen.

Auf das deutsche Gemüt, auf das was wir Gemütslichkeit nennen.

Auf die deutsche Gemütsstiefe, auf die Vorgänge in der deutschen Seele, auf alles was gut, was schön, was edel ist.

In wundervoller Weise beschrieb der Redner das deutsche Weib, in ihrer Treue, in ihrer Pflichterfüllung, ihrem Opfermut, ihrer Kindes- und Gattenliebe und besonders heut in ihrem festen Mut, das Schmerzlichste zu tragen. Er wies auf das zarte, sinnige Empfinden des deutschen Kriegers hin, der selbst im Schützengraben es sich gemütslich mache.

Wir wollen einig, einig, einig sein. Wir bedürfen keines herrlicheren Monumentes als das des deutschen Mitterleins, das das Beste uns gelehrt, das heiligte uns ins Leben mitgegeben, und das wollen wir dem amerikanischen Volke bringen.

Inbelsiezer des Pastors Rudolph A. John.

Das war eine außerordentliche Ueberraschung, die der „Men's Club“ der St. Pauls-Kirche ihrem Pastor Rudolph A. John bereitet hatte, als er sein Jahresfestessen zur Feier des 30-jährigen Amtsjubiläums des beliebten Seelsorgers gestaltete. In den festlich geschmückten Räumen des zur Kirche gehörigen Gebäudes hatten sich etwa 350 männliche Mitglieder und Freunde der Gemeinde versammelt, um nicht nur das Jahresfest des Clubs, sondern auch den Ehrentag des Pastors zu feiern. — Unter den Klängen des Orchesters unter Leitung Herrn Jos. A. Schwiderath, wurde das vom Damen-Gesangsverein der Gemeinde bereitete Festessen eingenommen und die Bedienung bei demselben wurde von den Mitgliedern der verschiedenen „Leagues“ der Jugend und den

Chormitgliedern aufs Beste besorgt. Nach Schluß desselben begrüßte der Präsident des Clubs, Herr J. J. Gaake, die Gäste in ausdrucksvollen Worten, in welchen er nicht nur auf die Tätigkeit Pastor Rudolph Johns speziell, sondern auch auf die Macht der Religion hinwies, die unter des Pastors treuer Arbeit der St. Pauls-Kirche die Stellung gebracht, deren sie sich heute unter den Kirchen der Stadt rühmen darf. Dann sprach er über die Aufgabe des Clubs, die darin besteht, in ihm das Beste im Denken, im Charakter und im treuen Glauben der Väter zu stärken und zur Tat reifen zu lassen und mitzuhelfen an der Erreichung des Zieles, das sich der Club gesetzt und das ausgedrückt ist in seinem Motto: „Für Männer und was eines Mannes wert ist!“

Herrn Gaake folgte, von ihm der Versammlung vorgestellt, Herr A. P. Sumburg, der, nachdem Herr Alfred A. Ransberg mit großen Beifall Plotow's Arie aus „Martha“ gesungen hatte, einen kurzen Lebenslauf des Jubilars verlas. Die Entwicklung des Jünglings von den ersten Amtsjahren an bis zum Beginn seiner Tätigkeit an der St. Pauls-Kirche hat viel des Interessanten. Geboren in Washington, Mo., war derselbe zuerst Sektionspastor bei seinem Vater in St. Louis, Mo., kam von da nach Du Quoin, Ill., und später nach Sedalia, Mo., von da nach Richmond, Va., wo er sich die Gattin Frä. Emilie Wenzel als Mithelferin zu seinem Werke an der St. Pauls-Kirche unserer Stadt mitnahm, die als erste Pastorenfrau noch heute an seiner Seite steht.

Darauf sprach Herr Louis G. Thoenes ein Gedicht, von ihm verfaßt, das mit Bildern illustriert, und mit Gesang der Anwesenden und Orchesterbegleitung des Pastors Leben und Wirken verherrlichte. Von den Anfängen der Gemeinde vor 72 Jahren zog die Geschichte der St. Pauls-Kirche bis auf den heutigen Tag vor den Augen der Zuschauer vorüber und wurde mit stürmischen Beifall und regem Interesse verfolgt.

Herr Saake stellte dann den Jubilar der Versammlung als nächsten Redner vor. Minutenlang begrüßte jubelnder Beifall den von allen geliebten und verehrten Prediger der Gemeinde. Als sich der Beifall gelegt hatte, sprach Herr Pastor John vorerst seine Überraschung aus, die ihm die heimliche Vorbereitung des Festes, dessen Mittelpunkt er sei, gebracht habe. Es sei ihm unmöglich, über das ihm gegebene Thema „How much German“ heute sprechen zu können und wolle er sich diesen Vortrag für eine andere Zeit aufbewahren. Er wolle aber, wie es ihm ums Herz sei, heute reden.

Und nun redete er, wie es seine Zuhörer von ihm seit 30 Jahren gewöhnt sind, von den Aufgaben der Kirche und der Gemeinde. Er begann damit, indem er sagte, daß er früher sich einen Bindestrich-Amerikaner genannt habe, aber seit nicht nur der deutsche Kaiser von den Deutsch-Amerikanern nichts wissen wollte, sondern auch unser Präsident den Bindestrich verdammt habe, sei er nur Amerikaner. Aber, führte der Redner aus, das bedeutet nicht, daß sein Herz nicht für Alles das begeistert ist, das ihm aus seiner deutschen Abstammung mitgegeben wurde, und das ist: Treue, Wahrhaftigkeit, Liebe zu Gott und dem Vaterlande, Liebe für seine deutsche Kirche.

Vor allem sei es die Tiefe deutscher Religiosität, die durch die Sprache, auch wenn sie eine andere als die deutsche sei, nicht gemindert wird. Wohl klagt hier und da ein Alter, daß Alles englisch würde. Die Zeit mag und wird kommen, wo kein Deutsch mehr im Lande geredet wird, aber nie wird die Zeit erscheinen, wo das tiefe Empfinden deutscher Religiosität ersterben wird. Die Sprache ist nur der Ausdruck des Denkens, und das wird im Herzen geboren, und in ihm verbleiben die Fäden, die uns mit dem Denken und Fühlen der Väter verbinden, erhalten und unverleßt.

Dann kam Redner auf die augenblicklich durchs Land gehenden Reform-

bewegungen zu sprechen. Was wohl unsere Väter und Großväter gesagt haben würden, wenn man ihnen von einem „Boy's Problem“ gesprochen hätte. Wie Kinder mit bunten Steinen spielte man heute mit allerlei modernen Reformversuchen, weil die Kirche zumeist eine überflutete, nur äußerlich glänzende Institution sei, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen sei. Es wäre ein Elternproblem, nicht ein Kinderproblem, das wir zu lösen haben.

Die St. Pauls-Kirche habe ihre Aufgabe anders verstanden. Mit deutscher Gründlichkeit habe sie die Arbeit an den Kindern mit Hilfe der Eltern getan. Auf die Temperenzbewegung zu sprechen kommend, sagte der Redner, daß es keinen Deutschen gäbe, der nicht für das, was die Bibel lehre, Mäßigung, eintrete, und er könne stolz sagen, daß es in den 30 Jahren seiner Amtsführung keinen Trunkenbold in der St. Pauls-Kirche gegeben habe. Nicht, daß ein Jüngling nicht trinkt oder raucht, mache ihn zu einem tüchtigen Menschen, sondern die Kraft, allen Versuchen zu widerstehen, daß sei des Mannes Kraft und Mannes Ehre.

Die St. Pauls-Kirche jorge für ihre Kinder, die der Fürsorge bedürfen, in Uhlisch's Waisenhaus, für das sie im Laufe der Jahre mehr als eine halbe Million verausgabt habe, und nun steht sie vor einem neuen Problem, dem Bau eines Altenheims für die müde werdenden Alten der Gemeinde. So löse die St. Pauls-Gemeinde die ihr gegenüberstehenden Aufgaben und der „Men's Club“ wie alle anderen Vereine der Gemeinde gingen mit deutscher Gründlichkeit und deutscher religiöser Tiefe an deren Lösung.

Daß des Jubilars Worte mit Jubel von den Anwesenden aufgenommen wurden, ist nur selbstverständlich.

Mit einem Schlußwort, gesprochen von dem Mitarbeiter Pastor Johns, dem Pastor Jacob Pfister, und dem von Vortrager gesprochenen Segen schloß die

schöne Feier, die allen Anwesenden lange im Gedächtnis bleiben wird.

Konsul Baron von Reismith geehrt.

Seitdem Baron von Reismith dem hiesigen Konsulat des Deutschen Reiches attachiert war, hat sich derselbe in allen Kreisen, mit denen er in geschäftliche oder gesellschaftliche Verührungen getreten, Freunde und Verehrer erworben, und diese haben ihren Gefühlen durch ein ihm zu Ehren veranstaltetes Bankett Ausdruck verliehen: Wie alle Berufskonsuln des Reiches gehört Baron von Reismith dem juristischen Stande an. In Goësslin am 9. Januar 1878 geboren besuchte er die Gymnasien in Kassel, Danzig und Wiesbaden, später die Universitäten Edinburgh, Genf, München, Berlin und Kiel, wo er dem Rechtsstudium oblag. Sein Referendarexamen machte er in Kiel, praktizierte in den Gerichten in Königstein im Taunus, Wiesbaden, Celle und am Kammergericht in Berlin. Nachdem er in Berlin 1906 die große juristische Staatsprüfung abgelegt, war er bei der Berliner Handelskammer tätig. In 1907 in den Dienst des Auswärtigen Amtes tretend, wurde er in 1909 dem Generalkonsulat in Antwerpen als Vizekonsul zugewiesen, wo er bis 1911 als solcher verblieb. Im Juli 1911 wurde Baron von Reismith nach Chicago versetzt, wo er mit einer kurzen Unterbrechung, im Winter 1913 um das Konsulat in St. Paul zu führen, seit 1914 im Juli mit der Leitung des hiesigen Konsulats betraut wurde. Gerade in dieser, durch den Krieg außerordentlich schwierig gewordenen Stellung, hat Baron von Reismith durch sein liebenswürdiges Wesen, seinen außerordentlichen Takt sich sowohl in den Geschäftskreisen wie im gesellschaftlichen Verkehr die allseitige Achtung und Zuneigung zu erwerben gewußt und bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Bankett wurde dessen rühmend gedacht.

Herr Harry Rubens eröffnete die

Reihe der Redner, indem er, den Ehrengast ansprechend, denselben der Hochachtung und freundschaftlichsten Gefühle aller Deutschamerikaner, und besonders der Anwesenden, versicherte. Er sprach in Worten höchster Anerkennung über die Tätigkeit des Konsuls und forderte die Gäste zu einem Hoch auf denselben auf, das jubelnd zum Ausbruch kam. Hierauf antwortete der Ehrengast etwa Folgendes:

Baron von Reismith's Rede.

Ich fühle mich beschämt und weiß nicht recht, was ich so vielen glütigen Worten gegenüber sagen soll. Ich möchte mit Hans Sachs sagen: „Guch wird es leicht, mir macht Ihr's schwer.“ Ich danke Ihnen für die warmen und freundschaftlichen Worte, die ich mehr als Ausfluß des Gefühls der Freundschaft und des Vertrauens annehme, das Sie und alle Anwesenden mir entgegenbringen, aber als ein Verdienst persönlicher Leistung muß ich Ihr Lob dankend ablehnen und darf es nur mehr Ihren freundschaftlichen Gefühlen für mich anrechnen. Wie man in der juristischen Praxis sagt, ist es eine „Causalityt der Unterlassung,“ indem auf Grund der Tatsache des Nichtvorhandenseins schlechter Eigenschaften geschlossen wird. Doch, meine Herren, dies ist nicht die Zeit der Worte, sondern der Tat. Ich erkenne nicht die Schwierigkeit des Deutschseins in diesem Lande und Sie dürfen mir glauben, daß diese auch drüben im alten Vaterlande wohl verstanden wird und ich werde diese Empfindungen mit mir hinübernehmen und es soll meine Aufgabe sein mitzuhelfen, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika nicht nur freundschaftlich bleiben, sondern immer inniger werden.

Als der Beifall, den die Worte des Ehrengastes des Abends auslöst, verflungen waren, stellte Herr Rubens mit herzlichsten Worten den nächsten Redner, Herrn Dr. Emil Hirsch vor.

Herrn Dr. Hirsch's Rede.

Auch ich freue mich, heute Abend unter den Anwesenden zu sein, um so mehr, als wir unter den augenblicklichen Zeitverhältnissen das Bedrückende des Alleinseins fühlen. Es hat mich so oft in diesen Monaten ein Wehgefühl befallen, ich kam mir so allein und verlassen vor, denn in allen Kreisen, in welchen ich mich bewege, waren die zu zählen, die den Mut hatten, den gegen uns anstürmenden aehässigen Angriffen gegenüber sich zu der deutschen Sprache zu bekennen. Es war mir eine beklagenswerte Erfahrung, so viele der jüngeren Abkömmlinge meines Volkes zu finden, die nicht verstehen zu können. Ichienen, was für ein Schlag es auch für uns wäre, wenn Deutschland unterliegen sollte. Haben doch auch die Deutschen sich darauf besonnen, daß auch wir Juden deutsch sind. Wie oft habe ich es beklagt, daß man uns auch in Deutschland als Zwitterwesen, als Vindestrichler betrachtet hat. Auch gab es im alten Vaterlande eine Zeit, in welcher man den Amerikaner deutscher Abkunft als Zwitterwesen ansah und nicht begreifen wollte, daß wir trotzdem volle Deutsche sein können. Wir sind ja Deutschamerikaner.

Man kennt auch hier die Geschichte des Landes nicht, sonst würde man wissen, daß wir alle, die wir leben, erst Amerikaner wurden und daß für die Entstehung dieses Landes die Vorfahren derer gekämpft, die seitdem Bürger sind, und an diesen Kämpfen haben die Deutschen nicht zum wenigsten teilgenommen. Wenn es einen Feind dieses Landes gibt, dann ist es das Volk, das einst von der Geschichte als der Urheber des blutigen Kampfes in Europa bloßgestellt werden wird.

Nicht ärmer, sondern reicher sind wir durch die Kenntnis zweier Sprachen, denn so viel Sprachen, so viel Seelen; daher der Hochmut der Anglojassen, die mit der einen Sprache nur eine Natur haben.

Jener Zrijsche jagt mit vollem Recht, man solle es den Deutschen überlassen, den Todestag Shakespeare's zu feiern, denn sie hätten ihn zum Dichter der ganzen Welt erhoben und am besten verstanden. Was ist denn deutsche Kultur? Im Anfang war das Wort? War der Sinn? Nein, die Tat! Das deutsche Volk war das Volk der Dichter und Denker, aber doch das Volk der Tat, das nur dichtete und dachte, damit das tägliche Leben von den höchsten Idealen bejähienen würde. Heute, so klagt England, sei Deutschland nicht mehr das Land Göthe's. Was war es zu Zeiten Göthe's? Alle vier Meilen waren Grenzlinien und auf den Tronen saßen bedeutungslose Fürsten, nur der preussische machte eine Ausnahme. Mancher deutsche Fürst verkaufte damals seine Untertanen an England, das es heute bedauert, diesen Handel nicht auch jetzt treiben zu können.

Das Zeitalter Göthe's war auch das Zeitalter Friedrich des Großen, und noch heute ist Deutschland das Land Göthe's, des Dichters der Freiheit, noch heute ist Deutschland das Land wirklicher Freiheit, nicht einer falschen Freiheit, die jedem gestattet das zu tun, wovon ihm der Advokat sagt, daß das Gesetz ihn nicht lassen könne. Der Kampf draußen wird um eine neue Zivilisation gekämpft, in der nicht die Plutokratie, sondern wirkliche Demokratie herrscht, wie es in Deutschland der Fall ist. Da kämpfen des Kaisers Söhne neben denen des Dorfschulzen. Nur die Pflicht gilt und die Nichtigkeit auf allen Gebieten. Daher die Anerkennung der Pflichttreue in der Versorgung derer, die im Felde der Arbeit stehen, nicht als ein Akt der Barmherzigkeit, sondern als ein ihnen zustehendes Recht. Hat nicht erst jetzt im schweren Kampfe um seine Existenz das Reich die Altersgrenze von 70 auf 65 Jahre herabgesetzt? Das ist Pflichtbewußtsein eines Landes, dessen Regent der erste Diener seines Volkes ist.

Daher der Reid und der Haß von denen, bei welchen es anders ist. Nicht

ein goldener Schlüssel öffnet die Türe zu den höchsten Ehrenstellen, sondern die Meistererschaft der Pflichterfüllung, und die höchste Würde wird nur dem zuteil, der sich durch Tüchtigkeit und Tugend hervortut. Hoffen wir, daß an „diesem deutschen Wesen die Welt genehe,“ vor allem unser Land Amerika. Lassen wir uns nicht erbittern. Auch die Juden haben 1800 Jahre lang gelitten und haben doch nicht den Glauben an sich selbst verloren, haben sich das Bewußtsein ihres Wertes nicht nehmen lassen.

Was im Juden lebt, lebt auch im Deutschen. Deshalb konnten wir uns so lange nicht vertrogen, weil wir einander so nahe standen. Der Krieg ist nicht nur ein Nebel, sondern er stiehlt auch die Kraft und stärkt die Erfahrung. Wir haben einen Schatz, den Amerika nicht entzogen kann. Denken Sie sich, die Stimme Deutschlands würde verstummen! Was würde aus der Kultur? Wir Deutschen in diesem Lande wollen den deutschen Geist hegen und pflegen, im Haus und in der Familie, und möge Deutschland aus diesem Kampfe als die Krone der neuen Menschheit hervorgehen und zu den Edelsteinen derselben unser liebes Adoptiv-Vaterland Amerika gehören. Im Anfang das Wort, nicht der Sinn, sondern die Erlösung durch die Tat.

Die Versammlung dankte dem Redner für seine herrlichen Worte durch reichen Beifall.

Unter der Versammlung wurde eins der Festprogramme heruntermittelt, in das jeder Anwesende seine Namensunterschrift eintrug, und dieses wurde zum Schluß dem Ehrenast Baron von Reismik als Andenken überreicht.

Nichter Brentano bejubelt.

Es ist durchaus keine leichte Aufgabe, der Sohn eines großen Vaters zu sein. Man ist Vergleichen ausgesetzt und das Volk ist nur zu bereit, zu verdammen, wenn der Sohn an die Größe des Vaters nicht hinanreicht.

Nichter Theodor Brentano, der mit Stolz auf einen großen Vater zurückblickt, braucht den Vergleich nicht zu fürchten. Er ist, wir meinen natürlich mit amerikanischem Maßstab, der würdige Sohn eines Vaters, der sich in der Geschichte Deutschlands sowohl wie Amerikas einen Platz gesichert hat. Daß Nichter Brentano in der politischen Welt anerkannt wird, beweist, daß er in den meisten Fällen bei den Wahlen, in welchen die meisten Stimmen auf ihn abgegeben werden, keinen Gegenkandidaten hat; daß er in gesellschaftlichen Kreisen eine bevorzugte Stellung einnimmt, bewies die allgemeine Verehrung, mit welcher sein Nichterjubiläum gefeiert wurde und daß man sein juristisches Wissen, seinen unermüdlichen Fleiß und seine peinliche Gewissenhaftigkeit anerkennt, bewies das Festbankett, mit welchem man ihn aus dem Anlaß ehrte, als er in Sachen der Erweiterung der zwölften Straße seine Entscheidung abgab.

Der vorläufige Schlußakt jener Verbesserung der Stadt Chicago wurde mit einem Festessen gefeiert, in dessen Mittelpunkt eigentlich Nichter Brentano nicht allein stand. Mit ihm wurde auch der deutsche Charles S. Wacker gefeiert, der Präsident der Chicago Plan-Kommission.

Gerade in diesen Tagen eines intensiven, aber ebenso unerklärlichen, wie unberechtigten Deutschenhasses tut es doppelt wohl, Bürger deutscher Abkunft in gemeinsinnigen Fragen aus der Menge herausragen und geehrt zu wissen.

Die Erweiterung der zwölften Straße war eines der Lieblingsprojekte Charles S. Wackers, der auch den Plan neuer Brücken in der letzten Wahl durchgesetzt hat. Das Projekt wurde von den Grundeigentümern jener Gegend vor das Gericht geschleppt und dort sechs Jahre hindurch mit allem Eifer bekämpft. Den Streit, welcher der komplizierteste ist, der jemals in Cook County verhandelt wurde, ist durch Nichter Brentano zugunsten des Te-

partements für lokale Verbesserungen entschieden worden. In dem Falle wurden auf 17,000 Seiten sich erhebbende Zeugnisausagen aufgenommen und nicht weniger als 2,500,000 Worte gesprochen. Hundertfünfundsiebzig Advokaten waren in dem Falle beschäftigt. Richter Brentano sah sich demzufolge seiner leichten Aufgabe gegenübergestellt und die Zufriedenheit, welche sein sachmännisches Urteil auslöste, stellt seinem Fleiße, seiner Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit ein Ehrenzeugnis aus.

Das Festbankett.

Etwa hundert Gäste nahmen an dem Bankett im Blackstone Hotel teil, das die Rechtsbeistände sowohl der Stadt als auch der durch die Weiterung der 12. Straße berührten Grundbesitzer dem Richter Theodore Brentano gaben, der die Entscheidung gefällt hat. Der herrliche Saal mit der in Kuseienform gegesteten Tafel, die mit Blumen und Lichtern einen herrlichen Eindruck machte, hallte während der Reden, die nach beendeter Tafel begannen, wider vom Lobliede des durch das Bankett geehrten Richters. Der Toastmeister, Herr Robert Redfield, las vorerst die von den Herren Charles D. Norton, Carter S. Harrison, John F. Wallace, Stanley Fields, A. F. Sabath, C. B. Butler und Richter Glennon eingesandten telegraphischen Glückwünsche vor. Herr C. B. Butler wünschte in seinem Telegramm ein dreifaches Hoch für Herrn Charles S. Wacker, das von dem Anwesenden dem Herrn auch gebracht wurde. Herr Redfield wußte den verlesenen Telegrammen eine Menge witziger Bemerkungen beizufügen, die sehr beifällig aufgenommen wurden und die Fröhlichkeit der Stimmung steigerten.

Herr M. F. Maherty, Präsident der Behörde für lokale Verbesserungen, sprach allen, die an dem Erfolge des ersten Schrittes, das Seener der Stadt zu ihrer Verschönerung zu erhalten, teilgenommen haben, seinen Dank aus, pries die Geduld und Arbeit Richter

Brentanos, der Monate hindurch den Verhandlungen vorgestanden und ein alle Parteien befriedigendes Urteil gesprochen und damit sich den Dank aller Interessenten verdient habe. Er befürwortet, den Grundeigentümern, die durch die Entscheidung betroffen wurden, zu gestatten, ihre Gebäulichkeiten auf ihren Bauplänen zurücksetzen zu dürfen und durch Errichtung neuer Fronten zur Verschönerung der 12. Straße beizutragen. Herr Eugene S. Dupee, der Hilfsanwalt der Verschönerungsbehörde, gab eine Beschreibung der für den Plan der Erweiterung gemachten Vorbereitungen. Herr Charles Lederer sprach im Namen der Grundbesitzer und Herr George M. Mason gab in längerer Rede eine sehr interessante Schilderung des Lebenslaufes und der Amtstätigkeit Richter Brentanos.

Rede des Herrn Charles S. Wacker.

Herr Charles S. Wacker, der Vorsitzende der „Chicago Plan“ Behörde, sprach über die Bedeutung der Weiterung der 12. Straße für die fernere Entwicklung der Stadt Chicago und sagte unter anderem etwa folgendes:

„Wir feiern heute das Ende der Arbeit eines Jahres. Nicht das ist die Frage, ob ein Mann mehr erhielt, als ihm zukam oder ein anderer nicht bekam, was er erwartete, denn das sind Kleinigkeiten, die nicht inbetracht kommen. Der Prozeß, den wir geführt, ist durch die Entscheidung Richter Brentano's ein Schritt vorwärts in der Zivilisation geworden. Er ist ein Markstein für das heutige wie für kommende Geschlechter Chicago's. Die Weiterung der 12. Straße wird auch den Widersachern des Michigan Avenue Planes zeigen, daß unsere Gerichte gerecht sind und sie werden, wie es in diesem Falle geschah, auf eine Entscheidung durch ein Schwurgericht verzichten.“

Durch die Erledigung dieser Arbeit ist Chicago von den Fesseln, die es trug, teilweise befreit, und hat nicht nur sich selbst, sondern auch den Weg gefunden,

sich fortschrittlich zur schönsten Stadt des Landes zu entwickeln.

Kurz ist das Leben, aber lang ist die Kunst. Die neue 12. Straße wird Reichen wie Armen zum Vorteil gereichen, und diesem Anfang wird die weitere Entwicklung folgen, und es wird in Zukunft auch leichter werden, nachdem dieser Fall so glänzend erledigt wurde. Die Bürger werden stolz auf ihr an Schönheiten stets zunehmendes Chicago sein, und mit dem Geschmack wird die Sehnsucht nach mehr des Schönen erweckt und der Geist durch die Umgebung des Schönen gebildet und verfeinert werden. Das Losungswort wird sein: „Das Seeufer für das Volk!“ Parks, Erholungsplätze, Badegelegenheiten werden entstehen zur Freude und zum Wohlbefinden von Chicago's Millionen, und mit dem Erreichten ist der Grund für das kommende Zukünftige gelegt worden. Man wird derer, die an diesem Werke mitgearbeitet haben, ehrend gedenken.

Von der Verwaltung der Stadt, vom Bürgermeister Busse an, durch seinem Nachfolger Carter S. Harrison, wie durch unser gegenwärtiges Stadtoberhaupt, Wm. Hale Thompson, ferner durch den Stadtrat, ist die „Chicago Plan Commission“ auf das weitgehendste unterstützt worden. Auch der Presse wie der Bevölkerung der Stadt sind wir zu Dank verpflichtet.

Der Ehrengast des Abends, Richter Brentano, hat seine alten Freunde zu noch besseren Freunden und neue zu innigeren gemacht, und wir sollen heute abend „der kalten Neutralität eines unparteiischen Richters“ unsere Achtung.

Nun ist es unsere Pflicht, nicht müde zu werden, für den Ruhm Chicagos und das Wohl seiner Bewohner zu arbeiten.

Herrn Charles S. Wacker folgte der Bürgermeister Wm. Hale Thompson, der über die wohlwollende Stellungnahme der Stadtverwaltung allen öffentlichen Verbesserungen gegenüber sprach.

Dann erloschen die Lichter, und in prächtiger Beleuchtung erschien das lebensgroße, in Oel gemalte Bild Rich-

ter Theodore Brentanos, das in einer passenden Ansprache der Gattin des Festgastes durch den Toastmeister Herrn Robert Medfield überreicht wurde. Der Maler desselben ist C. A. Zpien.

Die deutsche Bank.

Nicht nur ein gesellschaftliches, sondern auch ein wirtschaftliches Ereignis von nicht zu unterschätzender Bedeutung war das Festessen, das der in deutschen Bestrebungen unermüdlige Harry Rubens gab aus Anlaß der Gründung der „Deutschen Bank von Chicago“, von welcher auch an anderer Stelle des Jahrbuchs die Rede ist.

Ich reproduziere den folgenden Bericht über das damalige Festessen:

Zu einer Zeit wie der gegenwärtigen, wo das große Ringen der europäischen Völker miteinander auch unter der vielsprachigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten seinen Widerhall findet, wird die Verbindung des Wortes „Deutsch“ mit Bestrebungen oder Unternehmungen nie verfehlen, das Interesse des Deutsch-amerikanertums wachzurufen. Dies gab sich auch bei dem Festessen zu erkennen, das Herr Harry Rubens zu Ehren des Direktoriums der neugegründeten „Deutschen Bank von Chicago“ veranstaltet hatte. Die Eingeladenen, hervorragende Vertreter deutscher Abkunft der hiesigen Geschäftswelt, hatten sich ausnahmslos eingestellt, und einer der Gäste, Col. C. G. Halle, erklärte, daß er seinen Sitz in der Großen Oper unbelegt gelassen habe, um dem Bankert beizuwohnen, „denn“, meinte er lächelnd, „Madam Butterfly“, eine Tochter des den Alliierten verbündeten Japans, laßt vergebens, wenn einen Deutschen die Pflicht anderswohin ruft.“ Die Hauptrede des Abends wurde von dem Gastgeber selbst gehalten und er entledigte sich der ihm obliegenden Aufgabe in so geschickter, von liebenswürdigem Humor getragener Weise, daß die Anwesenden ihm auf das Aufmerksamste, mit freudlichem Lachen oder stürmischem Beifall

wechselnd, von Anfang bis zu Ende folgten.

„Ich bin,“ bemerkte der Redner leitend, „kein Aktienbesitzer der neuen Bank, wahrscheinlich fühlten die leitenden Herren sich meines guten Willens, ihr Unternehmen zu fördern, so sicher, daß sie es vorzogen, alle Aktien zur Gewinnung anderer Interessenten zu verwenden. Mein Interesse an der Deutschen Bank beruht auf drei Hauptpunkten, von denen Punkt 1 wiederum drei Nebensunkte hat. Zunächst kommt der Charakter der Direktoren in Betracht. Zu ihnen gehören junge Leute, die ich von ihrer Wiege an gekannt, und deren Väter meine langjährigen Freunde gewesen sind; dann die an Geist und Körper jungen Leute, mit denen ich seit über 40 Jahren befreundet bin und deren Lebenslauf die Sicherheit bietet, daß ein ihnen unterstelltes Unternehmen ehrlich, konservativ und erfolgreich geleitet werden wird, und schließlich jene hervorragenden Geschäftsleute, deren Ruf auf einem von ihnen unterstützten Unternehmen als Bürgschaft seiner Achtbarkeit und Vertrauenswürdigkeit dient. Mein zweiter Grund ist der Name der Bank. Es mag Manchem scheinen, daß durch das Wort „Deutsch“ die Bank als etwas Besonderes gekennzeichnet wird. Andere sind der Ansicht, daß jetzt, wenn je, die Zeit sei, das Banner unserer Vorfahren im Winde flattern zu lassen und zu zeigen, daß wir keine Ursache haben, uns ihrer zu schämen. Es hat mich mit besonderer Genehmigung erfreut, daß gerade jetzt, wo die Liebe des „Windestrich“-Amerikaners für das Land seiner Abstammung als eine Beeinträchtigung seiner dem Vaterlande schuldigen Treue ausgelegt wird, junge Deutschamerikaner zweiter und dritter Generation sich für den gewählten Namen entschieden. Und vielleicht haben sie sogar größere Weisheit betätigt, wie wir Großköpfe. Erzieht doch eine Prüfung, daß es in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 204 Bankunternehmungen gibt, die als Deutsche Bank, Deutsche Sparbank,

Deutsche Handelsbank u. s. w., sich nach jeder Richtung bewährt und erfolgreich erwiesen haben. Die betreffende Liste verteilt sich auf die verschiedenen Staaten wie folgt:

Illinois 13, Arkansas 5, Californien 3, Colorado 1, New Jersey 2, Georgia 2, Nord Dakota 10, Süd Dakota 1, Texas 4, Washington 4, West Virginia 2, Wisconsin 14, Tennessee 1, Washington, D. C., 1, Indiana 7, Iowa 43, Kansas 7, Kentucky 8, Louisiana 1, Maryland 4, Michigan 4, Minnesota 4, Missouri 9, Nebraska 12, New York 7, Oregon 1, Ohio 10, Oklahoma 4, Pennsylvania 4, Süd Carolina 1.

Unter diesen Banken befindet sich die Deutsche Sparbank von New York, deren Kunden \$92,000,000 bei ihr hinterlegt haben, und die Deutsche Sparbank in San Francisco, die Einzahlungen von \$57,000,000 verwaltet. Nichts spricht besser für die Fähigkeit und Gewissenhaftigkeit der deutschen inorporierten Banken, als daß im Jahre 1893, als infolge einer Panik Banken rechts und links die Türen schlossen, die Deutschen Banken dem Sturm in der finanziellen und Handelswelt ausnahmslos zu widerstehen vermochten. Und mein dritter Grund ist, daß der gegenwärtige Zeitpunkt besondere Anforderungen an jeden Mann und jede Frau stellt, in deren Adern noch ein Tropfen deutschen Blutes fließt. Wir müssen das Deutsch-amerikanertum unserer Stadt auf jedem Gebiete auf eigene Füße stellen, wir müssen es, weil so viele Amerikaner einen Unterschied zwischen Sympathie und Loyalität nicht machen können oder wollen. Wir müssen dieser Bank unsere tatkräftige Unterstützung zuwenden, weil das eine halbe Million starke Deutsch-tum Chicagos nicht gegen andere Nationalitäten wie die Irländer mit ihrer Sibernian Bank, die Skandinavier mit ihrer State Bank, die Böhmen und Polen, die je zwei große Banken auf der West- bzw. der Nordwestseite besitzen, zurückstehen darf. Mit unserer Unterstützung und dem guten Willen des Pub-

stums wird die Deutsche Bank bald ihr Geschäftsflokal nach der La Salle Straße verlegen können, und das werden, als was sie bei der Gründung in Aussicht genommen hat: die Bank des Deutsch-amerikanertums von Chicago.“

Im Verlauf seiner Rede hatte Herr Rubens eine besondere Herzenssache bei seinen Zuhörern berührt, als er von dem Präsidenten der Bank, Herrn Gustav Fischer, sprach und erzählte, wie dieser als Kaufmännische bei ihm eingetreten, sich in öffentlichen Abendkursen allgemeine Bildung erworben, später Abends in Abendkursen der Universität die Rechte studiert habe und jetzt sein von ihm hochgeschätzter Teilhaber sei.

Herr Fischer nahm hierauf Bezug, als er erwiderte, daß in den 32 Jahren seiner Verbindung mit Herrn Rubens nicht ein Wort gefallen sei, das verletzen hätte können. Er erläuterte dann die Gründung und die Ziele der Bank, versicherte, daß ihre solide Grundlage durch streng konservatives Vorgehen erhalten bleiben und ihr Gedeihen angesichts des sich kumbegibenden Interesses der Deutschamerikaner Chicagos als gesichert betrachtet werden könne.

Der stellvertretende deutsche Konsul, Baron von Reisswitz, brachte seine Empfehlung zum Ausdruck, daß Deutsch-amerikaner es in so bewegter Zeit unternommen hätten, eine Deutsche Bank zu gründen. Als Vertreter des Deutschen Reiches und deutscher Handelsinteressen nehme er an Allem, was die Deutschen Chicagos berührt, den lebhaftesten Anteil. Das Unternehmen schlinge ein neues Band um das alte und neue Vaterland. Es werde sich von größter Bedeutung nach dem Friedensschluß erweisen, da kein Zweifel darüber zu bestehen scheine, daß Deutschland sich von dem „Clearinghouse“ in London unabhängig machen werde. Er wünsche, daß die Deutsche Bank bald eine der Zahl und Bedeutung des Chicagoer Deutsch-tums entsprechende Stellung einnehmen möge. Höchst beifällig aufgenommene Ansprachen wurden ferner gehalten von

Pastor R. A. John, Phil. Seipp, Peter Theurer, Wm. S. Rehm, und Col. C. G. Halle.

— Der älteste deutsche Architekt.

Am den ältesten der deutschen Architekten in Chicago, Herrn Friedrich Baumann, der 90 Jahre zählt, zu ehren, fand im „Kaiserhof“ ein Bankett statt. Richter Theodor Brentano führte bei demselben in der ihm eigenen geschickten Weise den Vorsitz. Die Teilnehmer an dem Bankett waren der Hauptsache nach Berufsgenossen Herrn Baumann's.

Richter Brentano erklärte, daß seine Eltern einst die Hoffnung gehegt hätten, er werde als Architekt bahnbrechend wirken können. Er selbst habe mehr Vorliebe für die Gesezeskunde empfunden und habe sich dieser zugewandt. Wenn er jetzt die Ehrungen sehe, die Herrn Baumann würden, müsse er eine kleine Anwandlung von Neid zuriidrängen, die nur dadurch gemildert werde, daß er schon in der Jugend von den Eltern angehalten worden sei, Herrn Baumann wegen seiner anerkannten Tüchtigkeit zu ehren.

Nach einen kurzen Ueberblick über den Lebenslauf des Herrn Baumann gab Richter Brentano. Derselbe erklärte, daß der Geseierte am 6. Januar des Jahres 1826 in Angermünde geboren sei. Sein Vater sei Richter, sein Großvater evangelischer Geistlicher gewesen. Der Großvater sei bereits vor 201 Jahren geboren worden und habe die historische Episode der Schaffung des preussischen Königreichs unter Friedrich dem Ersten durchgemacht.

Als Richter Brentano dem Wunsch Äußerung verlieh, daß Herr Baumann wenigstens leben möge, bis im gegenwärtigen Völkerrkrieg der Friede einziehe, erhob sich der Geseierte und sprach „Das wolle Gott.“

Jeder Festteilnehmer, gleichviel welcher Nationalität er angehörte, verlieh dem Wunsch ein Echo. Alle erhoben sich wie ein Mann.

Auch Herr Baumann selbst hielt eine kurze Ansprache. Er tat dar, wie er stets bei allen Banarbeiten, die ihm unterständen, auf die Förderung des Gemeinwohls bedacht gewesen sei. Wenn keine staatlichen Gesetze oder städtischen Ordinanzien vorhanden gewesen seien, um die Rechte des allgemeinen Publikums zu schützen, sei er bestrebt gewesen, solche herbeizuführen.

Der Architekt M. B. White, der ebenfalls in Chicago langjährig tätig gewesen ist, bestätigte dieses in einer nachfolgenden Rede. Den Schluß der Feier bildete auf Erjuchens Richter Brentanos ein Gebet, das von Prof. Brodt vom Seminar in Elmhurst gesprochen wurde. Zu den Rednern des Abends gehörte auch Richter John Steff, der hervorhob, daß er und andere junge Deutschamerikaner gerade Männer wie Herrn Baumann und Richter Brentano als nachahmenswerte Beispiele ansehen.

Die Toten des Jahres.

Aus dem glanz erfüllten Bankettsaale führt der Chronist den Leser nun in das stille Reich des Todes. Es soll auch Derer gedacht werden, die nach längerem oder kürzerem ehrenvollem Wirken von hinnen gerufen worden sind, um den Kampf für das Leben, den Kampf für Ideale oder auch nur für den Beruf, in welchem sie tätig waren, Anderen zu überlassen. Möge die Erde ihnen leicht sein.

Der Achtundvierziger Dr. Kappes.

Mit Prof. Dr. F. Heinrich Kappes, der im hohen Alter von 91 Jahren in der Wohnung seines ältesten Sohnes Charles in der Chicagoer Vorstadt Evanston starb, ist einer der bekanntesten deutschamerikanischen Schulmänner und ein Gelehrter von großem Ruf, besonders auf dem Gebiete der Tonkunst, dahingeshieden. Aus Worms gebürtig verlebte er eine glückliche Kindheit, studierte dann in Heidelberg, wo sein Großvater Professor der Theologie war, Geschichte, Philosophie, Literatur und

Kompositionslehre und siedelte dann nach Frankfurt am Main über, wo er sich dem Studium der Musik widmete und dabei auch mit Felix Mendelssohn bekannt wurde.

Da er an der 1848er Revolution regen Anteil nahm, mußte er nach der Schweiz fliehen, wo er mit Karl Schurz und Richard Wagner bekannt wurde. Später wurde er zurückberufen, um als Sekretär des Erziehungsausschusses des Frankfurter Parlaments zu fungieren, und hier trat er in näheren Verkehr mit Bismarck, mit dem er später von Amerika aus noch lange Zeit korrespondierte. Seine weitere Beteiligung an den Kämpfen führte zu seiner Verwundung und Einkerkierung in Mainz, woher er nach Amerika entfloh. Er wandte sich zunächst nach Kentucky, wo er von Gouverneur Guttenden, einem früheren Schüler seines Großvaters, freundlich aufgenommen wurde. Durch dessen Vermittlung erhielt er im Georgetown College eine Stellung als Lehrer der Philosophie.

Sein Eintreten für die Sache der Union zwang ihn im Jahre 1861 nach Indianapolis überzusiedeln, wo er die Freundschaft des späteren Präsidenten Harrison, des nachmaligen Vizepräsidenten Fairbanks und Hendricks und der späteren Gouverneure Morton und Porter gewann. Er begründete das Frauenseminar in Indianapolis und war einer der Gründer des dortigen „Literarischen Klubs.“ Im Jahre 1865 vermählte er sich mit Frä. Sarah M. Park aus Boston, die bis zu ihrem Tode im Jahre 1893 seine treue Mitarbeiterin wurde. Im Jahre 1904 zog er zu seinem Sohne in Evanston, bei dem er seinen Lebensabend in Ruhe und Beschaulichkeit verlebte. Außer dem genannten Sohne hinterließ der Verstorbene noch einen zweiten, der in Indianapolis, Ind., ansässig ist.

Dr. Adolf Decker.

Nach langen Leiden ist Dr. Adolf Decker, der sich sowohl als Arzt wie auch als Schachspieler und Dichter großen Ansehens erfreute, aus dem Leben ge-

schieden. Er wurde am 6. Dezember 1858 in Kirchheimbolanden in der Rheinpfalz geboren, studierte Medizin an den Universitäten in Würzburg und Erlangen und kam im Jahre 1889 nach Chicago, wo er seitdem die ärztliche Praxis ausübte. Dr. Deder hat sich als Schachspieler, namentlich als Verfasser von Schachaufgaben einen internationalen Ruf erworben, leitete auch einige Jahre hindurch die Schachspalte der „Illinois Staats-Zeitung.“ Auch in deutschen Vereinskreisen Chicagos spielte er eine bedeutende Rolle. So bekleidete er die Stelle eines Vorsitzenden in der hiesigen deutschen medizinischen Gesellschaft und war auch ein beliebtes Mitglied der „Schlaraffia Chicagoana,“ in welcher er namentlich durch seine dichterischen Darbietungen glänzte. Ein Band seiner Gedichte in Pfälzer Mundart ist unter dem Titel „Kraut un Kiewe“ erschienen, welcher allgemeinen Beifall fand. Dr. Deder hinterließ eine Wittwe, Frau Melanie, geb. Stein.

Herr Dr. Maximilian Herzog und Herr Dr. Sautenhaus, langjährige Freunde des Verstorbenen, sprachen, einem von Dr. Deder bei Lebzeiten ausgesprochenen Wunsch zufolge, am Sarge. Dr. Herzog vries in begeisterten Worten die hohen Eigenschaften seines dahingegangenen Freundes als Arzt, als Schriftsteller und als Mensch. Herr Dr. Sautenhaus widmete dem Andenken des Verstorbenen tief empfundene, herzliche Worte.

Als Bahrtuchträger fungierten die Mitglieder der Schlaraffia, die, dem Brauche gemäß, weiße und rote Kissen auf dem Sarge niederlegten.

David Pfälzer.

David Pfälzer ist im Alter von 63 Jahren gestorben. Aus Lauterbach in Baden gebürtig, kam er als 17-jähriger junger Bursche nach den Vereinigten Staaten und bald darauf nach Chicago, wo er anfänglich in einem Kleidergeschäfte angestellt war. Es währte aber

nicht lange, so hatte er seine eigene Fabrik, die ihn im Laufe der Jahre zum reichen Manne machte. Im Jahre 1911 ernannte Bürgermeister Harrison ihn zum Mitglied des städtischen Schulrates, dem er dann drei Jahre lang angehörte. Während dieser Zeit erwies er sich als der eifrigste Befürworter des deutschen Unterrichtes, den er dank seines großen Einflusses bedeutend zu fördern wußte. Später wurde er zum Steuereinschäßer ernannt und in diesem Amte verblieb er bis zu seinem Tode. Als der Weltkrieg ausbrach war er es, der seine jüdischen Glaubensgenossen immer und immer wieder aufforderte, sich der deutschen und österreichisch-ungarischen Hilfsgesellschaft anzuschließen und zu ihren Fonds beizutragen. Er war auch Mitglied des Germania-Klubs und verschiedener anderer deutscher Vereine.

Marie Schaumburg-Krebs.

Eine in weiten Kreisen bekannte Persönlichkeit ist in Frau Marie Schaumburg-Krebs nach schwerem Leiden verschieden. Sie war im Jahre 1848 in Berlin geboren, wo sie ihre Kinderjahre verbrachte. Sie kam schon in jugendlichem Alter im Jahre 1860 nach den Vereinigten Staaten und ging im Alter von 16 Jahren in New York zur Bühne, zu der sie sich durch ihre außerordentliche Stimme, Begabung und ihr lebhaftes Temperament hingezogen fühlte. Sie wurde bald ein ausgesprochener Liebling des Theaterpublikums, und bekam Engagements in Philadelphia, St. Louis und in Chicago von Direktor Wurster. Im Jahre 1882 gründete sie hier in Chicago das Schaumburg'sche Volkstheater, das in fast allen Turnhallen der Stadt abgehalten wurde, und welches sie zu einem Musterinstitut gestaltete und mit großem Erfolg bis zum Jahre 1895 leitete. In diesem Jahre feierte sie auch ihr 30-jähriges Künstler-Jubiläum, bei welcher Gelegenheit sie die Illinois Staats-Zeitung mit Rücksicht auf ihren nie verfliegenden Humor, ihr überschäumendes Temperament und

ihr frisches Aussehen — als die ewig-junge Soubrette kennzeichnete.

Frau Schaumberg, welche seit 1895 sich in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen hatte, war in zweiter Ehe mit Herrn Wilhelm Krebs sehr glücklich verheiratet, und außer ihrem Gatten betrauern den herben Verlust ihre zwei Töchter, Frau Dr. August C. Mærmann und Frau Ludwig Schindler, sowie deren Gatten.

Die Verbliebene gehörte vielen Frau-enevereinen an, sowie dem Mate L. Chester Chapter des Order of the Eastern Star an.

Henry Schöllkopf.

Im Alter von nahezu neunzig Jahren ist Henry Schöllkopf, einer der geachteten deutschen Geschäftsmänner Chicagos, gestorben, betrauert von fünf Kindern, dreizehn Enkelkindern und Freunden, die nach Tausenden zählen. Seit dem Jahre 1851 war der Dahingegangene ununterbrochen in Chicago geschäftlich tätig gewesen. In dem sich im Laufe der Jahre immer mehr ausdehnenden Grocery- und Delikatessengeschäfte des jetzt Verstorbenen an West Randolph Straße waren Generationen gut und reell bedient worden, und noch bis vor einem Jahre konnte man den alten Herrn, der vor fast 65 Jahren das Geschäft gegründet hatte, persönlich in demselben sehen.

Henry Schöllkopf hatte einen sanften, ruhigen Tod. Ohne eigentlich krank gewesen zu sein, starb er an Altersschwäche. Noch bis vor verhältnismäßig Kurzem war er aber noch so rüstig, daß er fast täglich dem Geschäfte, mit dem er vermachien war, einen Besuch abstatten konnte.

Geboren wurde Herr Schöllkopf am 23. April 1826 in Göppingen, Württemberg. Schon als 22-jähriger Mann zog es ihn über das Meer in die neue Welt. Er arbeitete zunächst in Buffalo, kam aber bereits 1851 nach Chicago und gründete im gleichen Jahre hier ein Grocery-Geschäft Tatkräft, Fleiß und Redlichkeit ließen den Laden mit Chi-

cago wachsen, so daß derselbe jetzt auch weit über den Grenzen der Millionenstadt hinaus bekannt ist. Obwohl der Geselligkeit keineswegs abhold, gehörte Herr Schöllkopf, wie von den Hinterbliebenen erklärt wurde, doch keinem Vereine an. Er fand sein Glück mehr in der stillen Säuslichkeit. Schwer war für ihn der Verlust der treuen Lebensgefährtin, die ihn vor nunmehr dreizehn Jahren im Tode vorausging. Der Henry Schöllkopf näher kannte, wußte, daß er im Stillen viel Gutes stiftete. Er hatte, wo es zu helfen galt, eine offene Hand, wollte aber nie, daß hierüber gesprochen oder gar geschrieben werde. Die fünf, den greisen Vater überlebenden Kinder sind: Henry Schöllkopf Jr. und Edward Schöllkopf, die jetzt das große Geschäft führen, ferner Frau W. L. Gallagher und Ida De Bry von hier, sowie Frau Bernard De Bry von Evansville, Ind.

Wilhelm Prühmann.

Herr Prühmann war 35 Jahre hindurch einer der bekanntesten Musiklehrer der Stadt. Er wurde vor 82 Jahren in Köln a. Rh. geboren und kam vor 55 Jahren nach Chicago. Er hinterläßt zwei Söhne, von denen der eine, Albert, hier wohnt, während der andere, Otto, Hilfsbetriebsleiter der „Westlichen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin, Deutschland, ist.

Gustav Ehrhorn.

Selten wohl ist der Vordenchor: „Stumm schläft der Sänger“ so weidewoll gesungen worden, wie am Targe des Nestors der Vereinsdirigenten, Gustav Ehrhorn. Die Mitslieder der Vereinigten Männerchöre hatten sich in großer Zahl in der Nordseite-Turnhalle eingefunden, um dem Manne, der ihren Verband so lange Jahre geleitet hatte, die letzten Ehren zu erweisen. Der Sara wurde von je zwei Mitgliedern der drei Vereine, denen Herr Ehrhorn bis zu seinem Tode noch vorstand, in den Saal getragen. Die Wabrtuchträger waren Carl Christmann und Franz Erciad vom Männerchor Orpheus, Adolf Will

und Fritz Miller vom Teutonia-Männerchor und William Gennig und Andrew Gaushammer vom Blue Island Liederkreis. Die sterblichen Ueberreste des achtzigjährigen Sängers wurden inmitten der großartigen Blumenpenden aufgebahrt. Mächtige Kränze waren von allen Vereinen, mit denen Herr Ehrhorn während seiner fünfzigjährigen Dirigententätigkeit in Verbindung gestanden hatte, geschickt worden. Auch der Stadtverband des D. A. N. B. hatte einen großen Kranz, mit den deutschen Farben geschmückt, gesandt.

Nach dem Vortrag des Vardenchors unter Herrn Redetzky's Leitung ergriff Herr Harry Rubens das Wort. Er widmete dem Dahingeeschiedenen den folgenden warmen Nachruf:

Herrn Rubens' Rede.

Verehrte Leidtragende!

Wir lesen im neunzigsten Psalm: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn's hoch kommt, achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.“

Heute sind wir trauernd am Sarge eines Mannes versammelt, dem es vergönnt war, das achtzigste Lebensjahr zu überdauern; eines Mannes, dessen Leben ein Leben voll Mühe und Arbeit, aber auch ein köstliches Leben gewesen ist. Männer seiner Art hatte wohl unser Ferdinand Freiligrath im Sinne, als er am 4. Juli 1870 in Stuttgart bei einer Feier des vierundneunzigsten Jahrestages der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten die deutsche Auswanderung also besang:

Mit nerv'ger Faust, mit weh'nden
Haaren,

Mit Gade, Spaten und Gewehr,
So ist sie kühn hinausgefahren.
Die deutsche Arbeit, über's Meer.
Sie hat ihr Werkzeug wohl geschmungen,
Kein Dornenstachel schreckte sie zurück;
Trotz schaffend hat sie sich erungen
Das Bürgerrecht der Republik.

Wer aber, als sie zog in's Weite,
Zog mit ihr über's Meer hinaus?
Wer gab ihr fröhlich das Geleite,
Wer half ihr bau'n das neue Haus?
Wer stand ihr bei in Lieb und Treue,
Dass, was sie schaffte, auch geriet?
Wer gab der deutschen Kraft die Weihe
Zenseits des Meer's—Das deutsche Lied.

Tüchtige deutsche Arbeit und dabei die Pflege des unerreicht schönen deutschen Liedes: das waren die zwei großen Leitmotive im Leben Gustav Ehrhorns. Darin war er das Prototyp der besten unter uns aus Deutschland's Gauen Eingewanderten. Denn Arbeitslust und Sangeslust, Schaffenskraft gepaart mit Begeisterung für das Schöne, wie diese vor allem im Liede ihren jubelnden Ausdruck findet, das sind die hervorsteckendsten Merkmale unserer Art, die Hauptkennzeichen, auf welche die deutsche Einwanderung mit stolzem Selbstbewusstsein hinweisen darf. Mögen andere Elemente den größeren kommerziellen Instinkt, einen höher entwickelten geschäftlichen Wagemuth aufzuweisen haben, der Beitrag unseres Stammes zum kulturellen Gesamtvermögen dieses Volkes ist dem der anderen mindestens gleichwertig. Der Dollar darf eben nicht der alleinige Maßstab der menschlichen Werte sein, wenn dieses Land nicht durch die Despotie des Reichtums mit ihren Folgeerscheinungen von Lurus und Dekadenz in Gefahr kommen will.

Gustav Ehrhorn war ein deutscher Mann von echtem Schrot und Korn. Nicht bloß weil er auf deutscher Erde geboren und deutsch seine Mutterprobe war, sondern auch weil die charakteristischen Eigenschaften unseres Stammes, die Arbeitskraft und Schaffenslust, gepaart mit sangesfreudigem Empfinden für das Schöne und Ideale, in so reichem Maße in ihm verkörpert waren. Und so war sein Leben ein köstliches trotz der schweren Mühen seines Talents und wir betrauern in seinem Tode das Singen eines unserer Reicheidenden zwar, aber auch das eines unserer Besten

und eines im wahren Sinne Erfolgreichsten. Denn er war einer der Pioniere und hier im Wesen einer der Hauptträger der veredelnden Kulturmission des Deutschtums in Amerika, soweit diese in der Pflege der Musik Ausdruck findet; er war der eifrige Lehrer vieler Tausende und sein Leben und Wirken wird immer und immer wieder reiche Früchte zeitigen. Und deshalb können wir ihn, ohne Uebertreibung, zu den Unsterblichen rechnen, obgleich auch sein Name über kurz oder lang verklungen sein wird, wie das letzte Lied, das wir unter seiner Leitung gesungen. Ich meine unsterblich im Sinne der Unsterblichkeit hier auf Erden, von der wir wissen, und nicht der im Jenseits, an die wir nur glauben: diejenige Unsterblichkeit, welche in der fortdauernden Wirkung wertvoller Taten besteht.

Gustav Ehrhorn war im Jahre 1854 hier eingewandert. Das Jahr 1854 und das Jahr 1915, in welchem unser Sänger auf immer verstummte, haben politische Tendenzen gemeinsam, auf die am Sarge dieses Deutschamerikaners hinzuweisen vielleicht nicht ganz ungehörig sein dürfte. Das Jahr 1854 war das Jahr der Hochflut des Know-nothingtums, jener Bewegung, welche den Fremdenhaß predigte und die Eingewanderten von den Eingeborenen zu isolieren suchte. Ehrhorn hat die ganze Schmach jener Zeit miterlebt, die maßlosen Verfolgungen, welche sie hervorrief, miterduldet. Das Jahr 1915 wird in der amerikanischen Geschichte als das Jahr der Wiedergeburt dieser fluchwürdigen Bewegung bezeichnet werden müssen, und dieses Mal richtet sie sich hauptsächlich gegen die in Deutschland geborenen amerikanischen Bürger und auch gegen deren Nachkommen. Ehrhorn hat den Beginn dieser zweiten Bewegung miterleben müssen, dessen Anschwellen uns, seinen ihn überlebenden Stammesgenossen, vielleicht noch die schwersten Prüfungen auferlegen wird. Wir handeln sicher im Sinne des Dahingeshiedenen, wenn wir an seinem

Sarge geloben, dem neuen Anprall mit aller Klugheit und Selbstbeherrschung, aber auch mit vollem Selbstbemühen und ernster Entschlossenheit zu begegnen.

Ehrhorn war nicht nur ein Mann mit Arbeitskraft und Sangeslust, er war auch ein herzensguter, leutseliger, ehrenhafter und gemütvoller Mensch, treu in allen seinen Lebensbeziehungen, ein liebevoller Gatte und hingebender Vater, ein verlässlicher Freund, ein ganzer Mann. Der Nüchternheit des amerikanischen Lebens und dem schweren Kampf ums Dasein widerstand seine ideale Veranlagung und seine Begeisterung für die Verwirklichung höherer menschlicher Strebeziele. Und nun, da er nach langem tatenreichen Leben seine Augen schloß, können wir und die vielen, die ihn näher kannten und jetzt ihm die letzte Ehre erweisen, mit dankbarer Befriedigung auf sein schönes Lebenswerk hinweisen. Das deutsche Lied, das er so lange gesungen, wird nicht mehr aus seinem Munde oder unter seiner Leitung ertönen, aber das deutsche Lied, dem er so kräftig den Weg in diesem Lande geebnet, es wird dennoch seinem Geiste nach mächtig fortklingen und, wie wir zu hoffen berechtigt sind, zum Gemeingut dieses Volkes werden auf alle Zeit.

Gustav Ehrhorn! Wir werden das Andenken an Dich in Ehren halten. Du warst ein lieber, guter kruzbraver Mann!

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann

Wie Orgelton und Glockenklang!“

Wm. Arens sprach.

Der nächste Redner war Herr Wm. Arens, Präsident der Vereinigten Männerchöre. Er sagte u. A. Folgendes:

„Vor uns liegt die sterbliche Stille eines Mannes, dem es vergönnt war, bis in ein hohes Alter hinein eine Liebesarbeit zu verrichten. Er besaß eine geradezu wunderbare Begeisterung für das deutsche Lied und das Resultat war, daß er als Dirigent, ohne persönlich auf

künstlerische Vollkommenheit Anspruch zu erheben, wahrhaftig Großartiges leistete. Er brachte die Vereinigten Sängervereine und die Einzelvereine, denen er vorstand, zu hervorragender Höhe und Blüte. Die Erfolge, die er auf Sängerversammlungen errang, brachten ihm die verschiedensten Ehrungen durch den Nordamerikanischen Sängerbund ein. Er wurde Preisrichter, Ehrendirigent und Bundesbeirat. Als letzterer war er eine ausschlaggebende Persönlichkeit. Er mußte, was die Sängervereine im Stande seien und die Sängerversammlungen, bei deren Veranstaltung er beratend mitwirkte, waren die erfolgreichsten, die überhaupt abgehalten worden sind. Der Bundespräsident, Herr Schmidt, der an der Teilnahme an der Beerdigung verhindert ist, hat die vielen Verdienste Herrn Ehrhorn's um das deutsche Lied in diesem Lande in einem Schreiben dankend anerkannt."

Kurz ging Herr Arens auf den Lebenslauf des Verbliebenen ein. Er berichtete, daß Gustav Ehrhorn, am 8. Januar 1838 geboren, in Deutschland eine sorgfältige Erziehung genossen habe und vornehmlich in der Musik wohl unterrichtet worden sei. Als 18-jähriger Jüngling sei er nach Amerika gekommen und habe hier zuerst durch die schwerste Arbeit als Holzfäller und Farmknecht seinen Lebensunterhalt verdient, bis es nach etwa fünf Jahren ihm gelungen sei, in Addison, Ill., als Lehrer und Organist eine seinen Fähigkeiten mehr entsprechende Stellung zu erringen. Von Addison kam er nach Elmhurst und von dort nach Chicago, wo er sich um die Förderung des deutschen Liedes die größte Verdienste erworben habe.

Nachruf Georg Landau's.

Im Namen des Teutonia Männerchors, dessen Dirigent Herr Ehrhorn seit nahezu einem halben Jahrhundert gewesen war, widmete Herr Georg Landau dem langjährigen Freunde einen packenden Nachruf. Er sagte im Wesentlichen:

„Unser alter Dirigent Gustav Ehrhorn ist nicht mehr. Von der Gründung der „Teutonia“ an war er der Dirigent dieses Vereins und die Sängervereine folgten seinen Weisungen gern. Muthlos kämpfte er, um dem deutschen Volkslied hier zu dem Ansehen zu verhelfen, daß es jetzt genießt. Hierin hatte er seine ganze Kraft, seine Lebensaufgabe, gesetzt. Noch vor wenig Wochen verließ er dem Teutonia-Männerchor gegenüber der Hosiann Ausdrück, daß es ihm vergönnt sein möge, das goldene Jubiläum des Vereins mitzuerleben. Allgebieter Tod ließ dieses nicht zu. Wir Alle, die wir uns hier an seinem Sarge eingefunden haben, ehren uns selbst, indem wir ihm die letzten Ehren zollen.“

Der großen Trauerfeier in der Turnhalle war eine mehr private im Sterbehause, No. 2644 Indiana Avenue, vorausgegangen. Hier hatte Pastor Jandrey von der Lutherischen St. Stephan's Kirche eine Traueransprache gehalten, die allen Zuhörern zu Herzen ging. Pastor Jandrey sprach auch am Grabe auf dem Graceland-Friedhof noch einige Worte und ein Gebet.

Sänger der „Teutonia“, des Männerchors „Orpheus“ und des Alne Island Liederkreis sangen bei der Feier im Sterbehause unter Leitung von Herrn Henry Detmer in ergreifender Art die Lieder „Süß und ruhig ist der Schlaf“, sowie „Still ruht Dein Herz.“ Letzteres Lied wurde auch als Abschlus der Feier in der Turnhalle vom größeren Chor sehr hübsch zum Vortrag gebracht.

Gerhard Huesen.

In Gerhard Huesen verstarb eine in Chicago sowie auch weit über dessen Grenzen wohl und vorteilhaft bekannte Persönlichkeit, sowie auch ein Sänger von Ruf. Wer, der in hiesigen deutschen Sängerkreisen verkehrte, kannte ihn nicht, den Mann mit dem frohen Liederumde und dem sonnigen Gemüthe, dessen heiteres Wesen sogleich verriet, daß einst seine Wiege im schönsten Teil des deutschen Landes, am Rhein-

strom gestanden hatte? Dort erblickte er das Licht der Welt in dem kleinen Städtchen Orjon, wo er am 5. Mai 1835, als Sohn eines Beamten geboren wurde, der früher als Offizier bei Waterloo mitgefochten und mit den Truppen der Verbündeten seinen Einzug in Paris gehalten hatte. Es war im Jahre 1855 als der junge Suesse nach Amerika kam, wo er sich zuerst in Manitowoc, Wis., niederließ, um 4 Jahre später nach Chicago überzusiedeln. Zu dieser Zeit erwarb er sich auch das amerikanische Bürgerrecht und damals war es auch, daß der nun Dahingegangene, wie er oft mit Stolz erzählte, im Verein mit einigen seiner Sangesbrüder, dem neuwählten Präsidenten Lincoln ein Ständchen brachte, als dieser auf seiner Reise nach der Bundeshauptstadt zur Inaugurationsfeier eine Nacht in Chicago verweilte. Auch ein Abschiedslied hat er ihm später an seinem Sarge gesungen, als die Leiche des Edelmannschen Lincoln in Philadelphia aufgestellt war. Herr Suesse hatte sich in dieser Stadt heimisch gemacht, nachdem er von einem längeren Besuch in Deutschland wieder nach dem Vereinigten Staaten zurückgekehrt war und betrieb dort sein Geschäft als Dekorationsmaler, wie er auch eifrig sich an allen deutschen Bestrebungen betheiligte und besonders, als stimmbegabter Tenorist, in allen Kreisen wo das deutsche Lied gepflegt wurde bedeutenden Ruf gewann. Im 1872, ein Jahr nach dem großen Feuer, kam Herr Suesse auf das Ansuchen seines Freim-

des Franz Amberg wieder nach Chicago, zu nun dauerndem Aufenthalt. Hier wirkte er mit in vielen großen Konzerten und sang in katholischen Kirchen, noch bis in sein hohes Alter. Auch war er Ehrenmitglied vieler hiesiger und auch vieler Gesangsvereine Deutschlands, sowie aktives Mitglied des Niederrheinischen Musikvereins von Köln, Düsseldorf und Aachen. Im Jahre 1885 vermählte sich Herr Suesse mit Frä. Maria Gunt, der Tochter eines Großkaufmanns aus Olpe, Westfalen, mit der er in glücklichster Ehe lebte und die den Verlust des stets so gütigen und liebevollen Gatten auf das schmerzlichste betrauert. Mit ihr trauern auch Geschwister und die näheren Verwandten mit denen er immer in schönster Eintracht lebte, sowie auch alle die den guten und edlen Menschen gekannt haben. Sein deutsches Vaterland hat er stets heiß und innig geliebt und oft den Wunsch ausgesprochen, daß Gott ihm noch so lange Leben schenken möge, bis daß er Deutschland siegreich gesehen. Doch es war anders bestimmt und ruhig und gefaßt hat er dem Tode entgegen gesehen, der ihm auch ein Erlöser aus großen Schmerzen war. Am letzten seiner Lebenstage hat er, der 81jährige, noch folgendes Verslein niedergeschrieben im Erwarten seiner baldigen Auflösung:

Nun gehet hin und grabt mein Grab,
Denn meinen Weg hab' ich vollendet,
Neh' leg' nun hin den Wanderstab
Da sich mein Schicksal nun beendet.

dem ersten Mal? Dort erblüht
er das Licht der Welt in dem kleinen
Eisernen Ofen, wo er am 6. März
1835, als Sohn eines Bauers geboren
wurde, der früher als Zimmermann
arbeitete. Er ist der jüngste von
seiner Mutter und hat drei Brüder.
Seine Eltern waren aus dem
Kreis der Bauern, die in der
Gegend von Berlin lebten. Er
hatte eine sehr einfache Erziehung
erhielt, die ihm die ersten Schritte
in das Leben zeigte. Er war ein
ruhiges, fleißiges Kind, das sich
seiner Pflichten sehr bewusst war.
Nachdem er die ersten Schritte
in das Leben gemacht hatte, begann
er, sich für die Natur zu interessieren.
Er las viel und suchte, die Geheimnisse
der Schöpfung zu verstehen. Er war
ein sehr fleißiger Schüler und
erhielt eine gute Ausbildung.
Nachdem er die Schule verlassen
hatte, begann er, sich für die
Naturwissenschaften zu interessieren.
Er las viel und suchte, die
Geheimnisse der Schöpfung zu
verstehen. Er war ein sehr
fleißiger Schüler und erhielt eine
gute Ausbildung. Nach dem
Verlassen der Schule begann er,
sich für die Naturwissenschaften
zu interessieren. Er las viel und
suchte, die Geheimnisse der
Schöpfung zu verstehen. Er war
ein sehr fleißiger Schüler und
erhielt eine gute Ausbildung.

dem ersten Mal? Dort erblüht
er das Licht der Welt in dem kleinen
Eisernen Ofen, wo er am 6. März
1835, als Sohn eines Bauers geboren
wurde, der früher als Zimmermann
arbeitete. Er ist der jüngste von
seiner Mutter und hat drei Brüder.
Seine Eltern waren aus dem
Kreis der Bauern, die in der
Gegend von Berlin lebten. Er
hatte eine sehr einfache Erziehung
erhielt, die ihm die ersten Schritte
in das Leben zeigte. Er war ein
ruhiges, fleißiges Kind, das sich
seiner Pflichten sehr bewusst war.
Nachdem er die ersten Schritte
in das Leben gemacht hatte, begann
er, sich für die Natur zu interessieren.
Er las viel und suchte, die Geheimnisse
der Schöpfung zu verstehen. Er war
ein sehr fleißiger Schüler und
erhielt eine gute Ausbildung.
Nachdem er die Schule verlassen
hatte, begann er, sich für die
Naturwissenschaften zu interessieren.
Er las viel und suchte, die
Geheimnisse der Schöpfung zu
verstehen. Er war ein sehr
fleißiger Schüler und erhielt eine
gute Ausbildung. Nach dem
Verlassen der Schule begann er,
sich für die Naturwissenschaften
zu interessieren. Er las viel und
suchte, die Geheimnisse der
Schöpfung zu verstehen. Er war
ein sehr fleißiger Schüler und
erhielt eine gute Ausbildung.

Ausblicke in's Wirtschaftsleben.

Mit dem Eintritt in den dritten Jahrgang steht das Jahrbuch des Deutschthums von Chicago vor einer bedeutenden Stufe seiner Entwicklung. Indem es sich bisher, seinem Titel gemäß, auf Chicago und einen Teil Illinois' beschränkte, hat es nur einen kleinen Ausschnitt des ungeheuren deutschen Einschlags im amerikanischen Leben zu erfassen vermocht, ohne dabei den Zusammenhängen mit dem großen Gesamtmosaik gerecht werden zu können. Wenn irgend ein Zeitpunkt, so ist wohl der jetzige, in dem Stammes- und Zusammengehörigkeitsgefühl des amerikanischen Deutschthums in schönster Blüte stehen, dazu geeignet, diesem Deutschthum in einem die ganzen Vereinigten Staaten umfassenden Jahrbuch ein gemeinsames Organ zu geben. Das Jahrbuch des Chicagoer Deutschthums, das einzige seiner Art auf amerikanischem Boden, bildet dafür auch die einzig mögliche Grundlage, und mit dem nächsten Jahrgang wird es somit in stark erweiterter Form vor seine Leser treten, um die es ein von Ozean zu Ozean reichendes geistiges Band schlingen wird. Geschichte und Kulturgeschichte, Kunst und Erziehungswesen, jeder der tausendfältigen Zweige, in denen Deutsche auf dem Boden der amerikanischen Republik hervorgetreten sind oder sich noch betätigen, werden mit historischer Treue oder scharf erfassendem aktuellem Blick Behandlung finden, nicht zuletzt natürlich aber auch das amerikanische Wirtschaftsleben, dessen Kapitel von den frühesten Anfängen bis auf unsere Tage vom deutschen Pionier befruchtet, in vielen Fällen ausschließlich von ihm allein geschrieben wurden. Dementsprechend ist es die Hoffnung des Herausgebers, gerade diesen Teil des Buches, in dem des Wirkens und Schaffens hervorragender Deutschamerikaner auf dem Gebiete von Handel und Industrie, Gewerbe, Bank- und Verkehrsweisen im einzelnen gedacht

wird, fortan besonders umfangreich gestalten zu können. Ein Unternehmen von so idealer und für den Deutschamerikaner doch auch wieder gemeinnützig-praktischer Grundlage verdient wohl allenthalben wärmere Anerkennung und Unterstützung. Wie das Jahrbuch den deutschen Wirtschaftspionieren durch namentliche Aufzeichnung und Schilderung ihres Entwicklungsganges den Ehrenzoll ihres Volkstums darbringt, dem sie durch Wissen und Können, Thatkraft und Unternehmungsgeist zum Heile werden, so sollte es andererseits den geschäftlich hervorragenden Vertretern des Deutschthums Ehrenpflicht sein, durch Fällung des Anzeigenteils ihrer Anerkennung und Schätzung der Chronistenrolle, der es sich unterzieht, Ausdruck zu geben, wie die in dem nachstehenden geschäftlich-biographischen Teil aufgeführten Persönlichkeiten und Firmen es bereits getan haben.

Fritz von Frankins.

Im Chicagoer nicht nur, sondern auch im New Yorker und damit im ganzen amerikanischen Finanzleben hat der Name dieses deutschen Bankiers einen guten Klang, wie ja denn auch die Tatsache allein, daß er über einen Sitz an der New Yorker Börse verfügt, für die Bedeutung seines Geschäftes zeugt. Sich zu dieser Höhe empor gearbeitet zu haben, die dem geschäftstüchtigen Amerikaner als Vorbild dient und nur von wenigen Deutschen erreicht wird, ist für Herrn von Frankins um so mehr ein Anlaß berechtigten Stolzes, als ihm auf amerikanischem Boden die kleinsten Anfänge nicht erspart geblieben sind. Als Dreißig- und zwanzigjähriger im Zwischenden nach New York gekommen, war er jahrelang in kleinen kaufmännischen Stellungen tätig, mit nie erlahmender Energie auf seine Gelegenheit zum Aufstieg wartend. Seinem kühnen Unternehmungsgeist

freie Bahn lassend, gründete er schließlich im Jahre 1899 in Chicago die Bankfirma von Frankius und Krusenard, in die er an barem Gelde zwar nicht mehr als zweihundert Dollars, dafür aber um so mehr an kaufmännischem Können und Initiative einlegte. Zwei Jahre darauf löste er seine Teilhaberschaft, um mit Ben Marcuse die Firma von Frankius & Co. aufzubauen, die sich binnen kurzer Zeit zu einem der ersten Bankhäuser Chicagos aufgeschwungen hat.

Es ist zweifelsohne für jeden Deutschen von starkem Interesse, daß mit dem Namen von Frankius Reminiscenzen an bedeutsame Perioden deutscher Geschichte weden werden. In den Lebenserinnerungen der Gräfin Voß, der bekannten Oberhofdame der Königin Luise, finden wir geschildert, wie Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin bei Theodor Christian von Frankius, dem Urgroßvater Fritzens von Frankius, auf dessen Schiffe zu Gaste waren. Zu jener Zeit hatte der Name Frankius für die alte Hansestadt Danzig dieselbe Bedeutung, die sich einst für Augsburg an das Geschlecht der Fugger knüpfte, und es gab östlich der Weichsel kein anderes deutsches Geschlecht, dem der deutsche Bürgerstolz so reiche Früchte getragen hatte. Berichten doch die Memoiren des Generals Napp, daß Napoleon, auf seinem Kriegszuge gegen Rußland begriffen, einem Frankius, der die der Stadt auferlegten Requisitionen zu lindern trachtete, sagte: „Was Sie betrifft, Herr von Frankius, so haben Sie wohl keine Ursache, sich über schlechte Zeiten zu beklagen, denn Sie haben ja zehn Millionen Gulden im Vermögen!“

Fritz von Frankius hat also mit seinen geschäftlichen Erfolgen an den Ueberlieferungen seines Geschlechtes festgehalten. Aber er wurde ihnen auch darin gerecht, daß er nicht nur mit Merkur, sondern auch mit den Mufen Zwiegesprache hielt und als Kunstliebhaber wie Kunstfachverständiger die Dessenlichkeit zwang, von ihm Notiz zu nehmen. Herr von Frankius wird diesen Einschlag von Künstler-

blut in gerader Linie auf seinen Großvater Augustin Ritt zurückzuführen, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts am russischen Kaiserhofe der gesuchteste Porträtist war und von der zweiten Katharina zum Hofmaler ernannt wurde. Die Kunstsammlungen Herrn von Frankius' sind ein Lederbissen für Kenner, und die öffentlichen Institute Chicagos wissen in manchem kostbaren Stück von seiner Generosität als Mäcen zu erzählen.

Während der Kriegszeit hat Herr von Frankius als echter deutscher Mann eine scharfe Klinge geführt und in Wort und Schrift Stellung gegen den Lügenfeldzug genommen, durch den die Alliierten ihre mangelnden militärischen Erfolge zu ersetzen suchten. Das amerikanische Deutschtum wird ihn stets als einen der Besten der Seinen zu betrachten haben.

Greenebaum & Sons.

Zu hohem Ansehen und blühendem Geschäftsgang, der den Fähigkeiten seiner Leiter ein ehrenvolles Zeugnis ausstellt, präsentiert sich von Jahr zu Jahr das Bankhaus Greenebaum & Sons, das älteste deutsche Bankgeschäft überhaupt, dessen Chicago sich rühmen kann. Nicht doch seine Entstehung bis in das Jahr 1855 zurück, und das prächtige neue Heim, das die Firma gerade um die Zeit ihres sechzigjährigen Jubiläums bezogen hat, ist eine sprechende Verkörperung des stolzen Fortschritts, auf den sie nach mehr als einem halben Jahrhundert zurückblickt. Die Tatkraft und der Weitblick der Gründer verbunden mit strengster Rechtsschaffenheit waren die Grundlagen zu dem stolzen Bau, den das Haus Greenebaum & Sons heute verkörpert. Von den deutschen Finanzdynastien Chicagos wird es stets mit an erster Stelle genannt werden müssen. Der scharfe Blick, mit dem einst Henry und Elias Greenebaum um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Möglichkeiten der Chicagoer Entwicklungen erfaßten und sich auf künftige Tiefendimensionen einrichteten,

ist ihren Söhnen und Enkeln treu geblieben und ist die Ursache nicht nur der ununterbrochenen Prosperität, sondern auch der unerschütterlichen Solidität, die das Haus Greenebaum dem anlagejuchenden Deutschtum empfiehlt.

Als Patriarch inmitten späterer Generationen hat Elias Greenebaum, einer der Gründer der Firma, bis in die letzte Zeit hinein ausgehalten, um erst als müder Neunziger der unruhigen Welt den Rücken zu kehren. Was er und seine Brüder am Chicagoer Deutschtum getan, wird von diesem nie vergessen werden, zumal das Altenheim, das Hospital in der La Sallestraße, die Sinaigemeinde, zahlreiche Logen, die Bibliothek unvergängliche Zeugen ihrer tatkräftigen und opferwilligen Anteilnahme an allen Vereins- und Wohltätigkeitsbestrebungen sind.

German Bank of Chicago.

Der Krieg ist zum Anlaß der Entstehung eines weiteren rein deutschen Bankunternehmens geworden, das, aus der Opposition gegen die deutschfeindliche Heze und Verleumdung hervorgegangen, nunmehr eifrig um die deutsche Kundschaft wirbt und von dieser selbstverständlich in weitestgehendem Maße berücksichtigt werden sollte. Es handelt sich dabei um die German Bank of Chicago, 1159—1161 North Clark Str., die ihre Geschäftsräume am 25. Oktober 1915 öffnete, nachdem eine Gruppe amerikanischer Bürger deutscher Geburt unter dem Druck der Zeitläufe den Entschluß gefaßt hatten, dem deutschen Element sowohl wie ihrer amerikanischen Umgebung die Möglichkeit des Besehens einer rein deutschen Bank zu beweisen. Dementsprechend wurde das Kapital ausschließlich in deutschamerikanischen Kreisen aufgebracht, sodaß wir unter den Aktienhabern die folgenden Namen vertreten finden: Gustav F. Fischer, Henry C. Brummel, Harry S. Keyes, Rudolph S. Blome, Philip W. Seipp, Albert F. Madlener, Richard C. Schmidt, Robert Schaffner, Rudolph Sering, Louis

Mohr, William S. Nehm, John George Graue, Dr. Ernst Pfennig, Edward Levy, Dora A. Gurst, M. F. Hart, Wm. A. Birk, Hermann J. Bleidt, John Henry Hamann, S. S. Ingalls, C. Wm. Kals, Fritz W. Kirsh, Fred Levy, J. C. Rehnstrom, Michael Hoffmann, John Gunterberg, Jakob R. Darmstadt, Wm. A. Luther, Gottfried Sintersdorf, W. D. Starnes, Helen Pauling, Adolph Rüden, J. C. Halle, W. G. Andersen, Francis A. Lachner, Fred Klein, William J. Jürgens, W. J. Schermerhorn, Max Reich, Carl C. Köhler, Albert Breitung, Hermann J. Freund, Charles C. Freund, William G. Freund, Abraham Prior, Joseph J. Brummel, J. M. Gund, John F. Stafford.

Als Direktoren zeichnen die Herren: John George Graue, Albert F. Madlener, Gustav F. Fischer, Henry C. Brummel, Harry S. Keyes, Rudolph S. Blome, Richard C. Schmidt, Louis Mohr, William S. Nehm, Fred Klein, William J. Jürgens, Edward Levy.

Präsident ist Gustav F. Fischer, Vizepräsident Harry S. Keyes, Kassierer Jacob R. Darmstadt.

Daß das neue Unternehmen einem geschäftlichen und psychologischen Bedürfnis entsprach, bewies sein rascher Aufstieg: am 1. Juli, also nur acht Monate nach seiner Gründung, beliefen sich seine Resourcen auf mehr als 700.000 Dollars, während die Depositen zum gleichen Zeitpunkt fast auf eine halbe Million Dollars gestiegen waren. Dabei handelte es sich aber um private Geldeinlagen und nicht um öffentliche Gelder, die mancherorts lediglich dazu dienen müssen, eine Paradeziffer der Depositen zu erlangen. Bei der fortgesetzt steigenden Zahl von Scheck- und Sparkonten ist der Kundschaft einflußreicher Geschäfts- wie Privatleute ist das Gedeihen des Unternehmens völlig gesichert. Allgemeine Bankgeschäfte, Käufe und Verkäufe von Wertpapieren, Darlehen auf Grundbesitz und andere Sicherheiten werden von der deutschen Bank vermittelt, der um

ihres rein deutschen Charakters willen der Zuspruch des gesamten Chicagoer Deutschthum gebührt.

Wollenberg & Co.

Wie sich deutscher Fleiß, deutsche Ehrlichkeit und Gründlichkeit bereits in kurzer Zeit gesicherten Boden unter den Gläubigen zu schaffen weiß, hat auch die Firma Wollenberger & Co. bewiesen; die heute stark dem zehnten Jahre ihres Bestehens zufluehrt. Im Jahre 1908 von Hermann Wollenberger, vormaligen Vizepräsidenten der Western Trust- & Savings Bank, gegründet, befaßt sie sich hauptsächlich mit dem Handel von soliden Anlagewerten. Sowohl Herr Wollenberger wie sein 1911 ins Geschäft eingetretener Teilhaber J. J. Nahls, der vordem ebenfalls bei der Western Trust & Savings Bank tätig war, haben ihre bankgeschäftliche Schulung in Deutschland erhalten und besitzen langjährige Erfahrungen im europäischen wie amerikanischen Bankgeschäft. Sie sind anerkannte Autoritäten auf dem Gebiete ausländischen Verkehrs (Foreign Exchange) und werden aus diesem Grunde vielfach von Bankinstituten, Geschäftsleuten und Privatpersonen zu Rate gezogen. Ihre glatte und erfolgreiche Regelung europäischer Erbchaftsangelegenheiten hat der Firma einen Ruf auf diesem Gebiete eingetragen. Seit den letzten Jahren betätigt sie sich auch auf dem Hypothekemarkt und bringt gutgesicherte erste Hypothekensonds, deren Unterlagen bebautes Chicagoer Grundeigentum bildet, zum Verkauf. Durch streng reelle Bedienung seiner Kunden hat das Haus sich einen ausgezeichneten Namen auch in diesem Geschäftszweig erworben. Im Besonderen fñhlt sich das Chicagoer Deutschthum wie das der umliegenden Staaten der Firma Wollenberger verpflichtet, nachdem diese als erstes Haus in Amerika sich mit dem Vertrieb der deutschen, österreichischen und ungarischen Kriegsanleihen befaßte. Eine sehr beträchtliche Anzahl von Deutschameri-

kanern hat von der ihnen auf diese Weise gebotenen Gelegenheit, ihrem alten Vaterlande zu dienen, Gebrauch gemacht.

Ladner & Buh, Sons.

Unter den Chicagoer Händlern in Grundstückswerten und Anlagen gebührt der Firma Ladner & Buh, Sons, ein hervorragender Platz. Ihre Geschäftstätigkeit beschränkt sich auf die Vermittlung und den Verkauf erstklassiger Hypothekendarlehen auf verbesseretes Chicagoer Grundeigentum. Die Anfänge dieser heute so ausgedehnten Tätigkeit reichen in das Büro der Rechtsanwälte Ladner und Buh zurück, die von ihren Klienten sehr häufig mit der Anlage erheblicher Summen als Hypothekengelder betraut wurden. Dieser Zweig ihrer Tätigkeit wurde schließlich zu ausgedehnt, um mit dem Rechtsbüro verbunden bleiben zu können und wurde daher 1904 von einer neu gegründeten Firma Robertson & Ladner übernommen. Einige Jahre später trat dann die gegenwärtige Teilhaberschaft zwischen den Herren Francis A. Ladner und Theodore C. Buh in Kraft. Ihre erste Office befand sich, den bescheidenen Anfängen angemessen, in einem Zimmer des Reaper-Gebäudes an der Ecke der Clark- und Washingtonstraße. Die nächsten Jahre brachten der Firma eine geradezu erstaunliche Entwicklung, und nachdem sie ihre Geschäftsräume vorübergehend im Title & Trust Building aufgeschlagen hatte, finden wir sie im Herbst 1909 obermals im Reaper-Gebäude wieder, diesmal aber in der Banketage einen Raum von nicht weniger als 2000 Quadratfuß einnehmend. Nachdem in diesem Hause selbst inzwischen schon wieder eine Vergrößerung nötig geworden war, wird die Firma Ladner & Buh fortan ihrem vergrößerten Geschäftsverkehr entsprechende Räumlichkeiten im Conway-Gebäude, ebenfalls Ecke Clark- und Washingtonstraße, einnehmen. Diese fortwährenden Vergrößerungen sind ein sehr berechtigtes Zeugnis für den Auf-

schwung, den die Firma genommen hat. Abschüsse von Millionen von Dollars in ersten Hypotheken werden jährlich durch sie vermittelt, und ihr Klientenkreis hat sich längst von Chicago über die ganzen Vereinigten Staaten und viele fremde Länder ausgedehnt. Die Teilhaber der Firma sind sich vollkommen klar darüber, daß sie ihre stolzen geschäftlichen Erfolge lediglich ihrer unerschütterlichen Ehrlichkeit, ihren konservativen Geschäftsmethoden sowie der sorgfältigen Anteilnahme zu verdanken haben, mit denen sie die Aufträge ihrer Kunden behandeln.

Siebels Institut für Technologie.

Die Leistungen der deutschen Wissenschaft, wie sie während des Krieges in besonders aktueller Form alle Welt zur Bewunderung zwangen, haben auf Chicagoer Boden seit langem schon im Siebelschen Institut für Technologie einen hellen Abglanz gefunden. Das Institut ist eine der hervorragenden technischen Hochschulen des Kontinents und widmet sich der technisch-wissenschaftlichen Ausbildung von Angehörigen des Brauer-, wie in den letzten paar Jahren auch des Bäcker- und Müllogewerbes in ausführltester und vollkommenster Weise. Ebenso führt es alle chemischen, bakteriologischen und physischen Untersuchungen mit peinlicher Sorgfalt durch.

Der Grundstein zu dem Unternehmen wurde im Jahre 1872 von Dr. S. C. Siebel gelegt, der als anerkannte Autorität auf dem Gebiet der Nahrungsmittel-Chemie gilt und es verstanden hat, den ihm eigenen deutschen wissenschaftlichen und fortschrittlichen Geist auch auf seine Söhne zu übertragen. Von ihnen, Dr. S. C. Siebel jr. als wissenschaftlichem, Herrn S. W. Siebel als geschäftlichem Leiter ist das anfangs nur kleine Institut auf die jetzige bemerkenswerte Höhe gebracht worden. Eine Besichtigung der 960—62 Montanastraße gelegenen Anstalt mit ihren musterhaften Einrichtungen und Lehrapparaten ist hoch empfehlenswert. Neben vollständige

eingerichteten chemischen, bakteriologischen und mikroskopischen Laboratorien, Lehrsälen usw. verfügt sie über eine Fachbibliothek von mehr als achttausend Bänden. Der praktische Unterricht vermag auch die kleinsten Einzelheiten des Berufes zu berücksichtigen, weil sowohl eine Musterbrauerei wie Bäckerei und Mühle vorhanden sind, die alle modernen, in der Praxis vorkommenden Einrichtungen und Apparate enthalten. Auch die Erwähnung der wissenschaftlichen Versuchstation darf nicht unterlassen werden. Sie ist mit der Anstalt schon seit deren Gründung verbunden und aus ihr ist schon so manche wichtige und weltbekannt gewordene Erfindung hervorgegangen.

Bowman Dairy Company.

Im Chicagoer Straßenbilde sind die Wagen der Bowmanschen Molkerei und Meierei eine vertraute Erscheinung, und es darf ohne Uebertreibung gesagt werden, daß das Unternehmen wohl das größte seiner Art in den Grenzen unserer Stadt darstellt. Eine derartige geschäftliche Entwicklung ist unmöglich, wenn sie nicht von einer vorzüglichen Qualität der gelieferten Produkte unterstützt wird. Tatsächlich schreibt die Firma ihren Erfolg ausschließlich dem Motto „Sauberkeit, Reinheit und Sicherheit“ zu, von dem sie sich stets leiten ließ. Jederzeit war sie bestrebt, ihren Meiereiprodukten den höchsten Grad von Vollkommenheit zu verleihen, und sie sah dieses Bestreben durch die sichere Kundenschaft einen ganz beträchtlichen Teil der Chicagoer Bevölkerung belohnt. Ein Rückblick auf die Entwicklung der Bowman Dairy Company veranschaulicht ihren geschäftlichen Aufschwung. Im Jahre 1874 von Robert, Johnston M. und M. A. Bowman in St. Louis gegründet, denen sich später noch Dr. C. C. Beck und C. M. Bowman als Teilhaber hinzugesellten, richteten sie im Februar 1885 durch Ankauf von sieben „Routen“ der Firma M. A. Devine eine Filiale in Chi-

cago ein. Wenige Jahre darauf entäußerte sie sich des Geschäftes in St. Louis vollständig und wandte fortan ihre ganze Kraft und Aufmerksamkeit dem Aufbau des Chicagoer Geschäftes zu. Mit welchem Erfolg das geschah, ist daraus zu ersehen, daß aus den sieben Absatzstrecken, über die die Woman Molkerei im Jahre 1885 verfügte, inzwischen nahezu achthundert geworden sind. Ohne alle Nebeninteressen widmen die Direktoren wie die Beamten der Gesellschaft ihre Zeit vollständig ihrem Unternehmen, an dem noch immer drei der ursprünglichen Gründer beteiligt sind.

Dr. Peter Fahrney & Sons Co.

Es zeugt zweifelsohne für den innigen Zusammenhang mit der Natur, den das deutsche Volk mehr als andere aufrecht zu erhalten verstanden hat, daß bei ihm die guten alten Hausmittel so hoch in Ehren stehen. Nicht immer zu Recht, wie zugegeben werden soll, häufig aber mit dem untrüglichen Instinkt, der aus dem Guten das Beste herauszufinden weiß. Wenn dazu eine vieljährige Erfahrung in der Anwendung eines solchen Hausmittels kommt, wird es seinen Platz als Freund und Helfer der Familie nie verlieren. Es ist eine sehr anziehende und interessante Geschichte, auf die sich die überaus große Verbreitung von „Forni's Alpenkräuter“, dem geschäftesten und geschäftesten der deutschen Hausmittel, zurückführen läßt. Ein alter Schweizer Kräuterdoctor, namens Peter Fahrney, der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Antietamtale wohnte, braute es als einen „Blutreiniger“ und wurde dank der vorzüglichen Wirkungen des Mittels weit über die Grenzen Marylands hinaus, durch ganz Pennsylvanien und Virginien bekannt. Ueber rauhe Landwege und Bergpfade, zu Fuß, Pferd und Wagen, fünfzig und

hundert Meilen weit kamen die Leute, um das Heilmittel aus seinen Händen zu erhalten. Ein eifriger Naturforscher und scharfer Naturbeobachter, hing Fahrney unerschütterlich der Ueberzeugung an, daß die Natur selbst das Laboratorium sei, in dem die Heilmittel für alle menschlichen Krankheiten bereitet würden, sobald, wer nur fleißig darnach suche, sie auch finden müsse. Und da Fahrney es am Suchen nicht fehlen ließ, gelang ihm auch das Finden. Uralt Kräuterbücher, die in seinem Besitz waren (und heute noch von seinen Großenkelnen, den gegenwärtigen Herstellern von Forni's Alpenkräuter, als wertvolle Erbstücke hochgeschätzt werden), und von ihm durch Erläuterungen und Zusätze über den Heilwert der aufgeführten Pflanzen ergänzt wurden, bildeten die Grundlage seiner Kräuterapothek, aus der so unendlich viel Segen für die Menschheit hervorging, daß noch vor wenigen Jahren in San Mar, Md., eine „Fahrney Memorial Association“ gegründet wurde. Sie hat durch Ueber- und Seitenbauten sogar das Blockhaus, in dem der alte Kräuterdoctor hauste, dem Verfall entrissen und für weitere Zeiten erhalten. Seine Rezepte aber wirken in den Händen der Nachkommen den gleichen Segen, den sie vor fast anderthalb Jahrhunderten der Bevölkerung des Blue Ridgegebietes zukommen ließen. In vielen Familien hat sich die Kenntnis der Heilwirkung von Forni's Alpenkräuter von einer Generation zur andern vererbt, und die Wohlthaten, die von ihm dem kranken Körper mitgeteilt werden, erwerben ihm zu den vielen alten noch zahlreichere neue Freunde. Wer sich von der Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 19—25 So. Honne Ave., Chicago, den Kranken-Voten schicken läßt, wird sich über Forni's Alpenkräuter und andere Vermächtnisse des Schweizer Naturheilkundigen wertvolle Aufschlüsse holen können.

Die politische Lage vor der Präsidentenwahl in 1916.

Von Dr. Michael Singer.

Als ich mich vor drei Jahren mit dem Gedanken trug, jährlich ein „Jahrbuch“ herauszugeben und als ich seitdem den Gedanken nun zum dritten Male verwirklichte, war es mein fester Entschluß, das Buch ausschließlich dem Leben und Streben, den Freuden und Leiden der Deutschen zu widmen. Und vornehmlich war ich entschlossen, aus den Blättern des Jahrbuchs amerikanische Politik fernzuhalten. Erstens weil amerikanische Politik nicht besonders anheimelnd wirkt und hauptsächlich weil an der amerikanischen Politik die Deutschen nicht als Deutsche, sondern nur als Amerikaner teilnehmen dürfen und sollen.

In der Politik gibt es keine Deutsch-amerikaner. Wir sind aber als solche in die amerikanische Politik hineingezogen worden, man hat uns als solchen den Fehdehandschuh hingeworfen und wir nehmen demzufolge den Kampf nicht bloß als Amerikaner, sondern auch als Deutschamerikaner auf.

Unsere Freunde, denn wir haben auch solche, glauben den Deutschamerikanern von heute einen guten Dienst zu erweisen, indem sie die geschichtlichen Taten der Deutschamerikaner der Vergangenheit, dem Grabe entreißen, um der Welt zu beweisen, daß wir keine Verräter, sondern eigentlich Prochthkerle sind. Wir sagen diesen Freunden für die gute Absicht Dank. Es wäre aber unsererseits Feigheit, wollten wir bloß aus den Handlungen unserer Vorfahren die Berechtigung unseres Daseins, das Recht auf uneingeschränkte Bürgerrechte, auf Achtung ablenken. Selbst wenn wir die erste deutsch-amerikanische Generation bildeten, wenn vor uns kein einziger Deutscher für diese Republik verblutet wäre, kein einziger Deutscher den Boden dieses Landes mit seinem Schweiße befruchtet hätte, wenn deutsche Kunst das puritanische Eis niemals gelöst und deutsches Erziehungs-

wesen dieses Land für seine Kulturaufgaben niemals vorbereitet hätte, selbst dann würden wir uns als Bürger dieses Landes das Recht, zu allen öffentlichen Fragen Stellung zu nehmen, schon aus Pflichtgefühl nicht rauben lassen und Jeden politisch zu zertreten suchen, der sich mit brutaler Hand an unser Bürgerrecht heranwagt.

Woodrow Wilson hat es getan. Er wagte, die Bürgertugenden der Deutsch-amerikaner in Zweifel zu ziehen, sie zu verdächtigen und anzuklagen, ohne Beweise erbringen zu können. Für diese Niedertracht, begangen an den Deutsch-amerikanern, stehen die Deutschamerikaner in geschlossener Reihe gegen Woodrow Wilson, nun, da er das Volk angeht, an der Spitze desselben bleiben zu dürfen.

Deshalb eröffne ich die Blätter dieses Jahrbuchs, welche ausschließlich deutschen kulturellen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bestrebungen in Amerika gewidmet sind, diesmal ausnahmsweise den politischen Fragen des Landes, um nach Möglichkeit dazu beizutragen, daß der Verleumder der Deutschamerikaner an deutschamerikanischer Einheitslichkeit schon deshalb zu Grunde gehe, weil er es auch sonst tausendfach verdient hat, daß das politische Todesurteil gegen ihn gefällt und an ihm vollzogen werde.

Wilson und die Deutschamerikaner.

Als der unselige Krieg in Europa ausbrach und Wilson die Neutralität der Vereinigten Staaten proklamierte, ein Gebet für die baldige Herstellung des Friedens verrichten ließ und die Bürger ersuchte, sich jeder öffentlichen Meinungsäußerung über den Krieg zu enthalten, jubelten ihm die Deutschamerikaner zu und in Chicago wurde ein zugunsten des Deutschen Roten Kreuzes in Aussicht ge-

nommenes Volksfest sofort abgesagt, weil man befürchtete, daß eine Massenversammlung von Deutschen zu Demonstrationen führen könnte, welche nicht im Einklange wären mit dem Ersehen des Präsidenten. Ein untrüglicher Beweis dafür, daß die Deutschamerikaner die Neutralitätspolitik des Präsidenten dem Buchstaben und dem Geiste nach einzuhalten entschlossen waren, obschon sie, wie nur natürlich, für ihre kämpfenden Brüder jenseits des Ozeans mit aller Wärme ihrer Herzen fühlten.

Die Deutschamerikaner haben an dieser Neutralität festgehalten, Woodrow Wilson hat sie zur Lüge gestempelt.

Unter der fadenscheinigen Ausrede, daß kein Gesetz es den Vereinigten Staaten verbiete, den Kriegführenden Waffen zu liefern, ließ er das Land zugunsten der Feinde Deutschlands in eine Waffenfabrik umgestalten, indeß er den Alliierten gestattete, die für Deutschland bestimmten Nahrungsstoffe zu konfiszieren.

Wäre Woodrow Wilson menschlich gewesen, er hätte es nimmer gestattet, daß Amerika zum europäischen Menschenfacklen die Nordwerkzeuge liefere. Wäre er neutral gewesen, er hätte die weiteren Waffenlieferungen an die Alliierten davon abhängig gemacht, daß sie den Weg nach Deutschland den amerikanischen Nahrungsstoffen nicht versperren. Jefferson sagte den Engländern, als sie die Franzosen aushungern wollten, daß sie dies nimmer auf Kosten des amerikanischen Handels tun könnten. Woodrow Wilson dachte anders. Er lieferte den Engländern Waffen und förderte gleichzeitig Englands über Deutschland verhängte Hungererzeugnispolitik. Und das nannte Woodrow Wilson neutral.

Gegen diese schreiende Unmenschlichkeit und Unneutralität nahmen die Bürger deutscher Abkunft Stellung. Sie forderten die genaue Betätigung amerikanischer Neutralität und amerikanischer Menschlichkeit. Aber genau so wie der Lügner empört tut, wenn man ihm nachweist, daß er nicht die Wahrheit spricht,

genau so war auch Woodrow Wilson entriistet, als man aus seinen Handlungen den untrüglichen Beweis erbrachte dafür, daß er unmenschlich, unneutral, un-amerikanisch handle und das sittliche Ansehen der Republik schände.

Und weil die Bürger deutscher Abkunft als Amerikaner amerikanische Traditionen hochgehalten zu sehen wünschten, weil sie gegen eine Politik Stellung nahmen, welche im grellsten Widerspruch ist zu den amerikanischen Prinzipien sowohl, wie zu den Prinzipien der Menschlichkeit, wagte der Präsident der Vereinigten Staaten, seine hohe Stellung zu erbärmlichen Verdächtigungen zu mißbrauchen, wagte er von deutschen Verschwörungen in Amerika zugunsten Deutschlands zu sprechen, ohne für diese grundlose Behauptung irgend welchen Beweis vorbringen zu können, wagte er die Bürger deutscher Abkunft der Unloyalität zu beschuldigen und im Namen eines reinen Amerikanismus einen Vernichtungskampf gegen den Bindestrich aufzunehmen.

Woodrow Wilson und der Bindestrich.

Woodrow Wilson konnte eine ehrliche Kritik nicht vertragen und weil diese Kritik zumeist von Bürgern deutscher, irischer, österreichischer und ungarischer Abkunft ausging, erklärte er diese Bürger für Bindestrichler, die, weil sie fremder Abstammung sind, an dem Lande ihrer Geburt mehr hängen, als an Amerika und deshalb des amerikanischen Bürgerrechtes unwert sind.

Major Denty, vom nordöstlichen Sängerbund, der einarmige Veteran des Bürgerkriegs, gab auf die Beschuldigung der Unloyalität Herrn Woodrow Wilson die treffendste Antwort: „Uns, mich, wagt Woodrow Wilson der Unloyalität zu beschuldigen,“ donnerte der einarmige deutsche Kriegsheld, „ich verlor diesen meinen Arm im Bürgerkriege in dem Bemühen, den gegen die Einheit der Republik kämpfenden Vater Wilsons zu

Loyalität zu dem Sternenbanner zu zwingen."

Der Vater Wilsons war dennoch gegen die Einheit der Republik und Woodrow Wilson gab amerikanische Rechte widerstandslos den Briten preis. Und weil die „Bindestrichler“ sich gegen diese Loyalität des höchsten Beamten der Republik auflehnten, weil sie dessen falschen Amerikanismus entlarvten und die Herrschaft Englands über Amerika nicht dulden wollten, sollten sie von der Erdoberfläche hinweggesetzt werden, ob schon derselbe Woodrow Wilson seinen Amerikanismus nicht immer gegen die Bindestrichler angerufen, mit denselben vielmehr sehr stark geliebäugelt hat.

Ich verkehrte gerade jetzt vor vier Jahren, als Herr Woodrow Wilson sich zum ersten Male um die Präsidentschaft bewarb, sehr viel im New Yorker Hauptquartier des demokratischen Nationalkomitees. Dort sah ich große und viele Bindestrich-Niederlagen, gegründet und erhalten für die Förderung der Erwählung Woodrow Wilsons. Ich sah ein deutsches Büro, aus welchem deutsche Flugschriften und deutsche Redner zur Bearbeitung deutscher Wähler im Interesse Woodrow Wilsons ausgeschickt wurden. Ich sah ungarische, slowakische, czechische, kroatische, polnische, jüdische, italienische, französische Büros für ungarische, slowakische, czechische, kroatische, polnische, jüdische, italienische, französische und sonstige Wähler. Hat Woodrow Wilsons Amerikanismus damals geschlafen? Warum sagte er nicht auch damals, daß er Deutsche, Ungarn, Slowaken, Czechen, Kroaten, Polen, Juden, Italiener und Franzosen nicht kennen mag, daß er nur Amerikaner kennt und daß diese Amerikaner nur in der amerikanischen Sprache in seine Gefolgschaft eingereiht werden dürfen?

Und ich wette ein faules Ei gegen Woodrow Wilsons politische Aussichten, daß er auch in der jetzigen Präsidentschaftskampagne dem Bindestrich eine Ehrenstelle anweisen wird, daß er auch

in der gegenwärtigen Kampagne fremdsprachige Schriften und fremdsprachige Redner zu den Bürgern verschiedener Abkunft für sich in den Kampf schicken wird.

In den Augen Woodrow Wilsons sind nur jene Bindestrichler keine Amerikaner, die seine unamerikanische Politik nicht gutheißen können. Er wird aber am 7. November erfahren, daß die überwiegende Mehrheit des amerikanischen Volkes aus solchen Bindestrichlern besteht, die es mit dem Stimmzettel beweisen werden, daß sie an den Wilsonschen Amerikanismus nicht glauben, ihn verdammen und einen Mann aus dem politischen Leben des Landes ausschalten, dessen Patriotismus aus hohlen Schlagwörtern besteht, dessen Handlungen aber ebensovielen Knutenschlägen gegen die wahrsten amerikanischen Interessen gewesen sind.

Wilsonscher Friede und Wilsonsche Prosperität.

Trotzdem die Deutschamerikaner von Woodrow Wilson als Deutschamerikaner zum politischen Kampfe herausgefordert worden sind, wäre es dennoch ungerecht, wollten wir ihn bloß deshalb bekämpfen, weil er uns beleidigt, verdächtigt und verleumdet hat. Wäre Wilson ein fähiger Staatsmann, wäre er ein Amerikaner, der Amerika tatsächlich über alles stellt und die sittliche und wirtschaftliche Größe als das Ziel seines staatsmännischen Lebens betrachtet, wir würden aus patriotischen Gründen die Beleidigungen hinunterwürgen und einen Mann dem Lande zu erhalten suchen, der das Staatsschiff über Klippen hinweg in den sichern Hafen lenkt. Aber Wilson hat das Staatsschiff, man wäre versucht zu sagen, absichtlich den Klippen zugeführt. Es ist Wilson zuzuschreiben, daß diese einst angesehene Republik keinen einzigen Freund besitzt, daß sie verachtet und gehaßt wird. Und es ist Wilsons verbrecherischer Ergebung in den britischen Willen zuzuschreiben, daß das gro-

ße amerikanische Handelsvolk von den Weltmärkten ausgeschlossen ist und selbst im Innerehandel dem britischen Einfluß unterliegt.

Und nun wagt Woodrow Wilson mit zwei schreienden Unwahrheiten vor das amerikanische Volk zu treten und auf Grund derselben seine Wiedererwählung zu fordern.

Wilson'scher Friede.

Mit zwei Argumenten tritt Woodrow Wilson vor das amerikanische Volk, um dessen Vertrauen für weitere vier Jahre zu erbitten. Das eine Argument ist: Ich, Woodrow Wilson, habe dieser Republik, trotzdem die Welt von Kriegsgluten verzehrt wird, den Frieden bewahrt, einen Frieden in Ehren.

Ich will nicht darauf hinweisen, daß Woodrow Wilson mit Deutschland den Krieg gesucht hat. Und er hat ihn gesucht; nicht als ob die Rechte und die Ehre dieser Republik durch Deutschland verletzt worden wären, sondern weil er die Republik ganz in den Dienst desselben England stellen wollte, das die Ehre und die Rechte der Nation in den letzten zwei Jahren täglich mit Füßen getreten hat und noch heute mit Füßen tritt. Daß Woodrow Wilson, der als Friedensapostel eine Verlängerung seines Präsidentschaftstermins fordert, den Krieg mit Deutschland gewollt und gesucht hat, geht nicht nur aus seiner fortgesetzten unneutralen Haltung, sondern am allerdeutlichsten daraus hervor, daß er, als er auf Englands Befehl seine vorher ausgesprochene Ansicht änderte und gegen die Bewaffnung von Handelsschiffen keine Einwendung erhob, den Kongreß einfach knebelte, als dieser an das amerikanische Volk die Warnung erlassen wollte, sich von bewaffneten Handelsschiffen kriegsführender Nationen fernzuhalten.

Aber selbst wenn es nicht erwiesen wäre, daß Woodrow Wilson Verwicklungen mit Deutschland gesucht hat, bleibt es eine der dreisteften Entstellungen der Wahrheit, daß er der Republik den Friede

den bewahrt hat. Wilson hat Krieg geführt. Es war unter seiner Regierung, daß diese Republik vorerst in Veracruz und dann bei Carrizal Kriegsoffer hatte und zwar ohne daß Herr Wilson durch diese Kriegsoffer dem Ziele seiner Kriegsführung um einen Schritt näher gekommen wäre. Mit den Kriegsoffern in Veracruz konnte Herr Wilson noch immer nicht von Huerta den geforderten Ehrenschatz für die amerikanische Flagge erzwingen. Und trotz der Kriegsoffer bei Carrizal ist der Bandit Villa noch heute nicht eingefangen worden.

Aber angenommen, daß die Blaujaden bei Veracruz und unsere schwarzen Soldaten bei Carrizal nicht einem Kriege, sondern bloß einer Laune des gegenwärtigen Machthabers im Weißen Hause zum Opfer gefallen wären, angenommen, daß Woodrow Wilson dem Lande den Frieden tatsächlich bewahrt hätte, kann dieser Friede mit gutem Gewissen ein ehrenvoller genannt werden? Außer Deutschland hat keine einzige Nation die amerikanische Forderung auf Wahrung amerikanischer Rechte berücksichtigt und Präsident Wilson hat die Nation nur deshalb nicht in den Krieg geführt, weil er es vorgezogen hat, amerikanische Rechte durch die Alliierten und durch die Mexikaner verhöhnen, zertreten, zerstampfen zu lassen. Ein Friede, welcher nur mit Hintansetzung der Fundamentalkrechte einer Nation in der Völkerfamilie erhalten werden kann, ist eine Schmach und kein Segen. Und wenn Woodrow Wilson diesen Frieden ehrenvoll nennt, dann sind seine Begriffe über nationale Ehre ziemlich verschwommen.

Die Prosperitätslüge.

Und genau so sieht es mit dem Hinweis auf die Wilsonsche Prosperität aus. Diese Prosperität ist erstens keine allgemeine und konnte nur dadurch erzielt werden, daß Herr Wilson seinen eigenen Prinzipien das Genick brach. Wäre Herr Wilson seiner Neutralitätserklärung treu geblieben, hätte er an der Antwort fest-

gehalten, welche er der Belmontgruppe gab, als diese den Franzosen ein Kriegsdarlehen bewilligen wollte, daß es nicht neutral sei, den Kriegsführenden Gelder zur Kriegsführung zu bewilligen, seine vielgerühmte Kriegsprosperität würde genau so traurig aussehen, wie seine Friedensprosperität in den ersten zwei Jahren ausgesehen hat und wie es heute noch in jenen amerikanischen Industrien aussieht, welche keine Wordraffen herstellen.

Man erinnert sich noch schmerzlich der ersten zwei Jahre Wilsonscher Administration, in welcher die Zahl der Arbeitslosen sich täglich in solch erschreckendem Maße mehrte, daß selbst der Polizeichef von Los Angeles die Riots der Arbeitslosen damit entschuldigte, daß der Sunner kein Gewissen habe.

Man erinnert sich noch schmerzlich und mit Entrüstung der zynischen, Verachtung herausfordernden Antwort, welche Woodrow Wilson als Präsident der Vereinigten Staaten für die Klagen der Kapitäne der Industrie und des Handels hatte. Er verhöhnzte sie mit der Bemerkung, daß ihre Klagen erlogen sind, daß der wirtschaftliche Niedergang ein Kind ihrer Einbildung ist. Der Ausdruck „psychologische Depression“ ist seitdem ein geflügeltes Wort.

Woodrow Wilson ein Arbeiterfreund.

Amerikanische Politik hat die köstlichsten Hintertreppenwege. Ein solcher Hintertreppenweg ist die plötzlich entdeckte Liebe Woodrow Wilsons für die organisierte Arbeit.

Woodrow Wilson klammert sich an die Möglichkeit eines zweiten Amtstermins zähe. So viel hat er aber dennoch erlernt, daß seine Gefolgschaft stark herabgeschmolzen ist. Er weiß, daß die Munitionsfabrikanten allein ihn nicht erwählen können. Auch weiß er, daß die Deutschen und Irländer, die er verleumdete und in ihrer bürgerlichen Ehre gekränkt hat, kaum zu seiner Fahne schwören werden. Die amerikanischen Unter-

nehmer in Mexiko, die er für vogelfrei erklärte und die Bürger in den Grenzstaaten, die er gegen mexikanische Mörder und Mordbrenner nicht beschützen konnte und wollte, sind für eine Verlängerung der Wilsonherrschaft wahrlich nicht begeistert. Die amerikanischen Geschäftsleute, deren Rechte Wilson preisgegeben hat, die er durch England ruinieren ließ, können den 7. November kaum erwarten, um mit Woodrow Wilson abzurechnen. Und jene amerikanischen Geschäftsfirmen, die sich auf der britischen schwarzen Liste befinden und demzufolge trotz des großen „America first and all the time“ Präsidenten nicht einmal auf amerikanischem Boden Geschäfte tun können, werden es sich ebenfalls überlegen, ehe sie sich vor Woodrow Wilsons Siegeswagen spannen. Auch jene Durchschnittsbürger, deren Briefe Woodrow Wilson ruhig den britischen Ränberhänden überließ, begeistern sich durchaus nicht für die Idee einer weiteren Wilsonregierung.

Verzweifelt irrt der Vlid Woodrow Wilsons umher. Und der Vlid blieb an seinem Prinzipiengeossen in Sachen des Fremdenhasses, an dem Arbeiterführer Samuel Gompers haften. Wenn alle Stricke reißen, die organisierte Arbeit wird helfen.

Woodrow Wilson glaubt, daß die organisierte Arbeit ein ebensolch schwaches Gedächtnis hat, wie er. Der Streik in Colorado ist noch in frischer Erinnerung. Wilson ließ damals die organisierte Arbeit an dem „Prinzip“ Rockefeller's zugrunde gehen und das Blut der niedergeknallten Arbeiter bildet noch heute eine schwere Anklage gegen die Bundesregierung.

Vor mir liegt eine Rede, welche Woodrow Wilson am 14. Juni 1909 an der Princeton University über organisierte Arbeit den Studenten gehalten hat. Damals war Woodrow Wilson bloß Professor, der sich um Arbeiterstimmen nicht zu kümmern brauchte, seinen Ansichten und Empfindungen demzufolge

uneingeschränkten Ausdruck geben konnte:

Ich gebe jenen Teil der Rede hiermit in englischen Original, damit der Vorwurf gegen mich nicht erhoben werden kann, eine willkürliche Uebersetzung gegeben zu haben:

“You know what the usual standard of the employe is in our day. It is to give as little as he may for his wages. Labor is standardized by the trades unions, and this is the standard to which it is made to conform. No one is suffered to do more than the average workman can do. In some trades and handicrafts no one is suffered to do more than the least skillful of his fellows can do within the hours allotted to a day's labor, and no one may work out of hours at all or volunteer anything beyond the minimum. I need not point out how economically disastrous such a regulation of labor is. It is so unprofitable to the employer that in some trades it will presently not be worth his while to attempt anything at all. He had better stop altogether than operate at an inevitable and invariable loss. The labor of America is rapidly becoming unprofitable under its present regulation by those who have determined to reduce it to a minimum. Our economic supremacy may be lost because the country grows more and more full of unprofitable servants.”

Wie wird angesichts dieser Rede die organisierte Arbeit Wilsons Liebeswerben aufnehmen?

Wilson's Grundsätze.

Präsident Wilson, der mit großen Worten stets den Mund voll zu nehmen pflegt, sagte stolz: „Man soll nicht den Augenblicksforderungen gehorchen, sondern stets nach Grundsätzen handeln.“

Fürwahr ein schönes Wort. Doch sehen wir einmal, wie derselbe Woodrow Wilson dieses schöne Wort geübt hat:

Präsident Wilson war zugunsten eines einmaligen Präsidentschaftstermins. Jetzt ist er dagegen.

Präsident Wilson war zugunsten der Garrison'schen Kontinental-Armee. Jetzt ist er dagegen.

Präsident Wilson war gegen eine Ver-

stärkung der Marine. Jetzt verlangt er die stärkste Marine der Welt.

Präsident Wilson war dagegen, daß die jungen Männer ihre Zeit mit militärischen Übungen verbringen sollten. Jetzt verlangt er, daß 400.000 militärisch geschult werden sollten.

Präsident Wilson war gegen eine Tariffkommission. Jetzt ist er dafür.

Präsident Wilson begünstigte eine Intervention in Mexiko und schickte Truppen hin, um zu intervenieren. Jetzt erklärt er, so lange er Präsident sei, werde Niemand in Mexiko intervenieren.

Präsident Wilson war für Befreiung von den Panama-Kanalzoll-Gebühren. Nach seiner Erwählung zwang er die demokratische Mehrheit, das Gesetz zu widerrufen.

Präsident Wilson wollte Bryan unschädlich machen. Nach seiner Erwählung machte er Bryan zu seinem obersten amtlichen Ratgeber und entließ ihn dann, weil Bryan den Frieden wollte, während Wilson jetzt als Friedensengel posiert.

Präsident Wilson war ausgesprochen gegen die Arbeiterunionen. Seit seiner Erwählung sucht er sich lieb Kind bei den Unionsführern zu machen.

Präsident Wilson war gegen Initiative und Referendum. Dann erklärte er sich dafür. Inzwischen hat er das vergessen.

Präsident Wilson war aus theoretischen Gründen für Freihandel. Jetzt will er nichts mehr davon wissen.

Präsident Wilson erklärte sich vorerst gegen Kriegsbereitschaft, um dann mit glühendem Eifer Kriegsbereitschaft zu predigen.

Wer diesen Präsidenten auch in der Zukunft zum Präsidenten haben will, stimme für ihn. Solche Bürger verdienen ihr Schicksal.

Die republikanische Partei.

Die Gründung der republikanischen Partei war schon eine wirtschaftliche und sittliche Tat zum Vortheile der Republik.

Und an dieser wirtschaftlichen und sittlichen Förderung dieses großen Gemeinweins hatten die Bürger deutscher Abkunft einen wesentlichen Anteil, wie dies schon Abraham Lincoln wiederholt anerkannt hatte.

Die erste große Tat der jungen republikanischen Partei war die Befreiung der Negersklaven. Es war dies nicht nur eine sittliche Tat, gegen deren Vollzug der Süden, welcher heute noch die Urkraft der Demokraten bildet, bekanntlich mit der Waffe Gewalt sich stemmte; es war auch der erste Schritt zum Aufbau amerikanischer Industrien und zur Sicherung besserer Erwerbsgelegenheiten für den amerikanischen Arbeiter. So lange der Süden die geradezu unbezahlte Sklavenarbeit hatte, konnte man in den anderen Sektionen der Republik, wollte man überhaupt Industrien im Betriebe halten, den weißen Arbeiter nicht nach Gebühr entlohnen. Mit der Abschaffung der Sklavenarbeit, welche der demokratische Süden durch Kinderarbeit zu ersetzen sucht, begann das industrielle Leben in Amerika rascher zu pulsieren.

Die republikanische Partei war daher schon von Anfang eine Partei der konstruktiven Arbeit, welche sie seitdem in zielbewusster Weise fortgesetzt hat und welche hauptsächlich jener arbeitenden Welt zugute kam, mit welcher Woodrow Wilson, nachdem er ihr durch seine destruktive Wirtschaftspolitik vier Jahre hindurch das Brot vorenthielt, nun vor der Wahl aus politischen Selbstzwecken zu Lieblingen suchte.

Die republikanische Partei hat mit der Förderung von Industrien die Lebensverhältnisse der Arbeiter wesentlich verbessert, und als sie dann die Industrien mit dem Schutz Zoll gegen ausländische Konkurrenz beschützte, beschützte sie gleichzeitig die besseren Löhne der Arbeiter.

Allerdings gab es auch unter der republikanischen Partei vorübergehende Rückschläge, aber ein Elend wie unter Grover Cleveland's zweiter Administration und eine Arbeitslosigkeit wie in den

ersten zwei Jahren der Wilson'schen Verwaltung kannte das Land unter den republikanischen Administrationen niemals.

Charles C. Hughes.

Das verunglückte Experiment, zu welchem die Nation sich vor vier Jahren verleiten ließ, indem es der demokratischen Partei die Zügel übergab und Woodrow Wilson zum Präsidenten machte, bildet ein schwarzes Blatt in der Geschichte der Republik.

Nicht nur daß die bedeutendste historische Periode der Menschheit an der Spitze des amerikanischen Volkes, das in dem Weltkriege die Rolle des Erlösers hätte spielen können, einen Zwerg fand, dessen einzige Größe in seinem ebenso lächerlichen, wie sträflichen Eigendünkel bestand, die Republik wurde durch die demokratische Administration wirtschaftlich und sittlich entwertet und während ihr Handel lahmgelagt ist und ihre Rechte zertreten sind, begegnet man ihr überall mit Spott, mit Haß, mit Verachtung, mit einem Achselzucken, das beleidigender und tödlicher ist, als die offene Feindschaft einer ganzen Welt.

Es wird die ganze Kraft eines ganzen Mannes beanspruchen, um einerseits der Welt beizubringen, daß das amerikanische Volk für die Handlungen eines Woodrow Wilson nicht verantwortlich gemacht werden kann und andererseits die Schäden auszubessern, welche das amerikanische Volk erlitten hat.

Die republikanische Partei glaubt, in Charles C. Hughes den ganzen Mann gefunden zu haben. Ist aber Charles C. Hughes wirklich der ganze Mann?

Die Vergangenheit von Charles C.

Hughes.

Der republikanische Präsidentschaftskandidat suchte sich niemals darnach, im politischen Sinne nationale Bedeutung zu erlangen. Er war Advokat und begnügte sich damit, das Recht seiner Mitmenschen in gewissenhafter Weise, aber ge-

räuschlos zu vertreten. Plötzlich wurde er gegen seinen Willen aus seiner arbeit-samen Zurückgezogenheit in eine größe-re Öffentlichkeit geschleudert.

Die Consolidated Gas Company von New York wurde beschuldigt, das Publikum in verbrecherischer Weise auszubeuten. Die New Yorker Staatslegislatur betraute im Jahre 1905 einen Ausschuß mit der Untersuchung und dieser Ausschuß erwählte Charles E. Hughes zu seinem Anwalt.

Es spricht Bände für die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit von Hughes, daß er die Wahl, trotzdem dieselbe ein reiches Einkommen und ungewöhnlichen Ruhm versprach, mit der Begründung ablehnte, von Gasangelegenheiten nichts zu verstehen. Der Ausschuß war aber von Hughes' Fähigkeiten so sehr überzeugt, daß Hughes nachgeben mußte. Und der Ausschuß täuschte sich nicht.

Charles E. Hughes vertiefte sich in das Studium der Gasangelegenheiten und innerhalb weniger Wochen war er ein un-übertroffener Sachverständiger, der mit der sichern Hand eines geübten Chirurgen alle krummen Praktiken der Gasgesellschaft bloslegte. Sein Befund war ein Meisterstück und führte zu einer energischen und heilsamen Gesetzgebung.

Sein Ruf als Anwalt war nunmehr so fest gegründet, seine Gründlichkeit und sein unbeugsamer Rechtsinn waren nunmehr in solch unantastbarer Weise festgelegt, daß man später, als in demselben Staate die Versicherungsflandale bis zum Himmel stanten, nur an Charles E. Hughes dachte, als der Unrat hinweggeräumt werden sollte. Auch dieser Aufgabe entledigte er sich in glänzender Weise. Präsidenten von Versicherungsgesellschaften, die eine autokratische Macht repräsentierten, krümmten und wanden sich unter seinem Sezirmesser. Er machte sie unschädlich und vollzog somit die zweite rettende Tat im Interesse der Bevölkerung von New York.

Charles E. Hughes als Gouverneur.

Das Volk erwies sich dankbar und erwählte im nächsten Jahre den vor zwei Jahren verhältnismäßig unbekannten Advokaten zum Gouverneur des Empirestaates der Union.

Auch in seiner neuen Würde blieb Charles E. Hughes der alte gewissenhafte, unbeugsame und schlichte Mann, der sich nur vor dem Rechte beugte.

Natürlich gab es auch in der republikanischen Partei Berufspolitiker, „Vosse“, die den Gouverneur gewohntermaßen für ihre Zwecke benutzen zu können glaubten. In Hughes erlebten sie aber ihre Enttäuschung. Er machte ihnen bald klar, daß er Gouverneur des Volkes und nicht das Werkzeug einer politischen Maschine sei. Bitten und Drohungen prallten an seinem unbeugsamen Rechtsinn wirkungslos ab.

Seine erste Tat bestand darin, daß er alle öffentlichen Rugbarkeiten unter Kontrolle der Zivildienstkommission stellte und somit den landläufigen Mißbräuchen zum Nachteile der Bevölkerung ein Ende machte. Er reformierte, wo Reform nottat. Auch der Gesetzgebung erteilte er wohlthätige Lektionen. Wie überall in Amerika glaubte auch die New Yorker Gesetzgebung dem Volke damit Sand in die Augen streuen zu können, daß sie täglich ein neues Gesetz schuf. Gouverneur Hughes vetierte aber 200 Gesetze mit dem Bemerken, daß das Volk nicht vieler Gesetze bedarf, sondern guter Gesetze. Und das Volk anerkannte die Tätigkeit des Gouverneurs damit, daß es ihn nach Ablauf seines Termins wieder erwählte. Aus dem Gouverneurspalaste wurde Charles E. Hughes im Jahre 1910 in das oberste Bundesgericht berufen und von dort holte ihn nun das Volk, um ihn an die Spitze der Nation zu stellen.

Charles E. Hughes und die Deutschen.

Es ist nicht unbedingt notwendig, daß ein Präsident der Vereinigten Staaten

ein warmer Deutschenfreund sei. Es genügt, daß er ein ehrlicher, fähiger, unparteiischer Mann, ein wirklicher Amerikaner sei. Kein Kandidat darf in seine hohe Stellung persönliche Neigungen oder Abneigungen hineinbringen; er hat die Wünsche und die Rechte aller Bürger zu berücksichtigen, die Rechte und die Pflichten aller Nationen in Betracht zu ziehen, mit denen diese Republik als Mitglied der Völkerfamilie in Verbindung zu kommen hat.

Es ist aber der Verdacht ausgesprochen worden, daß Charles E. Hughes ein Deutschenfeind sein muß, sonst hätte Theodore Roosevelt, dessen plötzliche Impulse sich augenblicklich gegen Deutschland und die Deutschen richten, ihm seine Unterstützung nicht zugesagt. Mit Deutscheindlichkeit im Herzen dürfte aber Charles E. Hughes ins Weiße Haus ebensowenig einziehen, wie Woodrow Wilson seiner Deutscheindlichkeit wegen in demselben verbleiben darf. Aus diesem Grunde möchte ich hier die Beziehungen des republikanischen Präsidentschaftskandidaten zu dem Deutschtum aus einwandfreier Quelle feststellen.

Der deutsche Seelsorger Dr. Georg C. Berkemeier, der an der Spitze des Wartburg Waisenhauses steht und in den letzten zwei Jahren im Kampfe für Wahrheit und Recht gegen Wilsons Scheinneutralität und Unmenschlichkeit in der ersten Reihe gekämpft hat, sagte aus Anlaß des jüngst stattgehabten goldenen Jubiläums des erwähnten Waisenhauses folgendes:

Es war vor 8 Jahren, als Gouverneur Hughes das Wartburg Waisenhaus in Mount Vernon besuchte, jenes Musterinstitut deutschamerikanischer Waisenspflege, das jetzt in schlichter, würdiger Weise das goldene Jubiläum seines Bestehens feierte. Damals versänfterte noch kein Kriegsgewölk den europäischen Horizont, damals lebte der Deutschamerikaner in diesem Lande friedlich, von gefährlichen Anarissen verschont. Und nur in einer Zeit des Friedens bildet man ob-

jektive Urteile, die man dann gewissermaßen zum Lebensprinzip erhebt. Und damals pries der Mann, den wir Deutschamerikaner heute für einen der größten Amerikaner halten, nicht nur deutsches Werk in diesem Lande, er fand auch Worte des Lobes für das alte Vaterland, für deutsche Freiheitsliebe; er definierte den heute so viel umstrittenen Begriff „Amerikanismus“ und „last but not least“, sprach er von den Deutschamerikanern als loyalen, patriotischen Bürgern dieses Landes im Allgemeinen, von den Deutschamerikanern New Yorks als loyalen Bürgern des „Empire“-Staates im Besonderen.

Gerade jetzt dürfte daher ein Auszug aus der Rede des Richters den Deutschamerikanern willkommen sein und er sei deshalb hier wiedergegeben.

Herr Hughes sagte:

„Von all den philanthropischen Werken ist keines so bedeutend und edel wie die Erziehung von Kindern, die das Teuerste auf Erden, ihre Eltern, verloren haben. Die Wartburg ist nicht arm, sie hat einen Reichtum in guten Werken und ist reich an Freunden. Diese Festlichkeit gibt davon einen hinreichenden Beweis, und wenn ich diese herrliche Szene betrachtete mit all den Marksteinen vollbrachter segensreicher Arbeit, dann zweifle ich nicht daran, daß auch die Zukunft Prosperität bringen wird.“

„Wir dürfen uns heutzutage nicht nur darauf beschränken, solchen Edelsinn auch ferner zu hegen und zu pflegen, sondern müssen es uns angelegen sein lassen, Methode in die philanthropischen Bestrebungen zu bringen, und das ist, meiner Auffassung nach, daß in bezug auf die Fürsorge für Kinder, in diesem Institut mit anderen Instituten gleicher Schritt gehalten werde. Ich hatte einmal das Verlangen, eine unserer Anstalten im westlichen Teile des Staates zu besuchen, wo wir eine Farmkolonie haben. Dort sind die Knaben in Cottages einquartiert, jede unter Obhut eines eigenen Aufsehers stehend; sie hatten Gelegenheit zur Ar-

beitsbetätigung und lebten in einer Umgebung, welche sie ein gewisses Heimgefühl nicht ganz entbehren ließ. Zu meiner Freude finde ich hier, daß Sie nach derselben Methode arbeiten, welche der Staat — viel zu spät, leider — als die richtige anerkannt hat. In dem Gebäude, zu welchem heute der Grundstein gelegt wird, fahren Sie mit diesem methodischen Werk fort.

„Gar manchen glücklichen Tag verlebte ich in dem Vaterland, das Sie verlassen haben. Ledig aller Sorgen und leichten Herzens durchwanderte ich es in meiner Ferienzeit und verbrachte in Ihrem wunderschönen Deutschland eine selige Zeit, die ich zur schönsten meines Lebens rechne. Erholung und Muße bieten nur Jenem wirkliches Vergnügen, der sie sich rechtchaffen verdient hat. Der Müßiggänger, der nichts Besseres zu tun weiß, mag darin vielleicht für den Augenblick eine Art Scheinbefriedigung finden, aber die einzige, echte, wahre Freude, welche jemand in den Stunden der Muße empfindet, entspringt dem Nachgefühl ehrlichen Schaffens und ehrlicher Arbeit. Deshalb müssen wir, geben wir auch unseren Kindern Gelegenheit zur Erholung auf Spielplätzen, ihnen stets die Arbeit vor Augen haltend. Die Welt ist voll von Arbeitern, und sie allein sind die wahrhaft Glücklichen. Das erhebendste Gefühl ist, seiner Arbeit gewachsen zu sein. Und so freut es mich denn, daß bei dem heutigen Herbstfeste der Arbeitsleiß dieser prosperierenden Rinderkolonie seinen Triumph feiert. Hier auf diesem hübschen Flecken Landes haben die Kinder nicht nur eine heilsame Umgebung und freundliche, feste und intelligente Ueberwachung, sondern sie machen sich auch vertraut mit des Lebens Arbeitsernst. Nochmals sage ich: Gott fördere solch gutes Werk!“

Im weiteren Verlaufe seiner Rede hob der Richter die deutsche Freiheitsliebe, die hervorragende Tätigkeit der Deutsch-amerikaner hierzulande und die Loyaltät der Letzteren hervor und sagte:

„Ich las kürzlich die Memoiren von Carl Schurz. Ergriffen hat mich dabei in seinen Schilderungen der heldenhaften Tage der Jahre 1848 und 1849 die bemerkenswerte Weise, in der die ausgeprägte Liebe für Unabhängigkeit und Freiheit zum Ausdruck kam, welche die jungen Leute jener Zeitperiode charakterisierte. Noch einmal las ich die Schilderung des Entkommens Gottfried Kinkels, des Heldennuts, den jene jungen deutschen Männer — und insbesondere Herr Schurz — in der Bewerkstelligung von Kinkels Flucht zeigten. Und ich dachte dabei daran, wie wir in der kritischen Zeit unseres Bürgerkrieges, als der Kampf um die Einheit der Staaten ausgefochten werden mußte, vom Schicksal durch jene verstärkt wurden, die als Verbannte aus ihrer Heimat hierherkamen, um in der neuen Welt einer patriotischen Hingabe Ausdruck zu geben, der sie in dem Vaterland, dem ihre ursprüngliche Liebe gehörte, keinen genügenden Ausdruck geben konnten.

„Sie kamen hierher, nicht krank an Gemüt und Seele. Sie hatten alles aufgegeben, was ihnen teuer war, den heimatischen Herd, den Beruf. Und doch kamen sie hierher voller Eifer, voll tiefer Neigung für unsere Institutionen, und es gibt kein schöneres Wahrzeichen für amerikanischen Patriotismus, als denjenigen, den unsre deutschen Mitbürger gezeigt haben.

„Und dies ruft die Tatsache ins Gedächtnis zurück, daß Amerikanismus keine Frage der Rasse ist. Jeder, der da denkt, daß er, um ein Amerikaner zu sein, eine Reihe von Vorfahren für eine gewisse Zeitperiode hier im Lande aufweisen müsse, verkennt ganz und gar den Sinn des Wortes.

„„Amerikanismus“ ist kein Wort, das nur einen physischen Begriff hat. Er hat seine Bedeutung im Geiste. Und es gibt gar Viele, die ihre Heimat in unserem begnadeten Lande suchen und die Erteilung der vollen Bürgerrechte erwarten, deren Herz schneller mit wahren Patrio-

nemus schlägt, als das vieler derjenigen, die ihre Vorfahren auf zweihundert Jahre zurück hier im Lande verfolgen können.

„Ich liebe es, an Amerika nicht in beschränktem Sinne zu denken. Mit Vorliebe denke ich an die große, uns so nahe kosmopolitische Stadt. Ernst in der That sind ihre Probleme, aber klar liegt die Hoffnung auf die Zukunft vor uns. Wir stehen in gegenseitiger Einheit unserer Ziele zusammen. Wir helfen einander, Vorteile aus der Möglichkeit, etwas zu vollbringen, zu ziehen. In allen Bestrebungen, in der Finanz, im Rechtswesen, in den mannigfachen Tätigkeiten und der Philanthropie ragten von jeher und ragen noch heute unsere Mitbürger deutscher Abstammung hervor. Wir stehen vereint in unserer Hingabe für gemeinsame Ideale. Wir schauen auf die Flagge nicht als ein Symbol der Eroberung. Sie weht nicht über uns lediglich als ein Zeichen der Macht. Sie erscheint uns nicht als ein Emblem der Vier und fünfzigsten Eroberungssucht. Sie steht vielmehr da als ein heiliges Symbol der Gleichheit vor dem Gesetz, bürgerlicher und religiöser Freiheit, gleicher Chancen und gleicher Rechte und einer unparteiischen Regierung zum Wohle Aller. Sie steht da, wo der Starke nicht stark und der Schwache nicht schwach ist auf Grund irgendwelcher Unterschiede in der Regierungsform und wo alle willkommen sind, die sich diesen Idealen des Bürgertums ergeben zeigen. Wir sind hier vereinigt, um ein gemeinsames Ziel zu suchen, Gott dankend für die Gunst, die er uns erwiesen hat, und der Verpflichtung bewußt, welche diese Gunst uns auferlegt.

„Ich spreche zu Ihnen als loyalen, patriotischen Bürgern, als patriotischen Söhnen und Töchtern des Empire-Staates. Wir wollen dies Gefühl gegenseitigen Interesses, wirklicher gegenseitiger Achtung kultivieren, mit dem Herzschlag gemeinsamer Sympathie. Laßt uns an unser Lebenswerk gehen voller Stolz auf alles das, was wir besitzen, was wir er-

erbt haben, voller Jubel über die großen Taten unserer Vorfahren, stolz auf den Teil, den unser Heimatsstaat zur Entwicklung dieses Landes beigetragen hat; und zu gleicher Zeit der Gelegenheit bewußt, hier das freudige Gefühl der Brüderlichkeit der Menschen zeigen, hier die Ideale gemeinsamer Freiheit erlangen zu können.“

Deutsche Waisenkinder bei Gouverneur Hughes.

Und mit tränenfeuchten Augen erzählte sodann Dr. Verklemeier die folgende reizende Episode über eine Reise, die er selbst mit den Kindern, der Knabenkapelle, durch den oberen Staat unternahm, und wie auf dieser Reise auch der Gattin des jetzigen Präsidentschaftskandidaten und damaligen Gouverneurs in Albany ein Besuch abgestattet wurde.

„Ich erinnere mich, wie wir auf unserer Reise gegen Abend in Poughkeepsie anlangten. Poughkeepsie ist meine alte Heimat, meine „erste Liebe.“ wo ich meiner ersten Gemeinde diente und wo ich vor nunmehr 31 Jahren den damals noch wenig verstandenen Ruf an die „Wartburg“ erhielt. Als ich mit meinen Jungen meine alte Kirche erreichte, da läuteten alle drei Glocken vom Turme ein Willkommen. Es ging mir durchs Herz.

„Von Poughkeepsie zogen wir nach Albany. Und weil uns der damalige Gouverneur Hughes auf der Wartburg besucht hatte, da war denn naturgemäß des Tages Parole, ihm einen Gegenbesuch abzustatten. Und als wir hörten, daß der Gouverneur selbst nicht zu Hause sei, da machten wir uns bereit, seine Gattin zu besuchen.

„Frau Gouverneur Hughes war zu Hause. Wir wurden in den Empfangssaal geleitet, und bald kam die Gattin des Staatsoberhauptes heraus. Sie grüßte mich in ungezwungenster, leutseligster Weise, meinte, eine Einführung sei unnötig, seitdem ihr Mann ihr gar so viel von seinem schönen Besuch auf der

„Wartburg“ erzählt hätte, und schließlich führte ich ihr, auf besonderen Wunsch, unsere Knabenkapelle vor. Nachdem die Kinder den „Abendstern“ gespielt hatten, erzählte ich der Frau Gouverneur ein Abenteuer, das wir unterwegs gehabt hatten und das sicherlich erwähnenswert ist. Ein jeder Junge trug nämlich einen Hughes-Knopf, und einer unserer Knaben fand auf der Reise nach der Staatshauptstadt Unterschluß in Hause eines Gegners von Hughes. Der Knabe erschien zum Frühstück mit einem Hughes-Knopf und der Gastgeber forderte ihn auf, den Knopf abzunehmen. Und als ihm auf seine Weigerung hin, den Knopf abzunehmen, das Frühstück verweigert wurde, da ging er schnurstracks hinaus, suchte einen anderen der Nachbarschaft auf und nahm sein Frühstück mit diesem ein.

„Der Besuch wird mir und den Knaben, die mit dabei waren, immer unvergeßlich sein. Frau Hughes sandte noch jedem der Knaben eine Blume zur Bahn und mir selbst einen ganzen Strauß herrlicher Kinder Floras für meine Gattin.

Jahre sind darüber vergangen, Aus dem damaligen Gouverneur Hughes ist ein Oberbundesrichter geworden, ein Mann, der die erste Anwartschaft auf die Präsidentschaft hat. Seine Liebe und die lebenswürdige Aufnahme, die seine Gattin deutschamerikanischen Waisenkindern bereite, offenbaren uns seine Gesinnung.“

Hughes als Präsidentschaftskandidat.

Charles E. Hughes fühlte seine Ambition befriedigt, nachdem der ehemalige Präsident Taft ihn in das oberste Gericht der Republik berufen hatte. Im friedlichen Tempel der Göttin Themis fühlte er sich glücklich. Dort konnte er geräuschlos den Dienst des Priesters verrichten, zu welchem ihn schon seine frühesten Neigungen bestimmt haben. Da mit einem Male sollte er, wie Cincinnatus von dem Pfluge, von der Richterbank hinwegge-

holt werden, um eine irregeführte Nation auf den richtigen Weg zurückzuführen.

Man erinnert sich noch, wie Charles E. Hughes von der im Monate Juni in Chicago abgehaltenen Konvention beauftragt wurde, sich zu äußern, ob er die Nomination annehmen werde. Er schwieg. Und nur als das allgemeine Vertrauen sich ihm in überwältigender Weise zuwandte, als er trotz seines Schweigens zum Präsidenten der Vereinigten Staaten nominiert wurde, zauderte er keinen weiteren Augenblick und folgte dem Rufe des Volkes.

Hughes und die Deutepolitiker.

Gleich in seinen ersten Kampagnereisen gab Hughes es den Deutepolitikern und Nemterjägern zu verstehen, daß sie in seinen Augen keine Gnade finden werden. Er geißelte die gegenwärtige Administration in der schärfsten Weise dafür, daß sie die höchsten und verantwortungsvollsten Nemter als Belohnung für politische Dienste verteilte und im Inlande wie im Auslande die Unfähigkeit mit der Vertretung dieser gewaltigen Nation vertraute.

Gäbe Amerika in dieser schweren Zeit keine politischen Günstlinge, sondern wirkliche Diplomaten gehabt, die sich ihrer Aufgabe bewußt sind, sie hätten manches Uebel, das dem Lande später über den Kopf gewachsen ist, im Entstehen bekämpft.

Daß Herr Hughes mit der Günstlingwirtschaft aufzuräumen und eine ernste, von keiner Parteigehörigkeit abhängige amerikanische Diplomatie ins Leben zu rufen beabsichtigt, ist ein deutlicher Beweis dafür, daß unter ihm ein Pöbel, der von seiner britischen Majestät in Demut erstirbt, oder ein Brand Whittlock, der es vorgezogen hat, in Belgien die Sache der Alliierten gegen Deutschland zu vertreten, unmöglich sein wird. Und das wirkt ermutigend und beruhigend.

Hughes und die Amerikanisierung und die Arbeiterfrage.

Die gehaltlosen Worte, welche Woodrow Wilson seit Jahr und Tag über den sogenannten Amerikanismus und die Zwangsamerikanisierung der Fremdgeborenen in die Welt geschleudert hat, sind von Charles E. Hughes in seiner in Detroit gehaltenen Rede in einem einzigen Satz auf das richtige Maß reduziert worden.

Man braucht weder Präsident, noch Präsidentschaftskandidat zu sein, um die Notwendigkeit dessen zu erkennen, daß Jeder, der auf amerikanischem Boden lebt, sich für die besten Interessen des Landes erwärme, den amerikanischen Idealen nachstrebe. Herr Hughes wies aber darauf hin und gab es den Vollblutamerikanern unumwunden zu verstehen, daß der Fremdgeborene von jenen Amerikanern bislang zumeist nur ein Ideal gesehen hat, den Wunsch, den Eingewanderten nach Möglichkeit auszubeuten, seinen Schweiß und sein Blut in Dollars umzuprägen.

In seiner Detrouiter Rede erklärte Herr Hughes es ganz deutlich, daß dieses Land von den Fremdgeborenen nur dann Begeisterung für amerikanische Ideale erwarten kann, wenn vorerst die Geburtsamerikaner die Ideale hochhalten und das Land an den Neukömmlingen Pflichten erfüllt.

Es war dies eine kernige, eine gesunde und eine überaus humane Rede, trotzdem dieselbe keine einzige Menschlichkeitsphrasen a la Wilson enthielt. Man erkannte in dem Redner den hochsinnigen Richter, der mit gleichem Maße mißt und dessen Aufgabe darin besteht, alle Umstände berücksichtigend, gerecht zu sein, nicht aber in blinder Wut zu verurteilen.

Charles E. Hughes begreift es, daß einem ein Land und dessen Bevölkerung nur dadurch feuer, gleichgültig oder auch verhaßt wird, was man in demselben erfährt. Wenn der Einwanderer in Amerika nur Zurücksetzungen begegnet und

überdies ausgebeutet wird, kann er Land und Leute unmöglich nach den schönen Reden Wilsons beurteilen; er beurteilt es darnach, was er an dem eigenen Körper und an der eigenen Seele empfinden hat.

Wenn Amerikanismus Menschlichkeit bedeutet, muß es eine Menschlichkeit des Herzens, eine Menschlichkeit der Tat sein. Ein solcher Amerikanismus wird in jedem Einwanderer einen gelehrigen Schüler finden, der dann das Heim der Menschlichkeit mit jedem Blutstropfen verteidigt. Den Amerikanismus der Menschlichkeit der Tat predigt Charles E. Hughes im wohlthätigen Gegensatz zu Woodrow Wilson, der einen Amerikanismus der Versekung, einen despotischen Muskanerikanismus in das amerikanische Volk hincingetragen hat, einen Amerikanismus, welchem schon deshalb keine bindende, keine vereinigende Kraft innewohnen kann, weil er Vorurteile, wenn nicht gar Haß zum Vater gehabt hat.

Der Amerikanismus, dessen Fürsprecher Charles E. Hughes in Detroit gewesen ist, will mit dem schädlichen Individualismus aufräumen und in erster Linie in der arbeitenden Welt durch staatliche Fürsorge ein kollektives Gefühl, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wecken und einen Amerikanismus schaffen, welchem das Gefühl der dankbaren Anerkennung einer weisen sozialen Gesetzgebung zugrunde liegt.

Wo bislang der Arbeiter bloß als temporäres Werkzeug betrachtet wurde und demzufolge naturgemäß nur Verpflichtungen sich selbst gegenüber kannte, will Charles E. Hughes denen, die den Reichtum des Landes erarbeiten, durch staatliche Fürsorge das Gefühl beibringen, daß sie nimmer als temporäre Werkzeuge, sondern als berücksichtigungswerte Faktoren in nationalen Leben angesehen werden. Es sollen Gesetze geschaffen und durchgeführt werden, die den Arbeiter vor vermeidlichem Schaden bewahren sollen. Dem Arbeiter sollen bessere Lebensmöglichkeiten, im Rahmen der Mög-

lichkeit körperliche und geistige Genüsse gesichert werden.

Das Problem der Amerikanisierung kann nur in dieser Weise gelöst werden. Bislang haben in diesem Lande hundertmillionen Menschen gelebt, deren jeder seine Sonderinteressen und nur diese im Auge hatte. In der Zukunft soll eine einheitliche Nation herangebildet werden, deren Glieder durch gemeinsame Interessen eins geworden sind.

Hughes und die Reform des amerikanischen Staatswesens.

Das Glaubensbekenntnis des republikanischen Präsidentschaftskandidaten läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: Ernennung von Beamten auf Grundlage ihrer Tauglichkeit; Haushalten mit öffentlichen Geldern; strenge Durchführung der Zivildienstgesetze und Ausschluß der parteipolitischen Rücksichten bei Beurteilung und Lösung von Problemen, welche die Wohlfahrt der Nation betreffen.

Dies ist ein Programm, welchem jeder Bürger, der keine Sonderinteressen verfolgt, seine Unterstützung leihen muß. Schon deshalb, weil in der strittigsten Wahrung der Wohlfahrt der Nation auch der Einzelbürger seine berechnete Wohlfahrt gewahrt findet.

Diese Republik steckt trotz ihres immensen Reichtums und trotz ihrer großen Bevölkerung noch immer in den Kinderschuhen und kann denselben insoweit nicht entwachsen, als sie der Willkür einer zügellosen, nur um die eigene Macht und um den eigenen Gewinn besorgten Parteiherrschaft preisgegeben bleibt. Und der Wechsel muß, trotzdem man sich so gern auf die Souveränität des Volkes beruft, von oben herab erfolgen. Denn dem amerikanischen Volke kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß es eigentlich kein — Volk gibt, sondern Millionen von Einzelindividuen, die, so lange sie sich mit Butter und Brot und mit Altem, was dazu gehört, reichlich versehen können, die Verfassungskritiker ruhig gewähren

lassen und sich wenig darum kümmern, ob eine politische Partei die Republik als ihr ureigenstes Eigentum behandelt oder aber von dem Gemeinsinn erfüllt ist, welcher dem Volke abgeht. Einzelne Gruppen mühen sich nur dann auf, wenn eine jeweilige Regierung aus parteipolitischen oder auch aus gemeinsinnigen Rücksichten Verfügungen zu treffen droht, welche die Interessensphären jener Gruppen berühren.

Nur diesem verbrecherischen Individualismus des Einzelnen und der Gruppen, nur dem allgemeinen politischen Indifferentismus, der sich in den letzten vier Jahren bereits bitter gerächt hat, ist es zuzuschreiben, daß Amerika keine National- sondern eine Parteiregierung hat und daß deshalb für die jeweilige Regierung nicht die Interessen der Nation, sondern die der Partei maßgebend sind.

Charles E. Hughes hat mit der bloßen Andeutung, daß diesem Uebelstande, welcher einen gesunden Auf- und Ausbau der Nation unmöglich macht, abgeholfen werden muß, die Republik um einen gewaltigen Schritt vorwärts gebracht.

Herr Hughes hat mit kräftigen Worten darauf hingewiesen, daß es den Prinzipien der wirklichen Demokratie und der wahren Volksregierung vollkommen widerspricht und den Verfall der Republik nach sich ziehen muß, daß wir keine verantwortliche Regierung haben, daß die Ressortminister, weil von dem Präsidenten ernannt und nicht dem Volke, sondern lediglich dem Präsidenten verantwortlich, keine Diener des Volkes, sondern Handlanger, Kreaturen des jeweiligen Präsidenten sind. Wenn beispielsweise Auslandsminister Bryan dem Volke verantwortlich gewesen wäre und demzufolge bei Ausbruch und während des Krieges vor dem Kongreß hätte erscheinen müssen, um diesem, wie dies in allen Kulturländern der Fall ist, die Grundzüge seiner Auslandspolitik darzulegen und der Beurteilung zu unterbreiten, es wäre sicherlich Vieles vermieden worden, wodurch die

Republik nicht nur wirtschaftlichen Schaden erlitten hat, sondern auch mit Schimpf und Schande beladen wurde. Ein Minister, welcher dem Kongreß Rede und Antwort zu stehen hat, könnte unmöglich das blinde Werkzeug eines Präsidenten sein.

Und durch die Verantwortlichkeit der Regierung dem Volke gegenüber müßte auch die Verschwendungssucht aus parteipolitischen Gründen ein Ende nehmen und der Staatshaushalt automatisch eine bessere Regelung erfahren.

Charles E. Hughes verspricht, seine Kräfte einer solchen Reform zu leihen, die Parteiherrschaft nach Möglichkeit zu eliminieren und eine nationale Regierung für das Volk und nicht für eine Partei zu etablieren.

Verußpolitiker, welche Politik als ein sich gut bezahlendes Geschäft betrachtet haben, werden diesen neuen, in Amerika ungewohnten Weg nur mit Widerwillen betreten, aber das Volk sollte diesen Weg als den einzigen Pfad begrüßen, welcher zu nationaler Einheit und zur nationalen Größe, zur Ehrlichkeit und zur Tüchtigkeit in der Behandlung nationaler Fragen führt.

Hughes für den Ausbau und Schutz amerikanischer Industrien.

Charles E. Hughes hat in Cheyenne, Wyoming, in einer gewaltigen Rede die Notwendigkeit des Wiederaufbaus der amerikanischen Industrien klargestellt. Herr Hughes betonte, daß diese Republik sich auf den wirtschaftlichen Krieg vorzubereiten habe, welcher nach Herstellung des Friedens in Europa mit elementarer Gewalt ausbrechen wird. Und als einziges sicheres Mittel zur Abwehr der feindlichen Konkurrenz bezeichnete Herr Hughes den Schuthtarif, welchen die republikanische Partei zum Wohle der Republik inaugurirt hat und welchen sie, so erst die demokratische Administration zu Falle gebracht wird, durchzuführen beabsichtigt.

Daß die Wilsonsche Theorie über Freihandel und mit dieser Theorie auch das Underwood-Gesetz ein entschiedener Fehlschlag gewesen ist, sieht nicht nur die demokratische Partei ein, sondern auch der Apostel des Freihandels: Woodrow Wilson. Er, der früher ein entschiedener Gegner einer Tariffkommission gewesen ist, hat sich gezwungen gesehen, eine solche zu schaffen, allerdings in Wilsonscher Manier: als Halbmaßregel. Denn die Bewilligungen, die für solche eine Kommission gemacht wurden, sind solche verschwindende, daß Männer, die in wirtschaftlichen Fragen von wahrer Bedeutung sind, es kaum begehrenswert finden werden, einer solchen Kommission anzugehören.

Für die Regelung des wirtschaftlichen Lebens dürften und sollten keine Kosten gescheut werden und ernste Männer übersehen es nicht, daß die Probleme, welchen diese Republik sich gegenübergestellt finden wird, ganz anderer Natur sind, als die Fragen, welche sie in der Vergangenheit zu lösen hatte.

Wie immer der Krieg in Europa enden mag, die Neugestaltung der Welt wird notgedrungen auch die Vereinigten Staaten berühren. Und zwar nicht nur oberflächlich. Dies muß jedem klar sein, der die Haltung Englands während des Krieges mit klareren als Wilsonschen Augen begleitet hat. Will Amerika aus dem Kriege und aus den Folgen desselben unverletzt hervorgehen und einer starken Zukunft zusteuern, dann müssen die Ziegelsteine zum Wiederaufbau und Ausbau aller amerikanischen Industrien mit beiden Händen zusammengetragen werden, um die sträflichen Versäumnisse gützumachen, welcher die gegenwärtige Administration sich schuldig gemacht hat.

„Die Industrien können aber nicht aufgebaut werden.“ sagte Herr Hughes im Staate Wyoming. „falls wir uns auf einen Tarif beschränken, welcher lediglich den Zwecken des Einkommens dient.“

Herr Hughes hat den ausländischen Mächten, die schon heute diese Republik

als willkommenen wirtschaftliche Beute betrachten, zu verstehen gegeben, daß mit der republikanischen Partei in Washington Amerika den Kampf zum Schutze des eigenen Marktes sowohl, wie auch den Kampf um die Eroberung der Weltmärkte aufzunehmen entschlossen ist und zu diesem Behufe Barrikaden an der eigenen Küste errichten und unternehmende Streiter für die amerikanische Handelsmacht in die weite Welt hinaus-schicken wird.

Hughes zum Schutze amerikanischer Rechte.

Wenn Charles E. Hughes auch den Namen Englands nicht erwähnt hatte, scheint seine in Denver, Colorado, gehaltene Rede doch an Downing Street gerichtet gewesen zu sein und wird von Sir Grey zweifellos verstanden werden.

In unzweideutigen Worten erklärte nämlich Charles E. Hughes, daß keine Nation groß und mächtig genug ist, um Amerika als Fußschemel und amerikanische Rechte als wesenlos betrachten zu dürfen.

Unter donnerndem Beifall sagte er wörtlich: „Ich fordere die entschiedene und unerschütterliche Wahrung der Rechte amerikanischer Bürger in der ganzen Welt.“

Und in nicht mißzuverstehender Weise fuhr er dann fort:

“We should maintain those rights about which there is no cavil with THE STRONGEST NATIONS OF THE WORLD, NO MATTER WHICH NATIONS THEY ARE. American rights, understood, upheld, will give us peace, prosperity, and good will.”

Das haben die amerikanischen Bürger deutscher Abstammung in den letzten zwei Jahren ohne Unterlaß gefordert und dieser Forderung wegen, die nun in Herrn Hughes einen warmherzigen und starken Fürsprecher gefunden hat, wurden sie von Woodrow Wilson der Moyalität beschuldigt, als Verräter an amerikanischen Interessen hingestellt.

Mit seiner Forderung, daß amerikanische Rechte von keiner Nation der Welt zertreten werden dürfen, hat Herr Hughes die Haltung der Deutschamerikaner als die patriotischste bezeichnet, die gegen sie ausgestreuten Verleumdungen zurückgewiesen und eine vernichtende Anklage gegen Woodrow Wilson erhoben, der von Deutschland sogar die Wahrung solcher amerikanischen Rechte forderte und erzwang, die eher eingebildete Rechte waren, indem er die praktischen, die Alltagsrechte des amerikanischen Volkes, des amerikanischen Handels, des amerikanischen Durchschnittsbürgers durch England bis auf den heutigen Tag zertreten läßt und dabei den Feind Amerikas noch mit allen amerikanischen Mitteln unterstützt.

Amerikanische Bürger deutscher Abstammung haben niemals gefordert, daß Deutschland geschont werde, falls es seine Hand gegen amerikanische Rechte ausstreckt. Sie forderten aber und sie fordern heute mit derselben Entschiedenheit, daß amerikanische Rechte nicht zum Nachteil Deutschlands den Feinden Deutschlands preisgegeben werden. Sie fordern von einer amerikanischen Regierung gleichen Schutz aller amerikanischen Rechte aller Welt gegenüber.

Charles E. Hughes hat nun diesen Standpunkt eingenommen, welcher der einzige amerikanische Standpunkt ist und welcher es der Welt schon heute klar macht, daß mit der Erwählung von Hughes das Meer für amerikanische Waren und für amerikanische Briefe erschlossen werden muß und daß keine auswärtige Macht einem amerikanischen Kaufmann vorschreiben wird können, welche Geschäfte er abschließen darf und mit wem.

“American rights understood, upheld, will give us peace, prosperity and good will,” sagte Charles E. Hughes. Das ist das wahre Evangelium, welches durch Woodrow Wilson geschändet worden ist, der an dessen Stelle falsche, an Verrat grenzende Lehren ge-

setzt hat und Jedem, der das wahre Evangelium falschen Doktrinen nicht unterordnen wollte, als Reher auf den Scheiterhaufen schleppen lassen wollte.

Deutschamerikaner heraus!

Die Bürger deutscher Abkunft müssen sich in dieser Präsidentschaftskampagne aus positiven und aus negativen Gründen um Charles E. Hughes scharen.

Aus positiven Gründen, weil der republikanische Präsidentschaftskandidat ein konstruktiver Staatsmann ist. Weil er als feiner Diagnostiker die Krankheiten festgestellt hat, an welcher die Republik leidet und als staatsmännischer Heilkünstler die Mittel kennt und anwenden wird, welche dieser Republik die verlorenen sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte zurückgeben werden. Weil Charles E. Hughes durch eine ruhige, besonnene, vorurteilsfreie Haltung den gestörten inneren Frieden der Republik herstellen und Lincolns Devise zur Geltung bringen wird: Wohlwollen für alle, Bosheit für niemanden.

Und auch aus negativen Gründen müssen wir uns um Charles E. Hughes scharen, denn wir müssen alle unsere Kräfte aufbieten, auf daß Woodrow Wilson so geschlagen werde, daß er aus dem öffentlichen Leben der Republik für immer ausgeschaltet bleibt. Wir schulden dies der Wohlfahrt der Republik und wir schulden es unserer Selbstachtung.

Man lasse sich nicht dadurch beirren, daß Charles E. Hughes die Unterstützung Roosevelts besitzt. In diesem Kampfe muß jede Hilfe willkommen sein. Und auch Roosevelt, der ein Opfer augenblicklicher Eingebungen ist, wird aus seinem Irrwahn erwachen. Und wenn nicht: Hughes ist wahrlich nicht der Mann, der äußeren Einwirkungen zugänglich ist. Hughes war Richter und es ist ihm zur zweiten Natur geworden, in kühler Ruhe zu wiegen und zu wägen und erst dann zu urteilen. Hughes kennt keine Vorurteile. Er würde selbst seines Feindes Rechte bedingungslos anerken-

nen und wird dafür das Recht seiner Freunde mit umso kräftigeren Armen beistützen.

Die Bürger deutscher Abkunft haben bei der Nominierung und Erwählung Abraham Lincolns den Ausschlag gegeben. Lasset uns nun auch nach dem 7. November mit stolzer Genugtuung sagen können, daß wir den bedeutendsten Amerikaner der Gegenwart, daß wir Charles E. Hughes in das Weiße Haus getragen haben.

Charles W. Fairbanks.

Bescheiden wie die Anfänge von Charles E. Hughes waren auch die seines Kollegen auf dem republikanischen Präsidentschaftsticket, des Vizepräsidentschaftskandidaten Charles W. Fairbanks.

Geboren als der Sohn eines Farmers, hat auch Fairbanks in seiner frühesten Jugend schwere Feldarbeit verrichtet, um aber aus der Verührung mit der Natur sittlich und körperlich gekräftigt hervorzugehen.

Mit wenigen Dollars in der Tasche widmete er sich später dem Studium der Rechtswissenschaften. Es war eine Zeit großer Entbehrungen, aber festen Willens. Später wurde er Journalist und im Jahre 1874 ließ er sich in Indianapolis, Indiana, als Rechtsanwalt nieder. Zwanzig Jahre wirkte er dort als Advokat und gewann sich durch seinen Rechtsinn und sein freundliches Entgegenkommen die Achtung und die Liebe aller, mit denen er in Verührung trat.

Fairbanks als Politiker.

Fairbanks war immer Republikaner und mit dem Wachsen seines Ansehens wuchs auch sein Einfluß in der Partei. Als fünfunddreißigjähriger Mann wurde er schon von dem Präsidentschaftskandidaten Gresham mit der Leitung seiner Kampagne beauftragt. Und im Jahre 1892 eröffnete er die republikanische Staatskonvention. Schon damals trat er unentwegt für Entgelt gegen den

Silberschwindel ein, eine Bewegung, an welcher die Bürger deutscher Abkunft sich in hervorragender Weise beteiligten und durch welche auch ihre Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf Fairbanks gelenkt wurde.

In Indiana gewann der Silberschwindel sogar unter den dortigen Republikanern Anhänger, aber eine gewaltige Rede von Fairbanks bekehrte die Irregulierten. Diese Rede erregte solches Aufsehen, daß Wm. McKinley in Fairbanks im Jahre 1896 den geeigneten Mann zur Eröffnung der republikanischen Nationalkonvention sah.

Aus derselben Kampagne ging Fairbanks als Bundes senator für den Staat Indiana hervor, dessen Gesetzgebung sich mit dieser Wahl selbst geehrt hat.

In dem Bundes senat war er Mitglied der zwei wichtigsten Komitees, des Auslandsausschusses und des Einwanderungsausschusses. In beiden Komitees verfocht er mit aller Wärme seines Herzens die liberalsten Ideen, welche erst unter der gegenwärtigen Administration erdroffelt worden sind.

Auch war er Mitglied der Kommission, welche mit Großbritannien über kanadische Fragen abzurechnen hatte. Der Ernst, die Würde und Entschiedenheit, mit welcher Fairbanks England gegenüber die Interessen der Vereinigten Staaten vertrat, verdienen angesichts der heutigen Kriecherei vor England besondere Anerkennung und bürgen dafür, daß unter einer Administration Hughes und Fairbanks diese Republik zu einer britischen Kolonie nicht herabgewürdigt werden wird.

Als Bundes senator half Fairbanks wacker mit an dem Aufbau des Schutzzolls und an der Regulierung der Valuta und war mit verantwortlich für die Prosperität, durch deren Schaffung William McKinley sich unsterblich gemacht hat.

Fairbanks vertrat auch die Ansicht, daß Spanien in friedlicher Weise über-

redet werden sollte, den Kubanern die Unabhängigkeit zu geben und nur als die Ueberredung versagte, hielt auch er es für angezeigt, durch amerikanische Intervention dem Blutvergießen in Kuba ein Ende zu machen und die bedrückten Kubaner zu freien Republikanern umzugestalten. Wie anders klingt das als die unmenschliche „Menschlichkeitspolitik“ Wilsons, der nur um nicht Krieg führen zu müssen, den Mexikanern gestattet, nicht nur einander auszurotten, sondern auch amerikanisches Blut zu vergießen und amerikanisches Eigentum einzuäschern.

Fairbanks als Vizepräsident.

In der republikanischen Nationalkonvention vom Jahre 1904 wurde Charles W. Fairbanks zum Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten nominiert und später gewählt. Als Vorsitzender des Bundes senats erfreute er sich bei Anhängern und Opponenten einer gleichen Beliebtheit. Im Jahre 1908 wurde er, genau so wie dieses Jahr, als Präsidentchaftsmöglichkeit in Betracht gezogen, doch zog er es vor, sich ganz der Kampagne zu widmen, welche bekanntlich mit der Erwählung von William Howard Taft zum Präsidenten ihren siegreichen Abschluß nahm.

Nach Austritt aus dem Amte im März 1909 unternahm Charles W. Fairbanks mit seiner Gattin eine Reise um die Welt. Natürlich besuchte er auch Deutschland und wurde er vom deutschen Kaiser empfangen.

Die Eindrücke, welche Charles W. Fairbanks in Deutschland gewann und mit sich nach Amerika brachte, steigerten seine Bewunderung für das deutsche Volk und deutsches Wesen, eine Bewunderung, welcher er in vielen Fällen begeisterten Ausdruck verlieh.

Nun wieder Vizepräsident.

Es war der einstimmige Wunsch der Republikaner des Staates Indiana, daß

Charles W. Fairbanks der im Juni in Chicago abgehaltenen republikanischen Nationalkonvention als Kandidat für die Präsidentschaft unterbreitet werde.

Um die Präsidentschaft entbrannte wie bekannt, ein heißer Kampf, welchem besonders von den Progressiven, die damals ebenfalls in Chicago tagten, täglich neuer Brennstoff zugeführt wurde, umso einstimmiger war man aber in der Wahl des Kandidaten für die Vizepräsidentschaft, zu welchem Charles W. Fairbanks mit einstimmiger Begeisterung nominiert worden ist.

Fairbanks Annahmerede und sein wahrer Amerikanismus.

Die Deutschen in Amerika wird die Rede, welche Charles Warren Fairbanks in Beantwortung seiner Nominierung zum Vizepräsidenten hielt, mit besonderer Genugthuung erfüllen. Es ist dies die Rede eines Mannes, dem Wahrheit und Recht über alles gehen. Es ist die Rede eines echten, warmherzigen Amerikaners.

„Wir Republikaner,“ sagte er, „sind für die Aufrechterhaltung einer festen Auslandspolitik, indem wir gerecht gegen Andere sind und dasselbe von ihnen gegen uns verlangen. Unsere Gegner brüsten sich damit, daß ihr Präsidentschaftskandidat unser Land aus dem Kriege herausgeholt hat. Es ist dies nun kein besonderes Verdienst für einen Präsidenten, wenn niemand mit uns kämpfen will und wenn unser eigenes Volk überzeugt ist, daß eine erleuchtete, feste Diplomatie erfolgreich allen internationalen Verwicklungen vorbeugen kann. Der furchtbare Krieg in Europa wird den Geist des Nationalismus in der ganzen Welt nicht mähigen, sondern noch verstärken und in Zukunft werden wir uns mehr denn je eines Amerikanismus befleißigen müssen, frei von Sektionalismus, Klassenvorurteil oder Sympathie für das Ausland. Es hat hier niemals

eine Zeit gegeben, wo es für uns Amerikaner wichtiger war, Spaltungen in diesem Lande zu verhüten, welche sich an das Geburtsland oder Beschäftigung stützen. Wir können keine Amerikaner ausländischer Geburt für die Gefühle tadeln, welche sie für das Land ihrer Geburt und gegen die Länder haben, welche mit jenen kämpfen, und der Versuch, solche Bürger wegen ihrer Herkunft oder den daraus erwachsenden Sympathien des Verraths zu beschuldigen, solange diese Sympathien in keiner Weise mit der Loyalität gegen unser Land kollidieren, muß aufs schärfste verdammt werden. Die größte Gefahr für unser Land ist nicht der Mann, der zwei Länder liebt, sondern der Mann, der kein Land liebt. Wir sind für Vereitschaft, wie sie die Nation gebraucht, um Respekt für unsere Diplomatie zu erzwingen und uns den Frieden zu sichern. Und Hand in Hand mit unserer physischen Vereitschaft muß industrielle Vereitschaft gehen, welche den Millionen von Arbeitern Prosperität verleiht und unzweifelhaft die wahre Quelle unserer nationalen Stärke ist.“

Hughes und Fairbanks.

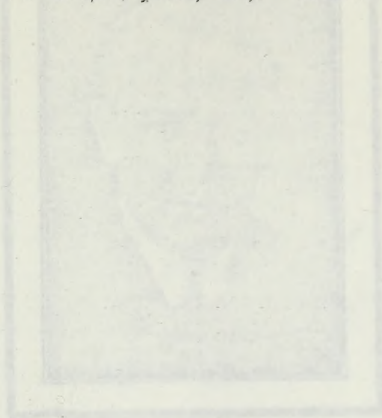
Diese beiden Männer repräsentieren den Amerikanismus in seiner reinsten Form. Keiner der beiden gehört zu den Vernunftpolitikern, die das Land für ihre Zwecke ausnützen wollen. Beide wollen der Republik dienen. In jenem Geiste, in welchem die Republik gegründet wurde. In Unabhängigkeit von aller Welt. Beide wollen aufbauen, was andere in freblerischer Absicht oder aus Unfähigkeit niedergelassen haben. Beide haben ein Ziel: eine einheitliche Nation zum Wohle dieser Republik und keines anderen Landes. Beide wollen dem amerikanischen Volke das sittliche Ansehen und die wirtschaftliche Wohlfahrt zurückgewinnen, die in den letzten Jahren verloren wurden. Beide sind Männer der Tat.

Die Bürger deutscher Abkunft dienen

dem Lande und sich selbst, indem sie am 7. November ihre Stimmen für Hughes und Fairbanks abgeben.

Man vergeße nicht: jede Stimme, wenn auch gegen Wilson, jedoch nicht

für Hughes abgegeben, hilft Wilson. Und gibt es Bürger deutschen Ursprungs, die nach den Erfahrungen der letzten vier und besonders der letzten zwei Jahre Woodrow Wilson helfen wollten?



Colonel Frank J. Smith.

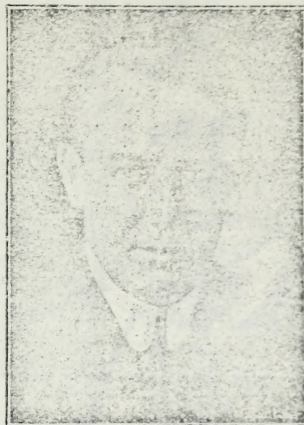
Der Staat Illinois wies in diesem Jahre einen neuen Gouverneur wahlen. Unter den vielen Kandidaten, die um der republikanischen Partei die Nominierung zu erhalten hofften, dürfte man von hiesigen Lesern der Seite sich besonders für Colonel Frank J. Smith interessieren. Nach man sich allein deshalb, weil sein Vater, der Vorsteher in Dwight, aus dem Staat verbannt, was nicht allein deshalb, weil Col. Frank J. Smith die wahre Ursache für hiesiges Elend beiseite hat, sondern deshalb, weil der Republik während seiner ganzen Laufbahn zwei hervorragende hiesige Charaktere beiseite hat: Grundbesitzer und Arbeiter, und diese Charaktere auch als Gouverneur zu betätigen geseht.

Col. Smith war im Jahre 1867 in Dwight geboren. Er ist nur der dritte seines Namens von hiesiger Seite an. Und er arbeitete zuerst im Telegraphenamt, später an der Chicago & North-West. Der hiesige Bürgerkrieg wies er auch in Chicago, schied schon im Jahre 1891 nach Dwight zurück, wo er ein Hospital von \$125 im Grundeigentumsverhältnisse wählte. Und er war erfolgreich, weil er Grundbesitzer mit Ehrlichkeit zu seinen Stand.

Colonel Smith begann allmählich in hiesigen Schatzkammer die hiesige Rolle zu übernehmen, und er ließ sich in der Führung seiner Arbeiter. Er war von jeder Republikaner und leistete seiner Partei nationale Dienste.

Col. Smith verspricht, falls zum Gouverneur nominiert und gewählt, den Staat eine Gesundheitsreform zu geben, nach hiesigen mit seiner Grundbesitzer und Arbeiter, welche er im eigenen Selbstinteresse anwendet, erfolgreich zu machen.

Christliche Arbeiter und besonders Bürger hiesigen Stand sollten sich Eile für Col. Smith abgeben.



Colonel Frank T. Smith.

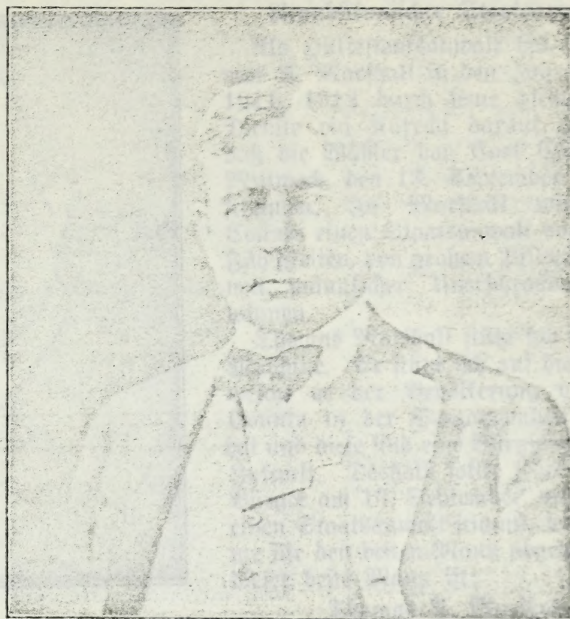
Der Staat Illinois wird in diesem Jahre einen neuen Gouverneur wählen. Unter den vielen Kandidaten, die von der republikanischen Partei die Nomination zu erhalten hoffen, dürfte man von deutschamerikanischer Seite sich besonders für Colonel Frank T. Smith interessieren. Und zwar nicht allein deshalb, weil sein Vater, der Dorfschmied in Dwight, aus Deutschland hierherkam, und nicht allein deshalb, weil Col. Frank T. Smith sich warme Gefühle für deutsches Wesen bewahrt hat, sondern deshalb, weil der Kandidat während seiner ganzen Laufbahn zwei hervorragend deutsche Charakterzüge bewahrt hat: Gründlichkeit und Ehrlichkeit, und diese Charakterzüge auch als Gouverneur zu betätigen gedenkt.

Col. Smith war im Jahre 1867 in Dwight geboren. Arbeit war das Motto seines Lebens von frühester Zeit an. Und er arbeitete vorerst im Telegraphen- amte, später an der Chicago & Alton Bahn. In ähnlicher Eigenschaft wirkte er auch in Chicago, kehrte jedoch im Jahre 1891 nach Dwight zurück, wo er mit einem Kapital von \$125 ein Grundeigentumsgeſchäft eröffnete. Und er war erfolgreich, weil er Gründlichkeit mit Ehrlichkeit zu paaren verstand.

Colonel Smith begann allmählich, in seinem Geburtsorte die leitende Rolle zu übernehmen, und er stieg stetig in der Achtung seiner Mitbürger. Er war von jeher Republikaner und leistete seiner Partei wertvolle Dienste.

Col. Smith verspricht, falls zum Gouverneur nominiert und erwählt, dem Staate eine Geschäftsverwaltung zu geben und dieselbe mit jener Gründlichkeit und Ehrlichkeit, welche er im eigenen Geschäftsleben anwandte, erfolgreich zu machen.

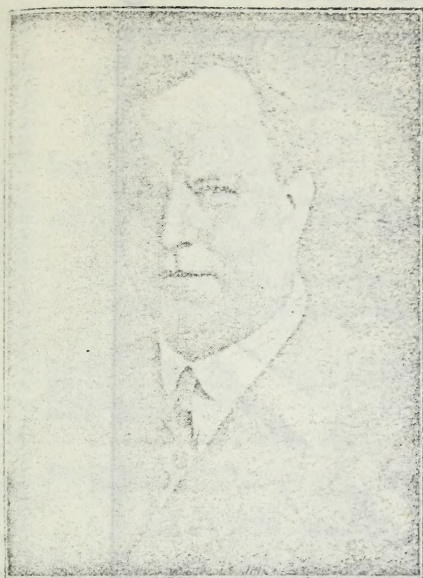
Ehrliche Bürger und besonders Bürger deutscher Abkunft sollten ihre Stimme für Col. Smith abgeben.



Privation and hardship traveled hand in hand in the life of FRANK O. LOWDEN as boy and man. Reared on a farm, he learned what life meant to the pioneers of this country. He earned his own education and then hewed his way to the top of the legal profession. As teacher, lawyer, statesman and farmer, he is splendid material for the next Governor of Illinois, which his friends in all parts of the state are insisting he shall be. His life may be summarized as follows:

- Born January 26, 1861, Sunrise, Minnesota.
- Moved to Hardin County, Iowa, 1868.
- Taught school from 15 to 20.
- Valedictorian '85 class, Iowa State University.
- Law Clerk, Dexter, Herrick & Allen, Chicago.
- Valedictorian '87 class, Union College of Law (now Northwestern).
- President Alumni Association and trustee Northwestern University for several years.
- Trustee University of Chicago and Knox College, Galesburg, several years.
- 1896—April 29th married Miss Florence Pullman, daughter of George M. Pullman.
- Have four children—one son and three daughters.
- 1898—Formed law partnership—Lowden, Estabrook & Davis. Mr. Lowden's law practice was extensive and varied. He was one of the most successful trial lawyers in Chicago. He was an able counsellor and a convincing speaker. He occupied the chair of Federal Jurisprudence in Northwestern Law School. Lowden Hall was named after him for his services.
- Elected Lieutenant Colonel, First Regiment, Illinois National Guard.
- 1900—Purchased Hemenway Farm, now Sinnissippi Farm, on Rock River, near Oregon.
- Delegate to Republican National Convention.
- 1904—Candidate for republican nomination for governor. Defeated by combination of Yates-Deneen forces on 79th ballot, on which Mr. Deneen was nominated.
- 1904-1912—Republican National Committeeman for Illinois and member of executive body of National Committee.
- 1906—Member of Congress from 13th district until March, 1911.

Since his retirement from Congress, he has devoted his time to the development of his fine farm near Oregon, Illinois, attending to extensive land and business interests and the observation and study of public questions that are perplexing the people and requiring their thoughtful consideration.



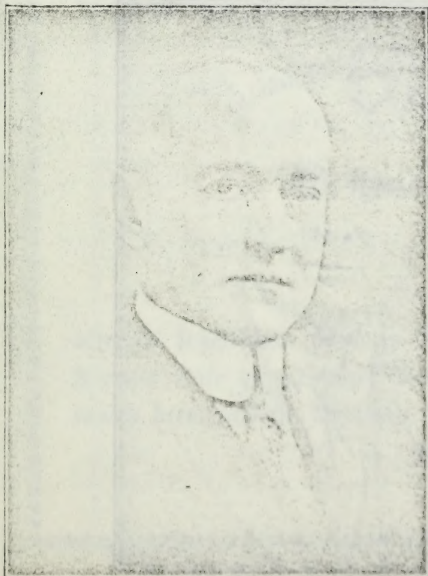
THOMAS A. MARSHALL

Republikanischer Staatsanwalt.

Als Stillschicksstaatsanwalt hat sich Thomas A. Marshall in den Jahren 1910, 1911, 1912 durch seine pflichteifrigen Dienste ein Anrecht darauf erworben, daß die Wähler von Cook County am Mittwoch, den 13. September, für ihn stimmen. In Marshall wird Cook County einen Staatsanwalt von großen Fähigkeiten, von großem Pflichteifer und von männlicher Unerblichkeit gewinnen.

Thomas Marshall stützt sich auf keine Maschine. Er stützt sich auf die Dienste, welche er der Bevölkerung von Cook County in der Vergangenheit geleistet hat und diese sind eine Bürgschaft für die Zukunft. Deshalb sollte jeder denkende Bürger am 13. September, wenn er für einen Staatsanwalt stimmt, seine Stimme für den besten Mann abgeben. Und dieser beste Mann ist:

Thomas A. Marshall.



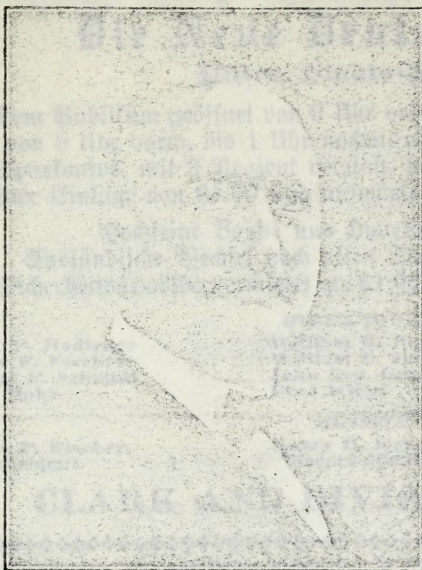
EDWARD J. BRUNDAGE

Republikanischer
Generalanwaltskandidat.

Edward J. Brundage, der von der Bevölkerung des Staats Illinois am 13. September die Nominierung, am 7. November die Erwählung zum Generalanwalt des Staats erbittet, ist eine politische Persönlichkeit von ungewöhnlicher Bedeutung und ungewöhnlichen Fähigkeiten.

Herr Brundage war Mitglied der Staatslegislatur, er war Präsident des Boards of County Commissioners, er war Korporationsanwalt der Stadt Chicago und zeigte in jedem Amte Fähigkeit und hohes Pflichtbewußtsein. Der Name Brundage ist jedem Bürger geläufig und sie werden sich dessen auch am 13. September im Stimmlokal gern erinnern.

Miller als Clerk für das Kreisgericht.



August W. Miller, der von der republikanischen Partei als Clerk für das Kreisgericht auserlesen wurde, ist in Chicago von deutschen Eltern geboren. Herr Miller gehörte dem Stadtrat und dem Board of Assessors als Mitglied an und wurde dann durch Bürgermeister Thompson dem Board für lokale Verbesserungen zugeteilt. Und seine genaue Kenntnis städtischer Angelegenheiten führten zu seiner Ernennung als Superintendent of Streets. Er hat nicht nur viele Verbesserungen eingeführt, er hat den Steuerzahlern auch viele Gelder erspart. Er gehört als Leutnant Colonel dem zweiten Regiment der Illinoiser Nationalgarde an und wohnt mit seiner Familie 3135 Carlisle Place.

Deutsche Stimmgeber sollten für August W. Miller in geschlossenen Reihen eintreten.

JOHN E. NORTHUP

Candidate for the Republican Nomination for State's Attorney

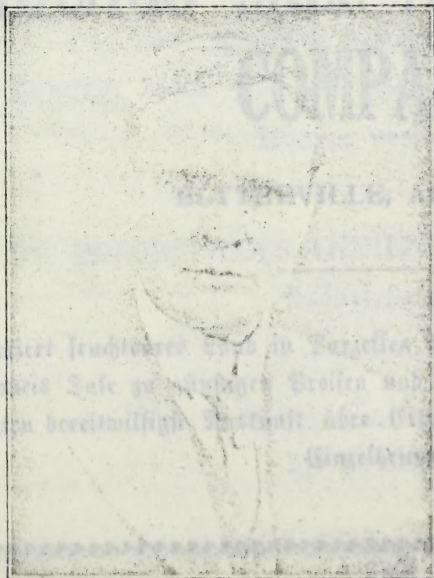
Mr. Northup was born in Marshall County, Ia., August 28, 1868. After graduation he took up teaching and later entered the University of Chicago as a post-graduate, where for two years he specialized in history, political economy and social and political science. While teaching, he began the study of law and completed a course in the Illinois College of Law in October, 1899.

Valuable Experience in State's Attorney's Office.

For six years, from 1906 to 1912, State's Attorneys Healy and Wayman relied upon Mr. Northup as an assistant to handle much of the hardest work of this office. They called upon him to prepare and try many of the longest and most difficult cases for the people, on murder, conspiracy, and fraud charges. By long experience he acquired the most detailed knowledge of the duties and responsibilities of this difficult and important office.

In June, 1913, he was appointed Special State's Attorney of Cook County by Judge Cooper to investigate frauds and crimes committed in the election of 1912 in connection with the choice of State's Attorney. Against bitter and persistent opposition, he conducted a Grand Jury investigation which clearly disclosed extensive short penciling of ballots, falsification of returns, and fraud and irregularities in the use of voting machines.

Mr. Northup is a member of the Bar Association of Chicago and Illinois.



GERMAN BANK OF CHICAGO

Die Neue Deutsche Bank

Unter Staats-Aufsicht!

Dem Publikum geöffnet von 9 Uhr vorm. bis 4 Uhr nachm. An Samstagen von 9 Uhr vorm. bis 1 Uhr nachm. und von 6 bis 9 Uhr abends.

Sparkontos, mit 3 Prozent verzinst, halbjährlich gutgeschrieben, können mit einer Einlage von \$1.00 und aufwärts eröffnet werden.

Hochfeine Bonds und Hypotheken zum Verkauf.

Ausländische Wechsel nach allen Teilen von Europa verkauft.

Sicherheitsgewölbe vermietet zu \$1.00 pro Jahr.

DIREKTOREN:

Albert F. Madlener
Gustav F. Fischer
Richard E. Schmidt
Louis Mohr

William H. Rehm
William F. Juergens
John Geo. Graue
Fred Klein

Henry C. Brummel
Rudolph S. Blome
Edward Levy
Harry H. Keyes

BEAMTE:

Gustav F. Fischer,
Präsident

Harry H. Keyes,
Vizepräsident

Jacob H. Darmstadt,
Kassierer

CLARK AND DIVISION STREETS

CHICAGO MILL AND LUMBER COMPANY

BLYTHEVILLE, ARKANSAS

offeriert fruchtbares Land in Parzellen von 80 bis 160 Aclern im St. Francis Tafe zu günstigen Preisen und Bedingungen und gibt Reflektanten bereitwilligst Auskunft über Ertragsfähigkeit und alle sonstigen Einzelheiten.

VON FRANTZIUS & Co.

122 und 124 S. La Salle Strasse

CHICAGO

Aeltestes deutsches Boersenmakler-
Geschaeft des Westens

Mitglieder der

NEW YORK STOCK EXCHANGE
NEW YORK COTTON EXCHANGE
CHICAGO STOCK EXCHANGE
CHICAGO BOARD OF TRADE

Geldanlagen.

BONDS, $4\frac{1}{2}\%$, 5- und 6prozentige, die jeden Tag an der
Boerse verkaeufllich sind

7% PRIORITAETS-AKTIEN (preferred Stocks) der ersten
Industrieen Amerikas

Wir verleihen Geld auf gute Wertpapiere
zu niedrigsten Raten

Powell, Garard & Company

39 South La Salle Street

CHICAGO, ILL.

Dealers in Government, State, County, City,
School, Drainage and other Municipal Bonds.
Also High Grade Dependable Public Utility
Corporation Bonds.

Our Securities net the investor from 4 to 6 1-2
per cent per annum

Descriptive Circulars Furnished on Request

J. E. SIEBEL SONS' COMPANY

Analytical and Consulting Chemists

FOOD EXPERTS

960-962 Montana St.

CHICAGO

EDUCATIONAL DEPT.: Regular courses conducted in:

Brewing and Malting

Baking and Milling

Engineering and Bottling

Write for Catalogue and Particulars

GUENTHER BROS. & Co.

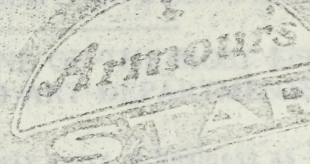
PLACES ADVERTISING IN EVERY NUMBER

OF THE WEEK

OF THE YEAR

IT IS THE ONLY ONE

COPY AND




In our thirty years of experience as an Advertising Agency we have brought many advertising campaigns to the attention of the highest business circles.

Available Agency Service today means more than the mere transmission of advertising orders. Our extraordinary success in placing advertising has been due not to competition in price, but to the exceptional quality of our SERVICE, to the origination of new selling methods, to the origination of new fields and our knowledge of WHEN and WHERE to advertise.

If you are planning an advertising campaign, or wish to expand your present methods, we make available a line of service that may be of great value to you. Consult us before you begin your advertising. We will be glad to take your business.

ARMOUR'S Star Ham, smoked in the Stockinet Covering, is extra delicious. The Stockinet keeps in all the sweet juices and fine flavor. Whether you buy a slice or a whole ham, buy Armour's Star, "The Ham What Am." Star Bacon is of the same high quality as the ham. Ask your dealer.

ARMOUR  COMPANY

Phone Central 382

CHICAGO CHICAGO

GUENTHER-BRADFORD & Co.

PLACES ADVERTISING IN EVERY PUBLICATION
OF THE WORLD
AT PUBLISHER'S LOWEST PRICES

IT MAINTAINS ONE OF THE MOST EFFICIENT
COPY AND ART DEPARTMENTS

In our thirty years of business as an Advertising Agency, we have brought many struggling firms to establishments of the highest business standing.

Advertising Agency Service today means more than the mere transmission of advertising orders. Our extraordinary success in gaining new clients has been due not to competition in prices, but to the exceptional quality of our SERVICE, in the origination of new selling methods, opening of new fields and our knowledge of WHEN and WHERE to advertise.

If you are planning new ventures in trade promotion, or wish to expand present methods, no matter, what your line of business may be, it will pay you to consult us before you begin your undertaking. We will use our experience for your benefit.

GUENTHER-BRADFORD & CO.

Established 1885

NEWSPAPER ADVERTISING
MAGAZINE ADVERTISING

Phone Central 382

64 W. Randolph Street

CHICAGO, ILL.

We Invite You to Inspect Our New Home

GREENEBAUM SONS BANK AND TRUST COMPANY

S. E. Corner La Salle and Madison Streets

Bank Entrance on La Salle Street



A STATE BANK

CAPITAL AND SURPLUS, \$1,850,000

DEPARTMENTS

Commercial — Savings — Trust — Bond — Real Estate Loans —
Foreign Exchange — Investments

Building Loans a Specialty

 3% INTEREST ON SAVINGS 
CHECKING ACCOUNTS SOLICITED

First Class Chicago First Mortgages and Bonds

We extend to our depositors every facility consistent with sound
Banking Principles

START YOUR ACCOUNT NOW!

Oldest Banking House in Chicago

Founded 1855

SAFE DEPOSIT VAULTS

Boxes \$3.00 and up

PHONE WEST 6-5-0

FOR A CASE OF

Utah-Bräu

THE
PERFECT BOTTLED
BEER

"ITS FLAVOR WILL WIN YOUR FAVOR"

BREWED AND BOTTEED BY

THE STANDARD BREWERY

CHICAGO

A. KROCH & CO.

Deutsche Buchhandlung

59 und 61 Ost Monroe Str. Chicago

Das intellektuelle Deutschthum Chicago's
trifft in unserer Buchhandlung zusammen

Francis A. Lackner

Theodore C. Butz

LACKNER & BUTZ, SONS

Conway Building

111 W. Washington Street

CHICAGO

Wir haben eine lange Liste von Ersten
Hypothesen und Ersten Hypothesen-
Grundeigentumsbonds aufliegen, welche
selbst als vorsichtigste Anlage willkom-
men geheissen werden dürften. Beträge
sind von \$100 aufwärts. Jede Anfrage
wird von uns persönlich, rasch und mit
grösster Aufmerksamkeit behandelt.

Ueber Ersuchen steht jedermann unsere Monatsliste

SICHERER ANLAGEN

zur Verfügung.

A. KROCH & CO. Deutsche Buchhandlung

52 und 54 Ost Monroe Str. Chicago

Das internationale Verzeichniss der
Bücher in unserer Buchhandlung aufnehmen

Theodore C. Butz

Francis A. Lackner

LACKNER & BUTZ, SONS

111 W. Washington Street

Conway Building

CHICAGO

Wir haben eine lange Liste von ersten
Hypotheken und ersten Hypotheken-
Grundbesitzungsbonos auflegen, welche
selbst als vorzüglichste Anlage willkommen
sein können werden. Die Beträge
sind von \$100 anwärts. Jede Anlage
wird von uns persönlich, rasch und mit
grösster Aufmerksamkeit behandelt.

Über Ersuchen steht jedermann unsere Monatsliste

SICHERER ANLAGEN

zur Verfügung.

Sicherheit und Zuverlässigkeit Erste Vorbedingung in Geldsachen.

WOLLENBERGER & CO., das alt etablierte deutsche Bankgeschäft, stellt dem Publikum seine Dienste auf Grund 30jähriger fachmännischer Erfahrung und durch seine direkten Bankverbindungen in Europa zur Zeichnung von Kriegsanleihen des Deutschen und Oesterreich-Ungarischen Reiches, sowie für Geldsendungen nach Europa zur Verfügung.

WOLLENBERGER & CO. waren das erste Bankhaus in Amerika, welches Zeichnungen auf die Kriegsanleihen der Centralmächte annahm und haben auch tausende und abertausende Auszahlungen in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Schweiz pünktlich und sicher besorgt.

WOLLENBERGER & CO. haben fernerhin Erbschaften und Ausstände in Europa mit grösstem Erfolg eingezogen und bieten auch für diese Geschäfte ihre Dienste an.

Sichere amerikanische Wertpapiere, namentlich

Erste Hypotheken 6% Gold Bonds

stets an Hand.

Auskünfte in allen Geldsachen werden jederzeit **kostenfrei** bereitwilligst erteilt. Sprechen Sie vor oder schreiben Sie deutsch oder englisch.

Prospekte und Formulare werden auf Verlangen prompt zugestellt.

WOLLENBERGER & CO.

105 S. La Salle Street, Vorland Gebäude

Deutsches Bankgeschäft

CHICAGO, ILL.




Die höchste Probe von Morris und was diese Probe bedeutet.

Durch eine einmal in der Woche vorzunehmende Koch- und Chprobe beweist Morris & Company die Güte seiner Produkte. Diese Probe wird die höchste Morris-Probe genannt. Sie erfolgt in unseren verschiedenen Anlagen in dem ganzen Lande. Die vorsichtigste Probe in Ihrem eigenen Heim kann nicht exakter sein als die höchste Probe durchgeführt durch diese Niesenorganisation, die einen seit einem halben Jahrhundert wohlbegründeten Ruf für die Herstellung reiner Nahrungsmittel hat. Diese Probe ist eine Garantie, daß jedes erprobte Morris-Produkt an Geschmack, Frische und Nahrunghaftigkeit unübertroffen ist.

Morris erprobte Nahrungsmittel

beweisen ihren Werth von ihrem Standpunkt. Die Morris-Probe an Schinken, Speck, Fette, konserviertem Fleisch und anderen Produkten mit der Morris-Schutzmarke bedeutet Schutz für Sie und Ihren Haushalt.

MORRIS & COMPANY

PACKERS  PROVISIONERS

Edward Hines Lumber Co.

LINCOLN STREET

Just South of Blue Island Avenue

Long Distance Telephone: Canal 349

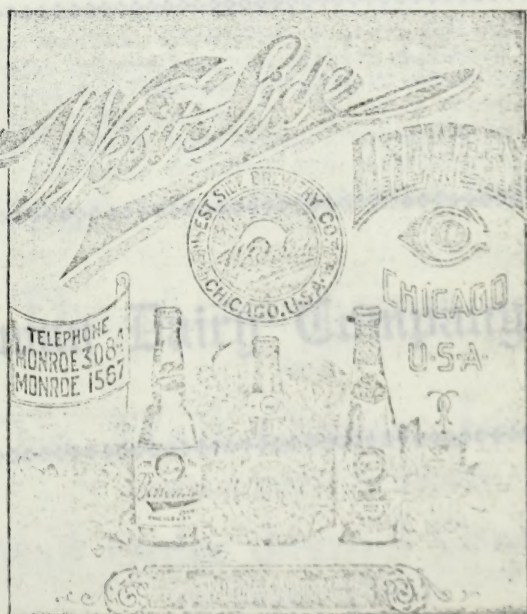
HINES

Means not only

Anything and Everything in LUMBER but

UNEXCELLED SERVICE

Branch Yards in all parts of the City and Suburbs





Es gibt nur ein
MALT-MARROW

und das ist

McAVOY'S

Vermeiden Sie Substitute

TELEPHON CALUMET 5401

THE ONLY MALT-MARROW IS

McAVOY'S

— AVOID SUBSTITUTES —

Rouman Dairy Company

SAMPLE COPY, 10 CENTS

Mail Order Journal Company

106 Schiller Building

The Magazine for Business Men

Business men will find The Advertising Age and Mail
Order Journal of almost indispensable help.

It is the Oldest Monthly Magazine of Advertising.

In the nineteen years of its existence it has put thousands of business men in every part of the country—Dry Goods Merchants, Clothiers, Furniture Dealers, Druggists, Storekeepers in General and Mail Order Firms on the road to success by advertising.

If your business success depends on advertising and practical business ideas, you will profit by the Advertising Age and Mail Order Journal. Each issue is brimful of useful and profitable business information and articles telling of other people's successes and their causes, methods to follow or avoid, of the value of advertising media, etc. No other paper like it.

If you want to keep posted on conditions, new business methods, advertising problems and advertising media, in short, on everything of value to the progressive business man, you cannot be without

The Advertising Age And The Mail Order Journal

SAMPLE COPY, 10 CENTS

Mail Order Journal Company

106 Schiller Building

CHICAGO, ILL.

Ist Prohibition wirksam?

Sozialpolitiker bezeichnen es als eine Unmöglichkeit, Geseze durchzuführen, die etwas zum Verbrechen stempeln, das an sich nichts Unrechtes ist.

Die Prohibitionisten meinen, alles, was nötig sei, um vollständige Enthaltksamkeit einzuführen, wäre Zwang — Zwang in Gestalt eines gesetzlichen Knippels. Sie sagen: „Man mache es gesetzwidrig für jeden, berauschende Getränke im Besitze zu haben — für die Mäßigen wie für die Unmäßigen — und man wird das Mittelmittel gegen die meisten, wenn nicht gar gegen alle sozialen Uebel in Anwendung bringen.“

Wenn das wahr wäre, wie müßten wir dann die Prohibitionsstaaten Maine, North Dakota, Kansas und Washington beneiden!

Aber richten wir den Scheinwerfer der Untersuchung auf den Staat Washington, um den Tatsachen auf die Spur zu kommen.

Dem „Seattle Star“ (Ausgabe vom 5. April 1916) zufolge sieht es in Seattle so aus:

„Seit dem Ersten des Jahres sind County-Beamten zufolge in King County 65 neue Apotheken eröffnet worden. Eine beträchtliche Anzahl davon haben sich in der Stadt etabliert.

„Alle diese neuen Apotheken können sich nicht legitimertweise behaupten. Keiner kann mit gutem Gewissen und Verstand glauben, daß es ehrlich mit ihnen bestellt sei.

„Ausflüchte helfen hier nichts. Große Mengen geistiger Getränke werden verkauft, — und manche der alten Apotheken, wie manche der neuen machen das Prohibitions-gesetz zur reinen Posse.

„Trunkenheit tritt in Seattle beinahe so häufig auf, wie vor der Prohibition des Staates.“

Seit Inkrafttreten der Prohibition in Washington hat die Zahl der Apotheken in Seattle sich fast verdreifacht.

Dafür gibt es einen Grund. Hier ist er:

Verhaftungen wegen Trunkenheit in Seattle:

April 1915

April 1916

Naß

Trocken

363

372

Chicago Brewers' Association

Zum Roten Stern

Der Sammelplatz des besten Deutschthums
der Nordseite

1528 N. Clark Street

Tel. Superior 440 and 3942

Eigentümer: Carl Gallauer

Vorzügliche Speisen. Beste inländische und importierte
Weine und Biere

Chicagoer Freie Presse

Abendausgabe der „Illinois-Staats-Zeitung“.

24—28 South Fifth Avenue, Chicago.

Chicagos populäre und meistgelesene Abendzeitung. Eine ideale
Zeitung für jeden Familienkreis und für alle Stände.

Alle Tagesneuigkeiten des In- und Auslandes durch die Assoziierte
Presse und Spezialberichterstatte.

Ausführlicher und unübertrefflicher Lokaldienst.

Erschöpfende Berichte aus allen deutschen Kreisen.

Gediegene Leitartikel mit besonderer Berücksichtigung der sozialen
Fragen.

Plauderwinkel, in welchem jeder Leser die Meinung über aufgewor-
fene Fragen abgeben kann, und viele andere Dinge, welche die „Chicagoer
Freie Presse“ besonders lesenswert machen.

A. HOLINGER & CO.

Real Estate, Loans and Investments

3d Floor Lumber Exchange Building

11 South La Salle Street

CHICAGO, ILL.

Erste Hypotheken und Bonds auf Chicago Grundeigentum
in Beträgen von \$100.00 und aufwärts stets an Hand

Sonntagsblatt der Illinois Staats-Zeitung

früher „Der Westen“

ist infolge seiner Reichhaltigkeit und seines gediegenen Inhaltes das verbreitetste Sonntagsblatt des mittleren Westens. Es ist ein Familienblatt im wahrsten Sinne des Wortes, das sowohl als Ergänzung zur Tageszeitung gelesen werden muß, aber auch unabhängig davon gelesen werden kann.

Das ganze Jahr hindurch in unverminderter Stärke von 36 Seiten erscheinend, bringt das „Sonntagsblatt“ nicht nur einen ausgedehnten Depeschenteil mit vollem Dienst der Associated Press, einen reichhaltigen und interessanten lokalen Teil und Eigenberichte nebst Postnachrichten aus der alten Heimat, sondern auch Romane und Novellen aus den besten deutschen Federn, illustrierte Aufsätze belehrender und unterhaltender Art, eine Rätsel-, Stat- und Schachese mit Preisaufgaben.

In jeder Nummer erscheinen vier Seiten in englischer Sprache, um den Lesern Argumente zur Bekämpfung der deutschfeindlichen Stimmung zu bieten.

Dem Reiche der Frau ist ein besonderer, acht Seiten starker Teil gewidmet.

Es gibt auf amerikanischem Boden kein deutsches Blatt, das mit größerer Befriedigung zur Hand genommen wird, als das „Sonntagsblatt der Illinois Staats-Zeitung.“

Illinois Staats-Zeitung

Gegründet 1848.

24—28 South Fifth Avenue, Chicago, Ill.

Erscheint jeden Morgen.

Voller Dienst der Assoziierten Presse. Spezial-Kabel-Nachrichten und Spezial-Korrespondenzen. Gediegene Leitartikel über alle Tagesfragen des In- und Auslandes. Unübertroffener lokaler Neuigkeits-Dienst. Deutsche und englische Theaterkritik. Vollständige Börsen- und Finanzberichte. Erschöpfende Nachrichten aus der Heimat, und zahllose andere lesenswerte Beiträge.

Die Illinois Staats-Zeitung hat sich seit Ausbruch des Krieges als die Zeitung der Deutschen in Amerika bewährt.

„Verlangt“ und sonstige „Kleine Anzeigen“ sind infolge der großen Verbreitung der „Illinois Staats-Zeitung“ von schnellem Erfolge begleitet. Annahmestellen für „Kleine Anzeigen“ in allen Teilen der Stadt.

Probenummern werden auf Ersuchen gratis nach irgendwelcher Adresse verschickt.

Die „Illinois Staats-Zeitung“ ist die unerschrockenste Vorkämpferin für alle berechtigten Interessen der Deutschen.

Leset die „Illinois Staats-Zeitung“!

Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
Deutschamerika im Kriegsjahr 1915—1916. Von Michael Singer..	7
Deutscher Anteil an der Jahrhundertfeier des Staates Illinois. Von Prof. Dr. Julius Goebel.....	155
Velleville und die deutschen Ansiedler im County St. Clair. Von Fried- rich Bodenstedt	164
Karl Follen, ein Gedenkblatt. Von Prof. Dr. Julius Goebel..	171
Aus Abraham Lincolns Tagen. Von Dr. Otto Günther.....	177
Wesen und Aufgabe der deutschen Kultur. Von Prof. Dr. Georg L. Scherger	185
Is this an English Country? By THOMAS J. DIVEN.....	196
Deutsche Dichter in Amerika. Von Martin Drescher.....	201
Die fremdzügigen Zeitschriften in den Vereinigten Staaten. Von Argus	215
Deutsches Bühnenleben in Chicago. Von Michael Singer.....	221
Der Bindestrich. Von Horace L. Brand.....	229
A Few Remarks About the Hessian Question. By GEO. F. ORT.....	233
Im eisernen Ring. Militärische Operationen des Weltkrieges 1914—1916. Von Arthur Lorenz.....	238
Chicago. Von Rudolf von Gottschall.....	257
Nahel Barnhagen. Von Frau Edward Leicht.....	259
Die Seligkeiten des Krieges. Von Milo.....	264
Hier laßt uns Hütten bauen. Von William Reichert.....	268
Kunst und Frohsinn. Von Dr. Walter S. Briggs.....	271
Chicagoer Weinstuben in den letzten vierzig Jahren. Von Einem, der sie alle kannte	276
Deutsche Kulturbestrebungen in Chicago.....	281
Gesellschaftliche Ereignisse im Chicagoer Deutschtum.....	287
Ausblicke ins Wirtschaftsleben.....	308
Die politische Lage vor der Präsidentenwahl in 1916. Von Dr. Michael Singer	315
Anzeigen	335

Sehn Tatsachen.

Forni's Alpenkräuter wurde bereits im Jahre 1780 von dem alten Dr. Peter Fahrney bereitet, also zu einer Zeit, wo man sogenannte Patentmedizinen, mit welchen es nicht verwechselt werden sollte, noch nicht kannte. Es wird heute noch nach demselben Rezept von den Großenkeln des ersten Herstellers bereitet. Es ist jetzt in allen Ländern der Erde als bewährtes Hausmittel bekannt und erfreut sich einer stets zunehmenden Beliebtheit.

Es müssen zweifelsohne ganz besondere Gründe vorliegen, wenn ein so einfaches Hausmittel den Sturm und Wechsel der Zeit in solcher Weise überdauert und eine fortwährend wachsende Nachfrage dafür stattfindet. Dieser merkwürdige Erfolg wird denen aber kein Geheimnis bleiben, welche die folgenden zehn Tatsachen in Betracht ziehen:

1. Es ist bereitet aus unversehrten medizinischen Kräutern, Wurzeln und Samen, welche die Heilkräfte der Natur enthalten.
2. Es scheidet die verbrauchten und verdorbenen Stoffe, welche gewöhnlich die Krankheitserreger sind, aus dem menschlichen System aus.
3. Es reinigt das Blut.
4. Es reguliert den Magen und befördert die Verdauung.
5. Es wirkt auf Leber und Nieren.
6. Es beruhigt das Nervensystem.
7. Es nährt, stärkt und belebt.
8. Es hilft bei der Bildung von neuem, reichem, rotem Blut und gesundem, solidem Fleisch.
9. Es öffnet die Poren der Haut und erzeugt einen gesunden Schweiß.
10. Es ist angenehm einzunehmen und enthält nichts, was nicht dem System vorteilhaft wäre.

Die merkwürdigen Erfolge, welche dieses Heilmittel erzielt hat, selbst in Fällen, die als „unheilbar“ erklärt wurden und wo alle Hoffnung, gesund zu werden, aufgegeben war, haben natürlich gewissenlose Personen gereizt, Fälschungen herzustellen und unter ähnlich klingenden Namen in den Handel zu bringen. Man sei darum stets vorsichtig und beachte darauf, den echten Artikel zu erhalten; wenn in Zweifel, so wende man sich direkt an die alleinigen Hersteller.

Forni's Alpenkräuter wird nicht durch Apotheker verkauft. Spezialagenten liefern es dem Publikum. Sollten Sie einen solchen Agenten nicht kennen, so schreiben Sie an

Dr. PETER FAHRNEY & SONS CO.

19—25 So. Bohne Avenue

Chicago, Ill.



Achten Sie auf die Marke an



Schinken
und
..Sperk..



.. Wenn Sie einkaufen ..

Falls Sie die Marke sehen

„Swift's Premium“

Eine doppelte Marke an dem Spick

Eine große, in's Auge fallende Marke an dem Schinken

Bönnen Sie sicher sein über

Höchste Qualität

Feinen Geschmack

Bartheit

Bestehen Sie zu Ihrem eige-
nen Schutz auf „Swift's
Premium“



SWIFT & COMPANY

F 896.4476

5614

